

MILTON

UND SEINE ZEIT.

ZWEITER THEIL.

1649—1674.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,
Professor der Geschichte an der Universität Bern.

ZWEITER THEIL.

1649—1674.

Drittes Buch. **Unter der Republik und dem Protektorat.**



LEIPZIG.
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1879.



MILTON, ÆTAT. 62.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

Drittes Buch.

Unter der Republik und dem Protektorat.

1649—1660.

Mit einem Portrait des zweiundsechzigjährigen Milton.



LEIPZIG.
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1879.



Drittes Buch.

Unter der Republik und dem Protektorat 1649—1660.

Inhalts-Verzeichniss.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Drittes Buch.

Unter der Republik und dem Protektorat.

1649—1660.



Erstes Kapitel.

Eintritt in den Staatsdienst.

„Das Recht, seine Regierung zu ändern, liegt nach Gottes Verwilligung beim Volke.“ Mit diesem unerbittlichen Satze hatte Milton den letzten Akt jener Revolution in Schutz genommen, deren erste Anfänge schon Gegenstand seiner Bewunderung gewesen waren. In der That, es war die Idee der Souveränetät des Volkes, die als treibende Kraft hinter den äusseren Ereignissen stand, und welcher König und Königthum zum Opfer fielen. Sie war nicht auf dem Boden der altparlamentarischen Opposition erwachsen. Sie war gross geworden im Lager des independentischen Heeres. Nur durch dessen gewaltthätiges Einschreiten war der Widerstand der Parlamentsmehrheit gebrochen, war das Verhängnis des Königs herbeigeführt worden. Der klaffende Widerspruch zwischen Lehre und Wirklichkeit blieb bestehen, dass das Volk, dessen Souveränetät man proklamirte, durch die drohende Masse der Soldaten und durch ein paar dutzend zurückgebliebene Mitglieder eines verstümmelten Unterhauses dargestellt wurde. Aber dem Zeitgenossen, der mit dem ganzen Feuer seines Naturells Partei ergriffen hatte, kam dieser Widerspruch nicht sofort zum Bewusstsein. Die nächsten Folgen der Hinrichtung Karl's I. erschienen ihm um nichts weniger gerechtfertigt, weil die Nation sie aus den Händen der kleinen Anzahl von Machthabern entgegennehmen musste.

Die Abschaffung des Hauses der Lords durch Votum der Gemeinen vom 6. Februar 1649 war das Vorspiel zur

förmlichen Verwerfung der monarchischen Staatsform den Tag darauf. Das „Amt des Königs als unnöthig, lästig und gefährlich für die Freiheit, die Sicherheit und das Wohl des Volkes“ wurde für aufgehoben erklärt. Die Ausrufung eines Königs ohne Zustimmung des Parlaments galt als Hochverrath. Mit den königlichen Abzeichen und Bildern verschwand der königliche Name aus den Formeln des Rechts, die ihn bis dahin an ihrer Spitze getragen hatten. Die königlichen Güter und Schlösser wurden als Eigenthum der Nation betrachtet, die herrliche Sammlung von Kunstwerken, die Karl I. angelegt hatte, zerstreute sich in alle Welt. England war zur Republik geworden, ohne dass die grosse Mehrheit seiner Bevölkerung aufgehört hätte monarchisch gesinnt zu sein, unter dem unwiderstehlichen Druck der independentischen Krieger und Staatsmänner, denen die überaus schwierige Aufgabe zufiel, das neue Gemeinwesen zu organisiren und aus den ringsum sich aufthürmenden Gefahren zu erretten. Das eine wie das andere gelang mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, welche die zahlreichen Gegner der Republik nicht erwartet hatten, aber freilich auch mit einer Anspannung der Kräfte und einer Anwendung von Strenge, welche der so genannten republikanischen Herrschaft wenig Freunde erwerben konnten. Dem Namen nach lag die höchste Regierungsgewalt bei jener zusammengeschrumpften Körperschaft, die der Spott ihrer Feinde als Rumpparlament kennzeichnete. Allein es war klar, dass die laufenden Geschäfte durch eine Versammlung dieses Charakters nicht besorgt werden konnten. In einer Zeit, in welcher die ganze alte Maschinerie der Staatsverwaltung zertrümmert und durch die gefürchteten „Committees“ von Anhängern der Revolution ersetzt worden war, entschloss man sich dazu, auch die Summe der Exekutive einem höchsten Committee anzuvertrauen, das auf je ein Jahr durch das Parlament gewählt wurde. Es war der „Staatsrath“. Seine Befugnisse waren freilich gegenüber denen seines Auftraggebers keineswegs genau abgegrenzt, aber da seine einundvierzig Mitglieder grossen Theils immer auch Mitglieder des Rumpparlaments waren, so hatten die häufigen Verweisungen

auf parlamentarische Entscheidung kaum eine ernstliche Bedeutung. In Wahrheit ruhten die Zügel der Gewalt anfangs so gut wie ganz in den Händen der Männer, die sich bald mehr bald weniger zahlreich zu den Sitzungen des Staatsraths versammelten. Sie verfügten über die Land- und Seemacht des Reiches. Sie hatten die diplomatischen Beziehungen zum Ausland zu unterhalten. Ihrer Sorge war die Bekämpfung monarchischer Ansprüche, die Unterwerfung widerstrebender Reichstheile, die Erhaltung der Ruhe, der Schutz des Handels und der Kolonien anvertraut. Neben einem nicht scharf bestimmten Kredit war ihnen die diskretionäre Gewalt ertheilt, zur Sicherung des gefährdeten Gemeinwesens von einem Zeugniszwang Gebrauch zu machen oder in anderen Fällen die Festnahme Widerspänstiger zu verfügen.

Man hat nicht Unrecht gehabt zu sagen, dass diese Verbindung von Machtvollkommenheiten verschiedenster Art kaum jemals durch die Fülle königlicher Gewalt erreicht worden sei. Auch lehren die Protokolle des Staatsrathes, die man in unseren Tagen zu veröffentlichen begonnen hat, dass die neue Regierung von ihren Befugnissen einen sehr ausgiebigen Gebrauch machte. Harmlose Vergnügungen der Bevölkerung in Stadt und Land wurden gestört, weil sie den Anlass zu staatsgefährlichen Verbindungen oder zu offenem Aufruhr zu geben drohten. Schriftsteller und Buchhändler hatten selten schlimmere Tage gesehn, als diejenigen, in denen einige Schwärmer nach dem „ersten Jahre der Freiheit Englands“ zu rechnen pflegten. Willkürliche Verhaftungen erinnerten nur allzu lebhaft an die düstersten Zeiten des Königthums. Eine scharfe Beaufsichtigung der Post mahnte zur Vorsicht beim brieflichen Gedankenaustausch. Allein wenn die urkundlichen Zeugnisse jener Epoche keinen Zweifel daran aufkommen lassen, wie schwer die Herrschaft der neuen Staatslenker auf dem Lande lastete, so stellen sie auch das Bedenkliche, ja beinahe Verzweifelte ihrer anfänglichen Aufgabe in's hellste Licht. Es bedurfte einer Arbeitskraft, einer Unerschrockenheit und eines sittlichen Ernstes, wie sie nicht leicht vereinigt gefunden werden, um das schwankende Fahr-

zeug, das seine Flagge gewechselt hatte, durch Stürme und Klippen hindurchzuführen. Die kühnen Männer, von denen manche die einfachsten Handgriffe ihres Werkes noch zu lernen hatten, konnten stolz darauf sein, dass das Ergebnis ihres rastlosen Schaffens die sorgsam studirten Künste geschulter Praktiker mitunter beschämte. Sie wussten das Talent, wo es sich fand, in ihren Dienst zu nehmen und an seinen richtigen Platz zu stellen. Sie liessen persönliche Rücksichten der Sache, der sie dienten, nicht vorgehen. Ein einheitlicher, grossartiger Zug geht durch ihre Geschäftsleitung. Ihr Erfolg war die Bändigung der widerstrebenden Kräfte im Inneren und die Erhöhung der englischen Macht gegenüber dem Ausland.

Zuerst galt es den Kampf mit jenen bedrohlichen inländischen Elementen aufzunehmen. Es konnte kein Zweifel darüber sein, dass die Hinrichtung des Königs, die Abschaffung der Monarchie von der Masse der Nation nicht gebilligt wurde. In diesem Punkte waren die Anhänger der bischöflichen Kirche und die Anhänger des Presbyterialsystems vollkommen einig. Es gab keine Grafschaft, in welcher der Royalismus nicht zahlreiche begeisterte Anhänger gehabt hätte, die den Sohn Karl's I. als den rechtmässigen Erben des Thrones seiner Väter betrachteten. Im Westen und im Norden des Landes waren die royalistischen Sympathieen so stark, dass es häufig unmöglich wurde, die Büssungsgelder der „Delinquenten“ einzutreiben. An verschiedenen Stellen wagten die Anhänger des Königthums sich mit den Waffen in der Hand zu erheben. Die republikanischen Machthaber verstanden sich zu ausserordentlichen Gegenmassregeln. Noch befanden sich einige der vornehmsten Anhänger des Königs, die im zweiten Bürgerkriege für ihn aufgetreten waren, in ihrer Hand. Ein neues Ausnahmegericht wurde eingesetzt, um ihnen den Process zu machen, und an dem Herzog von Hamilton, dem Grafen von Holland, Lord Capel wurde der Spruch, der sie zum Tode verdammte, ohne Gnade vollzogen. Im Lande selbst blieb kein Mittel unversucht, nicht nur um dem Ausbruch von Empörungen vorzubeugen, sondern auch um der freien Meinungsäusserung, sei es der Presse oder

der Kanzel, entgegenzutreten, bis die Auflage eines allgemeinen Treueides als sicherster Prüfstein verlässlicher Gesinnung erachtet wurde. Die stärkste Gefahr lag darin, dass der Widerstand der Royalisten an einer Opposition von ganz anderer Seite her Rückhalt finden konnte. Die grosse politische Veränderung, in der Form wie sie zu Tage getreten war, beruhte auf einem Verständnis zwischen den independentischen Ueberbleibseln des langen Parlaments und den weniger radikalen Officieren des Heeres. Sie hatten das Princip der Volkssouveränetät für ihr Verfahren aufgerufen, aber sie hatten nicht gewagt, von diesem Princip eine folgerichtige Anwendung zu machen. Wäre dies geschehn, so hätte das verstümmelte Parlament, das ein Hohn auf den Begriff einer Volksvertretung war, sofort sich selbst das Todesurtheil sprechen müssen. Eben darum, weil es vor diesem Sprung in's Ungewisse zurückbebte, war ihm ein denkwürdiges Aktenstück wenig genehm gewesen, das ihm Namens des Oberbefehlshabers und des Officierrathes der Armee an dem Tage, da der König zum ersten Male vor seinen Richtern stand, feierlich überreicht worden war. Wahrscheinlich von Ireton verfasst, nahm dies Aktenstück die Ideen der „grossen Remonstranz des Heeres" wieder auf. Es forderte den baldigen Schluss der tagenden Versammlung und enthielt nichts mehr und nichts weniger als die Grundzüge einer Reformbill, in der die weite Ausdehnung des Wahlrechts und eine neue Vertheilung der Wahlbezirke zuerst in die Augen springen musste(1).

Die Spitzen der bewaffneten Macht mochten sich vorläufig dabei beruhigen, dass jene Vorschläge bei Seite gelegt wurden. In der Masse des Heeres konnte die Erinnerung an die Ziele, denen man in so viel Kämpfen und Entbehrungen zugestrebt hatte, nicht so rasch verblassen. In diesen Kreisen, eben denen, aus welchen einst die Agitatoren hervorgegangen waren, wollte man einen Neubau des ganzen Gemeinwesens von unten herauf, eine radikale Umgestaltung eben so wohl der bürgerlichen wie der kirchlichen Zustände auf Grund der leidenschaftlich ergriffenen Ideen von einer glücklicheren Zukunft. Die baldige Einführung einer auf breitester Basis

ruhenden, rasch wechselnden Volksvertretung war die nothwendige Voraussetzung aller weiteren Neuerungen. Unter diesen fand die Verbesserung des Rechtsverfahrens, der Wegfall der Schuldhaft, die Beschränkung der Todesstrafe ebensowohl eine Stelle wie die Aufhebung der Zehnten, die freie Wahl der Pfarrer und ihr Unterhalt durch die Gemeinden, die Unabhängigkeit der politischen Rechte, soweit nicht die Katholiken in Betracht kamen, vom religiösen Bekenntnis. Wer sich diesen Forderungen widersetzte, wurde als Verräther an der Sache der Freiheit gebrandmarkt. Die Parlamentsmitglieder, die sich an ihre Sitze anklammerten, galten als Männer ohne Ehre, denen ihre Stellung nur zur Ausbeutung ihres Privatvortheils diene. Die Mitglieder des Staatsrathes wurden als Tyrannen betrachtet, deren Joch nicht weniger hart sei, als das der königlichen Absolutie. Auch dies Mal kamen dieselben Gründe wie früher dazu, die Unzufriedenheit des gemeinen Soldaten zu steigern und ihn den Verfechtern jenes radikalen Programms in die Arme zu treiben. Er hatte rückständigen Sold zu fordern, er hielt den Dienst in Irland, zu dem er ausgeloost werden sollte, für ein Mittel, sich seiner auf bequeme Art zu entledigen. In dem einstigen Lieutenant-Colonel John Lilburne erhielt die widersetzliche Masse des Heeres ihr sichtbares Haupt. Es war derselbe Lilburne, der als ein unermüdlicher Mann der Opposition längst bekannt war, mit allen Talenten eines Demagogen ausgerüstet, im höchsten Grade populär schon seit den Tagen, da er unter der Gewaltherrschaft des Königs ein schwer zu vergessendes Martyrium auf sich genommen hatte. Flugschriften, wie „England's neue Ketten", deren zweiter Theil im März 1649 erschien, gaben den Gesinnungen Lilburne's und seiner Anhänger einen unverhohlenen Ausdruck. Der Staatsrath liess ihn nebst dreien seiner Parteigänger in Haft nehmen. Allein damit war die Aufregung nicht beschwichtigt. Dringliche Petitionen forderten ihre Freilassung. Aus dem Kerker heraus verbreiteten sie ihr Reformprogramm, das ein ausserordentliches Aufsehn erregte(1). Und währenddess hatte die Meuterei in den Regimentern,

zum Trotz der energischen Massregeln des Oberfeldherrn, immer weitere Fortschritte gemacht. Von stürmischen Versammlungen und Petitionen kam es zu offener Rebellion. In London weigerte sich ein Trupp, nach Irland zu gehn. In Oxfordshire, Gloucestershire, Salisbury verliessen Hunderte ihre Fahnen, um den Aufrührern zu folgen. Weitergehende Tendenzen machten sich bei den Männern bemerklich, die in Surrey brachliegendes Gemeindeland zu beackern anfiengen, indem sie es für den gemeinen Nutzen reklamirten, und ihr Verfahren mit Berufung auf das altsächsische Recht und den ursprünglichen Willen Gottes zu rechtfertigen suchten. Grundverschieden, wie diese Bestrebungen einer socialen Umwälzung von denen Lilburne's und seiner Genossen auch waren, gewöhnte man sich doch alsbald daran, beide unter einem Namen zusammenzufassen. Als Levellers, als Gleichmacher, wurden diese wie jene bezeichnet und angegriffen. Ward die levellistische Bewegung im eigentlichen Sinn mit leichter Mühe unterdrückt, so kam es mit den meuterischen Truppen hie und da zu förmlichen Kämpfen. Es bedurfte der ganzen Kraft und Geschicklichkeit von Fairfax und Cromwell, um eine grössere Ausdehnung des Aufruhrs zu verhindern, die Rebellion rasch zu ersticken und die erschütterte Disciplin wieder herzustellen. Einige der Rädelsführer büssten mit dem Tode. Noch sass Lilburne gefangen und man wagte nicht, ihm den Process zu machen. Als man sich entschloss ihn gegen Bürgschaft zu entlassen, glaubte man durch ein neues überaus scharfes Hochverrathsgesetz gegen seine Angriffe geschützt zu sein. Allein die Rolle des unversöhnlichen Pamphletisten war noch nicht ausgespielt und er bereitete in der Folge der Regierung ebensoviele Verlegenheiten, wie sich selbst vorübergehende Triumphe.

Erst hienach, als das Dasein der neuen Regierung gegen ihre gefährlichsten Feinde von rechts und von links einigermassen sicher gestellt war, konnte sich die Aufmerksamkeit in erster Linie jenem Theile des Reiches zuwenden, der seit Jahren von den wildesten Kämpfen nationaler und religiöser Gegensätze zerrissen, sich ganz und gar von der Gesammt-

masse ablösen zu wollen schien. In der That konnte Irland, vom Standpunkt der englischen Gewalthaber aus betrachtet, fast für einen verlorenen Posten gelten. Der Graf von Ormond, welcher lange Zeit mit soviel Ausdauer das anglikanische und königliche Interesse zugleich verfochten hatte, war freilich einige Jahre vorher zu dem Entschluss gedrängt worden, die Hauptstadt des Landes lieber den parlamentarischen Truppen als der Heeresmacht des Nuntius auszuliefern und sich selbst von einem Kriegsschauplatz zu entfernen, auf dem er keine Stelle mehr fand. Allein im Herbste des Jahres 1648 war er mit neuen Vollmachten des Königs zurückgekehrt. Er kam zu spät, um von Irland aus der presbyterianischen Erhebung gegen den Independentismus die Hand zu reichen, aber eben recht, um den klerikalen Fanatikern die Zügel zu entwinden und durch eine Aussöhnung von Katholiken und Protestanten eine starke Macht zu Gunsten des Royalismus zu bilden. Der Ausgang des zweiten Bürgerkrieges, der Process und die Hinrichtung Karl's I. durchkreuzten freilich alle Pläne, die man von dieser Seite für seine Rettung gefasst hatte. Aber immerhin wurde durch Ormond's Bemühungen zu Kilkenny ein Friedensvertrag mit den Katholiken zu Stande gebracht, nach dessen Abschluss alle royalistischen Elemente der Insel, einerlei von welchem Bekenntnis, sich unter seinem Banner zu schaaren drohten. Wenig später wurde Karl II. von Ormond als König proklamirt. Auch ergieng an Michael Jones, den republikanischen Gouverneur von Dublin, die Aufforderung, sich Ormond's Autorität zu unterwerfen, „um unter Führung Karl's II. der protestantischen Religion ihre Reinheit, dem Parlament seine Unabhängigkeit, guten Gesetzen ihre Kraft und den Mitbürgern ihre gerechten Freiheiten wiederzugeben", ein Ansinnen, welches Jones freilich mit Entschiedenheit zurückwies. Indessen wurde es immer dringlicher, mit Entschiedenheit auf der grünen Insel einzuschreiten. Bereits hatte Ormond den Prätendenten eingeladen, sich persönlich an die Spitze seiner dortigen Getreuen zu stellen, die Häuptlinge der celtischkatholischen Masse schlossen sich ihm grössten Theils an, die

schottischen Ansiedler machten gemeinsame Sache mit ihm, bald waren die Mauern der Hauptstadt fast der einzige Zufluchtsort der republikanischen Truppen.

Die Männer, welche in England zur Herrschaft berufen worden waren, schwankten nicht lange, wem sie die Leitung des irischen Feldzuges anvertrauen sollten. Niemand schien einer solchen Aufgabe gleich gewachsen zu sein wie Cromwell, und er übernahm das lastende Amt, durch das ihm die höchste militärische und bürgerliche Gewalt anvertraut wurde, unter der Voraussetzung, dass man mit den Mitteln an Geld und Menschen nicht sparen werde. Die grossartigsten Anstrengungen wurden gemacht, um seinen Wünschen zu entsprechen. Nachdem alle Vorbereitungen mit musterhafter Genauigkeit getroffen waren, verliess er London am 10. Juli 1649 mit ungewöhnlichem Pompe und landete einige Wochen später an der irischen Küste. Und nun erfolgte Schlag auf Schlag in jenem erbarmungslosen Kriege, der als der erste vollgemessene Racheakt des Puritanismus und des Sachsenthums nach der Rebellion des Jahres 1641 gelten konnte. Das Gemetzel von Drogheda und Wexford hat sich mit blutigen Zügen in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben, und selbst an den Buchten von Galway und Clewe, die sein Fuss nie betreten hat, dient Cromwell's Name noch heute als Schreckmittel für den celtischen Schreihals. Entstellt durch Ausbrüche fanatischer Grausamkeit, wie seine Siege waren, sollten sie doch nicht dem Zwecke dienen, einen ganzen Volksstamm der Vernichtung zu weihen, sondern vielmehr seine wilden Triebe zu bändigen und seine Widerstandskraft auf lange hinaus zu brechen. — Als Cromwell im Frühjahr 1650 die Stätte seiner jüngsten Thaten verliess, war der Krieg zwar noch nicht beendigt, aber sein Nachfolger Ireton konnte die begonnene Arbeit mit Erfolg fortsetzen, bis ihn ein früher Tod von einer glänzenden Laufbahn abrief. Nachdem Tausende der eingeborenen Bevölkerung durch das Schwert zu Grunde gegangen, in die Sklaverei verkauft oder als brauchbare Kriegsleute von den katholischen Mächten in Sold genommen worden waren, begann in Irland jenes Werk der Konfiskation

von Grund und Boden zu Gunsten der Sieger, das freilich zu einer wohlthätigen Anpflanzung weiter Landstrecken führte, aber den Hass der Verjagten und Geknechteten verewigen musste.

Cromwell hatte Irland eben zu rechter Zeit verlassen, um an einer anderen Stelle das bedrohte Gemeinwesen zu schützen und sich neue Lorbeeren zu pflücken. Seit den entscheidenden Siegen des Independentismus war das Band, welches einst das englische und schottische Volk zum gemeinsamen Kampf geeinigt hatte, zerrissen. Der zweite Bürgerkrieg war allerdings gegen den Willen der strengen Covenanters von Schottland aus unterstützt worden, aber die Hinrichtung des Königs verletzte einen Argyle nicht weniger tief wie einen Ormond. Aus politischen und religiösen Gründen fühlte sich der schottische Presbyterianismus von den independentischen Usurpatoren getrennt. Auch jenseits des Tweed war Karl II. als rechtmässiger König ausgerufen und eingeladen worden, sich an die Spitze seiner Getreuen zu stellen. Indessen war ihm die Beihilfe der herrschenden Partei nur unter der Bedingung zugesichert, dass er die Rechte des schottischen Parlaments und der schottischen Kirche anerkenne, und dass er das presbyterianische System für alle drei Reiche genehmige. Er zögerte noch durch eine so weitgehende Nachgiebigkeit sich selbst zu erniedrigen und zahlreiche Freunde, Katholiken wie Episkopalisten, der presbyterianischen Unduldsamkeit aufzuopfern, als der feurigste seiner Anhänger sich vermass, mit einer angeworbenen Schaar von Bewaffneten in Schottland zu erscheinen, um die Häupter der dortigen Regierung zu stürzen und seinen Fürsten unabhängig von ihren Forderungen zu machen. Es war der Marquis von Montrose, dessen wechselnde Siege und Niederlagen noch in aller Gedächtnis lebten. Montrose hoffte die glänzende Rolle, die er einst gespielt hatte, wieder aufnehmen zu können, aber sehr bald nach seiner Landung an den heimatlichen Gestaden, im Frühjahr 1650, wurde seine kleine Schaar zersprengt und er selbst gefangen. Argyle und seine Genossen kannten gegenüber dem alten Feinde keine Gnade. Bis zum letzten Augenblick ungebrochen, litt er in Edinburg einen

schmachvollen Tod. — Das Unternehmen Montrose's war gescheitert, von Irland war nichts mehr zu hoffen. Karl II. gewann es daher über sich, die angebotene Hand der Covenanters anzunehmen. Seine Demüthigung erschien nunmehr noch grösser, als sie vor dem traurigen Ende seines getreuesten Dieners hätte sein können. Im Sommer des Jahres 1650 langte er in Schottland an, beschwor Liga und Covenant und verstand sich dazu, die Maske eines überzeugten Presbyterianers anzulegen, ja sogar das Andenken seines Vaters durch eine ihm vorgeschriebene Erklärung zu beschimpfen. Die kriegerischen Rüstungen wurden mit Eifer aufgenommen. Niemand konnte zweifelhaft darüber sein, dass sie auf eine Bekämpfung der independentischen Republik, auf ihre Ersetzung durch ein presbyterianisches Königthum abzielten.

In England war man entschlossen, dem Angriff der Schotten zuvorzukommen. Es wurde beabsichtigt, Fairfax die Leitung des Unternehmens zu übertragen und ihm Cromwell an zweiter Stelle beizugeben. Fairfax war indessen auf keine Weise zu bewegen, sich zu diesem Zweck gebrauchen zu lassen. Er räumte seinen Platz dem alten Kriegskameraden, dessen Ruhm den seinigen längst überstrahlte. Cromwell wurde zum Befehlshaber aller Truppen in England ernannt und setzte sich an der Spitze von 15,000 Mann nach Norden in Bewegung. Der Vormarsch gegen Edinburg fand keine Schwierigkeiten, aber die geschickten Bewegungen des feindlichen Anführers, David Leslie, und die Nothwendigkeit, auf Zufuhr bedacht zu sein, zwangen Cromwell, an die Küste nach Dunbar zurückzuweichen. Hierhin zogen die Schotten ihm nach und besetzten die umliegenden Anhöhen. Schon drohte die Lage des schwächeren, durch Krankeiten decimirten englischen Heeres höchst bedenklich zu werden, als Leslie, zum Theil auf den Antrieb der siegesgewissen, fanatischen Geistlichen in seinem Lager, die gewohnte Vorsicht aufgab und sich zum Angriff in der Ebene anschickte. Mit Freuden bemerkte Cromwell diese Bewegung und traf seine Bestimmungen für den folgenden Tag. Es war der 3. September 1650, dessen aufgehende Sonne das schottische Heer überrascht und nach

kurzer Gegenwehr zersprengt sah. An dreitausend blieben auf dem Platze, gegen zehntausend wurden gefangen, das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger. In diesen war der kriegerisch-religiöse Enthusiasmus zu voller Stärke erwacht. Ihr Führer stimmte während der Verfolgung den hundertundsiebenten Psalm an. „Es ist die That des Herrn," schrieb er an den Sprecher des Parlaments, „er hat England und seinem Volke eine sichtbare Gnade erwiesen."

Die Folge des Sieges war die Unterwerfung eines grossen Theiles von Schottland. Aber während des Winters rüsteten sich die Schotten zur energischen Fortsetzung des Krieges, indem sie sich dazu verstanden, dem jungen König einen grösseren Einfluss einzuräumen als bisher. Während ein Theil der Geistlichkeit in seinem Dasein den Grund des schweren Missgeschicks fand, suchten die leitenden Parteihäupter durch Aufnahme solcher Royalisten, die vordem als staatsgefährlich gegolten hatten, ihre Streitkraft zu stärken. Die feierliche Krönung Karl's II. erhob ihn auch äusserlich aus seiner gedrückten Lage. Er sah sich an der Spitze eines Heeres, in dem viele der getreuen Kavaliere standen. In England waren die heimlichen Emissäre des Royalismus geschäftiger als je. Der kühne Plan tauchte auf, ohne weitere Rücksicht auf Cromwell's drohende Stellung zu nehmen, die englische Grenze zu überschreiten und in Eilmärschen den Weg nach Süden einzuschlagen. Im Sommer 1651 kam der Gedanke, der besonders den Wünschen des jungen Königs entsprach, zur Ausführung. Ungehindert von Cromwell drang Karl II. von Carlisle aus in England vor. Er durchzog die nordwestlichen Grafschaften, ohne grosse Hindernisse zu finden, aber freilich auch ohne die erhoffte Begeisterung unter der Bevölkerung hervorzurufen. Die Energie, welche die republikanischen Machthaber gegenüber den Empörungsversuchen der Royalisten gezeigt hatten, war genügend gewesen, um diese einzuschüchtern. So verhasst die Herrscher des Tages auch sein mochten, das englische Volk wollte sich nicht durch fremde Waffen einen Fürsten aufzwingen lassen, der für den Presbyterianismus zu kämpfen gelobt hatte. Wo die Ruhe ernstlich gestört wurde, genügten

die verfügbaren Truppen und die Grafschaftsmilizen unter vertrauenswürdiger Führung sie wiederherzustellen. Aber es rief doch eine gewaltige Aufregung in London hervor, als man hörte, dass der Prätendent immer weiter vorrücke, dass er in Worcester am Severnfluss erschienen sei, von wo ein glücklicher Vorstoss in südöstlicher Richtung ihn vor die Thore der Hauptstadt führen konnte. Da galt es, alle Kräfte anzuspannen. Nach allen Seiten hin trugen von Whitehall aus Kuriere die Befehle des Staatsraths, und bei einem Vergleich der eigenen Rüstungen mit dem abgematteten Heer des Stuart'schen Prinzen durfte man mit grösserer Ruhe auf die Augenblicke der ersten Bestürzung zurückblicken. Schon katte auch Cromwell seine Massregeln mit gutem Erfolg getroffen. Während die Generale Lambert und Harrison dem schottischen Heer auf den Fersen gefolgt waren, hatte er selbst einen wohlüberlegten Flankenmarsch über York, Nottingham, Coventry angetreten. Auf dem ganzen Wege flossen ihm grosse Verstärkungen zu. Sobald er von der Stellung des Feindes in Worcester Kunde hatte, schwenkte er mit seiner überlegenen Streitmacht nach Westen ab, verband sich mit den dortigen Truppen der Republik und schloss die Schotten von beiden Seiten des Severn her ein. Am 3. September, dem Jahrestag von Dunbar, erfolgte der Angriff, dessen vernichtende Wirkung im voraus so gut wie entschieden war. So tapfere Gegenwehr die schottischen Soldaten auch leisteten, so sehr ihr fürstlicher Anführer selbst sich aussetzte, vor der Uebermacht und der Wucht des feindlichen Ansturmes mussten sie zurückweichen. In den Strassen von Worcester setzte der erbitterte Kampf sich fort, zuletzt artete er in eine regellose Flucht der Schotten aus, bei der jeder auf seine eigene Sicherheit bedacht war. Der eine Tag hatte der ganzen gewagten Expedition ein Ende gesetzt. Haufenweise wurden die Flüchtigen aufgefangen. Der junge König entkam nach abenteuerlich-romantischen Irrfahrten auf's Festland. In Schottland vollendete der Lieutenant-General George Monk das Werk der Eroberung. Ein fester Platz nach dem anderen fiel in seine Gewalt. Auf den Orkney- und Shetland-Inseln flatterte das Ban-

ner der Republik. Aber ein höherer staatsmännischer Gedanke beseelte ihre Führer. Die Idee einer Union der beiden Reiche in Form einer gemeinsamen parlamentarischen Vertretung brach sich Bahn. Eine Kommission, in der Henry Vane eine der ersten Stellen einnahm, verhandelte seit dem Anfang des Jahres 1652 über diese Frage in Schottland selbst, und dem Parlament in Westminster schien der Augenblick günstig gewählt zu sein, um eine Bill in Angriff zu nehmen, nach welcher Schottland und England ein einziges republikanisches Gemeinwesen bilden sollten. —

Die neue Regierungsgewalt hatte sich organisirt, sie hatte die feindlichen Regungen im Lande unterdrückt, aus zwei gefährlichen Kriegen war sie triumphirend hervorgegangen. Sie zwang auch den Mächten Europa's wenn nicht Theilnahme an ihrem Gedeihen, so doch Achtung vor ihrer Stärke ab. Unmittelbar nach der Hinrichtung Karl's I. und nach der Abschaffung des Königthums waren die independentischen Usurpatoren von den Staatsgewalten des Festlandes mit Gefühlen betrachtet worden, in denen sich Abscheu und Misstrauen mit einander mischten. Auch setzte sich der Eindruck des erschütternden Ereignisses in die Tiefe fort, und in protestantischen Ländern sorgte namentlich die Geistlichkeit dafür, dem Volke die englischen Vorgänge in den schwärzesten Farben zu malen. Die „Königsmörder“ begegneten nirgends Sympathieen. Die Agenten Karl's II. sahen sich fast überall zuvorkommend aufgenommen. Er selbst hatte im Haag, am Hofe seines Schwagers, des Statthalters Wilhelm's II. von Oranien, ein Asyl gefunden, in dem sich ein Haufe thatlustiger und fanatischer Kavaliere um ihn sammelte. Eben hier kam es zu einem ersten tragischen Ereignis, das zu einer diplomatischen Verwicklung zu führen drohte. Isaac Dorislaus, ein Holländer von Geburt, aber seit langer Zeit in England ansässig, wurde vom Parlament als ausserordentlicher Gesandter neben dem Residenten Walter Strickland nach dem Haag geschickt. Seine Persönlichkeit war den Kavalieren um so mehr verhasst, da er im Prozess des Königs als einer der Ankläger aufgetreten war. Seine Ankunft war kaum

bekannt geworden, als einige Maskirte in den Gasthof eindrangen, wo er eben beim Mahle sass, über ihn herfielen und ihn auf barbarische Weise ermordeten (Mai 1649). Es waren allem Anschein nach Schotten, aus der Umgebung Montrose's. Das Verbrechen rief keine geringe Aufregung in England hervor. Der Staatsrath beantragte sofort, für die Familie des Ermordeten zu sorgen und die Leiche in der Abtei von Westminster beisetzen zu lassen. Verhandlungen erfolgten, die über die Schuldlosigkeit der holländischen Behörden keinen Zweifel übrig liessen, aber die That selbst wurde nicht gesühnt, und die Mörder blieben unbelästigt. Noch war kein Jahr vergangen als Anton Asham, republikanischer Agent am Hofe von Madrid, in dieser Stadt mit seinem Dolmetscher ebenfalls der Wuth royalistischer Sendlinge zum Opfer fiel (Juni 1650). Die Mörder flüchteten in eine Kirche. Vergeblich forderte die englische Regierung ihre Bestrafung, nur einer, ein Protestant, wurde dem weltlichen Gericht ausgeliefert und gehangen. Darauf hin hielt sich auch Karl Vane, den die Republik nach Portugal gesandt hatte, daselbst nicht mehr für sicher. Schon früher waren, in gleicher Weise gegen Frankreich gerichtet, Beschwerden über die Störung des englischen Handels, die Wegnahme englischer Schiffe laut geworden. Aber ein anderer Grund hatte der Republik noch entschiedener die Pflicht auferlegt, ihre Ehre gegenüber dem Ausland zu wahren.

Prinz Rupert von der Pfalz, der während des Bürgerkrieges mit einer so rücksichtslosen Tapferkeit für seinen königlichen Oheim gefochten hatte, führte seit geraumer Zeit mit nicht geringerer Kühnheit auf einem anderen Gebiete den Kampf gegen die republikanischen Machthaber fort. Ein Theil der englischen Flotte war während des zweiten Bürgerkrieges von der Sache des Parlaments abgefallen. Was von diesen Schiffen nicht unter dessen Botmässigkeit zurückgebracht worden war, bildete den Kern eines Geschwaders, mit welchem der wilde Prinz die Meere unsicher machte. Er gefiel sich in der Rolle eines Korsaren und bezahlte seine Matrosen mit der Ladung gekaperter Kauffahrer, sie mochten angehören, welcher Nation sie wollten. Aber seine wichtigste Aufgabe

sah er darin, den englischen Handelsschiffen aufzulauern, die Verbindung Englands und Irlands zu erschweren und dem neuen Gemeinwesen auf jede mögliche Weise Abbruch zu thun. Hiegegen musste nothwendig etwas geschehen. Es war das unvergängliche Verdienst Henry Vane's durch seine hervorragende Theilnahme an den Arbeiten des Committee der Marine für die Herstellung einer starken Flotte zu sorgen. Seinen rastlosen Bemühungen, seinem Talent, Mittel und Menschen auszuwählen und richtig zu verwenden, hatte man es vorzüglich zu danken, wenn England sich in diesen Jahren zu einer kriegerischen Seemacht ersten Ranges erhob und seit langer Zeit wieder fähig wurde, in die grosse europäische Politik einzugreifen. Auch war bereits der Mann gefunden, dessen Hand das gewaltige Werkzeug nationaler Grösse mit Meisterschaft zu führen verstand und der sich in diesem Amt mit unsterblichem Ruhm bedeckte. Es war Robert Blake, ein Mann von jener einfachen, heroischen Hoheit, die darauf verzichten kann, durch den Schein zu blenden und die sich durch keinen Schein blenden lässt, Republikaner und Puritaner von Ueberzeugung, durch seine Vertheidigung von Taunton schon allgemein bekannt, und fähig, aus einem der tapfersten Landsoldaten noch als Fünfzigjähriger einer der ersten Seehelden seines Vaterlandes zu werden ([1]). Er vertrieb den Prinzen Rupert zunächst von der irischen Küste, blokirte ihn alsdann im Tajo, wandte sich gegen die portugiesischen Handelsschiffe, um die Preisgebung der beschützten Freibeuter zu erzwingen, folgte ihnen an die Küsten Spaniens und Frankreichs und übte auch gegen diese Staaten sehr fühlbare Repressalien. Nachdem es ihm gelungen war, den grössten Theil der Kavalierflotte zu vernichten, kehrte er in die heimischen Gewässer zurück und zerstörte die gefährlichen Raubnester, die sich unter royalistischer Flagge zwischen den Klippen der Scilly-Inseln und auf den Felsen von Jersey und Guernsey gebildet hatten. Dem englischen Handel war seine Sicherheit zurückgegeben. Der englische Name wurde gefürchtet, wo er vorher nur gehasst worden war. Im Verein mit den Siegen Cromwell's trugen die Thaten Blake's nicht wenig dazu bei, die

Republik aus ihrer politischen Isolirung zu befreien. Ein regelmässiger oder ausserordentlicher diplomatischer Verkehr mit den Grossmächten Europa's und einer Reihe kleinerer Gemeinwesen, auch ohne jedesmalige förmliche Anerkennung, leitete sich ein. Schon sah sich der emporstrebende Freistaat von Spanien und Frankreich, den beiden rivalisirenden Gewalten des Erdtheils, gleichzeitig umworben.

Es gab indessen eine Macht, deren Beziehungen zu England in dem Grade gespannt wurden, dass ein feindlicher Zusammenstoss nicht mehr vermieden werden konnte: die vereinigten Niederlande. Der Tod des Prinzen von Oranien schien allerdings einem freundschaftlichen Verständnis beider Republiken gute Aussichten zu eröffnen. Die Partei des Statthalters, welche die Stuarts begünstigt hatte, verlor an Einfluss. Die Provinz Holland, deren Kaufleute und Patricier immer für Frieden mit England gewesen waren, erhielt das Uebergewicht. Es gab eine Zeit, in der man sich schmeichelte, nicht nur eine Allianz, sondern eine Art von Union der beiden reformirten Freistaaten zu Wege bringen zu können. Aber die Verhandlungen einer englischen Gesandtschaft mit den Generalstaaten erwiesen das Phantastische eines solchen Gedankens. Der natürliche Gegensatz zweier Mächte, die auf so verschiedenen Grundlagen ruhten und mit Nothwendigkeit Nebenbuhler werden mussten, trat unverkennbar hervor. Beleidigungen der Gesandten durch Anhänger der oranischen und stuartischen Partei verbitterten die Stimmung noch mehr. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, und England's Antwort auf die kühle Aufnahme seiner Vorschläge war der Erlass der Navigationsakte (Okt. 1651). Diese Akte gab lediglich englischen Schiffen das Recht der Waareneinfuhr aus anderen Welttheilen und gewährte fremden Kauffahrern nur in dem Falle Einlass, wenn ihre Fracht auf die Erzeugnisse ihres eigenen Landes beschränkt blieb. Es war ein brutaler Schlag gegen die Niederlande welche der Beherrschung des Zwischenhandels ihre grösste Blüthe verdankten. Streitfragen anderer Art, wie über den Flaggengruss, das Durchsuchungsrecht und die Fischerei, trugen dazu bei, die Gemüther auf beiden Seiten zu erhitzen.

Wohl erschien Ende 1651 eine niederländische Gesandtschaft, mit Jakob Cats, gewesenem Rathspensionär von Holland an ihrer Spitze, um die unterbrochenen Verhandlungen wiederaufzunehmen. Aber schon hatten die Feindseligkeiten begonnen. Im Mai des Jahres 1652 kam es in der Nähe von Dover zu einem ersten Seegefecht zwischen den Admirälen Blake und van Tromp. Man glaubte den Zusammenstoss noch einem Missverständnis zuschreiben zu können. Ein neuer Gesandter wurde im Juni vom Haag mit Entschuldigungen nach London geschickt: Adrian Pauw, Rathspensionär von Holland, der nicht zum ersten Mal den englischen Boden betrat (1). Aber die Leiter der englischen Regierung waren entschlossen keinen Schritt breit zurückzuweichen. Im Vertrauen auf die Mittel, die ihnen zu Gebote standen, stürzten sie sich in einen Krieg mit der grössten Seemacht der Zeit, welcher die ganze reformirte Welt mit Sorgen erfüllte. Auf allen Meeren lauerten die englischen und niederländischen Schiffe einander auf, der Kanal ertönte von der Kanonade der gewaltigen Seeschlachten, und führten sie auch zu keiner endgiltigen Entscheidung, so trat doch beim Fortgang des Krieges die Ueberlegenheit der jungen englischen Marine immer deutlicher zu Tage.

Mit diesem grossartigen Gewebe der allgemeinen Geschichte verschlingt sich in den Jahren, welche unmittelbar auf die Gründung der Republik folgen, der Faden von Milton's Leben (2). Wenn man den Worten seines Neffen Glauben schenkt, so war es ein bewusstes Widerstreben gegen „den schmeichlerischen, kriechenden Jargon des süsslichen Französisch", was den Staatsrath dazu bewog, für den Briefwechsel mit den auswärtigen Mächten die lateinische Sprache zu adoptiren. Es schien zwar anfangs mit der Anknüpfung eines solchen Briefwechsels noch gute Wege zu haben. Indess wurde am 13. März 1649 doch eine Kommission niedergesetzt, um die Beziehungen zum Ausland zu prüfen und Vorschläge über die Erneuerung alter Verbindungen zu machen. Damit drängte sich nothwendig der Gedanke auf, einen Sekretär für

die auswärtige Korrespondenz anzustellen. Man bedurfte also einer Persönlichkeit, welche die lateinische Sprache vollständig beherrschte, wenn man den Posten würdig ausfüllen wollte. Immerhin war es unerlässlich, dass diesem Beamten auch die wichtigsten modernen Idiome wenigstens verständlich seien, wie er denn den officiellen Titel „eines Sekretärs für die fremden Sprachen" führte. Einen ähnlichen Posten hatte unter Karl I. ein Deutscher bekleidet, Georg Rudolf Weckherlin, Dichter wie sein grosser Nachfolger, wenn er sich auch mit einem bescheideneren Lorbeer begnügen muss. In jungen Jahren nach England gelangt, hatte der gelehrte Schwabe sich eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache zu eigen gemacht, bis die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Kurfürsten von der Pfalz ihn wieder nach Deutschland führte. Auf heimatlichem Boden kam sein poetisches Talent zu vollerer Entfaltung, freilich oft genug nur im Dienste fürstlicher Gönner, dem Volksmässigen durch Nachahmung ausländischer Formen entfremdet. Vermuthlich bald nach der Schlacht am weissen Berge nach England zurückgekehrt, hatte der gewandte Deutsche in der Kanzlei für die Korrespondenz mit dem Ausland Verwendung gefunden und gleichzeitig die Helden der protestantischen Sache in steifen, bombastischen Versen gepriesen. Während des Bürgerkrieges stand er auf Seite des Parlaments. Von der Zeit an, da das Committee der beiden Königreiche begründet war, erscheint er als Untersekretär für die „auswärtigen Angelegenheiten" und diese Stelle hatte er noch in den letzten Zeiten des Königthums inne([1]). Es bleibt unklar, warum Weckherlin beim Beginn der Republik sein Amt nicht fortführte. Genug dass es erledigt wurde, und dass sich die Aufmerksamkeit der Machthaber auf Milton, als geeigneten Kandidaten zur Ersetzung Weckherlin's, hinwandte.

Schon am 13. März 1649 wurde dasselbe Committee, welches über die auswärtigen Verhältnisse des Staates berichten sollte, damit beauftragt Milton den erledigten Posten anzubieten. Von allen Mitgliedern des Staatsraths war ihm vielleicht nur der eine Henry Vane persönlich bekannt. Man erinnert sich jener Lady Margarethe Ley, die



der Dichter durch ein Sonett geehrt hat. In ihrem Hause konnte er am ehesten die Bekanntschaft Henry Vane's gemacht haben, da dieser für die Familie Ley kein Fremder war(1). Auch gab es unter den damaligen hervorragenden Politikern kaum einen, dem sich Milton gleich geistesverwandt fühlen konnte wie Vane. Noch nicht vierzig Jahre alt, hatte er während der Revolution bereits in den wichtigsten Angelegenheiten eine hoch bedeutende Rolle gespielt und ein seltenes praktisches Geschick gezeigt. Allein niemals hatte er über dem ermüdenden Getriebe der täglichen Geschäfte die hohen Ziele aus dem Auge verloren, denen er die grosse Bewegung anzunähern hoffte. Er war Idealist wie Milton, gleich diesem von dem Glauben erfüllt, dass ein glücklicheres Zeitalter für sein Volk anbrechen werde. Er war Doktrinär wie Milton, gleich diesem durch die Begeisterung für das als wahr Erkannte über die Hindernisse des wirklichen Lebens mitunter getäuscht. Betrat der Dichter Milton mit einem grossen Theil seiner Werke das politische Gebiet, so gab der schwärmerische Grundton in mündlichen und schriftlichen Aeusserungen des Politikers Henry Vane von einer beinahe dichterischen Phantasie Kunde. Vor allem waren es die Fragen über die Grenzen der Gebiete von Kirche und Staat, in deren Beurtheilung beide Männer sich begegneten. Dem gemeinsamen Stamm des Independentismus erwuchsen in ihnen zwei seiner edelsten Blüthen. An den letzten erschütternden Ereignissen hatte Vane allerdings keinen Antheil genommen. Er hatte die gewaltsame Verstümmelung des Parlaments missbilligt und sich auf das Land zurückgezogen. Der Process des Königs hatte sich ohne sein Zuthun abgespielt. In den Staatsrath gewählt, war er erst nach einiger Zeit dazu bewogen worden seinen Sitz einzunehmen, aber wie andere Mitglieder hatte auch er sich geweigert einen Eid in derjenigen Form zu leisten, welche einer nachträglichen Billigung des Geschehenen gleichgekommen wäre. Man mag immerhin annehmen, dass Vane es war, der den Dichter in seiner bescheidenen Wohnung aufsuchte, um ihm den Antrag des Staatsraths zu übermitteln. Die Aufforderung kam ihm, wie er

selbst andeutet, überraschend, aber er war schnell entschlossen ihr zu folgen(1). Schon am 15. März empfieng er seine Bestallung und die Zusicherung eines Gehaltes entsprechend der Summe, die Weckherlin empfangen hatte, nach einer späteren Quittung zu schliessen etwa 290 £. Es dauerte geraume Zeit, bis ihm auch eine Amtswohnung zugewiesen wurde. Noch behalf sich der Staatsrath selbst mit Derby-House, dem Sitze des ehemaligen „Commitee der beiden Königreiche“. Erst Ende Mai siedelte er nach Whitehall über, das nur allmählich und nicht ohne Widerstreben von seinen bisherigen Insassen, meistens militärischen Eindringlingen, geräumt wurde. Milton hatte ein nahgelegenes Haus in Charing-Cross bezogen (2). Erst am 19. November wurde verfügt in Whitehall für ihn eine Wohnung in Stand zu setzen. Der republikanische Schriftsteller bezog im Königsschloss Quartier. Wenig später wurden ihm einige „Tapeten“ aus dem Hausrat des hingerichteten Monarchen zu eigenem Gebrauch überliefert.

Sehr lange hat indess Milton's Aufenthalt in dem Palaste nicht gedauert. Obwohl es für unerlässlich erklärt wurde, dass er „in der Nähe des Staatsraths wohne“, nahm das „parlamentarische Committee für Whitehall“ keine Rücksicht darauf. Schon am 10. April 1651 war es nöthig, dass der Staatsrath sich für sein Bleiben verwendete. Ein kurzer Aufschub wurde erreicht, aber einige Wochen später ergieng „der positive Befehl zu seiner schleunigen Entfernung“. Vermuthlich wurde es als ein Missbrauch betrachtet, dass ihm eine Vergünstigung gewährt war, auf die auch andere Beamte hätten Anspruch machen können. Eine Kommission, in der sich kein Geringerer als der Generallieutenant Fleetwood befand, empfieng den Auftrag namens des Staatsraths zu protestiren (11. Juni). Aber auch dieser Protest blieb auf die Dauer unwirksam. Wenigstens finden wir den Dichter seit dem Ende 1651 „in einem hübschen Gartenhause in Petty-France, Westminster,“ installirt, in dem er acht Jahre lang, „bis wenige Wochen vor der Restauration Karls II.“ gelebt hat. Das Haus war neben dem des Lord Scudamore gelegen, dessen Name ihm die Erinnerung an alte Zeiten erwecken

musste, (s. o. I. 264), mit der Aussicht auf den Park von St. James, dem Sitze des Staatsraths immerhin nahe genug, um es ihm möglich zu machen, sich in kurzer Zeit dorthin zu begeben (¹). Nach der jedesmaligen Neuwahl des Staatsraths und seines Protokollführers durch das Parlament, hatte auch jene Behörde das ihr zugehörige Beamtenpersonal auf's neue zu bestätigen. Viermal, für die Jahre 1650—53 wurde Milton sein Posten und sein Gehalt wieder zugesichert, da man allen Grund hatte mit seinen Diensten zufrieden zu sein. Jedes Mal wurde ohne Zweifel der vorgeschriebene Eid der „Geheimhaltung und Treue“ auch von ihm wiederholt. So sah er sich denn für Jahre aus der Stille und Unabhängigkeit seines Gelehrtenlebens herausgerissen und als dienendes Glied in die grosse Verwaltungsmaschine eingefügt, die mit ebenso erstaunlicher Sicherheit wie mit unnachsichtiger Gewalt im Mittelpunkte des neuen Gemeinwesens arbeitete.

In keiner Epoche seines Lebens wurde er mit so vielen ausgezeichneten und merkwürdigen Persönlichkeiten in die nächste Berührung gebracht wie in dieser. Die Mitglieder des Staatsrathes nahmen unter diesen selbstverständlich die erste Stelle ein, und da ein Theil dieser Behörde bei ihrer jedesmaligen Erneuerung in den Jahren 1651—53 auszuscheiden verpflichtet wurde, so hatte er beständig Gelegenheit den Kreis anziehender Bekanntschaften zu erweitern. Sein Amt nöthigte ihn zwar nicht dazu, den Sitzungen des Staatsrathes regelmässig beizuwohnen. Aber es war doch nichts natürlicher, als dass er durch seine Geschäfte, sei es um Aufträge in Empfang zu nehmen oder um sich solcher zu entledigen, mit einzelnen Mitgliedern oder mit gewissen Kommissionen der regierenden Körperschaft häufig zusammengeführt wurde. Die berühmten Soldaten, die grossen Rechtsgelehrten, die vorurtheilsfreien Männer von Adel und die muthigen Bürger, die sich zu ein- und demselben schwierigen Werke miteinander verbunden sahen, müssen ihm im Laufe der Jahre oft genug in der Vorhalle, in den Gemächern, in den Gärten oder in der Kapelle von Whitehall begegnet sein. Es waren Namen darunter, wie die von Fairfax und Ludlow, von Fleet-

wood und Marten, von Whitelocke und St. John, von Philip und Algernon Sydney, von Arthur Haselrig und Isaac Pennington, welche jeder Engländer kannte und mit lautem Lobe oder mit heimlichen Verwünschungen aussprach. Cromwell verweilte allerdings, von der kurzen Pause zwischen dem irischen und dem schottischen Feldzug abgesehn, seit dem Sommer 1649, durch wichtigere Geschäfte in Anspruch genommen, fern von London und kehrte erst im Herbst 1651 dauernd zurück. Mit Henry Vane dagegen wird Milton schon früh in nahem persönlichen Verhältnis gestanden haben. Im Sommer 1652 hat er ihm ein Sonett gewidmet, das seiner Verehrung für den republikanischen Staatsmann entsprungen ist und die Verdienste desselben in wenigen treffenden Worten hervorhebt. Er wird mit einem der grossen Senatoren Rom's verglichen. Den Frieden weiss er eben so wohl zu befestigen, wie er sich darauf versteht „die beiden Hauptnerven des Krieges, Eisen und Gold, in Bewegung zu setzen“. Was aber dem Gefeierten den höchsten Ruhm in Milton's Augen zu verleihen scheint: „Er hat wie wenige gelernt, der bürgerlichen und geistlichen Gewalt ihre Grenzen zu ziehn“. . .

Auf deine starke Hand ist Religion
Gestützt und nennt dich ihren ersten Sohn (1).

Nicht minder hat man gute Gründe anzunehmen, dass Bradshaw, derselbe, welcher dem Process des Königs präsidirt hatte, dem Dichter genau bekannt wurde. Seine anerkannte Rechtlichkeit und Tüchtigkeit hatten ihm das allgemeine Vertrauen erworben. Er war drei Jahre lang Vorsitzender des Staatsrathes, und auch nachdem man das Präsidium jeden Monat wechseln liess, wurde ihm diese Würde noch mehrfach übertragen.

Indessen es waren nicht allein die Mitglieder des Staatsrathes, mit deren Wegen sich die Wege Milton's fast täglich zu kreuzen hatten. Das ganze Personal von Unterbeamten, über das die Centralbehörde gebot, Männer, von denen einige eine Zeit lang mit ihm unter einem Dach wohnten, musste ihm vertraut werden. Da war Gualter Frost, der sehr in Anspruch genommene „Sekretär des Staatsrathes“, dessen Geschäftskreis über den des blossen Protokollführers oft genug hinausgieng. Ihm zur Seite stand um sein gleich-

namiger Sohn. Der Nachfolger des Vaters wurde nach dessen Tode (April 1652) jener John Thurloe, den Gewandtheit und Arbeitskraft später dem Protektor unentbehrlich machten. Da war ferner der erfahrene „Ceremonienmeister“ Oliver Fleming, dem es oblag den officiellen Verkehr mit den fremden Gesandten zu erhalten, sie feierlich zu empfangen, zur Audienz zu geleiten und über Bewahrung des angenommenen Ceremoniell's zu wachen.(1) Auf Fleming's Rath sah sich Milton mehrfach angewiesen. Sein Amt brachte es mit sich, dass er nicht selten mit den fremden Gesandten mündlich oder schriftlich zu verkehren hatte, und das Tagebuch eines dieser Gesandten, des Oldenburgers Hermann Mylius bringt uns zu lebendiger Anschauung, wie dieser Verkehr sich mitunter gestaltete (s. Anhang I). Der deutsche Dichter Weckherlin, dessen Posten Milton eingenommen hatte, wurde später gleichfalls wieder angestellt, und zwar als sein Gehilfe, so dass er zu ihm in das engste Verhältnis treten musste. Er war nicht der einzige Deutsche, den der Staatsrath der Republik in seinen Diensten verwandte. Seit langen Jahren lebte in England ein Pfälzer, Theodor Haak, der durch seine Studien auf den dortigen wie auf fremden Universitäten gebildet und durch regen Eifer für gemeinnützige und wissenschaftliche Bestrebungen ausgezeichnet, ähnlich wie Samuel Hartlib mit vielen bedeutenden Männern in Verbindung stand. Hartlib selbst, der Mathematiker John Pell, Weckherlin gehörten zu seinen Freunden. Den Comenius hatte er bei dessen Erscheinen in London zuvorkommend aufgenommen. Er soll in den vierziger Jahren den ersten Anstoss zu jenen Gelehrtenzusammenkünften gegeben haben, aus denen später die „Royal Society“ erwuchs. Auch als theologischer Schriftsteller machte er sich bekannt. Die Vermuthung, dass er Milton nicht fremd geblieben ist, wird durch die Thatsache bestärkt, dass er die Hälfte des verlorenen Paradieses in's Deutsche übersetzt hat. Aus seinen Sympathieen für die Sache des Parlaments hatte er nie ein Hehl gemacht. Während des dreissigjährigen Krieges war er es gewesen, der von England aus Geldsendungen an die Protestanten Deutschlands vermittelt hatte.

Seine Verbindungen mit dem Ausland müssen indess noch anderen Zwecken gedient haben. Ohne Zweifel war er wie Hartlib und Durie auf eine internationale „Korrespondenz“ der Reformirten bedacht(¹). So ist es zu erklären, dass er am 16. Juli 1649 der Berücksichtigung des Committee von Goldsmith Hall empfohlen wurde, und dass der Staatsrath am 17. Aug. 1650 ihm „wegen seiner vielen guten Dienste in der Führung einer überseeischen Korrespondenz und um die Fortsetzung derselben zu ermöglichen“ 50 £. auszahlen liess. Allein der welterfahrene und sprachkundige Pfälzer leistete der neuen Regierung noch auf andere Weise seine Dienste. Man findet, dass ein und dasselbe Aktenstück, eine Deklaration des Parlamentes zur Rechtfertigung des Marsches gegen Schottland, von Milton in's Lateinische, von Haak in's Holländische übersetzt werden sollte(²).

Unter dem ständigen Beamtenpersonal des Staatsrathes waren ferner die Geistlichen nicht zu übersehn. Die täglichen Sitzungen sollten mit feierlichem Gebet beginnen, und in der Kapelle wurde ein regelmässiger Gottesdienst eingerichtet Peter Sterry, Thomas Goodwin, John Owen, Hugh Peters erscheinen nebeneinander oder nacheinander mit diesem Geschäft betraut, lauter Männer, die in der Geschichte der englischen Revolution oder der englischen Theologie eine Rolle gespielt haben. Eine Zeitlang fand auch jener Joseph Caryl Verwendung, derselbe, den Milton einst in seiner vierten Schrift über die Ehescheidung so unsanft angefasst hatte.

Waren ihm die meisten dieser Persönlichkeiten bis dahin nur dem Namen nach bekannt gewesen, so wusste er sich mit einigen alten Freunden nicht zwar im täglichen Geschäftsverkehr, aber doch im Dienst für dieselbe Behörde verbunden. Patrick Young blieb vorläufig Hüter der schwer gefährdeten Bibliothek von St. James, bis ihn John Durie in seinem Amte ablöste. Dieser, von Hartlib gegen ausgestreute Verdächtigungen in Schutz genommen, hoffte von dem Umschwung der Dinge in England nicht wenig für seine Unionsbestrebungen. Aber gleichzeitig wandte auch er sich der Frage einer Reform des Erziehungswesens zu. Seine Vorschläge über eine Neu-

ordnung des Jugendunterrichts wie der Universitäten gemahnen eben so wohl an die Ideen des Comenius wie an diejenigen Milton's. Dass er mit dem letzten oft auf's merkwürdigste übereinstimmt, wird um so erklärlicher, wenn man bedenkt, dass Hartlib das beste Bindeglied zwischen beiden Männern bilden konnte(1). Samuel Hartlib selbst wurde in derselben Weise und aus gleichen Gründen wie Theodor Haak vom Staatsrath aufgemuntert, seinen Briefwechsel mit dem Auslande fortzuführen und erhielt zudem Aussicht auf eine Jahresrente von 100 £.

Es war ein grosser Kreis sehr verschiedenartiger, aber doch zu einem Werk vereinter Naturen, in den Milton eintrat. Die Obliegenheiten seines Amtes gaben ihm Anlass, mit ihnen allen in vielfache Berührung zu kommen und dann und wann an ihren Leistungen unbefangene Kritik zu üben (s. z. B. Anhang I). Die Protokolle des Staatsrathes lassen unschwer erkennen, worin diese Obliegenheiten bestanden. Man muss sich von dem Gedanken frei machen, als sei Milton's Amt ein scharf umgrenztes gewesen. Allerdings blieb die Abfassung der lateinischen Depeschen seine hauptsächliche Aufgabe. Der regelmässige Geschäftsgang war anscheinend der, dass er seinen selbstständig verfassten oder nach einer Vorlage übersetzten Entwurf dem Staatsrath zur Prüfung vorzulegen hatte, wonach, wenn es nöthig war, die Bestätigung des Parlamentes eingeholt wurde. Ein grosser Theil jener „Staatsbriefe", die in Milton's Werken abgedruckt, erst kürzlich eine werthvolle Ergänzung aus dem englischen Reichsarchiv erfahren haben, gehört jener Zeit an, da er als „Sekretär der fremden Sprachen" für die republikanische Regierung die Feder führte. Es sind Muster würdiger Sprache, kraftvoll und elegant zugleich, vom Hauche humanistischer Bildung durchdrungen. Ein ganzes Stück englischer Geschichte schliessen sie in sich ein. Nur selten scheint das individuelle Gefühl des Schreibers durchzubrechen. Im allgemeinen weiss er sich auf einer Höhe leidenschaftsloser Ruhe zu halten, die der Eigenthümlichkeit seiner Aufgabe entspricht und der Art, wie er sie löst, einen klassischen Werth verleiht(2).

Das erste officielle Schreiben von seiner Hand, das man kennt, ist ein Brief des Parlamentes an die Stadt Hamburg, durch welchen Isaac Lee, der Vorstand der englischen Kaufmannsgesellschaft daselbst, zugleich als Vertreter der Republik akkreditirt werden sollte. Das Aktenstück, von Lee, der sich einem solchen Posten nicht gewachsen fühlte, unbenutzt gelassen, trägt das Datum des 2. April 1649 (1). Von da an fliesst der Strom der lateinischen Korrespondenz, deren Führung Milton's Geschick anvertraut wurde, ununterbrochen. Waren, wie in Hamburg, Reibungen zwischen dort ansässigen Engländern und Emissären des Prätendenten vorgekommen, so ermahnt er namens des Parlamentes die parteiischen Behörden der Stadt „die vertriebenen Tarquinier der Freundschaft des englischen Volkes nicht vorziehen zu wollen." Wurden Agenten nach Spanien und Portugal geschickt, so hatte er für sie die Kredenzbriefe abzufassen. Und als der eine von ihnen der Wuth der Kavaliere zum Opfer gefallen war, musste Milton den König von Spanien an seine Pflicht erinnern „die Urheber des schmählichen Meuchelmords" zu bestrafen. Noch näher mochte ihn die Ermordung des Dorislaus berührt haben, da er diesen vielleicht von Cambridge her kannte. Doch findet sich nicht, dass seine Feder auch bei diesem Anlass in Bewegung gesetzt worden wäre. Hingegen der Dank für diplomatische Höflichkeiten fremder Mächte war von ihm in gebührende lateinische Form zu bringen. Der Grossherzog von Toskana und der Doge von Venedig, Christine von Schweden und der König von Dänemark, die Hansastädte und die reformirten Kantone der Schweiz empfiengen Schreiben von musterhafter Latinität, die ein grosser englischer Dichter aufgesetzt hatte. Desgleichen wenn es galt von Portugal die Ausweisung der royalistischen „Piraten" zu fordern, über die Wegnahme fremder Schiffe Aufklärung zu geben, den Schutz englischer Unterthanen im Ausland wahrzunehmen, für die verletzten Rechte englischer Kaufleute einzutreten, so war es Milton, durch dessen Mund der Staatsrath sich vernehmen liess.

Aber der Kreis seiner Geschäfte blieb nicht hierauf be-

schränkt. Meister des Lateinischen, wie er es war, wurde er nicht nur dazu verwandt, officielle Aktenstücke in dieser Sprache anzufertigen, sondern auch hie und da, wo es nöthig war, den Uebersetzer abzugeben. Bei den Audienzen der fremden Diplomaten, bei schriftlichen Verhandlungen mit den ausländischen Agenten diente er als Dolmetscher. Er war gleich geschickt eine englische Salva-Guardia für das Gebiet des Grafen von Oldenburg in's Lateinische zu übersetzen wie umgekehrt ein lateinisches Werk, welches Henry Vane ihm überliefern würde, oder ein eingelaufenes französisches Aktenstück in's Englische(1). Er hatte mit Buchhändlern und Buchdruckern über den Druck von officiellen Deklarationen und officiösen Schriften zu verhandeln. Er hatte Auszüge aus Verhörsprotokollen zu machen, welche die Insurrektionen von Kent und Essex betrafen. An ihn sollten nach einer Verfügung vom 2. Februar 1650 alle dem Staate gehörigen Urkunden ausgeliefert werden, die sich in den Händen von Privaten befanden. Schon früher war er zum „Inspektor" des Archivs in Whitehall ernannt worden. Man hält sich für berechtigt, ihm einen wesentlichen Theil des Verdienstes daran zuzuschreiben, dass die unschätzbaren Aktenstücke aus der Zeit der Republik in verhältnismässig guter Ordnung auf uns gekommen sind(2). Eine ähnliche Aufgabe fiel ihm zu, als er mit den Geistlichen Thomas Goodwin und Sterry, dem Sekretär Frost u. a. nach dem Schluss der Westminster-Synode in eine Kommission gewählt wurde, der es oblag die Papiere der Synode zu untersuchen und zu ordnen.

Nicht immer indessen trugen seine Pflichten einen so unverfänglichen Charakter. Umgeben von Tausenden offener und geheimer Feinde, sah sich die neue Regierung zu gewissen Massregeln der Abwehr genöthigt, bei denen auch Milton zu seinem Theil mitwirkte. Es ist nicht zu entscheiden, ob diese Massregeln sämmtlich von ihm gebilligt wurden. Genug, dass er der vorgesetzten Behörde seine Dienste nicht entzog, wenn diese sie forderte. Als Lilburne's Flugschrift „England's neue Ketten" erschienen war, hatte Milton dem Staatsrath seine Bemerkungen darüber vorzulegen. Papiere von Gefangenen

und Verdächtigen, deren man sich bemächtigt hatte, waren von ihm zu durchsuchen. Mitunter hatte er die zarte Aufgabe, Privatbriefe von Akten, denen ein öffentliches Interesse anhaftete, zu trennen. Es ist ein aufgefangener Brief der pfälzischen Prinzessin Sophia an ihren Bruder Moritz erhalten, der sichtlich unter Milton's Aufsicht und Mitwirkung zur Kenntnisnahme des Staatsraths in's Englische übersetzt worden ist. Die Korrekturen der Uebersetzung des Briefes selbst und die englische Wiedergabe der Nachschrift stammen ohne Zweifel von der Hand des Dichters. Sie legen auch dafür ein hinreichendes Zeugnis ab, dass er des Deutschen einigermassen mächtig war([1]).

Aus allen diesen Angaben geht hinlänglich deutlich hervor, dass Milton's Amt keineswegs einer Sinekur glich. Und doch bleibt von den laufenden Geschäften, die er zu besorgen hatte, noch eines zu erwähnen, das man am wenigsten denken sollte in Verbindung mit seinem Namen gebracht zu sehen. Wie bemerkt, hatte sich die Presse nach Errichtung der Republik eine Behandlung gefallen zu lassen, in der von dem freien Geiste der Areopagitica nichts zu finden war. Ein Gesetz vom 20. Sept. 1649 brachte die einzelnen Massregeln der Beaufsichtigung und Unterdrückung in ein System. Es enthielt u. a. neue Bestimmungen über die Handhabung der Censur, erklärte die früher ertheilten Licenzen für aufgehoben und bestimmte als künftige Censoren neben den Sekretären des Parlaments und der Armee solche Personen, „die der Staatsrath bevollmächtigen werde"([2]). Das Gesetz sollte nur einen provisorischen Charakter haben. Allein es wurde am 7. Jan. 1653 erneut, und allem Anschein nach sind auch später noch die Normen, die hier vorgezeichnet waren, befolgt worden. Besonders auf die royalistischen Zeitungsschreiber und Pamphletisten war es abgesehen. Unter ihnen hatte sich vorzüglich Marchmont Needham einen gefürchteten Namen gemacht. Needham gehörte zu den Naturen, die mit einem aussergewöhnlichen literarischen Talent den Mangel an Charakter verbinden, dasselbe ohne langes Bedenken in den Dienst entgegengesetzter Parteien zu stellen. Mit drei-

undzwanzig Jahren hatte er begonnen, eine Wochenzeitung unter dem Namen Mercurius Britannicus herauszugeben. Beinahe vier Jahre lang, von 1643—1647, hatte er in diesem Blatt die parlamentarische Sache verfochten, bis es den Kavalieren gelang ihn auf ihre Seite zu ziehen. Sein Mercurius pragmaticus, mit Witz und Leidenschaft geschrieben, wurde fortan eine ihrer schneidigsten Waffen. Da er auch nach dem Tode des Königs seine Feder nicht ruhen liess, so ergieng der Befehl ihn zu verhaften und seine Papiere mit Beschlag zu belegen. Milton erhielt am 23. Juni 1649 den Auftrag über den Inhalt der eingezogenen Schriften dem Staatsrath Bericht zu erstatten. Vermuthlich ist darauf hin die Unterdrückung des Blattes erfolgt. Needham war indess nicht gesonnen die Rolle des Märtyrers zu spielen. Er liess sich nicht lange bitten die Farbe wiederum zu wechseln und arbeitete für gutes Geld mit dem Eifer eines überzeugten Republikaners im Interesse der zeitigen Machthaber. In einer umfangreichen Flugschrift setzte er die „Vortheile, die ein Freistaat vor dem Königthum voraus hat," auseinander. Er erwiderte einem Spanier, der die Mörder Asham's in Schutz genommen hatte und wurde angewiesen, seine Erwiderung in's Lateinische zu übersetzen. Er veranstaltete eine englische Ausgabe der berühmten Schrift von Selden „Mare clausum", die sich vortrefflich gegen die Ansprüche der Niederländer verwenden liess. Für diese Mühe wurden ihm 200 £. zugesichert. Schon vorher im Mai 1650 hatte der Staatsrath ihm eine Pension von 100 £. jährlich ausgesetzt und ihm 50 £. als Lohn „für bereits geleistete Dienste" auszahlen lassen. Durch nichts indessen verdiente er sich mehr den Dank seiner neuen Gönner und den Hass seiner alten Freunde, als durch die Leitung eines politischen Wochenblattes, für die seine früheren Unternehmungen der Art ihm gleichsam als Vorschule gedient hatten. Die Zeitung erschien unter dem Titel Mercurius politicus, und die erste Nummer, die sich erhalten hat, datirt vom 13. Juni 1650(1).

Wenn man überhaupt Censur übte, so war nichts natürlicher, als dass man einem Mann wie Needham namentlich

anfangs scharf auf die Finger sah. Wer sollte indess vermuthen, dass der Verfasser der Areopagitica sich zu diesem Geschäft verstanden hätte? Und doch lässt es sich aus den Registern der Stationers nachweisen. In ihnen findet sich unter dem 17. März 1651 der Eintrag von sechs Nummern der Zeitung Needham's „auf Befehl Mr. Milton's". Am 27. April tritt statt dessen die übliche Formel auf: „Unter der Hand Mr. Milton's". Dieser Eintrag kehrt in der Folge bis zum 29. Januar 1652 regelmässig wieder. Von da an scheint Milton mit der Sache nichts mehr zu thun gehabt zu haben. So überraschend die Entdeckung sein wird, dass er wenigstens eine Zeit lang mit dem Amte eines Censors betraut erscheint, so wäre es doch voreilig daraus einen ehrenrührigen Schluss zu seinen Ungunsten ziehen zu wollen. In diesem Falle handelte es sich nicht um eine Handhabung der Censur in der Weise, welche er einige Jahre vorher bekämpft hatte. Die Zeitung Needham's war kein Privatunternehmen, sondern das Organ der Regierung. Sie erschien, wie einer der Einträge in den Registern der Stationers besagt, nicht nur „mit Erlaubnis der Obrigkeit", sondern auf Veranlassung und mit Unterstützung der Obrigkeit. Es war dem Staatsrath nicht zu verübeln, wenn er ein Blatt, das er bezahlte, auch beaufsichtigen liess. Es war kein Abfall von früher vertheidigten Grundsätzen, wenn Milton eine Weile diesen Aufseher machte oder wohl gar dann und wann an der Redaktion der Leitartikel sich betheiligte (1). Man trifft ihn freilich ungern in der Gesellschaft eines Marchmont Needham an. Er mag indessen seine Bekehrung zu den Ansichten seiner Jugend für ehrlich gehalten haben, wie denn der witzige und gebildete Journalist auch zu den Besuchern seines Hauses gehörte (2).

Hatte der Verfasser der Areopagitica sonstwie Anlass sich mit Angelegenheiten der Presse zu befassen, so konnte man darauf rechnen, dass er sehr freien Grundsätzen huldigte. Das Jahr 1652 lieferte dafür einen deutlichen Beweis. Der s. g. Rakow'sche socinianische Katechismus, der in Polen bekannt genug war, hatte einen Neudruck in England erlebt. Als ein unverhohlener Ausdruck socinianischer Ansichten, er-

regte diese Veröffentlichung grosses Aergernis. Die Exemplare wurden mit Beschlag belegt. Der Drucker wurde vor den Staatsrath gefordert. Das Parlament nahm sich der Sache mit um so grösserem Eifer an, da eine Anzahl von Geistlichen sich wegen des ketzerischen Inhalts jenes Buches bitter beklagt hatte. Der Drucker, ein Mann, den der Staatsrath selbst zu beschäftigen pflegte, berief sich auf die vorgängige Genehmigung Milton's. Dieser läugnete keinen Augenblick, dass er nur seiner Ueberzeugung gefolgt sei und erinnerte nicht ohne Stolz an seine früheren Bemühungen für die Pressfreiheit. Aber er war seiner Zeit weit vorangeeilt. Das Parlament erklärte das Buch für „blasphemisch, irrig und skandalös" und liess alle Exemplare, deren man habhaft werden konnte, öffentlich verbrennen (1).

Die Nachwelt würde es im höchsten Grade bedauern müssen, wenn Milton in seinem Amte nicht auch Gelegenheit gefunden hätte, seine Kraft an grösseren Aufgaben zu erproben. In der That hatte der Staatsrath ihn nicht nur deshalb in seinen Dienst genommen, um ihn lateinische Depeschen schreiben, Auszüge und Uebersetzungen anfertigen oder den Inhalt des Regierungsblattes überwachen zu lassen. Milton's publicistische Talente waren zu wohl bekannt, als dass man sich ihrer nicht hätte bedienen sollen. Gleichsam sein Probestück auf diesem Felde bildete eine Arbeit, die sich auf die Verhältnisse Irland's bezog. Der Friede von Kilkenny, den Ormond mit den Katholiken geschlossen hatte, sein Briefwechsel mit dem Kommandanten von Dublin, die Proklamation Karls II., alle diese Vorgänge riefen, sobald sie im Frühjahr 1649 in England bekannt wurden, eine nicht geringe Aufregung hervor. Zu gleicher Zeit wurde eine Urkunde bekannt, die gleichfalls von der grünen Insel, wenn schon aus einem anderen Lager, stammte, aber nicht weniger Zeugnis dafür ablegte, welche Gefahren an dieser Stelle dem Gemeinwesen drohten. Es war eine „nothgedrungene Vorstellung" des schottischen Presbyteriums in Belfast vom 15. Februar 1649, die, gestützt auf den Covenant, sich an alle „Gutgesinnten" richtete und sie

von jeder Verbindung mit der „sektirerischen Partei“ der Königsmörder in England abmahnte. Der Staatsrath gab Befehl die einschlägigen Aktenstücke durch den Druck zu veröffentlichen. Zu gleicher Zeit beauftragte er Milton einige „Bemerkungen“ hinzuzufügen. Auf diese Weise ist eine Staatsschrift entstanden, deren Ton von dem sonst üblichen ähnlicher Dokumente sehr merklich abweicht(1). Es ist keine ruhige geschichtliche oder rechtliche Auseinandersetzung, sondern ein Ausfluss tief erregter Leidenschaft, die sich in die Form einer mehr als kraftvollen Rhetorik kleidet. Und zwar wendet sie sich in gleicher Weise gegen Ormond wie gegen die Presbyterianer von Belfast. Denn wenn auch diese letzten in ihrem Protest sich ausdrücklich gegen eine Verbindung mit „Papisten und anderen notorischen Malignanten“ verwahrt hatten, so sieht Milton im jetzigen Augenblick doch in ihnen nur Mitschuldige der „verabscheuungswürdigen irischen Aufrührer“. Ist Ormond ein „windiger Lästerer,“ dem Namen nach ein Protestant, aber „gegenwärtig der Rädelsführer der irischen Rebellen“, so werden die „hochmüthigen Inhaber des Pontifikalsitzes in Belfast“ als ein „Geschlecht von Hochlandsdieben“ titulirt, die es nicht verdienen, dass man „Zeit und Gründe an sie verschwende“. Es genügt an diesen Stilproben den Charakter des ganzen Aktenstückes gezeigt zu haben. Auch sei nur beiläufig darauf hingewiesen, mit welcher Entschiedenheit Cromwell's Ehre gegenüber Ormond in Schutz genommen wird, der es für gut befunden hatte, ihn mit Johann von Leyden auf eine Linie zu stellen.

Wichtiger ist es an die allgemeinen Urtheile zu erinnern, welche Milton sowohl über die Irländer wie über den Katholicismus fällt. Der Friede von Kilkenny, von staatsmännischem Geiste eingegeben wie er war, musste dem englischen Puritaner als ein Verrath an seinen heiligsten Ueberzeugungen gelten. „Jeder wahre Engländer konnte ihn, nach Milton's Worten, nur mit Entrüstung und Widerwillen lesen“. Während „die barbarische Abschlachtung von so viel tausenden von Engländern“ noch ungesühnt schien, räumte dies Aktenstück den katholischen Irländern „Freiheiten und Rechte ein, wie sie

3*

ihre Vorfahren selbst durch ihren Gehorsam, auf welchen im besten Fall kein Verlass gewesen war, niemals hatten erwerben können". Die Strafgesetze wurden aufgehoben, die freie Ausübung des Gottesdienstes und der kirchlichen Jurisdiktion, der Besitz aller Kirchen und Kirchengüter seinem augenblicklichen Stande nach gewährleistet. Ein irisches Parlament ward in Aussicht genommen, das nicht nur die volle politische Gleichberechtigung zwischen Protestanten und Katholiken herzustellen, sondern zugleich die Poyning's Akte abzuschaffen bestimmt war, die bisher die Berathungen des Parlaments in Dublin von der vorgängigen Genehmigung des königlichen Rathes in London abhängig gemacht hatte. Den Katholiken wurde das Recht gegeben Schulanstalten zu gründen. Bis zur endgiltigen Regelung aller Verhältnisse auf parlamentarischem Wege sollten sie ein stehendes Heer von 17,500 Mann unter Waffen halten dürfen. —

In diesen wichtigsten Artikeln des Vertrages waren mit einem Federstrich Fragen abgethan, welche noch Generationen ein Meer von Blut und Thränen kosteten. Für die damalige Zeit würden sie eine Lösung des bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisses bedeutet und die Zukunft der protestantischen Ansiedler mindestens zu einer sehr zweifelhaften gemacht haben. Man muss sich dieses und das Ereignis von 1641 vor Augen halten, um Milton's drakonisches Urtheil zu verstehen. Was die Irländer als Nation betrifft, so steht ihm fest, dass sie Barbaren und Wilde sind, „jeder Belehrung abgeneigt, unfähig in Folge einer kultivirenden Eroberung selbst zur Kultur zu gelangen". Er kennt keine Schuld auf Seite dieser ihrer Eroberer. Er hält die Besiegten für blosse „Vasallen", die „durch ihre endlosen Verräthereien und Revolten das Recht verwirkt haben, überhaupt Parlamente zu halten, und die nichts besseres verdienen, als durch Verordnungen und Garnisonen regiert zu werden". Dieser harten Anschauung entspricht vollkommen die puritanische Befangenheit gegenüber dem Katholicismus. Wir wissen bereits, dass selbst für einen Milton das Princip der Duldung hier seine Grenze hatte. In dieser Staatsschrift weist er um so nachdrücklicher auf

sie hin, je heftiger die Independenten von Ormond einer Begünstigung „der Irreligion und des Atheismus", von den Presbyterianern zu Belfast einer Begünstigung „allgemeiner Toleranz selbst des Heidenthums und Judenthums" geziehen worden waren. Er bemerkt den inneren Widerspruch nicht, in dem er sich bewegt, wenn er sich entschieden gegen jede staatliche „Verfolgung von Ketzereien" ausspricht und doch erklärt, der Staat werde „die freie Ausübung einer Religion nicht dulden, die gesunder Doktrin vollkommen widerstrebend erscheine." Er vertheidigt den Grundsatz, dass die „Staatsmacht . . der Geistlichkeit in Ausführung der Kirchenzucht nicht zu Hilfe komme", und ihr Schwert nur gegen „bürgerliche Vergehen" wende, aber er findet es völlig in Ordnung, vor allem den Katholiken jegliche Kultusfreiheit zu versagen und sie „auf den blossen Genuss des Gewissens" zu beschränken. Auch kann man in einigen anderen Sätzen weitere Zeugnisse für seinen Mangel an Klarheit in der Behandlung dieser Fragen finden. Er erwartet vom Parlamente, dass es „erklärte Atheisten, böswillige Feinde Gottes und Christi nicht toleriren, sondern unterdrücken werde". Er hebt mit Nachdruck hervor, dass „die wahren Diener des Wortes" auch finanziell vom Parlamente unterstützt worden seien, obwohl es in „Geld und Lohn eben nicht die beste Ermuthigung eines wahren Geistlichen" erblicke. Er gesteht: „Wir verabscheuen das Judenthum," aber er fügt hinzu: „Wir wissen, dass Paulus Röm. 11 uns befiehlt die Juden zu achten und auf alle Weise ihre Bekehrung anzustreben". — Man wird indessen im Auge behalten müssen, dass nicht sowohl der selbstständige Schriftsteller Milton seine Meinung darzulegen, als vielmehr der Sekretär des Staatsraths diejenige seiner Auftraggeber auszudrücken hatte. Es wäre daher unbillig in einer Schrift, deren Tendenz in erster Linie eine politische war, eine systematische Behandlung des Themas vom Verhältnis des Staates zu den Religionsgesellschaften erwarten zu wollen. Im Hinblick auf Irland zeichnete dies Dokument eben das grausame Programm deutlich genug vor, welches wenig später Cromwell's eiserne Hand mit fürchterlicher Folgerichtigkeit ausführte.

Nur wenige Monate seit dem Erscheinen dieser „Bemerkungen“ Milton's waren verflossen, als er sich mit einer noch wichtigeren literarischen Aufgabe betraut sah. Von allen den Schriften, die das Andenken Karls I. verherrlichten, erregte keine ein ähnliches Aufsehen wie das berühmte Buch, welches sich unter dem Titel „das Bild des Königs“ beim Publikum einführte. Betrachtungen, die sich auf einzelne wichtige Momente der letzten neun Jahre richteten, Gebete, mit diesen historischen Rückblicken in passender Weise verbunden, eine rührende Ansprache an den Prinzen von Wales, Todes-Gedanken und Gelübde der Reue: das alles war in diesen Blättern enthalten, deren Leser glauben mussten den hingerichteten Monarchen selbst inmitten seiner Prüfungen, in der Einsamkeit seiner qualvollen Haft zu belauschen. Seine Gestalt erschien als die eines verklärten Märtyrers, wie ein allegorisches Titelbild ihn darstellte: die Dornenkrone in der Hand, das Haupt von den Strahlen eines Heiligenscheins umflossen. Seine Sprache athmete ein Gefühl christlicher Geduld und Ergebenheit, das ihn dazu antrieb auch für seine bittersten Feinde die göttliche Verzeihung zu erflehen. Hochtönende Gemeinplätze, unerwartete Bilder belebten einen Stil, dessen sentimentaler Grundton unschwer hätte ermüden können. Wohlwollenden Lesern war es leicht gemacht, über die Sophistik so mancher dieser historisch-politischen Betrachtungen und über den schlecht verhüllten Hochmuth so mancher dieser salbungsvollen Phrasen hinwegzusehen. Und indem der königliche Schriftsteller seine eigene Handlungsweise im glänzendsten Lichte darzustellen schien, wurde fast jeder Satz zugleich zu einer furchtbaren Anklage gegen die Machthaber des Tages, deren List und Gewalt es gelungen war ein so reines und edles Wesen der Vernichtung zu weihen. Auch brachte die Schrift die ausserordentlichsten Wirkungen hervor. Es ist nicht völlig glaubwürdig nachgewiesen, dass sie schon einen Tag nach der Hinrichtung Karls I. erschien. Das älteste Exemplar, das man kennt, enthält die handschriftliche Datum-Bezeichnung des neunten Februar, aber von da an folgte in kürzester Zeit Auflage nach Auflage, so dass man sich für

berechtigt hält ihre Zahl auf etwa ein halbes Hundert anzuschlagen (1). Auszüge aus der Schrift wurden in Umlauf gesetzt, die Dichter der königlichen Partei spielten in ihren Versen auf sie an, durch Uebersetzungen ward dafür gesorgt, auch das Ausland mit dieser kostbaren Reliquie bekannt zu machen. Die Royalisten nahmen sie verehrungsvoll entgegen, Tausende wurden durch sie erbaut und zu einer trauernden Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart geführt. Das kleine Buch, das man nicht anstand den biblischen Schriften zu vergleichen, drohte eine wirkliche Macht zu werden und für den lebenden Karl II. ebenso erfolgreich Propaganda zu machen wie für das Andenken des todten Karls I. Man unterliess nichts um den Druck und die Ausbreitung der gefährlichen Schrift zu verhindern, und am 16. März verfügte das Parlament sogar eine Beschlagnahme sämmtlicher Exemplare in den Druckereien. Allein alle Versuche das „königliche Bild" zu unterdrücken, blieben fruchtlos, ja sie dienten nur dazu seinen Erfolg zu steigern. So wurde denn beschlossen eine officielle Gegenschrift zu verbreiten.

Es ist behauptet worden, Cromwell habe sich bemüht, den grossen Gelehrten Selden zur Abfassung einer solchen zu bewegen (2). Sei dem, wie ihm wolle: in Wirklichkeit wurde diese Aufgabe Milton zu Theil. Zwar findet sich in den Protokollen des Staatsraths keine darauf bezügliche Verfügung, allein Milton's eigene Worte lassen keinen Zweifel aufkommen. „Ich erhielt den Auftrag eine Erwiderung zu schreiben," berichtet er in seiner zweiten Vertheidigung, und in der Einleitung dieser Erwiderung selbst macht er kein Hehl daraus, dass er in diesem Fall nicht sowohl freier „Wahl" als höherer „Weisung" gefolgt sei. Eben hieraus erklärt er, dass seine Arbeit „so spät begonnen und inmitten anderer Beschäftigungen so langsam beendigt worden sei". In der That lässt sich nicht nachweisen, dass Milton's Schrift schon vor dem Oktober 1649 die Presse verlassen hatte. Ihr Titel konnte nicht geistreicher gewählt sein. Streuten die Royalisten dem „Bilde" des Königs Weihrauch, so erschien hier ein „Bilderstürmer" (3), der wie jene „gottesfürchtigen

griechischen Kaiser" gegen den „Aberglauben" anzukämpfen entschlossen war. Er war in die Schranken getreten, nicht um sich über das Unglück des von seiner Höhe Herabgestürzten aufzuhalten und nicht, weil ihn kleinliche Autoren-Eitelkeit angetrieben hätte, sondern weil er glaubte „die Königin Wahrheit dem Könige Karl vorziehen zu müssen". Allein so sehr sich der Schriftsteller auch bemühen mochte ruhig zu erscheinen, so gieng es doch über seine Kraft hinaus, den Standpunkt des objektiv urtheilenden Historikers zu bewahren. Indem er Abschnitt für Abschnitt dem gegnerischen Werke folgt und seinen Inhalt Satz für Satz mit Glossen versieht, entwirft er seinerseits ein Bild der Vergangenheit, zu dem ausschliesslich der Hass und die Vorurtheile des Puritanismus ihre düsteren Farben geliehen haben (1). Mitunter glaubt man nur eine Umschreibung der Deklaration des Parlamentes zu lesen, welche die Errichtung der Republik begleitet hatte. Auf Buckingham bleibt der Verdacht haften, König Jakob vergiftet zu haben, auf Karl I. bleibt der Verdacht haften, den Sachverhalt haben „vertuschen" zu wollen. Es ist kein Zweifel, dass der König „Urheber und Anstifter" des irischen Aufstandes gewesen ist und dass er den Schotten für ihre Hilfe die „Plünderung Londons" und den Besitz von „vier Grafschaften des Nordens" versprochen hatte. Das häusliche Leben des „zweiten Rehabeam" erscheint nicht minder abschreckend wie sein Wirken als öffentlicher Charakter. Die „unzüchtige Zügellosigkeit seines Sonntagstheaters" kann vor den Augen des Verfassers des Comus ebensowenig Gnade finden wie „jenes ehrwürdige Statut für Sabbathtänze und Maibäume, das er von seinem Vater Jakob entlehnt hatte."

Einseitig und parteiisch wie die historischen Betrachtungen Milton's sind, dienen sie doch dazu, die Schilderung der Regierung Karls I., welche im „königlichen Bilde" enthalten war, als eine durch und durch trügerische erscheinen zu lassen. Milton spart weder glühendes Pathos noch eisigen Hohn, um alle Widersprüche aufzudecken, alle Sophismen zu zerreissen, alle Schönfärbereien abzuwaschen, auf die sein

Auge traf. Es ist, als wollte er den Todten noch einmal vor den Richterstuhl ziehen und Zeugnis auf Zeugnis häufen gegen den, welcher es wohl verstanden hatte „die Sprache Davids nachzuahmen, aber nicht sein Leben." Dass er schon auf Erden seinen Richter gefunden, dünkt Milton die beste Antwort auf die zuversichtlichen Gebete, welche so manches englische Herz erschütterten. Gegenüber einem Manne, der „so oft an das Tribunal Gottes appellirt hatte", hebt er mit Genugthuung hervor, dass Gott, der „seiner nicht spotten lässt", ihn „nach dem Verdikt seines eigenen Mundes" gerichtet habe. „Wir messen unsere Sache nicht nach unserem Erfolge, sondern unseren Erfolg nach unserer Sache. Aber in einer guten Sache ist Erfolg eine gute Bestätigung, denn Gott hat ihn fast auf jedem Blatt der Bibel den Guten versprochen". Man sieht, auf einer wie schmalen Grenzlinie der Politiker Milton sich hier bewegt, und wie leicht seine eigenen Worte vorkommenden Falls zu einer Waffe gegen ihn werden konnten.

Ein Schriftsteller gewöhnlichen Schlages würde sich damit begnügt haben, den Charakter und die Handlungen Karls I. zu beleuchten und der Heiligengestalt, zu welcher der König geworden war, ein anderes Bild gegenüberzustellen, wie es freilich nur parteiische Hand entwerfen konnte. Milton sah seine Aufgabe damit nicht erfüllt. Für ihn handelte es sich nicht nur um eine Kritik des Königs, sondern um eine Kritik des Königthums, und das um so mehr, je sichtlicher das kleine Buch, dessen Bekämpfung ihm oblag, zum Wachsthum der royalistischen Strömung in der Nation beigetragen hatte. Er täuscht sich darüber nicht: es sind „nur wenige, welche die altenglische Tapferkeit und Freiheitsliebe bewahren," die Mehrzahl „schmachtet danach in die Gefangenschaft der Könige zurückzukehren" und eilt unaufhaltsam, „als hätten sie vom Circe-Becher der Knechtschaft getrunken, den Nacken wieder unter das Joch zu beugen". Die Fiktion, als gründe sich das republikanische Gemeinwesen auf den Willen der Majorität, liess sich nicht mehr aufrecht halten, und in keiner der Milton'schen Schriften finden sich so herbe Urtheile über das „elende, leichtgläubige

Geschöpf, das man die grosse Masse nennt," über „die tolle Menge", über das Volk von „bethörtem und entartetem Geiste" wie in dieser. Allein das gemeine Volk erscheint immerhin nur als verführt. Die hauptsächliche Schuld der Umwandlung der öffentlichen Meinung, und nur von dieser kann nach Milton's Ansicht die Rede sein, — trifft die Männer von „sanfter Gesinnung," die „ihre Führer zu gefährlichen Unternehmungen treiben, aus denen kein Rückzug möglich ist", um sie inmitten des Entscheidungskampfes „feige zu verrathen". Es sind die „Kollegen der Prälaten", deren Predigten von Anfang bis zu Ende die „Theorie der Sklaverei" enthalten, und deren Leben ein „Abbild der Weltlust und Heuchelei" ist, Leute, welche den König nicht zu verletzen glaubten, „indem sie das Schwert gegen ihn zogen" und die jetzt nicht Aufhebens genug machen können von „ihrer Loyalität und Königstreue", Menschen, die „sich selbst lieb hatten und nicht das Gemeinwohl, und deren Gewissen ein Loch bekommen hat, weil der Gewinn ausgeblieben ist, auf den sie gehofft hatten". Es ist klar, dass alle diese Ausfälle sich gegen die Presbyterianer richten, deren Verbindung mit der Kavalierpartei die Lage der herrschenden Gewalten anfangs zu einer überaus kritischen machte. Auch lässt sich deutlich verfolgen, wie sehr es sich Milton hat angelegen sein lassen in einer zweiten Auflage seiner Schrift gerade diesen Punkt zu betonen. Diese zweite Auflage erschien im März 1651 (1). Unter den vielfachen Zusätzen und Erweiterungen nehmen diejenigen nicht die geringste Stelle ein, welche gegen die „Bethörung" der Masse, das Verhalten der Presbyterianer und ihrer geistlichen „Hexenmeister" ankämpfen.

Ebenfalls findet sich aber auch die politische Theorie hier weiter ausgeführt, die der Schriftsteller mit Stolz als Eigenthum der „wenigen" in Anspruch nimmt, welche „der Weisheit und Wahrheit anhängen." Wir kennen bereits ihre Grundzüge aus dem Pamphlet über „das Recht der Könige und Obrigkeiten". Hier wird mit noch grösserer Schärfe die Anwendung auf die heimischen Verhältnisse gemacht. Auch dies Mal bildet den Ausgangspunkt die Annahme, dass die

„Könige, wie alle anderen öffentlichen Beamten, zuerst nur durch Zustimmung und Wahl des Volkes eingesetzt worden sind". „Wäre ihre Race so erhaben über die anderen Menschen wie die der Pferde von Tutbury über die anderen Pferde, so hätten sie freilich von Rechtswegen nur zu befehlen und wir nur zu gehorchen." So aber sind sie, — er nimmt einem grossen Monarchen den Ausdruck vorweg, — nichts weiter als „die Diener des Staates." Hiernach bestimmt der Autor das Verhältnis von König und Parlament. Er äussert sich, ohne sich um die vielen Abwandlungen der Vergangenheit zu kümmern, mit jener Siegesgewissheit der abstrakten Doktrin, welche den Zeiten der Revolution eigen zu sein pflegt. Man fühlt sich einen Augenblick wie in's achtzehnte Jahrhundert versetzt unter die Jünger Montesquieu's, wenn man die Theorie der „Trennung der Gewalten", zu der sich die „weisesten Nationen" bekannt haben, angedeutet findet. Und man wird an die Schlagworte der Constituante erinnert, wenn man hört, was bei dieser Trennung der Gewalten der einen und der anderen zugesprochen wird. Die Legislative ist die „höchste" (supreme), die Exekutive „untergeordnet" (subordinate), denn „der König ist nur dazu da, das Gesetz zu vollstrecken (1)."

Die Folgerungen ergeben sich für Milton ganz von selbst. „Wo der Sitz des Parlaments ist, da ist auch untrennbar der Sitz des Königs." Das Recht des Veto kann unmöglich auf gesetzlicher Grundlage ruhn, es war „ein abgeschmacktes und vernunftwidriges Herkommen, eine Erfindung der Schmeichelei und der Usurpation". Ein Parlament wäre lächerlich und verächtlich, welches erst Gesetze ausarbeiten sollte, um sie dann stückweise der Vernunft, dem Gewissen, der Laune, der Leidenschaft, der Narrheit, dem Eigensinn eines Mannes abzuhandeln." Das Recht der beliebigen Berufung und Auflösung des Parlaments gehört nicht zur königlichen „Prärogative," sondern war ein blosser Ausfluss des öffentlichen „Vertrauens". Ohne die Möglichkeit zusammenzutreten „so oft es die Noth erfordert," wie die Möglichkeit zusammenzubleiben, „bis die dringenden Geschäfte vollständig erledigt sind", würden die Parlamente „bald zu einem blossen Gegenstand des Spottes

werden". Das Recht der Militia eignet keineswegs der Krone. „Nur mit Zustimmung des Parlaments" kann über die Streitkräfte des Landes verfügt werden. „Wenn die Macht des Schwertes von der Macht des Gesetzes getrennt ist, dann wird das Schwert bald Herr über das Gesetz werden". — Mit einem Worte: Nicht der König, sondern das Parlament ist „omnipotent", aber in einem noch weit ausgedehnterem Sinn, als berühmte Staatsrechtslehrer späterer Zeit das Wort verstanden haben. Denn da es in der Hand des Parlamentes liegt, die Gesetze zu ändern oder zu abrogiren, „jenachdem es ihm zum Besten des Gemeinwesens zu sein dünkt", so hat es auch das Recht „das Königthum abzuschaffen, sobald dies zu herrisch und lästig wird".

Es ist ungefähr die Theorie, welche das grosse Manifest der Armee Ende 1648 ausgeführt hatte, vor der das Königthum und das Haus der Lords zusammengebrochen war, während das „omnipotente" Parlament sich selbst zu einem blossen Werkzeug in nerviger Soldatenfaust hatte erniedrigen müssen. Ueber diesen inneren Widerspruch geht Milton schweigend hinweg, wie er sich denn auch wohl hütet anzugeben, inwieferne in dem Parlamente der Wille der gesammten Nation zum Ausdruck komme. Eine solche Betrachtung hätte, wie die Lage der Dinge war, zu bedenklichen Schlüssen führen können. Weniger verfänglich schien es dem Verfechter der neuen Regierung auf den Geist und die Präcedenzfälle der alten Landesverfassung zurückzugehn. In der That, durch und durch radikal, wie der Schriftsteller erscheint, bleibt er insoweit Engländer, dass er jede Gelegenheit wahrnimmt, wie schon ein Mal, die „alten Gesetzbücher" heranzuziehn, freilich nur, um ihnen mehr oder weniger Gewalt anzuthun. Wenn B. II. 446 darauf hinzuweisen war, dass Milton's frühere staatsrechtliche Bemerkungen einem bekannten Publicisten der Zeit, John Sadler, nicht fremd geblieben zu sein scheinen, so führt er hier seinerseits Sadler's „kürzlich erschienenen Traktat: Rechte des Reiches" als seine Quelle an, deren juristische Auszüge ihm zu Gute kommen. —

Nach allem, was er mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit

zur Vertheidigung der Revolution und zur Bekämpfung des Königs vorgebracht hat, wendet er sich zu einer letzten feierlichen Beschwörung an seine Mitbürger: „Er gebietet seinem Sohn: halte fest an den wahren Grundsätzen der Frömmigkeit, Tugend und Ehre und du wirst nie eines Königreichs bedürfen. Ich aber sage dir, o Volk von England, halte du fest an diesen Grundsätzen, und du wirst nie eines Königs bedürfen". Wie der Wortlaut dieses Satzes zeigt, und wie sich durch viele Stellen des Eikonoklastes sonst belegen liesse, nimmt sein Verfasser an, dass das „königliche Bild" im ganzen und grossen wirklich aus der Feder Karl's I. stamme. Bekanntlich knüpft sich aber gerade an dieses Buch eine der berühmtesten Kontroversen, die jemals über die Frage der Urheberschaft eines literarischen Erzeugnisses geführt worden ist. Vor allen Dingen wird man daher zu erfahren wünschen, ob in Milton nicht wenigstens einige Zweifel aufgestiegen sind. Man weiss, dass gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der heftigste Streit darüber entbrannte, ob der König in Wahrheit der Verfasser des merkwürdigen Buches gewesen, oder ob es nicht für eine geschickte und wohlberechnete Fälschung des Dr. Gauden zu halten sei, der fast im letzten Moment seine Stimme für Karl I. erhoben hatte, nach der Restauration vertraulich seine Autorschaft eingestand und 1662 als Bischof von Worcester starb. Man kennt die grosse Literatur, welche sich in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts ansammelte, als eine gründliche Revision jener anziehenden Streitfrage stattfand, und Christoph Wordsworth gegen eine ganze Phalanx von Widersachern den schriftstellerischen Ruhm des Königs mit Eifer und Scharfsinn zu retten suchte. Die Mehrzahl der Späteren hat sich gegen ihn erklärt, und das „königliche Bild" gilt heute als das Muster eines grossartigen Betruges, während einige Forscher immerhin eine Mitwirkung des Königs, sei es bei der Vorbereitung, sei es bei der schliesslichen Redaktion für wahrscheinlich halten (1). Wie immer dem sei, der Biograph Milton's darf über den persönlichen Anspruch Gauden's hinwegsehn. Denn soviel steht fest: in der Zeit, als Milton schrieb, wird Gauden's Name von niemandem genannt. Er

ist überhaupt erst Jahre nach Milton's Tode in die Debatte geworfen worden. Das schliesst indessen nicht aus, dass sich schon damals argwöhnische Stimmen gegen die Aechtheit des überaus wirksamen Pamphlets erhoben, oder dass mindestens auf die Spuren einer anderen Feder neben der des Königs hingewiesen ward.

Bereits in der ersten Auflage seiner Gegenschrift hatte Milton von einem „geheimen Gehilfen" des Königs gesprochen, von seinem „Hofrhetoriker", „irgend einem Hofkaplan", der diese und jene Phrase „eingeschoben", dies und jenes „ungesalzene Gebet zusammengestoppelt" haben möchte. Er hatte aus einzelnen Redewendungen den Schluss zu ziehen gesucht, dass sie nicht aus der Feder des Königs stammen könnten, ja das „ganze Buch" war ihm einmal „als ein Stück Poesie" vorgekommen. In der zweiten Auflage erschienen diese Zweifel noch verstärkt. Zugleich wurde hier ein Punkt weiter ausgeführt, auf den er schon in seiner früheren Kritik mit sichtlichem Hohn hingewiesen hatte. Es fanden sich als Anhang der „besten Ausgaben" des königlichen Bildes „Gebete seiner Majestät aus der Zeit seiner Leiden, unmittelbar vor seinem Tode dem Dr. Juxon, Bischof von London, überliefert". Milton, der seinen Philip Sidney kannte, entdeckte, dass gleich das erste dieser Gebete „Wort für Wort" aus dessen berühmtem Roman Arcadia „gestohlen" sei, und zwar „aus dem Munde eines heidnischen Weibes, das zu einer heidnischen Gottheit betet", und dessen „süsse Rhapsodieen" der König nichtsdestominder kein Bedenken getragen habe, als seine „eigenen himmlischen Gedanken" Gott darzubringen. Hier freilich kommt es ihm darauf an, die Autorschaft Karls I. festzuhalten. Denn alle „seine besten und theuersten Freunde, die ihn vergötterten", erschienen somit durch ihn selbst hinter's Licht geführt. „Die heulenden Kanzelredner" mussten sich sagen lassen, dass er „in dem ganzen Magazin ihrer honigsüssen Gebete und Meditationen" nichts gefunden habe, was dem Gebete einer „gefangenen Schäferin" aus einem weltlichen „Liebesgedicht" gleich gekommen wäre. Es ist indessen klar, wie verdächtig damit alles das gemacht wurde, was aus der

royalistischen Presse hervorgieng. Eine überraschende Entdeckung wie diese konnte wahrlich nicht vortheilhaft auf die Beurtheilung des „königlichen Bildes“ zurückwirken. Was aber war besser geeignet, seinen Nimbus zu zerstören, als wenn es gelang wahrscheinlich zu machen, dass bei seiner Herstellung Betrug die Hand im Spiele gehabt habe? (1).

Allerdings Milton ist der erste nicht gewesen, der diesen Gedanken geäussert hat, und andere haben ihn unmittelbar nach ihm weiter ausgesponnen. Schon im Mai hatte John Goodwin, der aufgeklärte Pfarrer in Colemanstreet, davon gesprochen, dass man darüber streite, ob der König der „wirkliche oder nur der vermeintliche Autor“ sei. Eine Schrift, welche wenige Monate nach dem Tode des Königs erschien, „der fürstliche Pelikan“, hatte gleichfalls diese Verdächtigungen erwähnt. Sie nahm auf's entschiedenste für den König Partei, der wie ein Pelikan sein Blut für seine Kinder vergossen habe, und hatte besonders den Zweck, die Authenticität des „königlichen Bildes“ zu retten. Denn ihr Verfasser konnte nicht läugnen, dass von mehreren „und darunter von den ersten Günstlingen unserer Grandees“ das hämische Gerücht verbreitet worden sei, das Werk stamme nicht vom König, sondern von einem seiner „Hofkaplane“, wie denn sogar die Namen „eines Dr. Harris und des Dr. Hammond“ aufgeworfen worden waren. Einmal auf's Tapet gebracht, konnte die Streitfrage sobald nicht wieder verschwinden. Zwei Pamphlete, von denen das eine, *Εἰκὼν ἀληθινή* nachweisbar am 16. August, das andere, *Εἰκὼν ἡ πιστή* am 11. September 1649 in Umlauf war, nahmen sie wieder auf. Jenes, „veröffentlicht um die Welt zu enttäuschen“ und „die falschen Farben abzuwaschen“ behauptete, „irgend ein prälatischer Levit, der nach einem Bisthum, einer Dechanei oder dergleichen gierig sei, habe dies Stück Schmeichelei kompilirt“ und sucht im einzelnen nachzuweisen, dass man nicht im König, sondern im „Doktor“ den Autor sehn müsse. Das andere, eine direkte Entgegnung der vorigen Broschüre, nimmt die Autorschaft des Königs energisch in Schutz und erklärt, sein Buch stehe ausserhalb des

Bereiches jeder Verleumdung, „in der Mitte eines Firmaments loyaler Herzen (1)“. Wie man sieht: Milton trat mit seiner Schrift in eine bereits seit lange und heftig geführte Debatte ein. Aber dass seine Autorität sich mit derjenigen anderer verband, welche die vollkommene Aechtheit des königlichen Bildes angezweifelt hatten, war nicht ohne Bedeutung. Wenn wenig später ein antimonarchischer Schriftsteller erklärte, das royalistische Machwerk „sei schon gehörig und ohne Handschuhe von einem Gentleman vorgenommen worden, der keinem an Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und Verstand zu weichen habe“, so liegt es nahe zu vermuthen, dass er an Milton gedacht hat. Ebenfalls nimmt der Astrolog William Lilly in einer Schrift vom Jahre 1651, in der er seine Bedenken gegen die vollkommene Aechtheit des königlichen Bildes äussert, ausdrücklich auf Milton Bezug (2). Auch legte der Staatsrath so grossen Werth auf seine Widerlegung, dass er am 5. März 1650 das Committee of Examinations beauftragte für einen Neudruck zu sorgen, falls dieser nützlich scheine. Nicht genug damit: er liess gegen angemessenen Lohn sogar eine französische Uebersetzung anfertigen, mit der sich kein Geringerer befasste als John Durie, und gab Befehl, die Exemplare dieser Uebersetzung zollfrei nach Frankreich auszuführen (3).

Aber auch die Royalisten rührten sich. Nachdem der „Bilderstürmer“ zum zweiten Mal in erneuter Gestalt erschienen war, wurde ihm das „unzerbrochene Bild“ direkt gegenübergestellt. Wer immer der Autor gewesen, ob Dr. Earle, der Erzieher Karls II., ob ein gewisser Jeanes, wie andere behaupten, er führte eine sehr kräftige Sprache. In Milton's Schrift sieht er einen „Verrath gegen Gott und die Menschen, Religion, Wahrheit und Gerechtigkeit“. Er bemerkt, dass Milton „nicht nur die Gebeine des todten Königs wiederaufzugraben, sondern alle Könige auszurotten“ gedenke und weiss für seine Leistung keinen besseren Namen als „das Bild der Rebellen“ (4). Auch scheint darüber kein Zweifel zu sein, dass Milton's Schrift entfernt nicht die Wirkung hervorbrachte wie diejenige, die zu verdrängen sie bestimmt war. Jeden-

falls konnte er fortan sicher sein, in den Geschichtswerken royalistischer Tendenz, als „boshafter feiler Skribler", „giftige Schlange" und „schwarzmäuliger Zoilus" zu figuriren (1). Sein „Bilderstürmer" hätte ihn allein schon zur Zielscheibe ihrer heftigsten Angriffe machen müssen, selbst wenn seinem Namen nicht gleich darauf in einem anderen literarischen Waffengang ein europäischer Ruf zu Theil geworden wäre.

Zweites Kapitel.

Der Kampf mit Salmasius.

Göthe beklagt einmal in seinen Gesprächen mit Eckermann, dass Uhland sich auf die thätige Theilnahme an den politischen Kämpfen eingelassen habe. „Geben Sie Acht, ruft er aus, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mit seinem Gesange wird es aus sein.“ „Die täglichen Reibungen und Aufregungen“ schienen ihm „keine Sache für die zarte Natur eines Dichters“ zu sein. Man könnte versucht sein, mit demselben Bedauern von Milton's Betheiligung an den grossen Bewegungen des öffentlichen Lebens zu sprechen. Seine „zarte Dichternatur“ gieng nicht ganz unversehrt aus dieser Probe hervor. Sein Geist nahm eine Richtung auf streitbare Tendenz, die der Unbefangenheit des Poeten allzuleicht schaden konnte. Aber weit entfernt davon, dass dieser in den Kämpfen des Tages völlig untergegangen wäre, drängte er gleichsam seine ganze Kraft in sich zurück, um viele Jahre später, als sich die Stürme der Revolution gelegt hatten, in seiner eigenthümlichen Grösse hervorzubrechen. Auch Milton selbst war nichts weniger als unbefriedigt durch die Rolle, die er auf sich genommen hatte. Er war entschlossen, das Gelübde zu halten, zu dem er sich einst vor seinem Gewissen verpflichtet hatte: „in die Posaune zu stossen zu trauernder Klage oder zu schmetterndem Schlachtruf, wie Gott es befiehlt“. Und

so schickte er sich zu einem neuen Kampfe an, in dem es galt, die Republik vor der Welt zu vertheidigen.

Das „königliche Bild“ hatte der Sache des Royalismus in England unberechenbar genützt, aber es kam darauf an, nicht nur in England, sondern in Europa für das Haus Stuart zu wirken. Es galt einen Schriftsteller von Talent und Hingebung zu gewinnen, welcher der gestürzten Monarchie und dem geächteten Sohne des hingerichteten Monarchen seine Feder leihe. Dieser Mann fand sich in dem berühmten Salmasius.

Claudius Salmasius, mit seinem französischen Namen Claude Saumaise, nahm in der europäischen Gelehrtenrepublik eine der ersten Stellen ein. Fast noch ein Knabe hatte er in Paris die Aufmerksamkeit des Casaubonus erweckt. Während seiner Studienzeit in Heidelberg machte er sich bereits als Schriftsteller bekannt und war in Gefahr, seinen schwächlichen Körper den Anstrengungen seines Fleisses zu opfern. Seine Neigungen wiesen ihn auf gelehrte und namentlich philologische Arbeiten hin, aber dem Wunsche seines Vaters entsprechend, nahm er eine Stelle als Advokat am Parlament von Dijon an. Indessen, wie ihm seine Anhänglichkeit an die reformirte Religion zum Hindernis auf der Beamtenlaufbahn wurde, zogen ihn auch seine eifrig fortgesetzten Studien immer mehr von dieser ab. Man verdankte ihm eine Reihe von Editionen und Dissertationen. War früher die klassische Philologie der hauptsächlichste Gegenstand seiner Beschäftigung gewesen, so strebte er danach, sich nun auch der orientalischen Sprachen zu bemächtigen, und gelegentlich versuchte er sich sogar als Poet. Im Jahre 1632 folgte er einem höchst ehrenvollen Rufe nach Leyden, um einen Lehrstuhl auszufüllen, den einst der grosse Scaliger inne gehabt hatte. Seine schriftstellerische Thätigkeit breitete sich immer weiter aus, indem sie auch juristische, geschichtliche und theologische Gegenstände umfasste, nicht ohne zu lebhaften literarischen Kämpfen Anlass zu geben. Mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit stand er in Verbindung, und mehr als einer schmeichelte ihm in Ausdrücken ungemessener Bewunderung.

Allerdings wusste man ihm auch manches nachzusagen, was ihm nicht eben zur Ehre gereichte. Seine Schriften, ein so unbestreitbares Zeugnis staunenswerther Gelehrsamkeit sie ablegten, liessen nicht selten die gehörige Ordnung und Klarheit vermissen. Sie glichen oft einer aufeinandergehäuften Masse von Auszügen und Citaten. Wichtiges und Unwichtiges, Erwiesenes und Zweifelhaftes war miteinander vermischt, und der Autor schien häufig seinen vornehmsten Zweck zu vergessen, um desto besser mit seiner Belesenheit und mit seinem Gedächtnis prunken zu können. Dazu kam ein unverkennbar hoher Grad von Einbildung, die zu einer verächtlichen Behandlung der Gegner führte. Man spottete darüber, dass der Gelehrte von seinem Adelstitel — er war seigneur de Tailly, Bouze, St. Loup — einen sehr ausgiebigen Gebrauch machte. Endlich war es ein offenes Geheimnis, dass seine Frau, ein Weib von herrschsüchtigem, eitlem Wesen, in seinem Hause vollkommen das Regiment führte und ihm manche Verlegenheiten bereitete. Aber alles dies that seinem Ruhme keinen Eintrag, und dieser hatte seine Höhe erreicht, als der grosse Gelehrte sich dazu berufen sah, die neue englische Regierung anzugreifen (1). Seine Sympathie für die Stuarts war bekannt, und er liess sich sofort dafür gewinnen, ihre Sache zu führen. Er gab seinem Werke den Titel einer „Vertheidigung Karl's I.", die aber zugleich eine „Vertheidigung des Königthums" war. Unter diesem Namen erschien das Werk Ende 1649 ohne Angabe des Verfassers „auf königliche Kosten gedruckt" und „an den legitimen KönigKarl II." gerichtet (2).

Salmasius setzte einen gewaltigen Apparat von Gelehrsamkeit in Bewegung, um seiner Aufgabe zu genügen. Es fehlte nicht viel, dass er drei und ein halbes Hundert Seiten in Folio mit allen den Citaten aus der Profan- und Kirchengeschichte, Bibel und Talmud, Kirchenvätern und Klassikern, römischem und englischem Recht gefüllt hätte, durch die sich, wie ein schmaler Pfad durch dichtes Waldgestrüpp, der Gang seiner Beweisführung mühsam hindurchwindet. Indessen lässt sich dieser doch mit einiger Aufmerksamkeit verfolgen. Auch kann nicht bezweifelt werden,

dass der Schriftsteller aus dem Reichthum seiner historischen und juristischen Studien den grössten Vortheil zieht, solange er sich auf die Rolle des Kritikers beschränkt. Es fällt ihm nicht schwer, die Vertrags-Theorie als eine unbeweisbare Fiktion zu entlarven und alle Folgerungen, die sich aus ihr ziehen liessen, durch die Erinnerung an gleichlautende Lehren der „sophistischen Jesuiten" zu brandmarken. Es gelingt ihm recht wohl, die Nutzanwendung auf die Geschichte der englischen Verfassung zu machen und zu zeigen, dass es verlorene Mühe sei, alles das unter ihren Schutz stellen zu wollen, was das Werk einer gewaltigen Revolution gewesen war. Bedenkt man, dass Salmasius als Ausländer urtheilt und bringt man Irrthümer in Abrechnung, welche durch den damaligen Stand der Verfassungsgeschichte hervorgerufen wurden, so wird man mit Achtung vor seinen Kenntnissen erfüllt werden. Allein sobald er sich daran macht, selbst etwas Positives zu schaffen, zeigt sich seine Schwäche.

Die staatsrechtliche Begründung der Monarchie, die er verficht, ist nicht minder willkürlich als diejenige, die er bekämpft. Aber wenn jene die mystische Weihe des Königs aufhebt, so entwürdigt diese die Natur des Menschen. Das erbliche Königthum muss schlechterdings einen überirdischen Ursprung haben, und das Princip der Legitimität wird dem Stahl des siebzehnten Jahrhunderts ebenso zum theologischen Dogma, wie die Alleingiltigkeit der Episkopalverfassung den Laud und Neile oder die Alleingiltigkeit der Presbyterialverfassung den Henderson und Baillie. Auch in dem ersten Königthum, das anscheinend rein menschlich aus der patriarchalischen Familiengewalt erwachsen gedacht wird, wirkt eine übernatürliche Kraft, und in allen Fällen, mittelbar oder unmittelbar, bleibt „Gott die erste Ursache der Könige". Mit unbarmherziger Konsequenz werden die Folgen dieses Princips entwickelt. Der König steht über dem Gesetz, niemandem verantwortlich denn allein Gott. Kein menschlicher Richter darf den zur Verantwortung ziehn, „der alle richtet", keine menschliche Hand dessen Macht zurückfordern, der sie von Gottes Gnaden hat. Auch „schlechte und ungerechte Könige",

als eingesetzt von Gott, sind zu ertragen. Ein König schuldet keinem Menschen Rechenschaft, auch wenn er die Eide bricht, deren Wahrung er selbst zur Bedingung für den Gehorsam der Unterthanen gemacht hat. Ein König bleibt straflos, auch wenn er „Ehebrecher oder Mörder“ ist. Es giebt nur ein Verhältnis, das dem des Unterthanen zum König entspräche: es ist das Verhältnis des „Sklaven zu seinem Herren“.

Mit dieser Palette an der Hand liess sich ein Bild der englischen Verfassung entwerfen, wie es den kühnsten Wünschen des Hauses Stuart entsprach. Der „König über dem Parlament“, seine Gewalt „ununterbrochen und regelrecht“ auch ohne dasselbe, „unabhängig in Sachen der Religion und kirchlichen Jurisdiktion, der Rechtspflege, des Krieges und Friedens“, vollkommen befugt, von sich aus eine Steuer wie z. B. das Schiffsgeld aufzulegen. Den Besitz einer so umfassenden Gewalt hatte Karl I. dem Autor zufolge in idealer Weise ausgenutzt. Die Welt hatte keinen „unschuldigeren, gerechteren“ Fürsten gesehen als ihn. Seine Herrschaft war „unblutig“. Ein einziges Todesurtheil, das unter ihm gefällt wurde, milderte seine Gnade. Unter allen Tugenden, mit denen er geschmückt war, stachen seine „Aufrichtigkeit“ und seine „Treue“ hervor. Wie er nach Christi Gesetz gelebt hatte, so endete er, jenem grössten Märtyrer vergleichbar, der auch die Verzeihung Gottes auf seine Mörder herabflehte.

Wer die historischen Thatsachen für ein Gebiet in dieser Weise zurechtzustutzen weiss, von dem ist nicht zu erwarten, dass er auf einem anderen glimpflicher mit ihnen umspringe. In der That ist nichts auffallender, als der Mangel an Verständnis für die Bedeutung der kirchlich-politischen Frage, der sich in Salmasius zeigt. Er, auf dessen theologische Schriften die Puritaner einst stolz gewesen waren, wird über Nacht zu einem Verfechter des Episkopalsystems. Er wird es, wie er später naiv genug gestanden hat, vorzüglich deshalb, weil er als Vertheidiger des Königs es werden musste, aber auch durch die „Erfahrung“ eines besseren belehrt und immerhin in gemässigtem Sinn ([1]). Obwohl er zugesteht, dass

die „ersten vier Akte des Dramas“ den Presbyterianern zu danken seien, gilt doch sein ganzer Hass den Independenten, welche den „Schluss der Tragödie“ hinzugefügt haben. Er lässt sich die Mühe nicht verdriessen, ihre Geschichte auf holländischem, amerikanischem, englischem Boden zu verfolgen, aber seine Erzählung kann nicht als befriedigend gelten. Er macht auch den Versuch, ihre Principien zu entwickeln, aber es ist ihm unmöglich, sie in ihrer Reinheit zu würdigen. Der Name Independenten scheint ihm daher zu stammen, dass die Sekte nach einer vollständigen Zügellosigkeit strebt. Mrs. Hutchinson, von deren Schicksalen in Neu-England er Kunde hat, wagt er mit Johann von Leyden zu vergleichen. Den Gottesdienst der Independenten, bei dem nach Belieben geplaudert und geraucht wird, ihre Moral, welche den „Heiligen“ gestattet, „was bei anderen als Sünde gilt“, weiss er drastisch zu schildern und mit pikanten Beispielen zu belegen. Dass sie Gütergemeinschaft anstreben, steht fest, was sie sich gegen die Keuschheit erlauben, ist dem Autor aus einem bestimmten Falle bekannt geworden. Am schwersten wird es ihm aber, sich in das independentische Princip der Gewissensfreiheit zu finden. Er hält fest an dem Satze, dass „wer eine Ketzerei duldet, sie auch begeht“. Dem Einzelnen „volle Freiheit geben in Sachen der Religion zu glauben, was er will, und zu lehren, was er glaubt“, gilt ihm als etwas „Ungeheuerliches“. Die ganze Gesellschaft löst sich damit auf, die festen bürgerlichen Verbindungen werden sich lockern, man wird Nomaden gleich „nur noch in Zelten wohnen wie die alten Numidier“.

Es wäre gut gewesen, wenn wenigstens die Form der Schrift des Salmasius gegen mögliche Angriffe geschützter gewesen wäre als ihr Inhalt. Der Autor hätte seiner Sache nur nützen können, wenn er bei seinem Vorsatz geblieben wäre, den „König zu vertheidigen durch einfache Erzählung des Hergangs“ und auf alle „rhetorische Schminke“ völlig zu verzichten. Aber statt einfach zu erzählen, nahm er sich heraus gröblich zu schmähen, und statt sich der rhetorischen Schminke zu begeben, trug er die Farben faustdick auf. Es

war richtig, dass ein Process, wie der jüngst erlebte, in dem ein „legitimer, christlicher, reformirter Fürst von seinen Unterthanen angeklagt und verurtheilt worden“, seines gleichen nicht hatte. Aber es war eine hohle Phrase, den kommenden Geschlechtern zuzumuthen, das Ereignis mit derselben Skepsis zu betrachten wie die unglaublichen Wunderzeichen „sprechender Ochsen“ oder „rückwärts fliessender Ströme“, von denen die alten Chronisten berichten. Es war begreiflich, dass alles, was der „glorreiche Märtyrer“ verschuldet hatte, mit Stillschweigen bedeckt, und alles, was seine Gegner vollführt hatten, verzerrt und entstellt wurde. Aber es war unnöthig, sie als „grässliche Ungeheuer“, als „wilde Thiere in Menschengestalt“, als eine „Pest“ der Gesellschaft zu brandmarken. Weit entfernt davon, sich mit einer Aufzählung der gewaltsamen Massregeln zu begnügen, denen die Republik ihre Entstehung und ihre Fortdauer verdankte, predigte der hitzige Professor mit derselben Leidenschaft wie nach ihm Burke gegen das revolutionäre Frankreich, einen förmlichen Kreuzzug gegen das neue Gemeinwesen in England. Er wendet sich an alle Könige und Fürsten, ja überhaupt an alle Staatsgewalten Europas. Denn „jene Feinde des menschlichen Geschlechts“, jene „tollen Hunde“ sieht er darauf ausgehn, nicht allein das Königthum, sondern alle Gesetze abzuschütteln, und das nicht nur für sich, sondern um alle christlichen Völker zu gleichem fortzureissen.

Die politische Kapuzinade des berühmten Gelehrten, den man unter der Maske der Anonymität versteckt wusste, machte ausserordentliches Aufsehn. Sobald der englische Staatsrath Kunde davon erhielt, dass Exemplare des Buches von Holland aus eingeführt werden sollten, gab er strengen Befehl, sie mit Beschlag zu belegen (29. November 1649). Aber damit wollte er sich nicht beruhigen. Er hielt es für nöthig, wie kurz zuvor nach dem Erscheinen des „königlichen Bildes“, eine officielle Gegenschrift in Umlauf zu setzen. Und welche Feder wäre geeigneter für eine solche Aufgabe erschienen als diejenige, die eben erst ihr Bestes gethan hatte, den Wirkungen jener royalistischen Veröffentlichung

entgegenzuarbeiten? Der Staatsrath war einstimmig. Schon am 8. Januar erhielt Milton den Auftrag, „etwas zur Erwiderung gegen Salmasius' Buch vorzubereiten". Viele riethen ihm ab, sich mit einem Gegner von so grossem Namen zu messen. Aber eben dadurch fühlte er sich um so mehr gereizt. Seine Arbeit gieng langsam von statten, wie er in der Vorrede seiner Schrift bemerkt, theils weil ihn Fülle der Geschäfte, theils weil ihn körperliches Leiden vom Werke abzog. Am 23. December 1650 konnte erst der Befehl für den Druck ertheilt werden. Ende Februar oder Anfang März 1651 wird das Werk ausgegeben worden sein. Es schloss sich schon im Titel: „Vertheidigung des englischen Volkes" der gegnerischen Vorlage an(¹). Auch war hier gleichfalls der Gebrauch der lateinischen Sprache, als des internationalen Idioms, von selbst geboten. An einer sofortigen Uebersetzung in's Holländische konnte es ohnehin nicht fehlen. Seinen Namen zu verschweigen, hielt Milton für unwürdig. Auch durfte er stolz darauf sein, in diesem Falle jede Belohnung in klingender Münze ausgeschlagen zu haben. Es findet sich allerdings in dem Protokollbuch des Staatsraths ein noch lesbarer Eintrag, demzufolge der Sekretär „wegen der guten Dienste, die er in seiner Erwiderung des Salmasius geleistet," mit dem Danke des Staatsrathes die Summe von „100 £" erhalten sollte. Allein eben dieser Eintrag ist kassirt und ein anderer an seine Stelle getreten, der keine Silbe von einem Honorar enthält, dafür aber den Dank in noch höflichere Formen kleidet. Milton war daher ganz in seinem Rechte, wenn er später den Vorwurf zurückwies, dass er diesen Anlass benutzt habe, sich zu bereichern, während er seinen Gegner oft genug hören lässt, dass er sich „mit 100 Jakobsthalern" habe erkaufen lassen ²).

Er hatte noch seine besonderen Gründe, in der Bekämpfung des Salmasius eine persönliche Aufgabe zu sehn. Sein Name war allerdings in dem Werke des leydener Professors nicht genannt worden. Wenn dieser sich an einen bestimmten „Advokaten der fanatischen englischen Hunde" gehalten hatte, so war darunter der „infame" John Cook ge-

meint, der durch den Druck veröffentlicht hatte, was im Process des Königs auszuführen ihm versagt gewesen war. Allein einige Stellen der Saumaise'schen Schrift konnte der Autor des „Rechtes der Könige und Obrigkeiten“ und des „Eikonoklastes“ unschwer auf sich beziehn. Er hatte zu den „Schwärmern“ gehört, welche die Worte des Apostel Paulus über den göttlichen Ursprung der Obrigkeit in eben der „fanatischen“ Weise ausgelegt hatten, die Salmasius' Zorn erregte. Er konnte als der „Gewisse aus der Sekte der Independenten“ gelten, welcher den Presbyterianern zu Gemüth geführt hatte, dass „der König in Karl I“ schon von ihnen getödtet worden sei. In jedem Fall hatte er als Publicist für die Sache der jungen Republik schon eine allzu hervorragende Stellung eingenommen, als dass er sich mit ihren Leitern nicht auch persönlich durch die Schmähungen des Salmasius hätte verletzt fühlen sollen. In gehobener Stimmung machte er sich an's Werk. Er gestand sich ein, dass er nicht von „kleinen und gewöhnlichen Dingen“ zu reden haben werde. „Zu allen Völkern des Erdkreises“ sollte seine Vertheidigung der eigenen Nation erschallen. Dass man ihn vor allen zu diesem Amte erwählt habe, erfüllt ihn mit Stolz, aber er bittet zugleich demüthig den „Spender aller Gaben“ um Kraft, auf dass ihm sein neues Unternehmen ebenso wohl gelinge, wie kurz zuvor die Zertrümmerung des falschen Königsbildes.

Dem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts war es nicht möglich, sich auf dieser reinen Höhe zu halten. Bei allem Bestreben, seine Sache mit möglichster Würde zu führen, verfiel er fortwährend in die schlechten Sitten literarischer Klopffechterei. Was Lessing ein Jahrhundert später vom Kritiker forderte, niemals verrathen zu dürfen, „dass er von seinem Autor mehr wisse, als ihm die Schriften desselben sagen können“, hatte für die damalige Zeit am wenigsten Geltung. Milton vergass schon auf den ersten Seiten, dass er mit einem feierlichen Gebet zum Allmächtigen begonnen hatte, um sich an sehr menschlichen Persönlichkeiten, die nicht zur Sache gehörten, recht wohl sein zu lassen.

Vor Jahren, in seiner Schrift über das Wesen der Kirchenverfassung, hatte er keinen Anstand genommen, den „Fleiss des gelehrten Salmasius" zu rühmen. (W. III. 122.) Diese Stelle hatte er schwerlich noch im Gedächtnis, als er „den fremden Deklamator", den „elenden Professor", den „Grammatiker" voll von „Thorheiten und Kindereien", den „geschwätzigsten Esel", vor der gelehrten Welt an den Pranger zu stellen unternahm. Es leidet nach seiner Ansicht gar keinen Zweifel, dass Salmasius, durch „Geld bestochen", gegen seine bessere Ueberzeugung geschrieben habe. Eine „Börse mit hundert Goldstücken gespickt" hat ihn über Nacht zu einem Verfechter der Absolutie und des Bisthums gemacht, und was er geschrieben, ist daher nur Emigranten-Weisheit, deren „verleumderischer und lügenhafter" Inhalt ihm in die Feder „diktirt" worden ist. Nicht genug damit die schriftstellerische Selbstständigkeit seines Gegners zu läugnen, sucht Milton ihn auch noch wegen seiner häuslichen Abhängigkeit lächerlich zu machen und die politische Gesinnungslosigkeit, deren er ihn zeiht, daraus abzuleiten. Das Wortspiel, zu welchem das lateinische „Gallus" mit seinem Doppelsinn aufforderte, mochte sich Milton nicht entgehen lassen. Dieser „Gallier", mit dem er es zu thun hat, erscheint ihm nicht als ein Hahn, der über den Hühnerhof herrscht, sondern als ein Sklave seiner Henne. „Man sagt, dass deine Frau königliche Gewalt über dich ausübt. Sie ruft dir zu, wann sie will: „„Schreib oder es setzt Schläge"" . . . und es ist kein Wunder, dass du allen ausserhalb deiner vier Wände das Joch der Tyrannei aufgelegt wissen möchtest, der du selbst im Hause die schmählichste Knechtschaft erträgst" . . „O über dich Zuchthausritter und ewige Schmach deines Vaterlandes! Die niedrigsten Knechte auf dem Sklavenmarkte sollten auf einen so schändlichen Fürsprecher der Sklaverei und Seelenverkäufer mit Abscheu speien, keine bürgerliche Gesellschaft sollte dich unter sich aufnehmen, dich, die Pestbeule der Menschheit und den Schandfleck der Freiheit".

Stellen wie diese sind noch bei weitem nicht das Stärkste, was Milton's ungezügelte Leidenschaft ihm eingiebt, aber sie

gewähren einigermassen einen Begriff von der verletzenden Sprache, zu der er sich hinreissen liess. Eine andere Seite der Persönlichkeit seines Gegners, gegen die er seine Pfeile des Zornes und Hohnes versendet, ist dessen Gelehrteneitelkeit, die so deutlich in der „Vertheidigung des Königs" hervorgetreten war. Selbst ein Mann der Studirstube und auf den verschiedensten Gebieten des Wissens wohlbewandert, hat Milton doch keine Gelegenheit vorübergehn lassen, sich über den Standesdünkel der gelehrten Kaste lustig zu machen und die Rechte des einfachen Mutterwitzes in Schutz zu nehmen. Zu gleicher Zeit kommt aber gegenüber dem philologischen Pedanten etwas von jenem bitteren Gefühl zum Ausdruck, das einst in der Schrift über die Erziehung sich Luft gemacht hatte. Er freut sich, dem berühmten Latinisten einige sprachliche Schnitzer aufmutzen und dem Kenner der klassischen Literatur die Unrichtigkeit eines Citats nachweisen zu können. Er geht so weit, auch die dauernden wissenschaftlichen Verdienste seines Gegners zu verkennen. „Du hast dich zeitlebens mehr mit Wörterbüchern und Glossarien abgegeben, als mit verständiger Lektüre guter Autoren. Von verschiedenen Handschriften und Lesarten und Emendationen machst du grossen Lärm, aber an soliden Kenntnissen zeigst du dich völlig baar . . Ueber die kleinsten Kleinigkeiten führst du Krieg und thust jeden in den Bann, der dir den Ruhm der Wiederherstellung eines Buchstabens in irgend einem Codex zu bestreiten wagt . . Aber ich sage dir, irgend ein Mensch aus der Hefe des Volkes — diese Bezeichnung hatte Salmasius den englischen Republikanern zugeschleudert, — der des Glaubens ist, für Gott und sein Vaterland, aber nicht für seinen König geboren zu sein, er ist gelehrter, weiser, ehrenhafter und ein nützlicheres Mitglied der Gesellschaft als du. Denn er ist verständig ohne Gelehrsamkeit, du aber hast Gelehrsamkeit ohne Verstand. Du kannst so viele Sprachen und hast so viele Bände durchgelesen und bist doch ein Dummkopf geblieben."

Für denjenigen, der sich an dieser allgemeinen Charakteristik des Salmasius genügen liess, musste das Werk, um

das es sich handelte, schon gerichtet sein. Indessen Milton nimmt sich die Mühe, es im einzelnen zu zergliedern, seine Unrichtigkeiten aufzudecken, seine Widersprüche blosszulegen, vor allem seine Grundansicht zu bekämpfen. Er thut es mit grossem dialektischen Geschick, mit wirksamen Uebergängen des Tones vom Pathetischen zur Ironie und ohne in der Hitze des Kampfes die praktischen Zwecke aus dem Auge zu verlieren, denen seine Arbeit dienen sollte. Auf presbyterianische Leser konnte es seine Wirkung vielleicht nicht ganz verfehlen, wenn sie sich aus Salmasius' eigenen Worten nachweisen lassen mussten, was für ein Schicksal die Restauration der Stuarts so manchen jener gesetzgeberischen Akte bereiten würde, bei denen sie selbst einst eifrig mitgewirkt hatten. Auf das niederländische Publikum war es berechnet, wenn auch hier wieder des Befreiungskampfes gegen Spanien rühmend gedacht ward, während die „batavische Jugend" von jenem „Sophisten" hören musste, dass die elendeste Tyrannei jeder Revolution vorzuziehen sei. Die Universität Leyden insbesondere wird als „einstiger Sitz der Freiheit" hoch gepriesen. Es scheint dem Autor kaum glaublich, dass in ihren Mauern ein Buch von so „sklavischer" Tendenz hat entstehen können. Freilich springt Milton auch hier wieder nicht weniger frei mit den Thatsachen um, wie in den übrigen politischen Schriften, die er bisher für die Republik verfasst hatte. Es wäre eben so verfehlt, sich bei ihm Rathes erholen zu wollen über die Ereignisse, die seiner eigenen Zeit angehört hatten wie über die Geschichte der Verfassung seines Landes. Im einen Fall spricht der Puritaner, dem es nicht möglich ist, Dichtung und Wahrheit zu scheiden, im anderen der Theoretiker, der sich die staatsrechtliche Ueberlieferung willkürlich nach dem Bedürfnis seiner Doktrin zuschneidet. Allein eben diese verleiht dem ganzen Buche das hauptsächliche Interesse. Denn was früher nur in leichten Umrissen skizzirt worden war, erscheint hier in festen Zügen genauer ausgeführt, da es sich darum handelt, der Lehre des Salmasius eine andere gegenüberzustellen.

In der That, was Milton in seinem Widersacher bekämpfte, war nicht dessen persönliche Ansicht, sondern die Zusammenfassung jener politischen Grundsätze, die schon oft in England eine Widerlegung hervorgerufen hatten. In gleicher Weise wie der Professor von Leyden hatte das anglikanische Hochkirchenthum dem unumschränkten Königthum das Wort geredet. Mit derselben Naivetät wie er hatte der loyale Verfasser einer kleinen Flugschrift 1647 das Dasein monarchischer Ordnung im ganzen Bereich der Natur nachzuweisen gesucht und daraus geschlossen, dass die Könige, als unmittelbar von Gott eingesetzt, nöthigenfalls auch als Strafe Gottes zu ertragen seien(1). Ihre Spitze erhielt diese Richtung in Robert Filmer. Dessen Hauptwerk „Patriarcha“ wurde freilich erst 1680 bekannt. Aber schon vor Begründung der Republik war er bestrebt gewesen, seine Leser von der „Nothwendigkeit der absoluten Macht aller Könige und insbesondere des Königs von England“, sowie von der „Anarchie einer eingeschränkten oder gemischten Monarchie“ zu überzeugen. Auch hat es Filmer an seinem Widerspruch gegen die staatsrechtliche Theorie Milton's nicht fehlen lassen(2).

Der Ausgangspunkt dieser Theorie und der Theorie des Salmasius ist scheinbar der gleiche, der theologischen Denk- und Sprechweise des Zeitalters entlehnt: „die Obrigkeit hat ihren Ursprung von Gott“. Es ist dieselbe Formel, mit der einst Luther das selbstständige Recht des Staates gegenüber der mittelalterlichen Anschauung in Schutz genommen hatte. Aber während Salmasius daran gelegen ist, einer bestimmten Staatsform, der monarchischen, dies Monopol zu sichern, fasst Milton den Satz in dem allgemeinen Sinne auf, wie er von Haus aus gemeint war. Er hütet sich, eine weitere Vermischung von Theologie und Politik vorzunehmen. „Die Obrigkeit geht insofern auf göttliche Einsetzung zurück“, als nach Gottes Willen die Menschen in Staaten unter Gesetzen leben sollen. Eine prädestinirte, unter allen Umständen von Gott gewollte Staatsform giebt es aber nicht. Bei der „Entscheidung über diese oder jene Art der Verfassung, bei der Wahl dieser oder jener Regierung“ beginnt das freie mensch-

liche Ermessen, ausgedrückt durch den Willen des „Volkes“. Von diesem „floss von Anfang an alle Gewalt, wie sie noch heute von ihm ausgeht“. Dem gründlichen Kenner des alten Testamentes bieten sich alle jene so häufig angerufenen, von antimonarchischem, ja republikanischem Geist durchdrungenen Aussprüche als Hilfstruppen dar. Aber nicht weniger lässt er sich angelegen sein, das Evangelium gegen Versuche einer Auslegung in Schutz zu nehmen, die nicht zum ersten und nicht zum letzten Male einer bestimmten politischen Idee ihre wohlberechnete Unterstützung lieh. „Jene göttliche Botschaft der Freiheit“ kann nicht für die Sache der über jeden Angriff erhabenen Monarchie angerufen werden. Im Gegentheil: „Christen sollten entweder gar keinen König haben, oder er sollte der Diener des Volkes sein“.

Den Beweisen aus der Bibel war bei Salmasius der Beweis aus der Natur gefolgt, dem Beweis aus der Natur der Beweis aus der Geschichte. Auch hier giebt Milton dem Gegner keinen Schritt breit nach. Es war ebenso kindlich wie bequem, den absoluten Werth der Monarchie durch gewisse Analogieen aus dem Thierreich zu begründen. Es war ebenso geschmacklos wie verfänglich zu gleichem Zweck mit sichtlichem Behagen bei der Geschichte des orientalischen Alterthums zu verweilen. Dem Naturgesetz, welches sich dort offenbaren sollte, stellt Milton ein anderes gegenüber: den angeborenen Trieb, sich seiner Haut zu wehren. Dem Hinweis auf das vermeintliche Gesetz der Geschichte begegnet er durch die Bemerkung: „Was Natur und Vernunft erheischen, das lehrt uns die Betrachtung nicht der meisten, sondern der weisesten Nationen“. Dass Griechen und Römer an deren Spitze stehen, versteht sich für den begeisterten Verehrer des klassischen Alterthums von selbst. Und indem er sie jenen grossen Despotieen des Ostens gegenüberstellt, die für Salmasius’ Beweisführung hatten dienen müssen, gelangt er seinerseits unvermerkt dazu, republikanischen Einrichtungen das Wort zu reden. Mit seiner Hinneigung zur Antike verbinden sich stolze Erinnerungen an gemeinsame politische Urbegriffe der Germanen und an die eigenthümliche bürgerliche

Entwickelung der Engländer insbesondere. Von ihnen rühmt er, dass sie „freigeboren sind, sich selbst genügen, sich nach ihrem Willen Gesetze geben können und dass sie vor allen übrigen jenes älteste, von der Natur selbst gegebene am höchsten achten: dass jedes Recht und jede Regierung der Wohlfahrt aller guten Bürger und nicht den Gelüsten einzelner Herrscher zu dienen habe". Allerdings er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, der Monarchie an sich diesen Charakter zuzuschreiben. Sie kann sich sehr wohl „mit der höheren Macht der Gesetze und des Volkes" vertragen. Aber immerhin betrachtet er es als ein Zeichen von „Schlaffheit und Schwäche", wenn ein Volk sein „Hab und Gut, Freiheit und Frieden" nicht durch eigene „Tüchtigkeit, Fleiss, Klugheit und Energie" zu schützen im Stande ist.

In der That war es begreiflich, wenn er, dem Gedanken einer alleinseligmachenden Staatsform entgegentretend, für die republikanische dennoch die Vorbedingungen einer höheren Bildung voraussetzte und ihr selbst damit eine erhabenere Stufe anwies. Denn den menschlichen Ursprung der einzelnen Verfassungsformen einmal zugegeben, scheint ihm die monarchische gleichsam nur ein Nothbehelf zu sein. Sie entstammt einer Epoche niederer Kultur, da das Volk es für ein Bedürfnis hielt, „einen Einzigen zur Wahrung des Wohles, des Friedens und der Freiheit aller an die Spitze zu stellen". Er spricht nicht ausdrücklich von einem „Kriege aller gegen alle", der dem Abschluss politischer Verträge vorangegangen sei. Aber seine Worte streifen, wie in der Schrift über das Recht der Könige und Obrigkeiten, doch nahe an diese Phrase. Allein es soll nicht gesagt sein, „dass das Volk dem Könige seine Macht einfach (ohne Bedingung) zu eigen gegeben habe", ja es kann „der Natur nach" nicht gesagt sein. Denn wie diese sich „durch die Mittheilung einer Kraft keineswegs erschöpft", so bleibt „sozusagen virtuell die Macht beim Volke, auch wenn sie von diesem einem anderen übertragen worden ist". „Das Volk ist immer das Höhere". Wird der Zweck nicht erreicht, der den Akt der Machtübertragung hervorgerufen hat, so „kehrt diese Macht zum Volke zurück", das

früher Geschehene ist einem „nichtigen Vertrage" gleichzuachten.

Es war nicht möglich, die Idee der Volkssouveränetät entschiedener zu betonen. Trotz der biblischen Einkleidung bricht sie mit eben der Verständlichkeit durch, mit der sie ein Jahrhundert später durch Rousseau den modernen Leser zu packen gewusst hat. — Hier drängte sich nun aber die Frage auf, wer unter dem Volke zu verstehen sei, zu welchem die Macht zurückkehre, und durch welche Organe es sich dieser wieder heimgefallenen Macht zu bedienen habe. Der Vertheidiger der englischen Republik berührte damit ein gefährliches Thema. Wollte er sich auf den Begriff der Mehrheit stützen, so musste er dem Einwurf begegnen, dass sie nicht auf seiner Seite stehe. Wollte er auf die Institution des Parlaments zurückgreifen, so musste er sich sagen lassen, dass sie mit dem Wegfall der Lords ihr Wesen verändert habe. Und selbst wenn er sich darauf beschränkte, im Hause der Gemeinen die Souveränetät des Volkes verkörpert zu sehn, so liess sich die Erinnerung an den gewaltsamen Eingriff in den Bestand dieser Versammlung nicht abweisen. Salmasius hatte alle diese schwachen Seiten sehr wohl zu fassen gewusst. Er hatte gefragt, „was man sich denn unter dem Volke zu denken habe". Er hatte hervorgehoben, wie das Unterhaus schmählich verstümmelt, das Oberhaus mit dem König dem Untergang geweiht worden sei. Er hatte geradezu erklärt, dass nichts mehr übrig geblieben sei als „der Schatten eines Parlamentes", und dass in Wahrheit nur noch die rohe Gewalt des Säbels herrsche. Hier war ein klaffender Riss zwischen der Wirklichkeit und zwischen der Theorie vorhanden, und keine noch so gewandte Dialektik war im Stande, ihn zu überbrücken. Indem Milton sich dennoch genöthigt sieht, diesen vergeblichen Versuch zu unternehmen, beginnt er mit einer Erklärung des Volksbegriffes, die man um so mehr beachten wird, je deutlicher man sich der herben Worte erinnert, die er im Eikonoklastes gegen die „grosse Masse" hatte fallen lassen. „Du scheinst zu meinen — ruft er seinem Gegner zu, — dass wir unter Volk nur die Plebs ver-

stehn, weil wir das Haus der Lords abgeschafft haben. Und doch beweist eben dies, dass wir mit dem Worte Volk alle Bürger jedes Standes zusammenfassen. Daher haben wir eine höchste Versammlung geordnet, in der auch Adlige, als Mitglieder des Volkes, Sitz und Stimme haben können, aber nicht aus eigenem Recht wie früher, sondern als Vertreter ihrer Wählerschaften. Du ziehst auf die Plebs los, nennst sie blind und dumm, unfähig zur Regierung und behauptest, nichts sei windiger, eitler, unbeständiger und unzuverlässiger als sie. Das alles passt vortrefflich auf dich und in der That auch auf den gemeinen Pöbel, aber nicht auf den Mittelstand (de media non item). Unter ihm sind sehr viele höchst verständige und geschäftskundige Männer. Die anderen werden theils durch Luxus und Ueberfluss, theils durch Mangel und Noth von männlicher Tugend und Einsicht in die staatlichen Angelegenheiten abgehalten."

Wie man sieht, zeigt sich Milton der Ausdehnung politischer Berechtigung über eine gewisse Grenze innerhalb der Masse der Staatsbürger ebenso abgeneigt wie der Erhaltung gewisser Privilegien von Stand und Geburt. Man hat mit gutem Grunde in seinen Worten den Kern jenes Gedankens gefunden, welchem der Abbé Siéyes am Vorabend der französischen Revolution die einschneidende, epigrammatische Form gegeben hat. Es ist der dritte Stand, der sich an die Stelle der bisherigen Gewalten setzt. Die von ihm gewählten Vertreter erscheinen Milton als alleinige sichtbare Träger der Souveränetät des Volkes, und er scheint in keiner Weise zu besorgen, dass eine solche einzige „omnipotente“ Versammlung ihrerseits nicht weniger tyrannisch auftreten könne, wie der unumschränkte Träger einer Krone. Dem Hause der Lords wurde damit die Berechtigung des Daseins abgesprochen. Seine Mitglieder „vertraten nur sich selbst, standen, nicht aus Wahl hervorgegangen, in keinem Rechtsverhältnis zum Volk“. „Das Haus der Gemeinen bildete für sich allein ein vollständiges und gesetzmässiges Parlament“. Und wie hier Milton's Theorie den Thatsachen sich anzupassen weiss, so schreckt er nicht davor zurück, auch den Akt der Gewalt in Schutz

zu nehmen, der doch sichtlich einem Hohn auf den Begriff parlamentarischer Autorität gleich kam. „Der eine Theil des Parlamentes erstrebte die Knechtschaft und einen Frieden um jeden Preis, der andere die Freiheit und einen Frieden, der sicher und ehrenvoll wäre". Dies war der „gesundere Theil". Es war nur zu billigen, wenn dieser, um dem „Verrath des Vaterlandes" entgegenzutreten, die Hilfe des „tapfersten und treuesten Heeres" anrief. Und so gewinnt Milton es über sich, auf Salmasius' Frage, ob „das Volk" es gewesen, welches das Unterhaus verstümmelt habe, zu antworten: „Es war das Volk. Denn was der bessere, gesundere Theil des Parlamentes that, bei dem die wahre Macht des Volkes ihren Sitz hatte, davon darf ich sagen, dass das Volk selbst es gethan hat."

Der Biograph einer bedeutenden Persönlichkeit kann sich nicht damit begnügen, diese für sich zu betrachten, abgelöst von dem Boden, auf dem sie erwachsen ist. Er wird den verschiedenen Bildungselementen nachgehn, die zur Entwicklung des einen Genius beigetragen haben und zu sondern suchen, was diesem von Haus eigenthümlich ist, und was er der Einwirkung von aussen verdankt. Diese Vorschrift, angewandt auf die Biographie Milton's, hat eben so wohl Giltigkeit für die Würdigung des Politikers wie für die Würdigung des Dichters. Wer Milton's politische Schriften durchliest, wird sich mit Leichtigkeit davon überzeugen, dass sich der Grundstock seiner politischen Ansichten über den Staat aus zwei Bestandtheilen zusammensetzt. Der eine dient mehr zur Bildung seiner allgemeinen Ideen. Der andere bestimmt sein Urtheil über die besonderen Verhältnisse seiner Nation. Es sind die Schriftsteller des klassischen Alterthums und die staatsrechtlichen Versuche heimischer Autoren, bald Aristoteles und Cicero, bald Fortescue und Sir Thomas Smith, auf die er sich ausdrücklich beruft oder deren Aeusserungen er umschreibt. Indem er sie mit gewissen Aussprüchen der Bibel in Verbindung setzt, ahmt er eben das Verfahren nach, welches er bei der Gestaltung seines poetischen Stils durch

Verschmelzen biblischer, antiker und moderner Bestandtheile mehr oder weniger bewusst befolgt hatte. Man fühlt sich indess zu der Frage gedrängt, ob nicht noch näherliegende Quellen vorhanden waren, denen jene Anschauung von der Souveränetät des Volkes mit allem, was sich aus ihr ergab, entfliessen mochte. Bedenkt man, dass Milton mit Hugo Grotius persönlich bekannt war und nicht minder seine Werke hochschätzte, so ist man versucht zu fragen, ob nicht das „Recht des Krieges und des Friedens“ ihm eine bedeutende Anregung gegeben habe. Allein wenn sich hier auch die Theorie angedeutet fand, nach welcher ein Vertrag der Einzelnen den Staat begründet haben sollte, so wird doch auf's entschiedenste Verwahrung dagegen eingelegt, dass die Souveränetät überall und ausnahmslos beim Volk beruhe, sodass eine Bestrafung tyrannischer Fürsten erlaubt sei [1]).

Verführerischer wäre es, an gewisse Werke der Jesuiten zu denken, die für die Ausbreitung jener Lehre eine so grosse Bedeutung gehabt haben. Anknüpfend an dieselbe Idee, zu deren Dolmetscher sich bereits Lainez auf dem Koncil von Trient gemacht hatte, waren namentlich Bellarmin, Rosseus und Mariana mit ebenso viel Eifer wie Geschick bemüht gewesen, eine Theorie zu entwickeln, die überaus geeignet war, gewaltige Kräfte und Leidenschaften für die Zwecke ihres Ordens in Bewegung zu setzen [2]). Dass die Regierung nur im allgemeinen Sinn, aber nicht nach ihrer besonderen Form göttlichen Ursprungs sei, dass die Gewalt in der gesammten Menge ruhe und von ihr auf einen oder mehrere übertragen werde, dass aber damit kein endgiltiger Verzicht auf die Gewalt verbunden, vielmehr in gewissen Fällen das Recht ihrer Zurücknahme unläugbar sei: diese Ansichten finden sich, wie bekannt, durch die Autorität einer glänzenden Schaar jesuitischer Schriftsteller gestützt. Dieser und jener, wie Mariana, geht dabei von der Annahme gleichsam eines doppelten Vertrages aus, eines ersten, der die Gesellschaft, eines anderen, der die besondere obrigkeitliche Gewalt konstituirt, in eben der Weise wie Milton später in seinem Werkchen über „das Recht der Könige“ (s. B. II. 442). Aber derselbe Mariana

ist es auch, der die That des Jacques Clement erhebt, den Tyrannenmord rechtfertigt, während Milton sich immerhin nur dazu aufgerufen sah, einen Akt zu vertheidigen, bei welchem die äusserlichen Formen eines gerichtlichen Verfahrens inne gehalten waren [1]. Und sollte es überhaupt angehen, in ihm einen Schüler von Männern sehn zu wollen, gegen die seine ganze puritanische Denkweise ihn mit dem glühendsten Hass erfüllen musste? Läuft ihre Lehre nicht darauf hinaus, die Oberhoheit der geistlichen Macht zu begründen, deren unerschütterliches göttliches Recht, im Pabstthum verkörpert, den Ansprüchen der Staatsmacht um so siegreicher gegenübertreten konnte, je menschlicher der Ursprung dieser letzten, auf dem veränderlichen Willen der Masse beruhend, gedacht ward? Vermeidet Milton nicht selbst bei seiner Definition des Volksbegriffs sichtlich, das Volk der blossen Menge, der „tota multitudo", wie Bellarmin sich ausgedrückt hatte, gleichzustellen? Mochte Salmasius immerhin von dem billigen Kunstgriff Gebrauch machen, die „beiden Sekten in der Christenheit, Jesuiten und Independenten", als gemeinsame Väter jener „verabscheuungswürdigen Doktrinen" zu betrachten, Milton hatte nicht nöthig, sich gegen eine solche Gemeinschaft mit allen Kräften zu wehren.

Man darf vermuthen, dass er in einem ganz anderen Lager Verfechter einer politischen Idee aufgesucht und gefunden hat, für die er wenn nicht als der wirksamste so doch als einer der edelsten Kämpen in die Schranken trat. Das uns erhaltene Kollektaneenbuch des Dichters, zu dem man zunächst um weiterer Aufklärung willen greifen wird, gewährt freilich nur eine magere Ausbeute. Allerdings finden sich unter den Titeln „Republik, König, Tyrann" zahlreiche charakteristische Einträge, denen man in den Milton'schen Schriften wieder begegnet. Am bemerkenswerthesten sind diejenigen Auszüge aus Macchiavelli, welche die tief republikanische Gesinnung des grossen vieldeutigen Florentiners auszudrücken scheinen. Auch der unerbittliche Satz aus den Discorsi „gegen einen schlechten Fürsten hilft nur das Eisen" hat Aufnahme gefunden ([2]). Allein die besondere Lehre, um

die es sich hier handelt, wird nicht berührt. Bemerkt man nun aber, dass Milton eben in seiner „Vertheidigung des englischen Volkes" Franz Hotman's Franco-Gallia sowie wenig später Hubert Languet's „Gegen die Tyrannen" citirt und erwägt man andererseits, dass er auf Buchanan nicht hier zum ersten Male Rücksicht nimmt, so wird man annehmen dürfen, dass von diesen beiden Seiten her ein wesentlicher Einfluss auf seinen eigenen Gedankengang ausgeübt worden ist([1]).

Unter dem Eindruck der Bartholomäusnacht verfasst, von den bitteren Gefühlen erfüllt, welche durch das allgemeine Unglück und persönliche Schicksale hervorgerufen werden mussten, waren die Schriften von Hotman und Languet an's Licht getreten und hatten eine ganze Literatur nach sich gezogen. Dort sollte aus den Denkmalen der heimischen Geschichte und des heimischen Staatsrechts der Beweis erbracht werden, dass der grosse Rath der Nation von je die höchste Autorität besessen habe. Hier wurde aus biblischen und allgemein-historischen Zeugnissen die Lehre abgeleitet, dass das Volk der Urquell der königlichen Gewalt sei, der wahre „Herr" im Gegensatz zu seinem „ersten Diener", dass ein gegenseitiger Vertrag Volk und König binde, jenes aber nur unter bestimmten Bedingungen, von deren Innehaltung die Rechtsgiltigkeit des Kontrakts abhänge. In beiden Fällen wurde die Idee von der Volkssouveränetät nicht mehr wie bei den Jesuiten einem bestimmten kirchlichen Zweck zu Gefallen, sondern aus allgemeinen politisch-historischen Gründen verfochten.

Derselben Zeit gehörte Buchanan's berühmter Dialog „über das königliche Recht in Schottland" an. Der Geschichtsschreiber seines Vaterlandes und der Lehrer des Sohnes Maria Stuarts gab den Ueberzeugungen der presbyterianischen Partei einen kaum weniger energischen Ausdruck als die Hotman und Languet denen der Hugenotten. Das Volk hat das Recht die Herrschaft wem es will zu übertragen. Der Vertrag, den es dadurch mit dem Herrscher eingeht, wird unter Umständen auflösbar. Der grössere Theil des Volkes darf den König vor Gericht stellen. Die Verfolgung des „Tyrannen",

als eines „allgemeinen Feindes", sogar durch einzelne, erscheint nicht tadelnswerth (1).

Es waren dies die politischen Grundbegriffe des Presbyterianismus, deren Eindringen in England Karl I. mit gutem Grunde als eine Gefahr für das Königthum, wie er es verstand, bezeichnet hatte.

Inzwischen hatte der Independentismus schon längst sie nicht nur mit der ihm eigenen Entschiedenheit aufgenommen und weiter gebildet, sondern sogar jenseits des Weltmeeres den glücklichen Versuch gemacht Gemeinwesen in's Leben zu rufen, die eben die Souveränetät des Volkes als Rechtsgrund ihres Daseins voraussetzten. Eigenthümlich war den independentischen Theoretikern nur dies, dass sie die Wirksamkeit der Volkssouveränetät und folglich auch der aus ihr entfliessenden Gewalten ausdrücklich auf das bürgerliche Gebiet beschränkten. In Roger Williams' „blutiger Lehre der Verfolgung" findet man vielleicht die schärfste Wiedergabe dieser Ansichten. „Ein bürgerliches Regiment ist eine Ordnung Gottes, um den bürgerlichen Frieden des Volkes zu bewahren, so weit er Leib und Gut betrifft". Auch hier indess ist unter der „Ordnung Gottes" keineswegs ein unmittelbares göttliches Eingreifen verstanden. Die bürgerliche Gewalt hat keinen „religiösen,"geschweige einen specifisch „christlichen" Charakter. Sie ist „natürlich," „menschlich" und daher um nichts weniger dort gesetzlich, „wo man nie etwas von Christi Namen gehört hat." Fragt man aber, wo „die Souveränetät, der Ursprung und Grund der bürgerlichen Gewalt liegt", so ist die Antwort: „Im Volke, welches sich diejenige Regierungsform geben kann, die seinen staatlichen Bedürfnissen am besten entspricht." Daraus folgt, „dass die vom Volk eingesetzte Regierung nicht mehr Gewalt und nur auf so lange besitzt, als inwiefern die Zustimmung des Volkes sie ihr anvertraut hat." Williams vergleicht daher die Gewalt „aller wahren Obrigkeit" mit derjenigen eines „Parlaments-Committee, dessen Handlungsfähigkeit durch die Ermächtigung des Hauses bestimmt wird," die obrigkeitlichen Personen selbst mit „blossen Agenten, gleichsam Augen und Händen, die dem Wohl der

Gesammtheit dienen sollen." Dass das Volk gegen „Tyrannen" von seiner „natürlichen Freiheit" Gebrauch machen darf, ist eine selbstverständliche Folge. Dagegen würde es den heiligsten Ueberzeugungen des Autors ebenso zuwider laufen eine „Entthronung und Absetzung wegen Abfalls von der Kirche" zu billigen wie einen Gewissenszwang der Fürsten gegenüber ihren Unterthanen für erlaubt zu halten. — Den Jesuiten sollte die Lehre von der Volkssouveränetät zur Erhöhung der einen unfehlbaren Kirche dienen. Williams benutzt sie zur Begründung seiner Doktrin der Trennung von Kirche und Staat(1). Wer möchte sich erkühnen im einzelnen die Wirkungen zu ermessen, welche eine mit Nachdruck vorgetragene bedeutende Idee auf die empfänglichen Geister der Mitlebenden ausübt? Sie zittert in immer weiteren Kreisen nach, ähnlich denen der Wasserfläche, welche ein in sie Niederfallendes bewegt hat. Unzweifelhaft blieb Williams' Buch, in England von ihm in Druck gegeben und zurückgelassen, nicht ohne Leser. Immer mächtiger drängte der Gedanke von der Souveränetät des Volkes sich vor, nirgends entschiedener als im siegreichen Heere. Vor dem zweiten Bürgerkrieg hatte er unter Einwirkung der Agitatoren seine bestimmte Form erhalten. Nach dem zweiten Bürgerkrieg war er in der Remonstranz der Armee zur Grundlage eines umfassenden politischen Programms gemacht worden. Der Process des Königs, die Abschaffung des Hauses der Lords, die Errichtung der Republik wurden durch ihn in erster Linie gerechtfertigt.

Wenn Milton also auch immerhin aus den Werken gleichgesinnter Autoren geschöpft haben mag, so sprach er doch auch nur aus, was die lebendige Gegenwart an's Licht gebracht und in zahlreichen Zeugnissen verkündigt hatte(2). Allein darin unterschied sich seine Darlegung wesentlich von der in den Manifesten des Heeres, dass er sich damit begnügte in dem vorhandenen Reste des Parlaments, gleich diesem selbst, eine „Vertretung des englischen Volkes" zu sehen und es vermied auf die Nothwendigkeit einer Reform der Repräsentation hinzuweisen. Es wäre sehr voreilig daraus

schliessen zu wollen, dass er diese verkannt hätte. Man muss immer im Auge behalten, gegen wen er zu schreiben hatte und für wen. Einem Salmasius gegenüber wäre es wenig am Platz gewesen die schwachen Seiten der heimischen Regierung aufzudecken. Einem Beauftragten des Staatsraths hätte es schlecht geziemt die Sprache Lilburne's zu reden. Milton schrieb in amtlicher Eigenschaft und war genöthigt in politischen Fragen, welche die Zukunft betrafen, sich eine gewisse Zurückhaltung aufzulegen. Nicht weniger verfehlt würde es sein im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ihm einen Vorwurf daraus zu machen, dass er die ungeschichtliche Basis, den mechanischen Grundzug der allgemeinen Theorie, die er vertrat, nicht durchschaut habe. Man hat zu bedenken, in welcher Zeit er schrieb und dass er mit allen, die den gleichen Gegenstand behandelt hatten, den Fehler theilte, eine Reihe von Fiktionen und Hypothesen dem System zu Gefallen als Gebilde der Wirklichkeit zu betrachten. Und Fiktion gegen Fiktion, Hypothese gegen Hypothese gehalten, wird man zugeben, dass diejenigen, auf welche Milton seine Staatslehre aufbaut, die Befriedigung einer edlen und freien Auffassung der menschlichen Natur gewähren, indess sein Gegner genöthigt ist, sich an die niedrigsten und rohesten Triebe zu wenden.

Mit Recht ruft Milton ihm zu, dass Nationen, welche seine Grundsätze bekennen, sich „von Sklaven und vom Vieh nicht unterscheiden.“ Ihn, der es gewagt hatte die Tyrannei unter den Schutz Gottes zu stellen, nennt er geradezu einen „Atheisten.“ Ja er macht ihn höhnisch darauf aufmerksam, dass er den Königen selbst einen sehr schlechten Dienst geleistet habe. „Denn indem du die königliche Gewalt über die Gesetze in's Unermessliche erhebst, bringst du fast allen Völkern zum Bewusstsein, dass sie nichts als Knechte sind, und die Königsherrschaft wird ihnen um so unerträglicher erscheinen, je mehr Mühe du dir giebst ihnen zu beweisen, diese schrankenlose Gewalt sei nicht allmählich mit ihrer Bewilligung so gross geworden, sondern von Anfang an nach ursprünglichem Königsrecht so gewesen . . . Wenn die Könige

dagegen auf mich hören, wenn sie ihre Macht durch Gesetze beschränken lassen wollen, so werden sie statt einer ungewissen, unsicheren, gewaltsamen und sorgenvollen Regierung eine sehr sichere, friedliche und dauerhafte Macht bewahren."

Einen so grossen Reiz es gewährt dem Dichter auf das Feld der politischen Theorie zu folgen, so wäre es doch eine Verkennung der Thatsachen, wenn man ihn zu den staatsrechtlichen Schriftstellern ersten Ranges, zu den Stiftern einer weitverzweigten Schule rechnen wollte. Die Erzeugnisse eines anderen zeitgenössischen Genius, der von gleichen Vordersätzen ausgehend zu sehr verschiedenen Schlüssen gelangte, haben unzweifelhaft einen viel grösseren Einfluss auf Mit- und Nachwelt ausgeübt. Es sind die Schriften von Thomas Hobbes, dessen Leviathan in demselben Jahre erschien wie die Vertheidigung des englischen Volkes. Hobbes verweilte damals noch in Frankreich, woselbst er eine Zeit lang Lehrer des Prinzen von Wales gewesen war. Aber die Kühnheit seiner Ansichten machte ihn bei seinen royalistischen Gönnern unmöglich. Er kehrte nach England zurück, um im Hause des Grafen von Devonshire, ungestört durch die republikanische Regierung, seine Arbeiten fortzusetzen. Mit Milton scheint er niemals in persönliche Berührung gekommen zu sein. Auch machte Milton aus seiner Abneigung gegen den Verfasser des Leviathan kein Hehl, obwohl er seine grossen Talente und seine Gelehrsamkeit zugestand ([1]). Wer die Grundgedanken der beiden Männer vergleicht, wird jene Abneigung durchaus begreiflich finden. Es gab allerdings scheinbare Berührungspunkte zwischen ihnen. Durch mannichfaltige Studien und die Bekanntschaft mit dem Ausland auf die Höhe einer freien, menschlichen Bildung erhoben, hatten sie sich ihre abgeschlossene Ideenwelt geschaffen, welche in keinem wesentlichen Theile die mächtige Einwirkung ihrer Zeit verläugnen kann. Sie bekämpften beide mit ihren eigenthümlichen Waffen die scholastischen Doktrinen. Sie zogen beide mit kühnem Radikalismus abstrakte Begriffe geschichtlichen Beweisen vor. Einzelne Fragen, in denen sie sich verstehen konnten, waren vorhanden, wie wenn sie den Staat schlechthin als ein Werk

der Kunst, das Erzeugnis eines Vertrages betrachteten und das Königthum der geheimnisvollen Weihe eines göttlichen Ursprungs entkleideten.

Allein wie in ihrer allgemeinen Weltanschauung, so auch in ihrer politischen Ueberzeugung trennten sich ihre Wege sehr bald. Man darf, um dies zu erkennen, nicht einzelne ihrer Schriften herausgreifen. Man muss das Gesammtbild in's Auge fassen, wie es sich am Ende ihrer literarischen Laufbahn darstellt. Für Hobbes, den kalt berechnenden Geometer, giebt es keine angeborenen Begriffe und keine körperlosen Geister. Er ist grundsätzlich Skeptiker und glaubt nur, was ihm seine Sinne sagen. Für Milton, den phantasiereichen Dichter, hat die platonische Lehre von den ewigen Urbildern und das luftige Reich der Geister Bestand. Er hat einen Zug zum Dogmatischen und ist der feurige Verkündiger des Idealismus. Hobbes betrachtet die Freiheit nur als Abwesenheit des Zwanges, die auch den unvernünftigen Dingen eignen könne, die Sittenlehre nur als den Ausfluss des natürlichen Begehrens, das gesammte menschliche Streben nur durch die Rücksicht auf den Nutzen und Genuss des Einzelnen geleitet. Milton sieht in der Freiheit des Willens die auszeichnende Würde des vernunftbegabten Menschen, im Moralgesetz die Ueberwindung der physischen Antriebe, im Streben einem gottmenschlichen Vorbild nachzueifern den höchsten Zweck des Lebens erfüllt. Und so wird im Hobbes'schen Staate die individuelle Freiheit der absoluten Gewalt vollständig unterworfen, die er aus jenem Vertrag hervorgehen lässt, während im Milton'schen Staat der freien Bewegung des Einzelnen ein weiter Spielraum offen bleibt. Dort ein einziger allmächtiger Wille, dem sich Eigenthum, Lehren, Meinungen der Staatsangehörigen unterwerfen müssen. Keine Theilung der Gewalten, die Monarchie bei weitem die beste der Staatsformen, der Monarch selbst die Personifikation des Staates und gleichzeitig Inhaber der höchsten kirchlichen Macht. Hier die Staatsgewalt in gewisse Schranken eingeschlossen, die ihr Uebergreifen auf ein grosses Gebiet ausserhalb derselben verhindern sollen. Eine entschiedene Abneigung

dagegen, die Souveränetät in der Hand Weniger oder gar eines Einzigen zu koncentriren, die Repräsentativ-Republik vor allen übrigen Verfassungsformen gepriesen, und in dieser die Trennung von Kirche und Staat vorausgesetzt. In diesem letzten Punkt erscheint der Gegensatz der beiden Denker, so weit er Fragen des wirklichen Lebens betraf, am schroffsten. Hobbes hält es zur Wahrung des Friedens für unentbehrlich, dass der absolute Machthaber, (denselben freilich wie seine Unterthanen als Christen gedacht), gebiete, nicht nur, welcher Art die Gottesverehrung sich äussere, sondern auch was über Gott gelehrt und geglaubt werden solle. Er verschmäht nicht ein niedriges Sophisma, um es für statthaft zu erklären, dasjenige mit dem Munde zu bekennen', was dem Herzen fremd ist. Milton leitet alle Kämpfe seines Zeitalters daraus ab, dass der Staat es nicht über sich gewinnen könne, nicht nur die religiöse Ueberzeugung sondern auch die Sorge für Kultus, Erhaltung der Geistlichkeit, kirchliche Verfassung als Angelegenheit der Einzelnen zu betrachten. Er wagt es freilich eben so wenig wie der Philosoph von Malmesbury sein Princip ganz folgerichtig durchzuführen. Aber alles in allem erscheint in ihm der independentische Republikanismus auf's schärfste ausgeprägt, während die Lehre Hobbes' den Tendenzen unduldsamer Absolutie gleichsam einen wissenschaftlichen Rückhalt zu geben drohte.

Wenn Hobbes eben deshalb im Jahrhundert Ludwig's XIV. bei weitem mehr Gewalt über die Geister gewann als Milton, so lässt sich dies nicht nur aus den allgemeinen Verhältnissen der Zeit, sondern auch aus der besonderen Begabung beider Autoren erklären.

Milton war weder Politiker von Beruf noch Philosoph von Beruf. Er bildete sich kein vollständiges System, da er nicht hinreichende Gelegenheit hatte, es aus der Erfahrung abzuziehn und nicht hinlängliche Neigung es aus seinem eigenen Denken aufzubauen. Er war ein grossartig begabter Publicist, von gewaltiger rhetorischer Kraft, edler Gesinnung und überreich an Kenntnissen und Ideen, die er indessen grössten Theils aus zweiter Hand empfangen hatte. Diejenige Bestimmt-

heit und Schärfe, welche nicht zum wenigsten den ausserordentlichen Erfolg gewisser politischer Schriften erklärt, wird man bei ihm vermissen. Es wird nicht ganz deutlich, ob er seinen ursprünglichen Vertrag aus einem angeborenen Triebe der Geselligkeit oder von der Berechnung des Nutzens ableitet. Mitunter nimmt er zwei Verträge an, von denen der erste überhaupt die Gesellschaft, der zweite den besonderen Staat begründet, mitunter scheint er sich bei einem zu begnügen. Im allgemeinen spricht er nur von dem Rechte des Widerstandes gegen den Tyrannen, hie und da hält er das Volk unter allen Umständen für befugt, die Regierungsform des vertragsmässig gegründeten Staates nach seinem Willen zu ändern (1).

Allein unläugbar wie die Mängel der Schrift Milton's einmal sind, wird man es doch zu würdigen wissen, wenn sich in ihren Schlussworten mit dem Ausdruck einer gewissen Besorgnis für die Zukunft der Ausdruck stolzer Genugthuung wegen der eigenen Leistung verbindet. „So habe ich denn mit Gottes Hilfe mein Werk zu Ende geführt: die Vertheidigung der grossen Thaten meiner Mitbürger gegen die Wuth und die Missgunst eines verrückten Sophisten und die Begründung des Volksrechtes gegen gesetzlose Königsherrschaft, nicht aus Hass gegen das Königthum überhaupt, sondern aus Hass gegen die Tyrannei. Ich habe keinen Grund meines Gegners unerwidert gelassen, keines seiner Beispiele oder Citate übergangen, wenn es nur den Anschein eines Beweises zu enthalten schien . . Nur eines bleibt noch zu thun übrig, das Wichtigste, dass ihr selbst meine Mitbürger, diesen euren Gegner widerlegt. Dies aber kann nur dadurch geschehen, dass ihr die schlimmen Nachreden der Leute durch eure guten Thaten Lügen straft. Gott hat eure heissen Gebete gnädig erhört, als ihr in euren Leiden bei ihm Zuflucht suchtet. Er hat euch, die erste der Nationen, von den grössten Uebeln des Lebens ruhmvoll erlöst, von Tyrannei und Aberglauben. Er hat euch mit Geistesgrösse gerüstet, sodass ihr zuerst von allen Menschen nicht davor zurückbebtet, einen besiegten und gefangenen König vor Gericht zu



stellen und den Spruch des Todes an ihm zu vollstrecken. Nach einer so glorreichen That dürft ihr nichts Kleines und Gemeines mehr denken und thun, sondern nur noch Grosses und Erhabenes. Um diesen Ruhm zu erlangen steht euch nur ein einziger Weg offen. Wie ihr eure Feinde im Felde besiegt habt, so zeigt nun zur Zeit des Friedens, dass ihr vor allen Sterblichen fähig seid, Ehrgeiz, Habsucht, Luxus und die Verlockungen des Glückes zu überwinden, denen andere Nationen so oft unterlegen sind. Bewährt eben so viel Gerechtigkeit, Mässigung und Bescheidenheit in der Behauptung eurer Freiheit wie ihr Tapferkeit bewiesen habt das Sklavenjoch abzuschütteln. Durch solche Zeugnisse allein könnt ihr darthun, dass ihr mit nichten Verräther, Räuber, Mörder, Wahnsinnige seid, wie man euch vorwirft. Handelt ihr anders, wisst ihr euch nur im Kriege, aber nicht im Frieden Lorbeeren zu erwerben, — so wird euch Gottes Zorn in kurzem um so viel schwerer treffen, je väterlicher euch bisher vor allen Völkern der Erde seine Gunst zugewandt gewesen ist."

Drittes Kapitel.

Folgen des Kampfes mit Salmasius.

Der Streit zwischen Milton und Salmasius machte in der Gelehrten-Republik das grösste Aufsehen. Mit dem Interesse an dem Gegenstande verband sich das persönliche Interesse an den Wortführern. Hier hatte Milton allerdings, wie er selbst später hervorhob, zunächst einen schlimmen Stand. Sein Gegner genoss eines europäischen Ruhmes, hatte zahlreiche Verbindungen und war der Anwalt der besiegten royalistischen Sache, die auf vielfache Sympathieen zu rechnen hatte. Milton's Name war noch kaum über die Küsten Englands hinausgedrungen, gebot über keine literarische Klientel und erschien in engster Verbindung mit den Namen solcher, von denen sich viele mit einem Gefühl des Schauders abwandten. Allein alles dies konnte eine Vergleichung der Leistungen beider Autoren nicht hindern und niemandem wurde es leicht gemacht sich völlig neutral zu verhalten. Hobbes erklärte viele Jahre nachher, dass es schwer sei zu entscheiden, in welchem der beiden Werke das „bessere Latein und die schlechteren Gründe“ enthalten seien und verglich sie zwei „rhetorischen Schulübungen“. Conring meinte, dass beide Schriftsteller „gleich ungenügend über die Monarchie disputirt hätten“. Dieser und jener, wie J. C. von Boyneburg, hielt sich nur an die Aeusserlichkeiten des Stils und fand, dass Milton eben so wohl Fehler gemacht habe wie sein

Gegner([1]). Um so entschiedener nahmen andere Partei. In den Jahren 1651 und 1652 erschienen nicht weniger als fünf royalistische Gegenschriften.

Die erste gehörte noch demselben Jahre an, in dem Milton's Werk herausgekommen war, und führte den Titel: „Schutzschrift für England's König und Volk gegen des Johannes Naseweis (sonst des Engländers Milton) königs- und volksfeindliche Vertheidigung ([2])". Der Verfasser dieses Libells, der sich in seiner Widmung an die Akademie von Leyden, ihren „einstigen Zögling" und einen „aus England vertriebenen Fremdling" nennt, preist in eben so schwülstigem und mittelmässigem Latein den Ruhm des grossen Salmasius wie er seinen Abscheu vor dem „wüthenden Teufel Milton, der Schmach Englands", dem „brüllenden Löwen, der alle Könige verschlingen will," auf's kräftigste kundgiebt. Sein Eifer reisst ihn zu der lächerlichen Behauptung fort, Milton könne nicht im officiellen Auftrag geschrieben haben, weil seiner Broschüre das Certifikat eines der Parlamentssekretäre fehle. Besonderes Gewicht legt er darauf, dass Diodati von Genf aus Karl I. als Vertheidiger der reformirten Religion bezeichnet und sich trotz vieler Bitten geweigert habe der „Perfidie" der Regiciden seinen Beifall zu leihen. Schliesslich beschwört er höchst salbungsvoll Milton und das englische Volk als Irrende, so lange es noch Zeit sei, „auf den rechten Weg zurückzukehren".

Dieser Schrift erwiderte Milton bald darauf durch eine Broschüre, zu der einer seiner Neffen den Grundstock geliefert hatte. Der ältere von ihnen, Edward Phillips, hatte 1648 bis 1651 als Mitglied der Magdalen-Hall auf der Universität Oxford studirt. Der finstere puritanische Ernst, dem er unter der Vorsteherschaft eines Thomas Goodwin begegnete, mag ihn, den Schüler Milton's, auf die Seite der Kavaliere hinübergetrieben haben, deren Gesinnungen er von da an theilte. Sein jüngerer Bruder John dagegen huldigte damals noch den politischen Grundsätzen, die sein Oheim ihm eingepflanzt hatte. Er war wohl noch Milton's Hausgenosse und wurde, wie es scheint, mehrfach von diesem als sein Sekretär

verwandt. Nichts lag näher als sich seiner Feder zu bedienen um der anonymen Schmähschrift entgegen zu treten (1). Er seinerseits war, wie er sagte, stolz darauf, die „Sache der wiederhergestellten Freiheit“ und „jenes von ihm verehrten und ihm so eng verbundenen Mannes“ vertheidigen zu dürfen und wusste sich „keinen besseren Anlass für eine Erstlingsschrift“. Die Masse eingeflochtener Dichterstellen, das Spielen mit schulmässigen, logischen Formeln liessen den jugendlichen Charakter des Autors wohl erkennen. Andere Partieen dagegen, Proben biblischer Kritik, Ausbrüche eines grausamen Hohnes erinnerten ganz entschieden an die Schreibweise des Oheims. Und in der That lässt der ältere Phillips keinen Zweifel daran aufkommen, dass Milton selbst, „ehe das Büchlein in die Druckerei kam, sehr sorgfältige Verbesserungen daran vornahm“. So ist es denn auch mitunter in seine Werke aufgenommen worden.

In einem wesentlichen Punkte bewegte sich nun Milton wie sein Neffe in einem grossen Irrthum. Sie waren fest davon überzeugt, dass die feindliche Schrift entweder aus der Feder eines gewissen Juristen Jane oder aus der Feder des Bischofs von Derry, Bramhall, stamme, dem sie auch die Autorschaft des „unzerbrochenen Bildes“ zugetraut hatten. Die zweite Vermuthung schien die grössere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, und so wurde denn der ganze Köcher gegen den Bischof geleert, der als ein Anhänger Strafford's bekannt war. Dies war aber ein Kampf gegen einen Schatten. Bramhall selbst theilte seinem Sohn mit, „das einfältige Buch, welches Milton ihm zugeschrieben habe, rühre von einem gewissen John Rowland her“ (2). Und dieser, „Geistlicher einer Separatisten-Gemeinde“, gestand in einem nachträglichen Pamphlet, das er im Jahre 1653 seiner ersten Schrift folgen liess, die Thatsache zu (3). Von diesem Grundfehler abgesehn, ist Milton-Phillips' Werkchen dem gegnerischen in jeder Weise überlegen, was eben nicht schwer gemacht war. Das Zeugnis des Diodati, eines Milton so wohl bekannten Mannes, wird möglichst abgeschwächt. Von den Vorbereitungen des Salmasius, den Kampf fortzuführen, wird in einer Weise ge-

sprochen, die es als sicher erscheinen lässt, dass Milton sehr genau davon unterrichtet war.

Für längere Zeit war diese gemeinsame Arbeit des Neffen und des Onkels das einzige, was aus Milton's Lager hervorgieng. Drei andere Erzeugnisse der feindlichen Presse liess er unbeachtet. Eines wurde 1652 in Dublin veröffentlicht unter dem Titel: „Karl I. beschirmt gegen die Axt und die Feder Milton's“ (1). Es war ein unbedeutendes Pamphlet, dessen Verfasser, vielleicht ein irischer Katholik, durch Gelehrsamkeit und guten Willen zu ersetzen suchte, was ihm an Geist und Beredtsamkeit fehlte. Ueberzeugt davon, dass die Nachwelt Milton als „geschickten Vertheidiger einer schlechten Sache richten werde“, sucht er ihn Punkt für Punkt zu widerlegen, weiss sich aber von gehässigen Persönlichkeiten ziemlich frei zu halten. Doch kann er es nicht unterlassen den guten Ehemann Karl I. in Gegensatz zum Verfasser der Schriften über die Ehescheidung zu stellen. Jener hat, so sehr er sich kleine Galanterieen erlauben durfte, seiner Gattin niemals die Treue gebrochen. Dieser, der heuchlerische Puritaner, hat seine Frau verstossen, um sich mit Konkubinen einzulassen. — Ein anderes Pamphlet stammte von dem leipziger Juristen Kaspar Ziegler. Ohne sich sklavisch an Salmasius zu halten, entschied er doch die vorliegende Frage ganz in seinem Sinne und erachtete es nur im Vorwort an den „wohlwollenden Leser“ für nöthig sich ausdrücklich gegen Milton zu wenden. Dessen Buch betrachtet er als ein „unerhörtes Ungethüm“, ihn selbst als einen halb „Wahnsinnigen“, der in der Auslegung der Bibel an Künsteleien die „Jesuiten, ja sogar den Teufel“ übertreffe und der selbst die „Sache der Mörder schmählich verdorben habe“ (2). Weniger heftig, aber ohne viel Geist drückte sich 1652 der jugendliche Verfasser einer strassburger Dissertation aus, welche dem Markgrafen von Baden gewidmet war. Er zog einzelne Sätze der Abhandlung eines „gewissen Milton“ aus und suchte sie mit scholastischer Breite zu widerlegen. Fünf Jahre später erschien eine Fortsetzung dieser Universitätsschrift, von lateinischen Gedichten begleitet, in denen wieder stärkere Bemerkungen gegen den Sekretär der

Republik fallen und auch die Latinität des Salmasius eines besonderen Schutzes gewürdigt wird (1). Ein fünftes Pamphlet endlich „Der Aufschrei des königlichen Blutes zum Himmel", das anonym im Jahre 1652 herauskam, verwickelte Milton in eine neue literarische Fehde. Auch nahestehende Bekannte, wie John Durie, der doch kurz zuvor den Bilderstürmer übersetzt hatte, machten Milton persönlich gegenüber kein Hehl daraus, dass ihnen der Ton seines letzten Buches missfalle (2).

Inzwischen äusserte sich die Feindschaft gegen den Vertheidiger der Königsmörder auch auf andere Weise. In Paris und Toulouse wurde sein Buch öffentlich verbrannt. Auf dem Reichstag von Regensburg 1653 brachte man in Anregung, ob es nicht unerlässlich sei, nebst anderen Schriften gleichen Schlages auch „den Milton zu verbieten", um die Jugend vor der Ansteckung mit „gefährlichen Principien" zu bewahren (3). In späterer Zeit, nach der Restauration, wurden die Stimmen, welche Milton verurtheilten, immer lauter. Ein deutscher Dichter, Philipp von Zesen, bemerkte in einem Leben Karls II: „Ein umgekaufter Milton, durch eine vergälte Miltze gestochen, durfte seine verwegene Zaunkönigsfeder gegen die hochfliegende Adlersfeder (des Salmasius) schwingen, . . aber die edle Adlersfeder hat dennoch das Feld und den Sieg behalten". Ein englischer royalistischer Historiker vergisst nicht zu erwähnen, dass „ein gewisser Milton", der schon vorher „ein unverschämtes Libell" gegen das königliche Bild gerichtet, gewagt habe die Leistung des Salmasius zu „bekritteln" (4).

Aber auch Salmasius hatte seine Gegner, die weniger aus sachlichen als aus persönlichen Gründen wider ihn Partei nahmen. Er hatte sich in wissenschaftlichen Kreisen zu viele Feinde gemacht, als dass nicht einige von ihnen an der Abfertigung, die ihm Milton zu Theil werden liess, ihre Freude hätten haben sollen. An ihrer Spitze standen zwei Männer von berühmtem Namen, die, wie Salmasius selbst, für einige Zeit der glänzenden Gefolgschaft Christina's von Schweden angehörten. Die geistreiche Tochter Gustav Adolf's hatte eben damals den Hof in Stockholm zum Mittelpunkt der europäischen Gelehrtenrepublik gemacht. Vom regsten Interesse

für die Fortschritte der Wissenschaft erfüllt, wusste sie sich mit den ersten Gelehrten ihrer Zeit in Verbindung zu setzen und mehrere durch glänzende Anerbietungen nach Schweden zu ziehn. Auch Salmasius vermochte ihrer schmeichelhaften Aufforderung nicht zu widerstehn und langte im Sommer 1650 in Stockholm an. Die Königin konnte seine schwachen Seiten zwar nicht übersehn, aber sie zollte seinen ausgebreiteten Kenntnissen unverhohlene Bewunderung. Indessen gab es zwei Männer in ihrer Umgebung, die mit dem grossen Philologen in eine unversöhnliche Fehde geriethen. Der eine, Isaac Vossius, Freinsheim's Nachfolger als Bibliothekar der Königin und ihr Lehrer im Griechischen, forderte vergeblich von Salmasius eine Geldsumme zurück, die er dessen Sohn geliehen haben wollte. Der andere, Nikolaus Heinsius, mit seinem Vater, dem berühmten Daniel Heinsius, von Christine nach Schweden berufen, wusste diesen wie sich selbst seit zwanzig Jahren von Salmasius schmählich verfolgt. Mit Ingrimm gedachte er der lateinischen Schimpfworte, deren sich Salmasius nach der herrschenden Mode in seinen gelehrten Arbeiten bedient hatte. Vergeblich suchte die Königin die Eifersüchteleien und Feindschaften von Männern, deren grosse wissenschaftliche Verdienste sie schätzte, zu beschwichtigen. Auf beiden Seiten wuchs die Erbitterung, und man muss über den Grad von Rohheit und Gemeinheit erstaunen, der sich in den Aeusserungen hochgebildeter Männer beim Fortgang ihrer Streitigkeiten kundgab (1).

Kaum war die Vertheidigung des englischen Volkes erschienen, als sowohl das Werk wie sein Verfasser in dem Briefwechsel der genannten Feinde des Salmasius eine grosse Rolle zu spielen anfieng. Am 12. April 1651 hat Vossius die Schrift bereits flüchtig durchlesen und bekennt, dass „er von einem Engländer nichts von dieser Bedeutung erwartet habe". Am 8. Mai sind Heinsius in Leyden schon fünf Auflagen zu Gesicht gekommen und er spricht davon, dass man eine holländische und französische Uebersetzung erwarte. Dem Gronovius theilt er schadenfroh mit, dass Salmasius „wüthe und schäume" und sich berühme, Milton „mit sammt dem ganzen Parlament ver-

derben zu wollen". Er spielte mit diesen Worten auf die Gegenschrift an, zu deren Abfassung Salmasius sich rüstete, und er hatte ein um so grösseres Recht an dem Fortschreiten dieses Werkes Antheil zu nehmen, da er vernahm, dass dieses auch der alten Feindschaft des Mannes gegen ihn selbst und seinen Vater Ausdruck geben werde. In der That scheint Salmasius sich mit dem Glauben durchdrungen zu haben, Milton sei von Heinsius aufgestachelt und mit Material versehn worden. Vergeblich rief dieser Gott zum Zeugen dafür an, dass ihm, ehe er die Vertheidigung des englischen Volkes in die Hand bekommen, „Milton's blosse Existenz unbekannt gewesen sei". Salmasius wurde immer mehr gegen alles, was den Namen Heinsius trug, eingenommen und sann auf Rache. Sein Freund Bourdelot, der intriguante und einflussreiche Leibarzt der Königin Christine, suchte von Heinsius eine Art von Abbitte zu erpressen, welche dieser zu leisten mit Entrüstung sich weigerte. Auch Heinsius' Leidenschaft gegen Salmasius kannte keine Grenzen mehr, und er wie seine Freunde betrachteten von nun an Milton als einen sehr brauchbaren Bundesgenossen.

Die Herkunft, die Schicksale, das Wesen des Engländers, der eine so kühne Sprache geführt hatte, wurden Gegenstände eifriger Nachforschung. Anfangs hörte man Dichtung und Wahrheit vermischt. Der Buchhändler Elzevir wollte wissen, Milton sei von Adel und sehr reich, er lebe ohne ein Amt zu bekleiden auf dem Lande. Andere versicherten, er stamme aus dem niedersten Volke, habe aber eine gute Erziehung genossen. Allmählich erfuhr man das Richtige, dass er den Posten eines Sekretärs der fremden Sprachen inne habe, aus gutem Hause sei, ein Mann von grosser Gelehrsamkeit, von vortrefflichen Eigenschaften, im Umgang „freundlich und liebenswürdig". Es war der Onkel des Isaac Vossius, Franz Junius, der diese Mittheilungen machte. Dieser berühmte Antiquar und Kenner des Altsächsischen, welcher seit Jahrzehnten in England verweilte, sprach als ein Gewährsmann, der mit Milton „persönlich befreundet war" ([1]). Einige Monate später, gegen Ende des Jahres 1651, reiste die niederländische

Gesandtschaft, an deren Spitze Jakob Cats, der ehemalige Rathspensionär von Holland, stand, nach London ab. Als Sekretär derselben gelangte der junge Janus Vlitius, ein gelehrter Freund des Heinsius, nach der englischen Hauptstadt, und Vlitius konnte, wofern er Milton nicht aufgesucht hat, jedenfalls an Ort und Stelle Erkundigungen über ihn einziehn (1). Endlich bot sich Heinsius selbst kurze Zeit nachher hiezu die beste Gelegenheit. Während einer wissenschaftlichen Reise, die er im Auftrage Christinen's unternahm, kam er in Italien mit den alten Gönnern und Freunden des Dichters wiederholt in Berührung. Der Kardinal Barberini, falls er sich des jungen Engländers erinnerte, der Bibliothekar Holstenius, Dati, Chimentelli, Männer, die dem Heinsius zum Theil schon von früher her bekannt waren, konnten ihm erwünschten Aufschluss geben. Er hörte, dass Milton's Leben in Italien tadellos gewesen sei, wennschon man ihm daselbst seine freimüthigen Aeusserungen über das Pabstthum nicht vergessen hatte. Er lernte bei Holsten Milton's lateinische Gedichte kennen, denen er nichts als mannichfache Verstösse gegen die Prosodie vorzuwerfen wusste. Vossius hatte einmal das Gerücht mitgetheilt, Milton sei gestorben. Diese Nachricht wurde alsbald widerlegt; hingegen blieb den Freunden darüber kein Zweifel, dass er erblindet sei (2). Was den Inhalt seines Buches betraf, so war man allerdings vorsichtig genug mit ausführlichen Urtheilen zurückzuhalten. Als sich aber die Nachricht verbreitete, es sei in Paris von Henkershand verbrannt worden, konnte Vossius die Bemerkung nicht unterdrücken, dies Schicksal habe es mit anderen „guten Büchern" zu theilen.

Es wäre auffallend gewesen, wenn eine Frau von der geistigen Regsamkeit Christinens einer Angelegenheit, die ihren gelehrten Günstlingen so wichtig war, nicht gleichfalls ihre Theilnahme geschenkt haben sollte. In der That weiss Vossius schon am 12. April 1651 zu berichten, dass Christine sein eigenes eben angelangtes Exemplar der Milton'schen Schrift gefordert habe. Er fügt hinzu, das Buch scheine, von einer Stelle abgesehn, ihr gefallen zu haben. Dasselbe wieder-

holt er einige Tage später. Die Königin hatte nach seiner Versicherung „das Genie und den Stil Milton's in Gegenwart vieler anderer gelobt". Sie sprach sich einige Jahre nachher gegenüber Whitelocke, dem englischen Gesandten, ganz in gleicher Weise aus([1]). Wenn sich die Gegner des Salmasius indessen schmeichelten, er habe die Gunst der Monarchin verloren, wenn gar Milton später sich einen Theil der Schuld hiebei hat zuschreiben wollen, so lief das der Wahrheit entschieden entgegen. Christine mochte ihrer spöttischen Laune gemäss den Salmasius immerhin einmal „den Gelehrtesten aller Narren" genannt haben: ihrer Gnade blieb er bis an das Ende seines Lebens versichert. Nichts rechtfertigt die Annahme, dass sein Weggang aus Schweden in irgend einer Verbindung mit einer Schädigung seines literarischen Rufes durch Milton gestanden habe. Er hatte das Klima von Schweden niemals recht vertragen können. Im Herbst 1651 hielt er sich für verpflichtet, nach Leyden zurückzukehren. Christine entliess ihn mit reichen Geschenken. Er war damals schon leidend, durch Gichtanfälle geplagt, denen er am 3. Sept. 1653 in den Bädern von Spa erlag. Auch seine Wittwe erfuhr noch die Gunst der Königin, für zwei seiner Söhne wurde in Schweden gesorgt.

Das letzte, womit sich Salmasius beschäftigt hatte, war seine Widerlegung Milton's gewesen. Dieses Buch wurde erst nach der Restauration der Stuarts in der unfertigen Gestalt, in der es sich vorfand, von dem Sohne des Verstorbenen herausgegeben und Karl II. gewidmet([2]). Wenn auf den dreihundert enggedruckten Seiten für die Sache nichts neues beigetragen wird, so sind sie dafür mit einer Summe von Schmähungen angefüllt, die selbst über das Mass dessen, was jene Zeit sich sonst bieten liess, weit hinausgeht. Man muss in der That gestehen, dass Salmasius sich hier von einer sehr schlechten Seite zeigt, indem er es nicht für unter seiner Würde hält, von dem gemeinsten Klatsch Gebrauch zu machen. Er hatte sich sorgfältig für sein Werk vorbereitet, mit kritischem Auge Milton's Gedichte durchmustert und über seine Vergangenheit Erkundigungen bei Leuten eingezogen,

die, wenn sie überhaupt berichtet hatten, was er mittheilt, ebenso böswillige wie unwissende Gewährsmänner waren. Der Bischof von Derry, Dr. Bramhall, der seine besonderen Gründe hatte, Milton zu zürnen, scheint an ihrer Spitze gestanden zu haben und er schöpfte seine Kunde wohl vorzüglich aus den Kreisen Chappell's, des ehemaligen Tutors Milton's, mit dem der Dichter während seiner Studienzeit hart aneinander gerathen war (s. o. B. I. 83). Danach mischte Salmasius seine Farben. Der unwissende „Schulmeister", dessen Feder für Geld feil war, der eitle Geck, der „sich seines schönen Gesichtes rühmt" und darauf aufmerksam macht, dass das Konterfei vor seinen Gedichten nicht getroffen sei, das „unreine Thier, an dem nichts Menschliches ist als seine Triefaugen": das ist eine bescheidene Blumenlese aus dem Reichthum der salmasischen Höflichkeiten. In pedantischer Weise werden sprachliche Einzelheiten der lateinischen Gedichte und der Vertheidigung Milton's bekrittelt. Warum er „nach dem ersten Jahre der Ehe" sein Weib „verstossen" habe, soll nicht näher untersucht werden, doch ist anzunehmen, dass „nicht alle Eunuchen waren, die sein Haus besuchten". Dass er selbst in seiner Jugend sich den Italienern zum schmählichsten Dienste Preis gegeben habe, ist ausser allem Zweifel. Die angemessenste Strafe für ihn würde sein, ihn „am höchsten Galgen aufzuhängen", seinen Kopf auf einem der „Thürme von London" aufzustecken, oder ihn in „glühendem Pech und Oel zu verbrennen". Daneben regnet es Hiebe gegen die Heinsius, gegen John Phillips, gegen die Führer der Independenten, vor allem gegen Cromwell.

Milton wusste, dass ihm ein neuer Strauss mit Salmasius bevorstehn werde. Er nahm die Nachricht seines Todes nicht mit traurigen Empfindungen auf. Auch von der Beurtheilung seines Buches durch die Königin Christine, von dem Interesse, das Männer wie Heinsius und Vossius an ihm nahmen, erhielt er unschwer Kunde. Wohl möglich, dass eben dies seine Autoreneitelkeit verführt hat, den Erfolg seines Buches im Ausland ein wenig zu übertreiben ([1]). Er spricht von dem Beifall „sehr vieler wackeren und gelehrten Männer" in Frankreich und Deutsch-

land, ohne doch einzelne Namen zu nennen. Allein einige andere Angaben, die er macht, sind zu bestimmt und wären allzuleicht zu widerlegen gewesen, als dass man sie nicht für buchstäblich richtig halten sollte. „Das kann ich als wahr versichern, sobald meine Vertheidigung erschienen war und die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, gab es keinen Vertreter eines Fürsten oder eines Staates mehr in London, der nicht bei zufälligem Begegnen mir Glück gewünscht, mich zu sich eingeladen oder mich in meiner Wohnung besucht hätte". Er hebt unter den damaligen Gesandten einen ausdrücklich hervor, Adrian Pauw, „die Ehre und Zierde Hollands", der ihn wiederholt seines „höchsten Wohlwollens" habe versichern lassen. Ausserdem gedenkt er des Leonard Philaras, eines geborenen Atheners, durch dessen Mund das alte Hellas ihm gleichsam „Beifall zuzurufen" schien. Dieser patriotische und feingebildete Mann war damals Gesandter des Herzogs von Parma am französischen Hofe und hatte Milton zum Zeichen der Anerkennung sein Bild und danach einen freundlichen Brief übermitteln lassen. Er schloss sich in der Folge noch enger an Milton an, und zwei der anmuthigsten Briefe des Dichters sind an den Fremden gerichtet (¹).

Milton fühlte sich durch das Lob des Philaras vor allem deshalb geschmeichelt, weil es von einem „Erneuerer der alten athenischen Kunst und Tugend" kam, von einem Sohne derjenigen Stadt, der er selbst alles zu verdanken gestand, „was er als Schriftsteller werth sei". Dieser Enthusiasmus für die ehrwürdige Stätte seiner jugendlichen Sehnsucht riss ihn in seinem Erwiderungsschreiben (Juni 1652) sogar zu Aeusserungen über die politische Zukunft Griechenlands hin, die dem heutigen Geschlecht wie prophetisch klingen werden. Hie und da hatte er schon auf die Türkenherrschaft, als ein Muster schmählichster Tyrannei, gewiesen und den Gedanken einer „Befreiung aller Griechen" hingeworfen. Hier sagt er geradezu, indem er an die grossen Geister Athen's erinnert: „Hätte ich von ihrer Redegewalt so viel geerbt, dass ich unsere Heere und Flotten antreiben könnte, Griechenland,

das Vaterland der Beredtsamkeit, vom ottomanischen Joche zu befreien, eine herrliche That, zu deren Ausführung Sie fast meine Hilfe zu erbitten scheinen, wahrlich ich thäte nur das, was längst mein Wunsch war. Was haben einst die tapfersten und beredtesten Männer für ruhmreicher und ehrenvoller gehalten als durch die That oder durch das Wort die Hellenen frei und unabhängig zu machen? Aber allerdings ist noch etwas anderes zu versuchen, und meiner Meinung nach bei weitem das Wichtigste, nämlich in den Geistern der Griechen den alten Mannesmuth, Fleiss, Arbeitseifer wieder zu erwecken und zu entzünden. Niemand ist dazu fähiger als Sie, der Sie glühende Vaterlandsliebe mit grösster Klugheit, kriegerischer Erfahrung und höchster Freiheitssehnsucht verbinden. Ist das aber einmal erreicht, so werden, dessen bin ich gewiss, die Griechen es nicht an sich selbst, und so wird es kein Volk den Griechen an sich fehlen lassen"([1]).

Milton mochte es schon als einen Gewinn betrachten, wenn seine Vertheidigung des englischen Volkes ihn mit Männern in Verbindung brachte, gegen die er sich solchermassen aussprechen durfte. Jedenfalls war sein Ruf auch im Auslande der Art gewachsen, dass er nicht mehr als der schwache David gegenüber dem Goliath der Gelehrsamkeit erschien. Das beste Zeugnis des Erfolges, den er davon getragen, haben ihm schliesslich die Gegner ausgestellt. Der Leipziger Kaspar Ziegler theilt mit, dass ein aus Holland übersandtes Exemplar von Milton's Schrift „mit solcher Gier von sehr vielen begehrt und durchlesen worden sei", dass er selbst es „kaum einen Tag" zur Durchsicht habe erhalten können. Und der Verfasser der „Apologie" beklagt es bitterlich, dass die „Freude der Menschen an Lügen und Schmähungen" einen ungemein grossen Absatz der Milton'schen Schrift zur Folge gehabt habe([2]). Alles dies liess Milton in seiner zweiten Vertheidigung den Ausspruch wagen, dass, „wo noch eine Spur von Freiheit übrig geblieben", sein Buch mit Beifall begrüsst worden sei.

So gross seine Triumphe auch gewesen sein mögen, sie wurden durch ein schweres Opfer erkauft. Das Leiden, wel-

ches eine schnellere Vollendung seiner Arbeit verhindert hatte, seit lange in der Entwickelung begriffen, machte reissende Fortschritte. Milton's Augen waren, wie die seiner Mutter, niemals die stärksten gewesen. Nach der Versicherung seines Neffen hatte er beständig Arzneimittel für sie gebraucht. Von Jugend auf hatte er an Kopfschmerzen gelitten, dabei aber die Gewohnheit nicht aufgegeben, bis Mitternacht zu arbeiten. Sein linkes Auge war schon 1650 so gut wie erblindet. Die Aerzte hatten erklärt, dass, wenn er die ihm aufgetragene Widerlegung des Salmasius unternehme, in kurzer Zeit auch das rechte seine Sehkraft verlieren werde. Allein er glaubte, wie er später erklärte, mehr auf die innere Stimme „des göttlichen Mahners" hören zu müssen. Es handelte sich für ihn zu wählen „zwischen Erblindung oder Erfüllung der Pflicht". Gleich „dem Sohn der Thetis" sah er „zwei Schicksalswege vor sich ausgebreitet", und er wählte denjenigen, „auf dem er dem Gemeinwesen den grössten Nutzen leisten konnte". Die Prophezeiung der Aerzte gieng nur allzu rasch in Erfüllung. Um die Mitte des Jahres 1652 scheint den Dichter vollständiges Dunkel umfangen zu haben.

Er selbst hat einige Zeit später seinem griechischen Freunde Leonard Philaras auf dessen Wunsch eine genaue Beschreibung seiner Krankheit gegeben. Philaras, der im Frühjahr 1654 die Ungnade Mazarin's und seines Herzogs auf sich zog, hielt es für gerathen, bis seine Angelegenheiten geordnet seien, eine Reise nach England zu unternehmen (1). Er erschien unvermuthet in London zu einer Zeit, da Milton den werthen Gast schon nicht mehr von Angesicht sehen konnte (2). Von tiefem Mitleid ergriffen, bat der Grieche den Erblindeten um genauere Auskunft, in der Hoffnung, daraufhin von seinem französischen Freunde, dem berühmten Augenarzt Franz Thevenin, Mittel der Heilung erfahren zu können. Milton machte ihm daher folgende Mittheilungen (28. September 1654): „Es wird, denke ich, etwa zehn Jahre her sein, seitdem ich eine Abnahme und Verdunkelung meines Sehvermögens bemerkte und zugleich in der Milz und in den Eingeweiden einen Druck und Blähungen empfand. Am Morgen, wenn ich meiner

Gewohnheit nach zu lesen anfieng, thaten mir die Augen sofort weh, das Lesen war ihnen gleichsam zuwider, nach einer mässigen Leibesübung aber erholten sie sich. Wenn ich auf ein Licht hinsah, erblickte ich es von einer Art von Regenbogen umgeben. Nicht lange darnach entstand auf der linken Seite meines linken Auges (denn dies fieng einige Jahre früher an als das andere dunkel zu werden) eine Verfinsterung, welche mir alles, was auf dieser Seite war, verbarg. Wenn ich zufälliger Weise mein rechtes Auge schloss, so kamen mir auch die Gegenstände, welche vor mir lagen, kleiner vor. In den letzten drei Jahren nahm auch das andere Auge nach und nach ab, und einige Monate, ehe ich das Gesicht völlig verlor, schien mir alles bald rechts bald links herumzuschwimmen, obwohl ich mich selbst nicht bewegte. Hartnäckige Dünste scheinen sich um meine Stirn und um meine Schläfen festgesetzt zu haben und drücken auf meine Augen mit lastender, einschläfernder Schwere besonders nach dem Essen bis gegen Abend, so dass ich mich oft an den Zustand des Wahrsagers Phineus von Salmydessos in den Argonauticis erinnere: Dunkle Betäubung hüllte ihn ein, die Erde schien unter seinen Füssen wegzurollen, lautlos lag er da in dumpfem Schlafe. — Aber ich darf nicht übergehen, dass, als ich noch ein wenig sehen konnte, sobald ich zu Bette gieng und mich auf die eine oder andere Seite legte, gewöhnlich ein starkes Licht aus meinen verschlossenen Augen strahlte. Später, als mein Gesicht von Tag zu Tag schwächer wurde, schienen dunklere Farben mit Heftigkeit und einer Art von innerem Geräusch hervorzubrechen. Jetzt aber, als ob alles Lichtartige ausgelöscht wäre, ergiesst sich gewöhnlich eine völlige oder mit Aschgrau vermischte und gleichsam durchflochtene Schwärze auf meine Augen. Doch scheint das Dunkel, das sie beständig umschwebt, bei Nacht wie bei Tage sich immer eher dem Weissen als dem Schwarzen anzunähern und lässt, wenn das Auge sich bewegt, wie durch eine Spalte ein bisschen Licht zu. — Wenn mir auch ebenso von Seite Ihres Arztes ein wenig Hoffnung übrig bleibt, so suche ich mich doch wie gegen ein unheilbares Uebel gefasst

zu machen und zu beruhigen. Ich denke oft daran, da der Tage der Finsternis, wie der Weise sagt, jedem von uns viele zugezählt sind, dass meine Finsternis bisher durch besondere Gnade Gottes unter Arbeit und Musse im Gespräch mit lieben Freunden weit erträglicher war, als jene Finsternis des Todes. Denn wenn der Mensch, wie geschrieben steht, nicht vom Brode allein lebt, sondern von jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes geht, warum sollte sich einer nicht auch mit dem Gedanken beruhigen, dass ihm nicht nur das Augenlicht, sondern auch die Leitung und Vorsehung Gottes zur Erleuchtung diene. So lange er selbst mein Wächter und Schützer ist, wie bisher, und mich mein ganzes Leben hindurch gleichsam an seiner Hand führt, will ich mit Freuden, da es ihm so gefällt, meine Augen ausruhen lassen. Ihnen aber, mein theurer Philaras, was immer erfolgen möge, sage ich mit einem ebenso entschlossenen und standhaften Gemüth, als ob ich Lynkeus selbst wäre, Lebewohl" (1).

Man weiss nicht, ob Philaras auf diesen Brief geantwortet und die Ansicht des bedeutenden Augenarztes mitgetheilt hat. Ohne Zweifel wäre übrigens jeder Versuch einer Heilung damals vergeblich gewesen. Wie immer das Leiden Milton's zu charakterisiren sein mag — und aus seinen Worten einen bestimmten Schluss zu ziehen, hält schwer — auch der geschickteste Fachmann der Zeit hätte ihm keine Rettung bringen können(2). Seine Augen, obgleich von „hellem, fleckenlosen Ansehn", blieben für immer „des Lichtes beraubt", und in diesem einen Punkte war er, wie er einmal in bitterem Scherze äusserte, „sehr wider seinen Willen ein Heuchler".

Es war klar, dass Milton durch seine Krankheit verhindert werden musste, den amtlichen Posten, den er bekleidete, ordnungsmässig auszufüllen. Allein der Staatsrath dachte edel genug, um seinen berühmten Sekretär ein unverschuldetes Unglück nicht entgelten zu lassen. Mit Stolz erinnert Milton in seiner zweiten Vertheidigung an die Thatsache, dass die Führer der Republik ihn nicht „verstiessen", dass sie ihn gleichsam der Ehre theilhaftig werden

liessen, „im Prytaneum gespeist zu werden“. Er erwähnt, wie sie ihm „Musse und Erholung gönnten“, ohne ihn der „Ehre“ und der „Vortheile“ seines Amtes zu berauben. In der That blieb Milton im vollen Genuss seiner Stelle und leistete auch als Blinder durch die Macht seines Genius mehr als ein Sehender zu leisten im Stande gewesen wäre. Mit einiger Hilfe durch Vorlesen konnte er eine seiner hauptsächlichsten Obliegenheiten, diejenige des Uebersetzens, nach wie vor erfüllen. Galt es die Abfassung eines selbstständigen Aktenstückes, einer Note oder einer Staatsschrift, so bot sich die Möglichkeit des Diktirens. Vielleicht das letzte Werk, das er vor völliger Erblindung vollendete, war die Latinisirung der Deklaration des Parlaments, welche die Gründe des Streites mit Holland darlegte (Juli 1652). Doch konnte er sich schon damals auf einen geübten Gehilfen stützen, jenen deutschen Dichter Weckherlin, der ihm im März 1652 zur Seite gestellt worden war ([1]). Allein Weckherlin sah sich schon im December 1652 genöthigt, seine Geschäfte dem rüstigeren Thurloe zu überlassen und am 13. Februar 1653 nahm der Tod ihn hinweg. Der Wunsch einen anderen geeigneten Beistand zu erhalten, sprach sich einige Tage nachher in einem Briefe Milton's aus, den er an Bradshaw, den zeitigen Präsidenten des Staatsraths, richtete. Er erklärte allerdings, sich noch immer seinem Amte gewachsen zu fühlen, die einzige Verpflichtung ausgenommen, durch die er genöthigt wurde bei den Konferenzen mit den fremden Gesandten gegenwärtig zu sein. Aber er empfahl doch zu gleicher Zeit der Aufmerksamkeit des Staatsraths einen Mann, der ihm geeigneter als irgend ein anderer erschien, Weckherlin zu ersetzen. Es war der Dichter Marvell, welcher später in der That der Kollege Milton's wurde. Damals gieng man über den Vorschlag hinweg, und Milton scheint längere Zeit ohne officiellen Gehilfen geblieben zu sein ([2]).

Seine Erblindung hätte es dem Dichter doppelt wünschenswerth machen sollen zu der Last seines Amtes nicht auch

noch die Last eines heftigen schriftstellerischen Kampfes übernehmen zu müssen. Aber unter den Pamphleten, die sich gegen seine Vertheidigung des englischen Volkes richteten, war eines, über das er nicht mit Stillschweigen hinweggehn wollte, wennschon er längere Zeit verstreichen liess, ehe er seiner Entrüstung Luft machte. Der vielversprechende Titel dieses Pamphlets lautete: „Der Aufschrei des königlichen Blutes zum Himmel gegen die englischen Meuchelmörder". Das Werk, im Jahre 1652 im Haag bei dem Holländer Adrian Vlac erschienen, leitete sich durch eine bombastische Widmung an Karl II. ein, welche die Unterschrift des Buchhändlers führte(1). Es war recht eigentlich dazu bestimmt, Milton vor der Welt anzuklagen und Salmasius Ruhm zu verkünden. Zwar bleibt die allgemeine Frage nicht aus dem Spiel. Kapitel für Kapitel werden die „Verbrechen der englischen Mörder" vorgeführt, Verbrechen gegen „die königliche Majestät", gegen „das Volk", die „Kirche" und „Gott", „alle Könige und Völker", „alle reformirten Kirchen". Aber immer wieder kehrt der Verfasser zu den Persönlichkeiten des Salmasius und Milton zurück. Jener ist das Wunder der Zeit, der in „dem gesammten Umkreis der Gelehrtenwelt seines gleichen nicht hat", dieser ein „hungriger Schulmeister, der seine Feder für Geld verkauft hat". Von jenem weiss man, wie ihn „Fürsten" geehrt haben, wie ihn die Königin von Schweden „um reichen Lohn zu sich eingeladen hat". Mit ihm zu wetteifern ist unmöglich, auch rüstet er sich selbst, „in einem zweiten Druckwerk" seinen Gegner zu zerschmettern. Inzwischen soll Europa schon vorher über diesen aufgeklärt werden. Es wird also eine Biographie Milton's entworfen, in der alle die alten Verleumdungen und Verdrehungen der Wahrheit wieder auftauchen. Woher er stammt, „ob er ein Mensch oder ein Wurm aus Dreck geboren", bleibt dahingestellt. Von Cambridge ist er, wie man sagt, als Student wegen seiner schlechten Streiche weggejagt worden und nach Italien geflohen. Seine Schriften über die Ehescheidung werden in diesem Sündenregister selbstverständlich nicht vergessen. Zur

Hinrichtung des Königs hat er, „der höllische Galgenstrick", seine Partei vorzüglich angestachelt. Er ist der wahre „Scharfrichter" und in seinem „Schmachwerk", dem „Eikonoklastes" hat er auch noch das Andenken des Königs-Märtyrers verhöhnt. Der Autor hat so wenig Zartgefühl, dass er sich selbst über die Blindheit Milton's lustig macht und in ihr eine Strafe Gottes sieht. Milton ist ihm, mit Virgil zu reden, ein „grässliches Ungeheuer, dem dass Licht geraubt" und zugleich von „blutlosem, verkrüppeltem" Ansehn. In einem Gedicht, welches der Schrift angehängt ist, wird der „infame Hallunke Milton" auch noch poetisch verarbeitet, während der „grosse Salmasius" in pomphafter Ode als Triumphator erscheint. Ausfälle auf Cromwell, den zweiten „Muhammed", sind selbstverständliche Zuthaten. Geht der Verfasser doch so weit, die Missethaten, denen Gesandte der neuen Republik zum Opfer gefallen waren, ziemlich unverblümt zu billigen.

Der Autor der Schmähschrift hatte sich nicht genannt, sondern nur an einigen Stellen verrathen, dass er von Geburt ein Franzose und ein „Neuling in den englischen Angelegenheiten" sei. Es war Peter du Moulin, der Sohn des berühmten reformirten Theologen gleichen Namens. Sein Bruder Louis, Professor der Geschichte in Oxford, war independentisch und republikanisch gesinnt, während Peter schon früher unter mancherlei Gefahren prosaisch und poetisch die Sache des englischen Königthums und der anglikanischen Kirche vertheidigt hatte. In einer Zeit, da es unbedenklich war, hat er selbst gestanden, dass der „Aufschrei des königlichen Blutes" von ihm herrühre (1). Da er indessen nicht wagen durfte, sein Libell in England zu veröffentlichen, sandte er seine Papiere an Salmasius, bei dem sie der besten Aufnahme sicher sein durften. Derselbe Mann, dem Salmasius das Manuskript zur Veröffentlichung anvertraute, hatte auch die Widmung an Karl II. hinzugefügt, für welche der Buchhändler nach üblicher Sitte seinen Namen hergab. Es war diese Persönlichkeit, mit der Milton in eine der hitzigsten Fehden verwickelt wurde, und über deren Lebenslauf es daher unerlässlich scheint, einige Angaben zu machen (2).

Alexander Morus war 1616 in der französischen Stadt Castres geboren, woselbst sein Vater, ein schottischer Emigrant, Pfarrer der reformirten Kirche war. Der junge Morus machte seine Studien hauptsächlich in Genf, wurde 1641 daselbst in den Kirchendienst aufgenommen und entfaltete von da an nicht nur als Prediger, sondern auch als Professor der Theologie eine bedeutende Thätigkeit. Als Schriftsteller wurde er erst später weiteren Kreisen bekannt. Seine Werke enthalten nicht nur theologische Traktate, Predigten und Streitschriften, sondern auch lateinische Gedichte, wie er denn überhaupt als ein Mann von allgemeiner Bildung erscheint. Schon beim Beginn seiner genfer Laufbahn war sein Name im Ausland so wohl bekannt, dass ihm 1642 mehrfache Aufforderungen von London zukamen, daselbst eine Predigerstelle zu übernehmen. Im Sommer 1647 dachte man in Schottland daran, ihn für die Stelle des Vorstehers von St. Leonard's College in St. Andrews gewinnen zu können(1). Er blieb indessen in Genf, bis er im Juli 1649 nach der niederländischen Stadt Middelburg abreiste, von wo ihm schon das Jahr zuvor eine ehrenvolle Berufung zugekommen war. Salmasius, der ihm längst gewogen war, sowie die Königin von Böhmen, Karl's I. Schwester, die in den Niederlanden lebte, hatten die Aufforderung, nach Middelburg überzusiedeln, unterstützt. Auch hier fanden seine Predigten ausserordentlichen Anklang(2). Im Jahre 1652 siedelte er nach Amsterdam über, um der Nachfolger des Vossius als Professor der Kirchengeschichte zu werden. Er muss im Hause des Salmasius ein oft gesehener Gast gewesen sein, und es konnte nicht fehlen, dass er für dessen Streit mit Milton lebhaft interessirt wurde. Als nun die Schmähschrift du Moulin's bei Salmasius anlangte, wurde es diesem ohne Zweifel um so leichter, den Freund zur Herausgabe derselben zu bewegen, da Morus ohnehin dem Hause Stuart verpflichtet war.

Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht, Morus sei der Verfasser jenes Libells. Ihm selbst kamen derartige Aeusserungen vielfach zu Ohren. In England fanden sie gleichfalls Eingang und Glauben(3). Englische Zeitungen

nannten Morus als Autor, und der Mercurius politicus, wie er schon früher den „Goliath Salmasius" verspottet hatte, beeilte sich den Hausfreund des Salmasius in Prosa und in Versen der öffentlichen Verachtung Preis zu geben. Erinnert man sich, in welchem Verhältnis der Herausgeber dieses Blattes, Marchmont Needham, zu Milton stand, so wird man es für wahrscheinlich halten, dass dieser hierbei die Hand im Spiele hatte (1). Denn auch er durchdrang sich mit der Ueberzeugung, dass er die Maske seines Gegners durchschaut habe, und Alexander Morus bildete fortan einen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er kam indessen nicht so bald dazu, diesem vermeintlichen Widersacher, wie er sich später ausdrückte, „den Mund zu stopfen", obwohl ihm dies leidige Geschäft durch die Behörden seines Landes nahe genug gelegt wurde. Die Erwartung, auf's neue von Salmasius angegriffen zu werden, häusliche Sorgen, geschwächte Gesundheit, wachsende Abnahme des Augenlichts liessen ihn jene Arbeit zwei Jahre lang aufschieben. Erst Ende Mai 1654 erschien seine Entgegnung, eine der merkwürdigsten Schriften, die Milton überhaupt verfasst hat. Er gab ihr den Namen der zweiten Vertheidigung des englischen Volkes, weil es ihm darauf ankam, nicht nur sich selbst, sondern auf's neue auch die Führer und die Ergebnisse der Revolution zu rechtfertigen (2).

Es war selbstverständlich nicht unbekannt geblieben, dass er ein solches Werk vorbereite. Der erste, der ein lebhaftes Interesse daran nahm, war jener Buchhändler Adrian Vlac, welcher die Hoffnung hatte, bei dieser Gelegenheit ein gutes Geschäft zu machen. Schon früher, als Milton's erste Vertheidigung ein so gewaltiges Aufsehn machte, hatte er sich bemüht, ein Werk des berühmten Publicisten für seinen Verlag zu erhalten. Er stand, aus welchem Grunde auch immer, mit Samuel Hartlib in Korrespondenz. Er hatte sogar die Keckheit gehabt, diesem, dem Freunde Milton's, auf seine Bitten wöchentlich die Aushängebogen der vermeintlichen Morus'schen Schmähschrift zu übersenden und zugleich um die Ehre gebeten, Milton's Verleger sein zu dürfen, falls es diesem gefallen sollte eine Erwiderung in Druck zu geben.

Es lässt sich denken, dass Hartlib sehr übel auf Vlac zu sprechen war, als er dessen Namen unter der Widmung vor dem „Aufschrei des königlichen Blutes" erblickte, und dass Milton sich wohl hütete mit einem Manne in Verbindung zu treten, der beiden Parteien auf jede Weise zu dienen bereit war, um an beiden möglichst viel Geld zu verdienen (1).

Nächst Vlac war Morus selbst höchst gespannt auf das Erscheinen der Gegenschrift Milton's. Ihm musste alles daran liegen, diesen schon vorher davon zu überzeugen, dass er nicht der Autor jenes Libells sei. Im April 1654 kam John Durie nach den Niederlanden. Durie's nahe Beziehungen zu Milton waren bekannt, durch ihn liess man daher sofort und wiederholt den Dichter bedeuten, dass nicht Morus, sondern ein französischer Geistlicher, dessen Name Morus im Vertrauen einem Freunde mitgetheilt hatte, den „Aufschrei des königlichen Blutes" verfasst habe. Nicht genug damit: es wurde versucht noch einen stärkeren Druck auf Milton auszuüben, um wenigstens Morus vor seinen Angriffen zu schützen, falls es nicht überhaupt gelänge, ihm Schweigen aufzulegen. England und die Niederlande hatten soeben, nach Errichtung des Protektorats, Frieden miteinander geschlossen. Es war von Wichtigkeit zu verhindern, dass etwas geschehe, was die Leidenschaften wiederum aufreizen könne. Einer der holländischen Gesandten, Wilhelm Nieuport, war daher auf Morus Bitten gerne bereit, an officieller Stelle in England sein Interesse wahrzunehmen. Er bat den Staatssekretär Thurloe sehr ernstlich, die Sache bei Cromwell zur Sprache zu bringen. Er liess ausserdem durch zwei seiner Freunde, die ebenfalls mit Milton genau bekannt waren, diesen ersuchen, von seinem Unternehmen abzustehn oder doch Morus zu verschonen (2). Die englischen Behörden waren indess durch die Entdeckung royalistischer Mordpläne gegen das Leben des Protektors zu sehr in Anspruch genommen, um für Morus Angelegenheit Musse erübrigen zu können. Und Milton, wiewohl er sich jeder Beleidigung der Niederlande enthalten zu wollen versprach, erklärte doch zugleich, er habe die feste Ueberzeugung, sein anonymer Gegner sei niemand sonst als Morus (3). Dieser

hat später behauptet, Milton habe wider besseres Wissen gehandelt, nur um den pikanten Stoff, den er gesammelt hatte, nicht verloren gehen zu lassen. Der älteste Biograph des Dichters bestätigt dies, indem er ihn nach Kenntnisnahme der Verwechselung von du Moulin und Morus ausrufen lässt: „es sei ihm ganz gleich, einer sei so schlecht wie der andere, und da er es einmal geschrieben habe, solle es in die Welt gehn". Allein diese Anekdote beruht anscheinend auf einer irrigen Angabe du Moulin's (1). Und so viel ist gewiss, dass es Milton sehr schwer wurde, sich von seinem Irrthum überzeugen zu lassen. Zwei Jahre lang war ihm, wie er sagt, „von jedem Einheimischen und von jedem Fremden", mit dem er über die Sache gesprochen hatte, Morus als Autor bezeichnet worden. Von einem „gelehrten und sachkundigen Manne", der ihm „wohlbekannt" und „in Holland sehr angesehen war", war einem seiner Freunde dieselbe Nachricht zugekommen. Briefe aus dem Haag und aus Amsterdam hatten mitgetheilt, Morus habe die Korrektur besorgt, Exemplare vertheilt und sich schriftlich und mündlich der Autorschaft der Dedikation an Karl II. berühmt. Durie's Berichtigung machte keinen Eindruck auf ihn, denn Durie's Gewährsmann, ein Royalist und Morus' Freund, dünkte ihn um so parteiischer, da er nur Morus' Sprachrohr sein konnte. Dessen Interesse, nicht für den Verfasser der Schmähschrift gehalten zu werden, lag aber am Tage, da er auf seine Stellung in den Niederlanden Rücksicht zu nehmen hatte. In demselben Lichte erschien der Vermittlungsversuch des holländischen Gesandten (2).

Immerhin war es höchst bedenklich, sich so fest in diesen Gedankengang zu verrennen und auf die entgegengesetzten Stimmen nur mit halbem Ohre zu hören. Was hätte näher gelegen als der Schluss, dass wer die Widmung verfasst, deshalb nicht auch das Libell geschrieben haben müsse. Milton, gereizt wie er war, schloss gerade umgekehrt und brachte sich damit in die zweideutige Lage, gegen Windmühlen zu kämpfen. Freilich was ihm über Morus zu Ohren gekommen, war so verfänglicher Art, dass auch ein anderer nicht leicht der Versuchung

widerstanden haben würde, es weiteren Kreisen mitzutheilen. Es war eine ganze Skandalchronik, voll der anzüglichsten Einzelheiten, die, untermischt mit sehr wenig geschmackvollen Wortspielen und sehr wenig anständigen Bildern, in klassischem Latein erbarmungslos vorgetragen wurde. Was die genfer Epoche des Morus betrifft, so werden ihm sehr wenig erbauliche Dinge nachgesagt. Nicht nur, dass von seinen „vielfachen Ketzereien" die Rede war, die er abzuschwören gezwungen worden sei, ohne sie aufzugeben, auch seine sittliche Aufführung hatte schweren Anstoss erregt. Ein Verhältnis mit dem Dienstmädchen seines Wirtes setzte er fort, selbst nachdem es sich verheiratet hatte. Man wusste, dass er mit ihr in einem Gartenhäuschen zusammenkam, ohne Zweifel doch nicht deshalb, „um ihr botanische Vorlesungen zu halten". Er trieb es so weit, dass die Geistlichkeit über ihn, als einen Ehebrecher, die Censur aussprach und ihn seines Amtes für unwürdig erklärte. Durch Vermittelung des Salmasius wurde er nach Middelburg berufen und führte auch dort einen unmoralischen Lebenswandel. Er fand im Hause seines gelehrten Gönners eine Magd — Milton nennt sie „nach dem beissenden Epigramm eines Holländers", das auch im Mercurius politicus erschienen war, „Pontia" — und sofort warf er seine begehrlichen Blicke auf diese. Es kam ihm sehr gelegen die Vertheidigung des Salmasius zu übernehmen, denn nun hatte er „Tag und Nacht, um sich über dies Werk mit ihm zu berathen", Zutritt zu seinem Hause. Der Pontia versprach er die Ehe und gewann damit ihre Gunst. Aber nachdem er der Verfechter der stuartischen Sache geworden war und sich die ganze oranische Partei dadurch verpflichtet glaubte, dünkte er sich „für das arme Dienstmädchen" zu hoch. Die Verlassene wandte sich klagend an Synode und Obrigkeit. Auf diese Weise wurde die Sache ruchbar. Salmasius war nicht unempfindlich für den Schimpf und Spott, dem er sich dadurch ausgesetzt sah, und so musste auch Morus noch dazu beitragen ihm die letzten Lebenstage zu verbittern. Neuerdings soll die Kirche von Middelburg den „stinkenden Bock" aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen, die Obrigkeit von Amsterdam

ihm die Kanzel verboten haben. — Das also ist der Gegner, an den sich der Vertheidiger der englischen Republik glaubt halten zu müssen, ein „treuloser, lügnerischer, undankbarer Mensch", ein Heuchler und Mädchenjäger, „der den guten Ruf von Männern und Weibern in gleicher Weise zu schädigen sucht".

Morus war die hauptsächliche Zielscheibe Milton's, aber er vergass über ihn weder den alten Gegner, der jenen benutzt, noch den geriebenen Buchhändler, der sich ihm zur vollen Verfügung gestellt hatte. Salmasius war freilich todt, und Milton wollte ihm „aus dem Tode keinen Vorwurf machen, wie man ihm einen Vorwurf aus der Blindheit gemacht hatte". Nichts desto minder hatte er Grund ihm auch über das Grab hinaus zu grollen. Ihm dankte er diese neue Fehde, von ihm wusste er sich durch eine nachgelassene Schrift noch immer bedroht. In Prosa und Versen wird daher der „Ränkeschmied", der von einem kritiklosen Lobhudler auf ein so erhabenes Piedestal erhoben worden war, sehr reichlich bedacht. Bei weitem unsanfter sah sich der Buchhändler Vlac angefasst. Sein wenig ehrenvolles Verhalten in der ganzen Sache wird ihm in den stärksten Ausdrücken vorgerückt. Seine Vergangenheit giebt nach Milton's Behauptungen gleichfalls zu bedenklichen Urtheilen Anlass, Er nennt ihn einen „notorischen Schwindler und Verschwender". Er weiss von ihm zu berichten, dass er lange „einen heimlichen Handel in London betrieben und nach unzähligen Betrügereien mit Zurücklassung von Schulden das Weite gesucht habe". In Paris habe er es nicht besser gemacht(¹), er sei von dort geflohen und im Haag als „neugeborener Buchdrucker" wieder aufgetaucht.

Die drei „Schauspieler des Dramas", Morus, Salmasius, Vlac waren genügend gekennzeichnet, und nichts war versäumt worden sie der Lächerlichkeit und Verachtung Preis zu geben. Es wäre indess ein Mangel der Komposition gewesen, diesen Karrikaturen nicht auch Bilder von reinen, anmuthenden Zügen entgegenzustellen. Indem Milton sich dazu entschloss, beugte er der Ermüdung des Lesers vor und gewann die Möglichkeit grimmigen Hohn mit freudigem Lobe, niedrige Witze-

leien mit erhabenem Pathos, übertriebene Ironie mit schlichter Erzählung wechseln zu lassen. Alle Vorzüge seines Stiles kamen hiebei zur vollen Entfaltung, und die polemische Gelegenheitsschrift, die in ihrem ersten Theile nur allzuhäufig durch rohe und unfläthige Spässe abstösst, erhebt sich in ihrem zweiten Theile zu einem grossartigen Denkmal historischer Darstellung.

Am merkwürdigsten und werthvollsten bleibt für uns das scharf umrissene Selbstportrait, welches Milton, nach Art der grossen Künstler, kühn genug war zu entwerfen und gegen das Zerrbild zu halten, das seine Gegner geschaffen hatten. Sie hatten ein Ungeheuer aus ihm gemacht, ein „Monstrum" an Körper und Geist, um durch die Brandmarkung des Vertheidigers der englischen Nation diese selbst zu brandmarken. Er sieht sich genöthigt mit eigener Hand seine Persönlichkeit und seinen Lebensgang zu schildern, damit sein Vaterland wisse, dass es keinen ehrlosen Mann zum Verfechter seiner Sache gewählt habe. Eine solche Aufgabe wird immer etwas Missliches an sich haben. Einem Schriftsteller von der Natur Milton's, in dem eine starke Ader des Selbstbewusstseins schlug, konnte sie doppelt gefährlich werden. Es ist ihm indess nicht übel gelungen sich von Uebertreibung und Schönfärberei fernzuhalten. Die Darstellung seiner Jugendzeit und seines früheren Mannesalters, auf die wir so häufig haben Bezug nehmen müssen, ist ruhig und objektiv gehalten, als handle es sich um eine dritte Person. Freilich nimmt das stolze Gefühl, das ihn über gemeine Anschuldigungen emporhebt, nicht selten einen starken Ausdruck an. Er thut sich etwas zu Gute darauf, dass er, der Republikaner, seinen ehrlichen Namen einsetzt, während seine Feinde „unter königlichem Schutze", sich „wie Diebe" verstecken. Er betont, dass es ihm nicht um klingenden Sold zu thun ist, während er in ihnen nur feile Lohnschreiber erblicken kann. Er pocht auf seine fleckenlose, sittenreine Vergangenheit, indess er seinem Angreifer Laster auf Laster glaubt vorwerfen zu dürfen. Selbst über seine äussere Erscheinung meint er, nach dem, was die Gegenpartei verbreitet hatte, ein Wort sagen zu

müssen. Und indem er auf seine Blindheit zu sprechen kommt, an der sich seine Widersacher geweidet hatten, mischen sich Entrüstung, Schmerz und stille Ergebenheit in das schwere Geschick zu einem überaus wirkungsvollen Ganzen. Er tröstet sich mit dem Gedanken, „dass es nicht so elend sei, blind zu sein, als die Blindheit nicht ertragen zu können". Er gefällt sich in der Erinnerung an alle die Weisen und Helden der Vorzeit, von Tiresias und Timoleon bis zu Dandolo und Zanchius, die dasselbe Leiden wie er zu tragen gehabt, „und deren Missgeschick die Gottheit durch andere Gaben ausgeglichen hat". Den Spöttern ruft er zu: „Die Blinden stehn unter Gottes Schutz . . Wehe dem, der uns verhöhnt, und verletzt . . ich fühle mich gegen den Angriff der Menschen nicht nur geschützt, sondern durch Gottes Gunst beinahe geheiligt, . . in meiner Dunkelheit strahlt das Licht der göttlichen Gegenwart nur um so heller".

Man hatte die Häupter der englischen Revolution, die Männer, welche das Heer von Sieg zu Sieg geführt, welche die Staatsverwaltung unter den schwierigsten Umständen übernommen hatten, gleichfalls mit Schmutz beworfen. Es war nur billig auch ihre Charakterbilder von den entstellenden Flecken zu reinigen, damit sie nicht in dieser Weise auf die Nachwelt kämen. Und so erscheinen die Fleetwood, Lambert, Desborough, Whalley, Overton, Whitelocke, Pickering, Strickland, Sydenham, Sidney, Montague, Lawrence entweder etwas genauer skizzirt oder doch mit einem ehrenden Beiwort geschmückt. John Bradshaw, „dessen Name überall mit Beifall genannt werden wird, wo man die Freiheit kennt und liebt", erhält eine ausführlichere, von Lob überfliessende Charakteristik. Fairfax wird mit einem der antiken Heroen verglichen, von denen die Dichter singen, dass sie nach Thaten unsterblichen Ruhmes mit den Göttern olympische Ruhe geniessen. Die Persönlichkeit Cromwell's endlich beschäftigt den Verfasser so sehr in erster Linie und reizt ihn zu so bemerkenswerthen Aeusserungen, dass es nothwendig erscheint, dieses Abschnittes seiner Schrift noch in anderem Zusammenhange zu gedenken. Selbstverständlich spricht

Milton auch hier immer als entschiedener Parteimann, aber es bedarf nur eines flüchtigen Vergleiches seiner Skizzen mit denen der royalistischen Federn, um zu erkennen, auf welcher Seite man der Wahrheit am nächsten kam. Milton hatte nicht nur den Vortheil eines feinen psychologischen Blickes, sondern auch, in vielen Fällen, genauer persönlicher Bekanntschaft. Bradshaw nennt er den „Freund, den er auf's höchste verehrt". Mit dem Colonel Robert Overton, dem tapferen Soldaten, der sich schon bei Marston-Moor ausgezeichnet, das Kommando in Hull gehabt und seine reichsten Lorbeeren im letzten schottischen Feldzug erworben hatte, fühlte er sich „seit vielen Jahren wegen der Aehnlichkeit der Studien und der Anmuth seiner Sitten durch eine mehr als brüderliche Eintracht innig verbunden" (1). Von Montague, dem späteren Admiral und Mitglied des Cromwell'schen Hauses der Lords, von Lawrence, Präsidenten des Cromwell'schen Staatsraths, spricht er wie ein genauer Bekannter. Fleetwood, den seine Heirat mit Ireton's Wittwe zu Cromwell's Schwiegersohn gemacht hatte, beurtheilt er anscheinend gleichfalls aus eigener langjähriger Erfahrung.

Indessen einen so grossen Raum das Persönliche in dieser Schrift Milton's einnimmt, so lässt er deshalb die Sache, um die es sich handelt, nicht aus dem Auge. Er weicht keinen Schritt zurück, sondern fühlt sich durch den Erfolg seiner ersten Vertheidigung nur noch bestärkt, seinen Standpunkt zu behaupten. Die Thaten des independentischen Heeres erhalten in ihm auf's neue ihren begeisterten Herold. Der Process und die Hinrichtung des Königs werden von ihm noch ein Mal als völlig gerechtfertigte Handlungen dargestellt. Die politische Theorie der Gegner erscheint ihm lächerlich und für das Königthum selbst im höchsten Grade schädlich, die seinige dagegen einzig menschenwürdig und ungefährlich für das monarchische Princip. „Wenn ich Tyrannen angreife, was geht das die Könige an? Ich hüte mich wohl diese jenen gleichzustellen. Ich behaupte vielmehr: wie sich ein ehrlicher Mann von einem Schurken unterscheidet, so unterscheidet sich ein König von einem Tyrannen". Eben daher sucht er

die Befürchtungen zu widerlegen, als habe die englische Regierung revolutionären Ursprungs es auf eine gewaltsame Propaganda abgesehn, als sei ihr Dasein den übrigen Mächten Europa's bedrohlich. „Nur unsere eigenen Angelegenheiten haben uns beschäftigt, um diejenigen anderer bekümmern wir uns nicht. Das Gute, was unsere Nachbarn von uns lernen mögen, missgönnen wir ihnen nicht, den Schaden, der aus unserem Beispiel erwächst, können wir allein dem Missbrauch unserer Grundsätze zuschreiben". Es war nur politisch, wenn ein Mann in Milton's Stellung diese Sprache führte, und von demselben Gesichtspunkte aus ist es zu betrachten, wenn er das Verhältnis seines Staates zu einzelnen der fremden Mächte in das beste Licht zu stellen und schon dadurch seinen Gegner abzuführen versucht. Die mehrfachen Gesandtschaften der „edlen Franzosen" werden rühmend erwähnt. Die „brüderliche" Gesinnung der Niederländer lässt ihn hoffen, dass der eben mit ihnen abgeschlossene Friede von ewiger Dauer sein möge. Eine lange Abschweifung gilt dem überschwänglichen Lobe Christinen's von Schweden, deren Beurtheilung seiner ersten Vertheidigung dem Autor, ohne Zweifel in übertriebener Form, zu Ohren gekommen war. Man wird die Schmeicheleien, die er der bizarren Tochter Gustav Adolf's sagt, nicht auf niedere Beweggründe zurückführen wollen. Er glaubte ihr zu Dank verpflichtet zu sein und nahm daher den Mund etwas voll. Kaum verzeihlich dagegen erscheint es, dass er seinen vermeintlichen Gegner, „den genfer Flüchtling" förmlich als einen Menschen denuncirt, der seine neue Heimat entehre und gefährde, und dass er nicht übel Lust bezeigt von den holländischen Behörden seine Ausweisung zu fordern.

Es lässt sich denken, dass Morus der Veröffentlichung von Milton's Schrift nicht ohne Sorgen entgegensah. Nach Milton's späterer Behauptung „wagte er gar nicht mehr das Auge von der Küste abzuwenden", an der das gefürchtete Buch anlangen musste. Er wusste sodann, wie er ihm vorwirft, den Vertrieb zu verhindern, bis seine Antwort fertig geworden war. Diese selbst wurde einem schlechten Nachdruck der Milton'schen Schrift angehängt. Wiederum war es

Vlac, aus dessen Druckerei das Ganze hervorgieng, und dieser konnte somit nicht nur auf bedeutenden Geldgewinn rechnen, sondern zugleich seine eigene Vertheidigung anfügen (1). Er liess indessen zuerst einem gewissen Doktor der Theologie, Georg Crantz, das Wort. Dieser, ein Verwandter des berühmten Historikers gleichen Namens, gab „wenn auch körperlich leidend" ein eigenhändiges Zeugnis für Morus ab. Freilich sah dasselbe etwas zweideutig aus. Crantz gestand zu, dass sich sein Schützling durch allzu grosse Freiheit der Rede viele Feinde gemacht habe. Der verstorbene Spanheim habe ihm nichts vorzuwerfen gehabt als stolzes Wesen. Salmasius habe nur das an ihm ausgesetzt, dass er nicht fleissig genug und zu leichtgläubig sei, übrigens aber seine Talente aufs höchste gerühmt. Morus habe freilich seine Gemahlin verletzt, aber er, Salmasius selbst, wolle mit ihr der Kuppelei schuldig sein, wenn Morus die ihm gemachten Vorwürfe verdiene. Von Milton dagegen weiss dieser Doktor der Theologie alles mögliche Schlechte zu sagen, das er namentlich aus dem nachgelassenen Werke des Salmasius schöpft. Selbstverständlich figuriren an der Spitze dieses Sündenregisters wieder die Schriften über die Ehescheidung.

Hierauf sprach der Buchhändler Vlac für sich selbst. Er erklärte, der Autor jenes Libells, das den ganzen Streit hervorgerufen hatte, sei ihm bis zur Stunde unbekannt, setzte seine Beziehungen zu Hartlib und Milton auseinander und wies die schweren Beschuldigungen des letzten zurück. Nach seinem Dafürhalten beruhten diese auf den Aussagen eines übelwollenden ungenannten Berufsgenossen, desselben, aus dessen Presse Milton's zweite Vertheidigung hervorgegangen sei. Er gab einen Ueberblick über seinen Verlag, erzählte von den Plackereien, die er während seines englischen Aufenthaltes von der Innung der Stationers zu erdulden gehabt, von den zünftischen Eifersüchteleien, die ihn auch nach Paris hin verfolgt hätten und machte kein Hehl daraus, dass er für die Widmung an Karl II. nur seinen Namen hergegeben habe (2). Alles, was er vorbrachte, war mit Ausfällen gegen Milton reichlich durchzogen. Er warf sogar die Frage auf,

ob dieser durch Herausgabe seiner Schmähschrift nicht einen Artikel des englisch-niederländischen Friedens verletzt habe.

Endlich kam Morus selbst an die Reihe, ausgerüstet mit einer Masse von Aktenstücken, siegesgewiss im Gefühl gekränkter Unschuld, wählerischer in der Auswahl lateinischer Schmähworte als sein Gegner, aber immer noch derb und beleidigend genug. Auch er suchte die ganze Sache zu einer Staatsaktion aufzubauschen. Es lag ihm um so näher an den eben abgeschlossenen Frieden zu erinnern, da niemand anders als er selbst die Friedensartikel in's Französische übersetzt hatte. Er erwähnte die Bemühungen Durie's und Nieuport's, um zu zeigen, dass Milton ihm wider besseres Wissen die Autorschaft des „Aufschreis“ zugeschrieben habe. Ueber den wahren Verfasser machte er nur einige Andeutungen ohne ihn zu nennen. Doch glaubte dieser eine Zeit lang sich schon hierdurch für sehr gefährdet halten zu müssen. Was Milton betrifft, so war er für Morus wie für Vlac, und ohne Zweifel auf dieselbe Autorität hin, ein Mensch „aus allen Verbrechen zusammengesetzt“. Die Hauptsache blieb indessen für Morus den „Augias-Stall zu reinigen“, dessen übelduftender Inhalt, wie er richtig vermuthete seinem Gegner von anderen zugetragen worden war. Alle Beschuldigungen Milton's erklärte er für „gefälscht und erlogen“, von unzweifelhafter Aechtheit erschien ihm nur Milton's „Unverschämtheit“. Er liess es daher an einer Aufzählung der eigenen Schriften nicht fehlen und erinnerte mit schlecht verhehlter Eitelkeit an die Masse von Akademieen und Kirchen, bei denen er in höchster Achtung stehe. In Ansehung seiner genfer Epoche rückte er mit mehreren Zeugnissen auf, von denen schon früher einige gedruckt worden waren. Da war ein Schreiben der Kirche von Genf vom 25. Januar 1648, das sein Lob in den höchsten Tönen sang und nur obenhin veraltete Anklagen wegen „grässlicher Ketzerei“ berührte, Anklagen die er längst siegreich zurückgewiesen haben wollte. Bürgermeister und Rath der Stadt Genf hatten sich am folgenden Tage auf seine Bitten in derselben Weise ausgesprochen und kundgethan, dass man in den Niederlanden seine Rechtgläubigkeit fälsch-

lich in Zweifel ziehe. Man hatte verbreitet, das Zeugnis der Compagnie vénérable sei anfechtbar, es sei in einer aussergewöhnlichen Sitzung ausgestellt, Morus habe die Stimmen erbettelt, die Angesehensten hätten sich geweigert zu unterzeichnen. Am 10. April 1648 erfolgte daher seitens der genfer Geistlichkeit eine feierliche Bestätigung ihrer Urkunde, eine Zurückweisung jener Verdächtigungen, eine Erklärung, dass nur die Namen von drei Mitgliedern fehlten. Die Obrigkeit liess es wiederum (29. März und 12. April 1648) an bekräftigenden Certifikaten nicht fehlen. Zu guterletzt folgte noch ein Brief von Diodati, dem 1649 gestorbenen alten Freunde Milton's, an Salmasius, in welchem Morus gleichfalls als ein vortrefflicher Mensch, das unschuldige Opfer hämischer Angriffe, dargestellt wurde. Es war zwar von dem Uebermass seiner Hitze die Rede; auch dünkte Diodati das kirchliche Zeugnis etwas zu blumenreich. Uebrigens sprach er sich mit Entrüstung über die Feinde des Morus aus, welche falsche Gerüchte ausgestreut hätten, um ihn aus Genf zu vertreiben und um ihm in Holland die Thore zu verschliessen.

Hier brach die Vertheidigung des Morus plötzlich ab, wie der Verleger in einer Nachschrift erklärte, weil der Verfasser durch eine Reise verhindert worden sei das übrige Material für den Druck einzuliefern. Morus befand sich in der That auf Urlaub, in Frankreich und in Italien, woselbst er trotz seines feindlichen Verhältnisses zu Milton bei Milton's alten Freunden, Dati und Holstenius gute Aufnahme fand(1). Erst im Jahre 1655 liess er eine Ergänzung seiner Vertheidigung nachfolgen(2). Zunächst wurden noch weitere briefliche Zeugnisse aus genferischen Kreisen beigebracht: von Diodati, dem Juristen J. Godefroy, dem Theologen Sartoris, der gleichfalls mit Salmasius in Korrespondenz gestanden hatte. Dann aber wandte sich Morus zu einer aktenmässigen Widerlegung der Angriffe, welche gegen sein Leben in den Niederlanden gerichtet worden waren. Briefe der Geistlichkeit von Middelburg, Auszüge aus den Protokollen verschiedener Synoden, Zeugnisse der Obrigkeit von Amsterdam und der Schulbehörde wechselten mit einander ab. Auf diese Masse

von Urkunden gestützt, erklärte Morus seinen Gegner für einen lügnerischen Schwätzer. Er läugnete, dass man ihn in Middelburg aus der Kirche ausgestossen, in Amsterdam am Predigen verhindert habe. Mit Salmasius wollte er bis zu dessen Tode gut Freund gewesen sein. Doch konnte er nicht in Abrede stellen, dass der Roman, der im Hause des Salmasius gespielt haben sollte, nicht ohne einen gewissen historischen Kern war. Aber er schob die ganze Schuld jenes ärgerlichen Handels auf die Frau des Salmasius, die nach den wenigen Andeutungen, welche er macht, als eine wahre Xanthippe erscheint. Sie hat sich, so behauptet er, mit einer ihm feindlichen Partei verbündet, ganz Belgien mit „unsinnigen Gerüchten" erfüllt und ihn zuletzt gezwungen, so sehr Salmasius sich bemüht hatte die Sache friedlich beizulegen, einen Process gegen ihre Dienerin oder richtiger gegen sie selbst anzustrengen. Bei der Gerichtsverhandlung wie auf der Synode von Utrecht seien eine Menge offener und heimlicher Feinde mit zahllosen Verleumdungen gegen ihn aufgetreten, aber das Tribunal wei die Synode hätten ihm vollkommen Recht gegeben. — Auf diese Weise glaubte sich Morus gegen Milton's Angriffe hinlänglich gedeckt zu haben. Jeder verständige Leser musste die Ueberzeugung gewinnen, dass es ihm ein Leichtes sein würde, den Autor jener Schmähschrift zu nennen, für den man ihn gehalten hatte. Jeder unparteiische Leser musste sich mit dem Glauben erfüllen, dass so viele übereinstimmende Beweisstücke, die für den Charakter des Angegriffenen sprachen, nicht gefälscht sein konnten. In beiden Beziehungen erschien die Rolle, welche Milton spielte, als eine wenig rühmliche.

Er entschloss sich dennoch sie fortzusetzen. Eine „Vertheidigung für sich selbst" stellte er dem Haupttheil der Morus'schen Schrift entgegen, und da er abgewartet hatte, bis die angekündigte Ergänzung derselben erscheinen würde, konnte er auch diese sofort erwidern (¹). Es wäre vielleicht das Beste gewesen, wenn Milton sich hätte überwinden können zu schweigen. Sein literarischer Ruhm hatte bei der Fortsetzung dieser Debatte wenig zu gewinnen, und

auf seinen Charakter drohte, wofern er sich trotzig besserer Einsicht verschloss, ein kleiner Flecken zu fallen. Einer seiner Freunde, der Bremenser Heinrich Oldenburg, dem er sein Buch überschickt hatte, scheint denn auch den Wunsch ausgedrückt zu haben, dass Milton sich anderen Gegenständen zuwenden möge. Eben dieser hatte die früher von ihm selbst getheilte Ansicht über die Autorschaft des Morus widerrufen. Ein anderer Bekannter dagegen, der Dichter Andrew Marvell, ermuthigte Milton durch sein hohes Lob der „zweiten Vertheidigung" ohne Zweifel nicht wenig, den Kampfplatz zu behaupten. Er hatte sich vorgenommen das Buch auswendig zu lernen, er verglich es mit der Trajanssäule und sah in ihm die verschiedenen Triumphe Milton's über seine Feinde abgebildet(1). Derartige schmeichelhafte Urtheile konnten ihres Eindrucks auf Milton nicht verfehlen, und da die Sache über eine persönliche Streitigkeit schon anfangs hinaus gewachsen war, hielt er sich für verpflichtet dem Feinde nicht das letzte Wort zu lassen.

Noch immer wäre es möglich gewesen die beiden Fragen, um die es sich handelte, zu trennen. Wenn Milton sich zu dem Geständnis zwang, im Autor des royalistischen Pamphlets geirrt zu haben, so brauchte er deshalb seine übrigen Anklagen noch nicht zurückzunehmen. Zugegeben, dass Morus in jenem Punkte den Gegenbeweis erbracht habe, so blieb noch immer der Zweifel bestehn, ob er auch in anderen Dingen so unschuldig sei wie er sich darstellen wollte. Milton begieng den Fehler beide Fragen zu vermischen. Er wollte auch nicht ein Titelchen von dem Behaupteten aufgeben. Er, der Blinde, wollte, wie der wirkliche Autor des „Aufschreis des königlichen Bluts" zu verstehn giebt, sich nicht nachsagen lassen, dass er wie ein Blinder von der Farbe gesprochen habe. Um sich nicht lächerlich zu machen, kümmerte er sich nicht um diesen, sondern blieb dabei, Morus sei der Schuldige. Durch und durch sophistisch suchte er das aus dessen eigenen Worten zu beweisen und liess sich durch nichts davon abbringen. Man kann sich der Ansicht

kaum verschliessen, dass er hier eine Position vertheidigte, die er selbst schon als verloren betrachtete.

Mit grösserer Siegeszuversicht hielt er dagegen an den Anklagen fest, die er gegen den Charakter des Morus vorgebracht hatte. In der That wäre es ein unverzeihlicher Grad von Leichtsinn gewesen, wenn er sie rein aus der Luft gegriffen hätte und nicht fähig gewesen wäre, wenigstens auf einige Quellen hinzuweisen, aus denen er geschöpft hatte. Es ist schwer zu sagen, wer ihm zuerst für die Schilderung der Wirksamkeit des Morus in Genf als Gewährsmann gedient hat. Später nennt er einmal ausdrücklich die Theologen Th. Tronchin, J. F. Mermillod, J. Pictet, Amtsgenossen seines Widersachers, die sich bei ihren Anschuldigungen gegen ihn auf viele Zeugen gestützt hätten (1) (VI. 408). Möglich, dass er mit dem einen oder anderen von diesen in Verbindung getreten war und von ihnen erfahren hatte, dass die „Anklagepunkte noch damals in der Stadtbibliothek von Genf aufbewahrt würden". Diese Behauptung kehrt in der zweiten Schrift, der Selbstvertheidigung, noch zweimal mit aller Bestimmtheit wieder. Es ist von „beinahe hundert Artikeln" die Rede, die als ein Denkmal der Schande des Morus in der genfer Bibliothek vorhanden seien (2). Auch wird der Name jenes Frauenzimmers — Claudia Pelletta — genannt, mit welchem Morus in Genf ein unerlaubtes Verhältnis gehabt haben soll. Geistliche und Gelehrte von Ruf sollen bereit sein für die Wahrheit des Erzählten einzustehn. Die Empfehlungsbriefe, die Morus abdruckt, beweisen nur, dass man einen Menschen seiner Art lieber fortloben wollte, um nicht durch sein Bleiben einen Skandal zu veranlassen. Vor allem aber: sie sind ausgestellt worden, noch ehe Morus durch seinen unsittlichen Lebenswandel sich blossgestellt hatte. Sie berühren wohl seine Heterodoxie, aber sie schweigen von dem, wodurch er sich und seinen Stand ausserdem entehrte. Dies wurde ruchbar während der Zeit, in der er nach Ausstellung jener Briefe noch in Genf verweilte, und er hütet sich wohl das spätere Zeugnis der Genfer vorzuweisen, das einen ganz anderen Charakter trägt: Er war unverschämt genug es zu

fordern, man zögerte indessen zehn Monate lang es ihm zu geben. Als man seinem Drängen nachgab, geschah es wiederum, um ihn nur los zu werden und es nicht zu einem ärgerlichen Process kommen zu lassen (1).

Es war klar, dass so ausführliche Angaben, die wohl geeignet waren, das Verfahren der genfer Behörden in ein eigenthümliches Licht zu stellen, nicht ohne erneute Nachforschungen an Ort und Stelle hatten gemacht werden können. Auch hatte man Milton nach Erscheinen seiner zweiten Vertheidigung darauf hingewiesen, dass er in Genf über den Werth jener Zeugnisse Näheres erfahren würde (2). Es war der berühmte Ezechiel Spanheim, der dem englischen Schriftsteller den Liebesdienst leistete, ihn mit neuem Material zu versorgen. Spanheim war um so eher bereit, Milton bei seinem Kampf zu unterstützen, da Morus als ihr „gemeinsamer Gegner" gelten konnte. Schon Spanheim's Vater scheint, eifersüchtig auf Morus Talente, nicht zum besten mit ihm gestanden zu haben, sein Bruder Friedrich wurde in Leyden des Morus glücklicher Nebenbuhler. Er selbst hatte am 14. Okt. 1654 Milton zur gelungenen Entlarvung des Verbrechers gratulirt, und Milton nahm keinen Anstand, einen Theil dieses schätzenswerthen Belastungszeugnisses seiner Selbstvertheidigung einzuverleiben (3). Nicht weniger Mühe hatte er sich gegeben, die niederländische Epoche des Morus zu erforschen. Auch hier hütet Milton sich gar wohl, nur dem „allgemeinen Gerücht" zu folgen. Er beruft sich auf „ausreichende Zeugen", auf „zahlreiche Briefe", die ihm den Stoff zu seinen Anklagen zugetragen hatten. Und weit entfernt davon, etwas von dem Gesagten zurückzunehmen, sucht er den Eindruck desselben noch zu verstärken. Er gefällt sich in der drastischen Ausmalung einer Scene im Hause des Salmasius, bei der es sehr zu Ungunsten des Liebhabers Morus zu Handgreiflichkeiten gekommen sein soll. Er macht sich über seine nächtlichen Reisen zwischen dem Haag und Leyden lustig. Er spielt auf andere verfängliche Abenteuer an, deren Schauplatz Amsterdam gewesen sei, und behauptet, dass man auch wegen

dieser neuesten Vorgänge bei der Geistlichkeit Klage geführt habe. Den geistlichen Behörden selbst macht er den Vorwurf, dass sie ähnlich wie diejenigen von Genf zur Wahrung der Standesehre ein Auge zugedrückt hätten. Sucht man die Namen seiner Gewährsmänner zu erfragen, so sieht es freilich damit nicht zum besten aus. Durie hatte allerdings aus Basel geschrieben, dass man dort dieselbe schlechte Meinung von Morus hege, der er auch in den Niederlanden begegnet war. Aber seine Gewährsmänner waren Persönlichkeiten, „denen Morus verhasst sei". Von Johannes Longus, dem ersten Geistlichen, von Middelburg, hiess es, er habe die Maske des Morus nun durchschaut und seine frühere günstige Meinung völlig geändert. Aber urkundliche Beweise dafür wurden nicht beigebracht. Ein Theil der Skandalchronik, die Milton zum besten giebt, findet sich in der Korrespondenz des Heinsius und Vossius, welche gerne dazu bereit gewesen sein werden, ihr Scherflein beizusteuern. Einen Theil mochte er durch den jüngeren Friedrich Spanheim erfahren haben. Endlich war er darauf aufmerksam gemacht worden, dass sogar die Wittwe des Salmasius geneigt sein werde, ihm Waffen gegen Morus zu leihen.

So trübe jede dieser Quellen auch war, so scheint Milton dennoch nicht auf falscher Fährte gewesen zu sein. So viel war jedenfalls richtig: „Des Morus Hand war gegen alle und aller Hand gegen ihn". Unliebenswürdige Eigenschaften, von denen ihn auch seine Freunde nicht freisprachen, legten ihm Hindernisse aller Art in den Weg. Er wurde von den Synoden in ärgerliche Händel verwickelt. Nur wenige Jahre, nachdem er den Kampf mit Milton geführt hatte, wurden neue Anklagen gegen ihn laut, die einen bedenklichen Schluss auf seine Vergangenheit zu ziehen gestatten. Es ist nicht nur von „Lüge, Falschheit, Stolz", sondern auch von seinen „infamen Lastern" die Rede. Eine Reihe von Beschwerdepunkten, die vor der Synode der wallonischen Kirchen gegen ihn erhoben wurden, lief darin aus, dass er „als ein leichtfertiger und unbeständiger Geist von schmutzigen und unkeuschen Trieben und einem unerträglichen Stolz" bezeichnet wird. Auch fehlt es aus dem

späteren Leben des Morus nicht an gewichtigen Zeugnissen, welche diese Charakteristik bestätigen und auf sein früheres Leben einen Rückschluss erlauben. Anschuldigungen, wie sie Milton vorgebracht, wie sie in den Niederlanden ausgesprochen wurden, tauchten wieder gegen Morus auf, als er in einen anderen Wirkungskreis berufen worden war und dort seine heuchlerische Rolle fortspielte (1).

Obwohl Milton in der Bekämpfung dieses Gegners sich genöthigt sah, in die Region gewöhnlichen Klatsches herabzusteigen, so nimmt doch auch in dieser Schrift seine Schreibweise mitunter einen höheren Flug. Wenn er der grossen Sache gedenkt, deren Vertheidigung ihm diese persönlichen Streitigkeiten eingetragen hatte, wenn er die reformirte Geistlichkeit beschwört ihre Würde zu wahren, wenn er sich nochmals auf das stolze Bewusstsein seiner eigenen sittlichen Reinheit beruft, so erkennt man den Autor der beredten kirchlichen und politischen Flugschriften wieder. Wenn er dem niederländischen Gesandten seine Hochachtung ausdrückt, wenn er den Feinden England's verwehrt unter dem Namen der Generalstaaten Schutz zu suchen, wenn er seinerseits den jüngsten Friedensvertrag für sich geltend macht, so kann sich der diplomatisch geschulte Staatssekretär nicht verläugnen. Allerdings die Ausfälle grimmigen Hohnes, die er sich gegen Morus, Crantz, Vlac erlaubt, werden uns wiederum als sehr ungeniessbar erscheinen. Sie sind häufig ebenso witzlos wie roh, und Milton selbst hat es gefühlt, dass seine Sprache einer Rechtfertigung bedürfe. Er sucht sie in den Beispielen der Bibel und der Antike und findet, dass man auch dort das „Nackte" mit seinem Namen genannt sehe. Uns wird es mehr Eindruck machen, wenn er ein Mal, zur Wuth gereizt, in den Ausruf ausbricht: „Ich bin ein Mensch und trage ein menschliches, kein eisernes Herz in der Brust".

Vergnügen fand er freilich an dem Geschäfte nicht, das ihm zugefallen war. Aber seine Arbeit schien ihm doch auch keine „vergebliche" zu sein (2). Denn immer stand ihm das Allgemeine über dem Persönlichen. In seinem vermeintlichen

Privatfeinde glaubte er den „Schurken, den Entehrer der Religion und seines Standes, die Schande der Gelehrsamkeit, den Verderber der Jugend“ zu treffen. Indem er sich selbst vertheidigte, hoffte er der Freiheit seines Volkes einen Dienst zu leisten, „die es sich durch eigene Kraft errungen und nicht erst von anderen überkommen hatte“. Er war nun einmal der Herold dieses revolutionären Staatswesens geworden. Er wusste, dass ein ganzer Welttheil auf ein literarisches Gladiatorenspiel blicken würde, welches unter anderen Umständen wenig Anziehungskraft gehabt hätte. Und so hatte er im Eingang seiner zweiten Vertheidigung die stolzen Worte gesprochen: „Ich sehe mich im Geiste auf der Rostra, umgeben von dem ganzen aufhorchenden Europa . . Es ist mir, als stände ich auf einer gewaltigen Höhe und überschaute alle die weiten Lande und unzählige Massen mir unbekannter Gesichter, deren Mienen die grösste Theilnahme verrathen. Hier erblicke ich die mannhaften und freiheitsliebenden Deutschen, dort die Franzosen mit ihrem lebhaften und edlen Ungestüm, hier die Spanier mit besonnenem Muthe, dort die gesetzten, edelsinnigen Italiener. Alle Freunde der Freiheit und Tugend, mögen sie es für gerathen halten sich zu verbergen oder an's Licht hervortreten, schenken mir entweder im Stillen oder öffentlich ihre Gunst, andere eilen herbei und rufen mir Beifall zu, andere ergeben sich endlich der Macht der Wahrheit. Umringt von den versammelten Massen ist es mir, als sähe ich von den Säulen des Herkules bis zum indischen Weltmeer die lange vertriebene und flüchtige Freiheit zu ihrer Heimstätte bei allen Völkern zurückkehren. Mein Volk bietet ihnen eine edlere Frucht, als die war, welche Triptolemus einst über die Lande getragen haben soll. Es streut den Samen der Freiheit und Bildung über Städte, Königreiche und Völker aus“.

So viel Irrthümliches bei dieser rühmenden Beurtheilung der englischen Revolution mit unterlief, grossartiger war sie niemals aufgefasst worden. Auch dies Mal konnte sich der ideale Grundzug der Persönlichkeit Milton's nicht verläugnen.

Mochte er es auch mit einem sehr schmutzigen Stoff zu thun haben, mochte er nicht immer wählerisch in seinen Worten sein: die Macht seiner Individualität verleiht einem an sich gleichgiltigen und niedrigen Gegenstande ein Interesse, ähnlich demjenigen, das uns die derben Streitschriften verwandter Geister, wie eines Hutten oder Luther, fast ohne Ausnahme abnöthigen.

Viertes Kapitel.

Milton und Cromwell.

Als Milton seine zweite Vertheidigung des englischen Volkes schrieb, war er schon nicht mehr der Diener der Republik, sondern der Diener des Protektorats. Das grosse Ereignis der Erhebung Cromwell's hatte sich vollzogen. England hatte einen ersten Schritt zur Monarchie zurückgemacht. Immer mächtiger war im Verlauf der Bewegung Cromwell's Gestalt hervorgetreten. Nicht in dem Berathungssaal von Westminster, sondern auf den Schlachtfeldern von Preston und von Drogheda, von Dunbar und von Worcester hatte die Entscheidung über den Gang der Ereignisse gelegen. Ein Heer, von Sieg zu Sieg geführt, erfüllt mit enthusiastischen Gedanken politischer und religiöser Reform, war zur ersten Macht in diesem Gemeinwesen geworden. An seiner Spitze stand der Mann, der im Beginn der Revolution nichts gewesen war als ein einfacher Landwirt, und den ein Jahrzehnt blutiger Kämpfe und angestrengter Arbeit zum ersten Feldherrn und zum ersten Staatsmann seines Volkes gemacht hatte. Seitdem die Sammlung von Cromwell's Briefen und Reden, als würdigstes Denkmal seiner Grösse, jedem zur Einsicht vorliegt, hat man angefangen die Schuld zu sühnen, welche Schriftsteller jeder Partei gegenüber seinem Andenken auf sich zu nehmen gewetteifert haben. Cromwell gilt nicht mehr als das verabscheuungswürdige Muster eines ehrgeizigen

Heuchlers, weil Ehrgeiz eine der mächtigsten Triebfedern seiner Natur bildete und weil er die Sprache der „Heiligen“ redete. Man beginnt zu erkennen, dass ihn auf seiner dornigen Laufbahn etwas Höheres leitete als nur der Gedanke an sich selbst, und dass die mystischen Worte, in die er seine Ideen kleidete, etwas mehr waren als der angelernte Jargon der herrschenden Sekte. Ein und dasselbe Gefühl durchzieht alle seine Aeusserungen, von den vertraulichsten Briefen, die er an Verwandte und Freunde richtet, bis zu den feierlichen Ansprachen an die Vertreter der Nation: das Gefühl, ein erwähltes Rüstzeug in der Hand Gottes zu sein, dasselbe Gefühl, dem Milton einst Ausdruck gegeben hatte, als er erklärte, sich „immer wie unter dem Auge seines grossen Werkmeisters“ zu wissen. Der Independent mochte sich über die Schranken des dogmatischen Systems erheben. Aber er wurde unwiderstehlich dazu angetrieben, jedes Ereignis seines Lebens in unmittelbare Beziehung zum göttlichen Willen, zum Weltgeist, zu setzen, in allem „den Herrn zu suchen“ und, wo die menschliche Schwäche es zuliess, auch zu finden. „Ich bedarf Mitleid — schreibt der Feldherr 1650 während des Krieges gegen die Schotten einem Verwandten — ich weiss, was ich fühle. Grosse Stellung und hohes Amt in der Welt sind nicht werth, dass man darauf sieht. Auch würde ich in mir selbst keinen Trost haben, stände meine Hoffnung nicht auf der Gegenwart des Herrn. Ich habe diese Dinge nicht gesucht, wahrlich ich bin vom Herrn dazu berufen. Und darum bin ich nicht ohne Zuversicht, dass er mich, seinen armen Wurm und schwachen Knecht, fähig machen wird, seinen Willen zu thun und das zu erfüllen, wozu ich geboren bin. Ich bitte euch: Betet für mich“ (1).

In dieser vorwaltenden Stimmung glaubte der Heros des Puritanismus indessen an eine göttliche Führung nicht nur seiner eigenen Angelegenheiten. Er war gewohnt auch alle Fragen des öffentlichen Lebens vom religiösen Gesichtspunkte aus in's Auge zu fassen. Alles, was zur Vertheidigung des Gemeinwesens geschah, erschien ihm als „Sache des Herrn“, und als Ziel aller Kämpfe betrachtete er die Herbeiführung

des „verheissenen Reiches der Herrlichkeit und des Friedens“. Nach jedem Siege richtete er daher ernste Mahnungen an die Männer der Regierung. Er nahm dabei einen Ton an, als hätten sie von ihm und nicht er von ihnen die Macht erhalten. Er beschränkte sich nicht auf Allgemeinheiten, sondern bekundete durch den Hinweis auf bestimmte Punkte einen eminent praktischen Sinn, der sich mit dem schwärmerischen Grundzug seines Charakters sehr wohl vertrug. Es war den Tag nach der Schlacht von Dunbar, als er den Sprecher des Parlaments und durch ihn das Parlament hören liess: „Gebt Gott die Ehre, verläugnet euch selbst, aber verläugnet eure Macht nicht. Gebraucht sie zur Demüthigung der Stolzen und Frechen, die England's Ruhe, unter welchem Vorwande es sei, zu stören wagen. Erleichtert den Unterdrückten, hört die Seufzer der armen Gefangenen. Verbessert die Missbräuche jedes Berufes, und sollten Leute da sein, die viele arm machen um wenige reich zu machen, so lasst euch sagen: das passt nicht für eine Republik. Wenn der, welcher eure Diener zum Kampf stärkt, eure Herzen dazu antreibt, dann wird nicht bloss England Gutes davon haben, sondern ihr werdet anderen Nationen als anfeuerndes Vorbild voranleuchten“. Und nach dem Siege von Worcester ergeht derselbe Ruf an dieselbe Adresse: „Ich bitte euch, richtet alle eure Gedanken dahin Gottes Ehre zu fördern, der uns so wunderbar errettet hat. Möge die Grösse seiner fortgesetzten Gnade nicht Stolz und Uebermuth erzeugen, wie es schon ein Mal bei einem erwählten Volke der Fall gewesen ist. Die Furcht des Herrn erhalte Regierung und Volk demüthig und fromm. Gerechtigkeit und Redlichkeit, Milde und Wahrheit fliesse von euch zum Dank für seine Gnade“ (1). Erfüllt von diesen Gesinnungen und zugleich von dem Bewusstsein der eigenen Ueberlegenheit, war der siegreiche General nach London zurückgekehrt. Er war einige Jahre zuvor den radikalen Stürmern und Drängern entgegengetreten, welche in dem Augenblick drohender auswärtiger Gefahren für tiefgreifende Neuerungen des öffentlichen und privaten Rechts agitirt, hatten. Aber nun, nachdem diese Gefahren

dank seinem tapferen Schwert grössten Theils bestanden waren, war er selbst dazu entschlossen, Veränderungen eines Zustandes herbeizuführen, dessen Fortdauer aus mehr als einem Grunde unerträglich schien.

Eben dies war es, was Milton, als einer unter vielen, von Cromwell hoffte. Wenige Wochen, ehe er Henry Vane seinen poetischen Tribut darbrachte, richtete er an Cromwell ein Sonett, das für den Eingeweihten klar genug sprach (¹).

> Cromwell, du unser Haupt, der du gedrungen
> Durch der Verleumdung Sturm, der Schlachten Blut,
> Geführt vom Glauben und des Herzens Muth,
> Der Frieden uns und Wahrkeit kühn errungen,
> Der Gottes Siegesbanner du geschwungen,
> Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
> Als deinen Ruhm gerauscht des Darwen Fluth
> Und Dunbar's Höhn von deinem Ruhm erklungen,
> Und Worcester dir den Lorbeerkranz geflochten:
> Es bleibt uns vieles, was noch nicht erfochten,
> Und seine Siege hat der Frieden auch.
> Ein neuer Feind will unsre Seelen ketten,
> Oh hilf ein frei Gewissen uns erretten
> Vor Miethlingswölfen, deren Gott ihr Bauch.

Man kann nicht behaupten, dass der Schlussgedanke dieses Sonetts zum ersten Male bei Milton vorkäme. Ganz ähnlich hatte sich der mahnende Dichter vier Jahre früher an Fairfax gewandt. Genau in derselben Weise hatte er einst zur Bekämpfung der „neuen Gewissenstyrannen“ aufgefordert. Er muss indess der Ansicht gewesen sein, dass man gewisse Dinge nicht oft genug sagen könne. Und somit sprach er ungescheut auf's neue ein scharfes Wort, das in letzter Linie die Träger der höchsten Gewalt treffen musste.

In der That konnte die Haltung, die das Rumpparlament gegenüber den kirchlich-politischen Fragen einnahm, einen Milton und viele ihm gleich Gesinnte in keiner Weise befriedigen. Für sie war das System des Presbyterianismus nur eine veränderte Ausgabe des Systems der bischöflichen Kirche. In dem einen wie in dem anderen erblickten sie ein unübersteigliches Hindernis für die Verwirklichung jenes Ideals religiöser Freiheit,

das ihnen vorschwebte. Sie mussten indessen bemerken, dass die Mehrheit des Parlaments davor zurückschreckte ihrem Drängen nachzugeben. Die Westminster-Synode hatte zwar am 22. Februar 1649 ihre letzte Sitzung gehalten, und mit ihr löste sich diejenige Körperschaft auf, deren Arbeiten wesentlich dem Presbyterianismus zu gute gekommen waren. Auch trat die presbyterianische Verfassung mit ihren regelmässig wiederkehrenden provinciellen und örtlichen Versammlungen, abgesehen von London und Lancashire, nirgends in's Leben, und die Masse der independentischen Gemeinden fand ihr zum Trotz Duldung und Gunst. Allein diese Kirchenverfassung war doch immerhin die anerkannte Kirchenverfassung der ganzen Nation und die Gesetzgebung hielt daran fest, dass es eine Landeskirche geben müsse, deren Erhaltung und Beschützung Sache des Staates sei. Auch unter den Independenten, so heftig sie die presbyterianische Intoleranz bekämpften, rissen sich viele von dem Gedanken nicht los, dass die Fürsorge für die religiösen Interessen der Bürger zu den wichtigsten Aufgaben der weltlichen Obrigkeit gehöre. Ihnen gegenüber standen alle diejenigen, welche den Bund zwischen Kirche und Staat als unheilvoll und unsittlich betrachteten. Sie forderten Aufhebung der erzwungenen Zehnten. Sie fanden, dass es über den Beruf der weltlichen Obrigkeit hinausgehe, die Bürger bei Strafe zum Kirchenbesuch anzuhalten oder Missionare zu den Ungläubigen auszusenden. Ihr Bestreben gieng dahin, die einheitliche Staatskirche, welchen Namen sie auch trage, aufzulösen und durch die Fülle der selbstständigen, religiösen Vereine zu ersetzen.

Seit dem Mai des Jahres 1651 hatte der Gegensatz dieser Ansichten an Schärfe gewonnen. Damals hatte „eine Akte für die bessere Ausbreitung und Predigt des Evangeliums, Erhaltung der Geistlichen und andere fromme Zwecke" zwei Lesungen passirt. Verwickelte Fragen von höchster Wichtigkeit wurden dadurch berührt und beschäftigten ernstlicher als jemals vorher die Gemüther. In welcher Weise der Staat jenen Pflichten genügen, durch welche Behörden er seine Kirchenhoheit ausüben solle, von welchen Bedingungen

die Anstellung und Dotirung eines Geistlichen abhängig zu machen, in wie weit neben der privilegirten Landeskirche freien Gemeinden Duldung und Spielraum zu gewähren sei: alle diese Gegenstände wurden von den verschiedenen Parteien mit leidenschaftlichem Eifer behandelt. Zur Entgegennahme von Petitionen ernannte das Parlament am 10. Februar 1652 eine Kommission, deren bedeutendstes Mitglied Oliver Cromwell war. Einige Monate lang fesselte diese „Kommission für die Ausbreitung des Evangeliums" die allgemeine Aufmerksamkeit. Von allen Seiten strömten ihr Anträge zu. Die Presbyterianer hielten in geschlossener Reihe ihren alten Standpunkt fest. Die Independenten spalteten sich in zwei Gruppen. Je verführerischer ihren Geistlichen die Aussicht winkte, ein gutes Stück von der Beute des allgemeinen Kirchenguts festzuhalten, desto weniger waren sie geneigt ein Institut wie das der Zehnten über den Haufen zu werfen. Je wünschenswerther es ihnen erschien, dass die bürgerlichen Gewalten sich der Pflege der religiösen Interessen annähmen, desto entschiedener widersetzten sie sich dem Gedanken der Trennung von Kirche und Staat. In diesem Sinn war eine Reihe von Vorschlägen an das Parlament gelangt, welche die Unterschrift angesehener independentischer Geistlichen aufwiesen. Sie nahmen allerdings Rücksicht auf „Personen, die sich aus Gewissenskrupeln vom sonntäglichen Gottesdienst fern hielten" und auf solche, welche „mit dem vom Staat anerkannten Dogma und Kultus" nicht ganz übereinstimmten. Allein eben dadurch gestanden sie zu, dass es eine anerkannte Staatskirche geben müsse. Dem Staate schrieben sie das Recht zu, durch Kommissäre „anstössige Geistliche" zu entsetzen und die Kandidaten für das Predigtamt prüfen zu lassen. Vom Staate forderten sie Einschreiten gegen die Verkündigung gewisser ketzerischer Lehren, welche „die Grundlagen der christlichen Religion" verletzten. Das herkömmliche System der „öffentlichen Erhaltung" des geistlichen Standes hüteten sie sich anzugreifen, wennschon sie den Genuss dieser öffentlichen Erhaltung nicht zu einem Privilegium der Ordinirten machen wollten(1). Aber es kamen auch

andere Stimmen aus dem independentischen Lager zur Geltung. Ein Aktenstück, das an den eben genannten Vorschlägen scharfe Kritik übte, warf einige Fragen auf, welche bei vielen Lesern Entsetzen erregen mussten. Es waren die Fragen, ob Christus nicht Arbeiter in seinen Weinberg sende ohne Rücksicht auf den „Lohn der Menschen“, ob es nicht Gottes Wille sei, dass zur Stärkung der Frommen „Ketzereien existirten, deren Bestrafung er sich selbst vorbehalten habe“, ob es nicht der christlichen Freiheit zuwiderlaufe, „dass sich die Staatsgewalt in geistlichen Angelegenheiten ein Urtheil anmasse“, ob es nicht Pflicht der Obrigkeit sei, den Juden, „deren Bekehrung wir erhoffen“, zu gestatten friedlich in England zu wohnen(¹).

Von allen diesen Punkten hatte zunächst keiner eine so grosse praktische Wichtigkeit wie der erste. Denn unter dem „Lohn der Menschen“ waren vor allem jene Zehnten verstanden, deren Beibehaltung oder Aufhebung so viele Interessen berührten. Das Parlament konnte sich der Behandlung dieser Angelegenheit nicht entziehen. Es forderte jene „Kommission für die Ausbreitung des Evangeliums“ zur Begutachtung der Frage auf, „in welcher Weise statt der Zehnten für einen genügenden und passenden Unterhalt eines frommen und fähigen Klerus gesorgt werden könne“. Inzwischen sollten bis auf weiteres die Zehnten fortbezahlt werden. Eben um diese Zeit richtete Milton sein Sonett an Cromwell. Sein ursprünglicher Titel lautete: „Ueber die Vorschläge, welche gewisse Geistliche der Kommission für die Ausbreitung des Evangeliums eingereicht haben“, und sein Inhalt gab deutlich genug zu verstehn, wer unter den „gewissen Geistlichen“ gemeint sei. Es waren alle diejenigen, welche das „freie Gewissen“ zu ketten drohten, welche auf den hergebrachten „Miethlingssold“ nicht verzichten wollten: Presbyterianer in erster Linie, aber auch nicht wenige Independenten. Hier, wo er für sich allein spricht, macht Milton wieder kein Hehl aus seinen radikalen kirchenpolitischen Ansichten, und von Cromwell, dem angesehensten Mitgliede jener Kommission, hofft er, dass er ihnen zum Siege verhelfen werde. Allein

er sah sich bald genug enttäuscht. Die Kommission erstattete erst nach Jahresfrist ihren Bericht an das Parlament. Und in diesem fand die Theorie der Trennung von Kirche und Staat keinen Anklang. Durch Abstimmung wurde am 25. Februar 1653 die grundsätzliche Entscheidung gefasst, „dass die bürgerliche Obrigkeit in religiösen Angelegenheiten für die Ausbreitung des Evangeliums Gewalt habe". Es folgten einige andere Beschlüsse, kraft welcher der Staat Kommissionen ernennen sollte, um „fromme und begabte" Personen vor der Uebertragung eines Seelsorgeamtes und der damit verbundenen Pfründe zu prüfen. Das „Miethlingswesen" sollte also auch in Zukunft bestehn bleiben. Der „Freiheit des Gewissens" drohten noch immer Gefahren. Das Rumpparlament stellte sich mit einem Worte durch seine Behandlung der kirchenpolitischen Fragen in Gegensatz zu denjenigen englischen Bürgern, die wie Milton dachten und fühlten (1).

Es gab indessen noch andere Punkte, welche zum Widerspruch gegen die republikanische Regierung herausforderten. Ihre auswärtige Politik, so glänzende Triumphe man ihr verdankte, hatte doch auch ihre bedenklichen Seiten. Bei jeder wichtigen Frage vor die Wahl gestellt sich für Frankreich oder für Spanien zu entscheiden, deren Gegensatz die grossen Machtverhältnisse des Jahrhunderts bestimmte, konnten die Leiter des englischen Gemeinwesens es nicht über sich gewinnen, einen festen Entschluss zu fassen. Ihre Politik erhielt den Charakter des Schwankenden und Unsicheren, während der Puritanismus auf diesem Gebiete seit jeher ein klares Ziel in's Auge gefasst hatte. Noch immer erschien in den Augen der puritanischen Masse Spanien, der Vorkämpfer des Pabstthums, als nationaler Erbfeind, und es waren nicht nur die Durie und Hartlib, die eine Verbindung aller reformirten Mächte unter England's Führung, um die Interessen des europäischen Protestantismus zu schützen, für wünschenswerth hielten. Ohne Zweifel entsprach diese Ansicht der Dinge nicht mehr den wirklichen Zuständen. Die aufstrebende Macht, die ein Gegengewicht zu erfordern schien, war nicht Spanien, sondern Frankreich. Europa hatte aufgehört, sich

in zwei feindliche Lager zu theilen, die einzig um das Banner des Glaubens geschaart waren. Mit dem Abschluss des westphälischen Friedens war eine neue internationale Grundlage geschaffen worden. Das Zeitalter der Religionskriege war zu Ende und konnte nur noch wenige, vereinzelte Nachspiele finden. Allein jene Ansicht, veraltet wie sie war, hatte den Vortheil, durch ihre scheinbare Einfachheit zu bestechen und den Vorurtheilen der Masse entgegenzukommen. Die auswärtige Politik der Republik nahm eine andere Richtung. Ohne förmlich mit Frankreich zu brechen, liess sie es an Verletzungen Frankreich's und an eben so viel Begünstigungen Spanien's nicht fehlen. Wenn Frankreich die Einfuhr englischer Wollen- und Seidenstoffe verbot, so antwortete England mit einem Verbot der Einfuhr französischer Weine. Die Wegnahme englischer Handelsschiffe durch französische Piraten wurde von England durch die Ausstellung von Kaperbriefen erwidert. Robert Blake griff eine französische Flotille an, die im Begriff war, dem bedrängten Dünkirchen zu Hilfe zu kommen. Dünkirchen selbst fiel darnach in die Hände der Spanier. Spanien's Bundesgenosse, der Prinz von Condé, das Haupt der Fronde, wandte sich an das Rumpparlament um Beistand. Endlich konnte der grosse Krieg, der zwischen England und den Niederlanden entbrannt war, den Absichten Spanien's gleichfalls nur zu statten kommen ([1]).

Eben dieser Krieg gab den Anlass zu jenen Härten und Missbräuchen der Verwaltung, auf welche Cromwell schon hie und da in seinen Briefen angespielt hatte. Krongut und Kirchengut wurden unter den Hammer gebracht, und dennoch fehlte es an Mitteln für die Bedürfnisse des Staates. Der englische Bürger, auch wenn er nicht zu der Klasse der „Delinquenten“ gerechnet wurde, hatte eine schwere Last direkter und indirekter Steuern zu tragen. Der überführte Royalist vollends musste sich wohl oder übel eine Auseinandersetzung mit den gestrengen Committees und eine unbarmherzige Verkürzung seines Vermögens gefallen lassen. Die Gelegenheit im Trüben zu fischen war zu verlockend, als dass sie nicht hätte benutzt werden sollen. Mochten die

Häupter der Regierung ihre sittliche Reinheit bewahren, es gab nicht wenige Persönlichkeiten von Einfluss, die der Verführung erlagen. Mitglieder des Parlaments wurden der Bestechlichkeit beschuldigt und blieben, weil sie Mitglieder des Parlaments waren, unverfolgt. Auf dem Lande konnten sich Willkür und Egoismus der Kommissäre noch leichter jeder Beaufsichtigung entziehen. Ein Fall wie derjenige des alten Powell, den Milton aus nächster Nähe hatte verfolgen können, stand nicht vereinzelt da. Aber dem Verletzten war es nicht leicht gemacht, sich Gehör zu verschaffen bei einem weitläufigen Rechtsverfahren, das der Verbesserung dringend bedürftig war, und gegenüber einer selbstbewussten Körperschaft, die sich im Besitz der usurpirten Gewalt verewigen zu wollen Miene machte (1).

Diese letzte Anmassung deckte die verwundbarste Seite des Rumpparlaments auf. Die Versammlung bestand für gewöhnlich aus einem halben Hundert von Mitgliedern, um bei wichtigen Abstimmungen auf wenig mehr als das Doppelte zu steigen. Sie hatte nichts Wichtigeres zu thun als baldmöglichst einer Nachfolgerin Platz zu machen, der man eher das Recht hätte zugestehen können, die Souveränetät des Volkes darzustellen. Eine Zeit lang drängten wichtigere Angelegenheiten diese Frage in den Hintergrund. Während das Gemeinwesen selbst noch um sein Dasein zu kämpfen hatte, schien es gefährlich seine Schöpfer vom Schauplatz verschwinden zu lassen. So hatte, nach dem Vergleich Henry Marten's, die Tochter des Pharao das zarte Knäblein Moses keiner anderen Frau zur Auferziehung gegeben als seiner Mutter. Die Vorschläge des Kriegsraths und die Agitationen Lilburne's waren daher ohne Erfolg geblieben. Nichtsdestoweniger hatte das Haus schon im Mai 1649 die Nothwendigkeit gefühlt, den Gegenstand jener Agitationen seinerseits in Betracht zu ziehn. Aber ehe man sich über den Zeitpunkt der Auflösung schlüssig machen wollte, schien es nöthig, sich über eine so dringend gewünschte Reformbill zu verständigen. In dem Committee, das dieselbe auszuarbeiten hatte, nahm Henry Vane die wichtigste Stelle ein. Er hatte die ganze

Bedeutung der Frage erkannt und schloss sich in wesentlichen Punkten an die früher gemachten Vorschläge an. Sein Bericht, den er am 9. Januar 1650 dem Hause abzustatten begann, ist gleichsam prophetisch für die englische Gesetzgebung unseres Jahrhunderts. Ohne sich zu dem allgemeinen Stimmrecht zu bekennen, suchte Vane eine grössere Gleichmässigkeit und Ausdehnung der Parlamentswahlen zu bewirken. Das aktive Wahlrecht sollte an einen bestimmten Census geknüpft, bei Bestimmung der Deputirtenzahl jeder Grafschaft die Summe ihrer Steuerbeiträge massgebend sein. Eine Anzahl alter Burgflecken sollte das Wahlrecht verlieren, dagegen grösseren Städten eine verstärkte Vertretung zu Theil werden. Indessen sollten die bisherigen Mitglieder nach wie vor die Repräsentation der Städte und Grafschaften bilden, für welche sie einst gewählt waren. Die Versammlung beschloss daraufhin, dass die Mitgliederzahl des reformirten Parlaments vierhundert nicht übersteigen solle und schritt dazu, die einzelnen Theile der Akte an bestimmten Tagen zu berathen. Allein diese Berathungen zögerten sich von Monat zu Monat hin, ohne dass sie zu einem Abschluss geführt hätten. Erst als Cromwell zurückgekehrt war, wurde ein neuer Anstoss gegeben. Er bestand darauf, dass zunächst ein Termin festgestellt werde, an dem sich das Rumpparlament auflöse. Seinem Einfluss gelang es in der That eine Bill durchzusetzen, welche den 3. November 1654 als Tag der Auflösung bestimmte (18. November 1651).

Aber das Ansehn des Parlaments war zu tief gesunken, als dass es ihm möglich gewesen wäre, sich bis zu dieser Frist zu behaupten. Von allen Seiten häuften sich die Klagen über die Parteilichkeit seiner Mitglieder, die Unwürdigkeit seiner Kommissäre, den Druck seiner Auflagen, die Verschleppung seiner Arbeiten. Auch dies Mal machte sich das Heer zum vornehmsten Dolmetscher des steigenden Unwillens. Und es waren die höchsten Officiere, es war der Feldherr selbst, die nun das Wort ergriffen. Je weniger Grund vorhanden war sich einer Verminderung der Truppenzahl zu widersetzen, desto nöthiger schien es Cromwell, einen Druck

auf das Parlament auszuüben, solange das Heer noch Beachtung verdiente. Einige seiner Officiere drängten ihn zu kräftigem Vorgehen. Es war namentlich Lambert, der sich durch das Parlament zurückgesetzt glaubte, und Harrison, der in der schwärmerischen Weise der Wiedertäufer von einer radikalen Umgestaltung des Gemeinwesens träumte. Eine Petition des Kriegsrathes vom 13. August 1652 zählte die wichtigsten Forderungen auf. Sie erhoben sich über die finanziellen Ansprüche des militärischen Standes zu den Wünschen allgemeiner Art, die im Lande laut geworden waren. Man wollte Ersetzung unwürdiger Geistlicher durch achtbare Prediger und der Zehnten durch andere Mittel des Unterhalts, Verbesserung des Rechtsverfahrens, Entfernung unehrlicher Beamten, Abschaffung überflüssiger Stellen und Gehalte, regelmässigere Verwaltung der Staatsgelder, Reform der Armengesetzgebung. Endlich sollten die Qualifikationen für die Mitglieder künftiger Parlamente bedeutend beschränkt werden, damit man nicht die Republik und die Gewissensfreiheit dem bösen Willen von Royalisten und Presbyterianern ausliefere. Das Parlament überwies die Petition einem Committee und sprach den Ueberbringern den wärmsten Dank aus. Aber es blieb kein Zweifel darüber bestehn, dass ein geheimer Krieg zwischen der Versammlung und dem Heere geführt wurde. Wie manche Berathungen von angesehenen Vertretern der bürgerlichen und militärischen Gewalt auch stattfanden, wie manche Vorschläge der Vermittlung auch gemacht wurden, man kam sich um keinen Schritt näher.

Das Parlament kämpfte für eine Fortsetzung seiner Autorität, die es als die höchste im Lande anerkannt wissen wollte. Es weigerte sich, einzelne anstössige Bestimmungen der Reformbill zu ändern. Seine Mitglieder behielten sich vor allem das Recht vor, auch ohne Wiederwahl in der künftigen, erweiterten Versammlung zu sitzen, ja sogar die Wahlen und die Zulässigkeit der neuen Abgeordneten für sich allein zu prüfen. Das Heer fühlte sich in einer gleichberechtigten Stellung neben dem Parlament und forderte eine neue Regierung, bei deren Zusammensetzung es selbst mitgewirkt

hätte. Es vermisste in der Reformbill gewisse Bürgschaften gegen das Emporkommen alter Feinde. Es bestritt dem Rumpparlament den Anspruch, selbst nach seiner Auflösung sich noch fortsetzen zu wollen.

Niemanden konnte die Verschärfung dieser Gegensätze mit grösseren Sorgen erfüllen als Henry Vane, weil nicht leicht jemand die Kräfte, welche sich gegenüber standen, so gut zu schätzen wusste, wie er. Er mag einzelnes in den Forderungen Cromwell's und seiner Genossen als richtig anerkannt haben. Er dachte jedenfalls nicht an einen drohenden Gewaltstreich. Noch schien die Hoffnung auf eine friedliche Lösung nicht verloren zu sein. Der grosse Sieg, den Blake im Februar 1653 über Tromp davontrug, warf noch einen glänzenden Schimmer auf die republikanische Staatsverwaltung. Die Abkürzung des Auflösungstermins auf den 3. November des laufenden Jahres (1653) war ein letztes Zugeständnis an die Gegner, das sich die Mehrheit der Versammlung entreissen liess. Aber zu weiterem war sie nicht zu bewegen. Sie schritt in der Berathung des Wahlgesetzes mit eben so grosser Hast fort, wie sie früher dieselbe verzögert hatte. Sie nahm dabei auf die Wünsche der Officiere keine Rücksicht und war gewillt, am 20. April ihr Werk zu beendigen. Den Abend vorher hatte in Cromwell's Wohnung eine jener Konferenzen zwischen hervorragenden Mitgliedern des Parlaments und des Heeres stattgefunden. Der Vorschlag war gemacht worden, die tagende Versammlung, die sich ein Parlament nannte, sofort aufzulösen und die Regierung vorläufig einem von ihr ernannten, aus Officieren und Parlamentariern zusammengesetzten Rathe zu übertragen. Man hatte sich nicht darüber verständigen können, aber Cromwell und seine Genossen rechneten darauf, dass nichts abgeschlossen werde, bis eine Einigung erzielt sei. Am Morgen des 20. April erhielt er die Nachricht, dass die bestrittene Bill dennoch auf dem Punkt stehe, durch eine letzte Abstimmung Gesetzeskraft zu erhalten. Er war entschlossen, es nicht zu dulden. Der Billigung seiner Kriegskameraden war er gewiss. Den Widerstand des Volkes hatte er nicht zu befürchten. Er eilte,

begleitet von einigen Officieren, mit Zurücklassung einer Wache in der Vorhalle und an der Thür, in den Sitzungssaal. Eine Zeit lang hielt er sich ruhig auf seinem gewohnten Platz. Als die entscheidende Frage gestellt wurde, erhob er sich entblössten Hauptes. Er begann damit, die Verdienste des Parlaments aufzuzählen, bis er plötzlich in einen anderen Ton übersprang. Fortgerissen von überwallender Leidenschaft, schleuderte er den Umsitzenden eben jene Vorwürfe in's Gesicht, die sich in Stadt und Land gegen sie erhoben hatten. Die erstaunten Mitglieder horchten auf, einzelne Zurufe wurden laut, auch Vane liess seine Stimme hören. Das steigerte die Erregung des Sprechenden. Er bewegte sich in dem Zwischengang des Saales heftig auf und ab, den Hut auf dem Kopf, abgerissene Sätze hervorstossend: „Ihr seid kein Parlament. Ich will eurer Session ein Ziel setzen. Macht ehrlicheren Leuten Platz". Was König Karl nicht gewagt hatte, wagte Cromwell. Er gab das Zeichen zum Eindringen seiner Musketiere. Der Sprecher wurde nicht ohne Widerstreben genöthigt, seinen Sitz zu räumen. Die Mitglieder verliessen ihre Plätze, von Schmähungen Cromwell's verfolgt. „Sir Harry Vane, soll er zu Vane gesagt haben, Ihr seid ein Gaukler, der alles dies hätte verhindern können. Der Herr erlöse mich von Sir Harry Vane". Soldaten nahmen das Scepter vom Tisch des Hauses, Cromwell steckte die Akte zu sich, die man berathen hatte. Dann liess er die Thüren verschliessen und begab sich zurück zu den Officieren, um ihnen Mittheilung von dem Geschehenen zu machen(1).

Noch war die regierende Behörde in Thätigkeit, der das Rumpparlament die Exekutive übertragen hatte. Am Nachmittag verfügte sich Cromwell in Begleitung Lambert's und Harrison's in das Sitzungszimmer des Staatsraths. Er erklärte, die öffentlichen Gewalten der Versammelten seien erloschen, da das Parlament, von dem sie dieselben erhalten hätten, aufgelöst sei. Bradshaw, obwohl er an diesem Tage nicht das Präsidium hatte, legte im Namen der übrigen Protest ein, da keine Macht der Welt das Recht habe, das Parlament aufzulösen ausser diesem selbst. Damit gieng der

Staatsrath auseinander. Vane zog sich wie vor dem Process des Königs auf eines seiner Landgüter zurück. Von einzelnen Heerestheilen kamen Zustimmungsadressen. Auf der Flotte, deren Mannschaft der gestürzten Regierung am meisten ergeben war, herrschte doch das Gefühl vor, dass jeder seine Pflicht für das Vaterland thun müsse, ohne sich in die inneren Händel einzumischen. Im Lande regte sich keine Hand für das zersprengte Parlament, weil, nach dem Urtheil eines fremden Gesandten, „männiglich befand, dass die geschehene Veränderung auf das gemeine Beste gerichtet sei" ([1]).

Ein Bruch des öffentlichen Rechtes in brutalster Form war erfolgt, aber er sollte nicht der Aufrichtung einer Willkürherrschaft dienen. Das Schwert des Soldaten hatte den Knoten durchhauen, der sich nicht lösen zu wollen schien, aber England sollte deshalb nicht nur von Soldatenhand regiert werden. Zunächst freilich wurde, um die Geschäftsführung nicht zu unterbrechen, unter Cromwell's Leitung ein neuer Staatsrath gebildet, in welchem das militärische Element entschieden vorherrschte. Daneben blieb der Kriegsrath, der während der letzten Ereignisse eine so grosse Rolle gespielt hatte, als solcher bestehn. Beide Körperschaften wirkten eine Zeit lang völlig selbstständig, lediglich auf angemasste Machtvollkommenheiten gestützt, neben einander. Aber dieser Zustand sollte nicht andauern. Schon mehrfach war von Cromwell auf die Nothwendigkeit hingedeutet worden, „Gutgesinnte, Männer von Gottesfurcht und erprobter Rechtschaffenheit", zu berufen, um durch sie alle jene Reformen einführen zu lassen, die bis dahin noch zu den frommen Wünschen gehörten. Nicht auf eine freie Wahl war es abgesehen, weil diese auf „Schlechtgesinnte" hätte fallen können, sondern auf eine Auslese von Vertrauensmännern, deren independentische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben sei. Der Rath der Officiere setzte sich zu dem Behuf mit einzelnen Kongregationen in Verbindung, um sich gottesfürchtige Männer, „Freunde des Herrn", vorschlagen zu lassen. Es waren alles in allem hun-

dertneununddreissig, an welche Cromwell die Aufforderung richtete, sich am 4. Juli im Rathszimmer zu Whitehall einzufinden ([1]). Die Männer des landsässigen und gewerbtreibenden puritanischen Mittelstandes bildeten den Grundstock. Einer aus ihrer Zahl, der Lederhändler Preise-Gott Barebone, musste seinen Namen von den Royalisten zur spöttischen Bezeichnung dieses „kleinen Parlaments" missbrauchen lassen. Einige Adlige, nicht wenige Officiere waren entboten worden. Neben dem ehrlichen Namen Robert Blake's war der Name Anton Ashley Cooper's zu bemerken, der als Shaftesbury berühmt und berüchtigt wurde. Auch Irland und Schottland waren einige Vertreter zugetheilt.

Am festgesetzten Tage eröffnete Cromwell die Versammlung mit einer jener merkwürdigen Reden, die bei aller Weitschweifigkeit und scheinbarer Dunkelheit sein Inneres doch auf's getreueste abspiegeln. Er warf zuerst einen Rückblick auf „die wunderbaren Fügungen der Vorsehung, in denen der Herr seit dem Beginn der Revolution sich diesen Völkern offenbart habe". Dann gieng er über zu einer Rechtfertigung der letzten gewaltsamen Veränderung. Er berief sich auf „die unabwendbare Nothwendigkeit", die ihn und seine Genossen zu ihrer That gezwungen habe. Wenn man ihm Glauben schenkte, so waren „alle gesetzlichen Mittel, der Nation die Früchte ihrer Opfer an Gut und Blut zu verschaffen", vollkommen erschöpft gewesen. Dieselbe „Nothwendigkeit", gleichbedeutend mit dem Willen einer „weisen Vorsehung", machte er für die eigenmächtige Berufung seiner andächtigen Hörer geltend. Er betete zu Gott, dass er sie mit dem Geiste Mosis und Pauli erfüllen möge, um sie für ihr heiliges Amt tüchtig zu machen. Denn die Aufgabe der Versammlung erschien ihm in erster Linie als eine religiöse: Bethätigung christlicher Liebe „auch gegen den Aermsten", Duldung „abweichender Ansichten unter den Heiligen", „Ausbreitung des Evangeliums", Unterstützung der „wahren Seelsorger, die den Geist Gottes empfangen haben". Das ist der Weg, um das Volk auch zur bürgerlichen Freiheit zu führen. „Ich sage euch: mit einem hohen Rufe seid ihr berufen. Und warum sollten wir uns

fürchten, zu sagen oder zu denken, dass dies das Thor sei, um Gottes Verheissungen einzuführen? Wir wissen, wer die sind, welche mit dem Lamme kämpfen sollen gegen seine Feinde: ein Volk berufen, auserwählt und treu. . . Und wir haben geglaubt, einige von uns, dass es unsere Pflicht sei, diesen Weg mit der That zu betreten und nicht thatenlos auf die Prophezeiung Daniel's zu blicken: das Reich soll nicht an ein anderes Volk gegeben werden“. — Nach Beendigung seiner Ansprache, welche über zwei Stunden gewährt hatte, legte Cromwell eine Urkunde vor, durch die er namens der Officiere erklärte, dass die höchste Gewalt fortan bei der Versammlung ruhe. Die Dauer ihrer Session sollte sich nicht über den 3. November 1654 erstrecken, drei Monate vor ihrer Auflösung hatten sie ihre Nachfolger zu wählen.

Was so viele schwärmerische Gemüther sehnlich erhofft hatten, war eingetroffen. Eine mit Sorgfalt ausgewählte Genossenschaft von „Heiligen“ hatte die Geschicke Englands in ihrer Hand. Der „Tag des Herrn“ war angebrochen. Das Reich Gottes auf Erden stand in Aussicht. Eine gewaltige Erregung bemächtigte sich aller der zerstreuten Gemeinden, die sich im Lauf der Jahre ausserhalb des Rahmens der Landeskirche gebildet hatten. Aus einzelnen Aktenstücken, Petitionen an Cromwell oder an das kleine Parlament, fasst man am besten, wohin diese geistige Strömung gieng. So häufig sich der Sinn der Schreiber in der Phraseologie der Propheten und der Apokalypse verhüllt, so ist es doch möglich, die praktischen Ziele zu erkennen, denen sie zustreben. Was man forderte und auf dem Wege der Gesetzgebung einführen zu können sich schmeichelte, war eine Reform nicht nur der Institute, sondern auch der Sitten. Die Zehnten und die Patronatsrechte sollten aufhören, die Accise wegfallen, alle Theile des englischen Rechts revidirt, die Volksbildung befördert, die Verwaltung des Staates und der Gemeinden verbessert werden. Aber zugleich tauchte das Verlangen auf, den puritanischen Charakter der Legislation noch zu verschärfen, die Zahl der Wirtshäuser einzuschränken, jedem Engländer bis zum fünfundzwanzigsten Jahr und Geistlichen über-

haupt den Genuss „starker Getränke“ zu verbieten, eine Kleiderordnung zu erlassen und den Sabbath zu einem Fasttag zu machen. Freiheit des Gewissens und des Kultus „für alle friedlichen Unterthanen“ bildete nach wie vor den wichtigsten Artikel des independentischen Programms. Mitunter wird auch hier empfohlen, „die Juden zuzulassen und ihnen Wohnplätze anzuweisen, da ihre Zeit nahe ist“. Beinahe regelmässig bleibt die Unklarheit bestehn, dass der Staat, obwohl er selbst den religiösen Genossenschaften parteilos gegenüberstehen soll, dennoch verpflichtet wird, „die Ausbreitung des Evangeliums durch Prediger von wahrem Glauben“ an die Hand zu nehmen(1).

Das kleine Parlament war gleichfalls von begeisterten Hoffnungen auf eine religiöse Wiedergeburt des gesammten nationalen Lebens erfüllt und erhielt dadurch eine Physiognomie, wie sie niemals eine parlamentarische Versammlung weder vorher noch nachher gezeigt hat. Die erste Sitzung war fast ausschliesslich freiem Gebet gewidmet, in welchem je acht oder zehn Mitglieder vom Morgen bis zum Abend ihrer Begeisterung Luft machten. Man gewöhnte sich an die eigenthümliche Geschäftsordnung, sobald ein Dutzend Mitglieder versammelt waren, im Gebet zu verharren, bis die beschlussfähige Anzahl erschien und es möglich wurde, die regelmässige Arbeit wieder aufzunehmen. Eine Proklamation an das englische Volk beschwor dasselbe, Gott um seinen Segen anzuflehen, denn es zeige sich, „dass die Finsterniss weiche und der Tag anbreche“. — Eine der ersten Aufgaben der Versammlung war die Wahl eines neuen Staatsraths. Sie war zur Inhaberin der höchsten Gewalt im Volk erklärt worden, sie allein hielt sich daher für berechtigt, dieselbe zu übertragen. Indessen blieb der Charakter der Regierungsbehörde, obwohl sie bedeutend verstärkt wurde, wesentlich derselbe. Auch die Neuwahlen am 1. November wahrten dem militärischen Element sein Gewicht. Scheinbar einander gleichgeordnet, folgten alle Mitglieder des Staatsraths der Leitung Cromwell's, dessen ausserordentliche Stellung die puritanische Notabelnversammlung selbst anerkannte. Sie beschloss, ihn zu ihrem Mitglied

zu ernennen und dieselbe Ehre auf vier seiner Vertrauten, seinen Schwager Desborough, die Generale Lambert und Harrison und den Colonel Tomlinson, zu übertragen.

Dann aber machte sie sich mit überstürztem Eifer an ihr Werk. Eine Reihe von Kommissionen war thätig, die Missbräuche der Verwaltung zu untersuchen, die Steuerverhältnisse zu prüfen, Vorschläge zur Beförderung der Predigt, des Unterrichts, des Handels entgegenzunehmen und die grosse Justizreform vorzubereiten, der man entgegensah. Die Angelegenheiten von Irland und Schottland, der Krieg mit den Niederlanden, die Geldbewilligung für Heer und Flotte beschäftigten das Parlament in nicht geringem Masse. Es hat einige Gesetze ausgearbeitet, mit denen es seiner Zeit weit vorauseilte, deren hohen Werth aber unser Jahrhundert zu würdigen fähig ist. So wurden Bestimmungen getroffen, um wenigstens die grössten Härten der Schuldhaft zu mildern und auf diese Weise die Klagen zum Schweigen zu bringen, die sich aus zahlreichen Gefängnissen wegen „dieses ägyptischen Sklavenjoches und Elends“ erhoben hatten. Noch wichtiger war es, dass dies Parlament das erste war, welches als die einzig gesetzliche Form der Eheschliessung die bürgerliche gelten liess. Einem Standesbeamten lag es ob, die Papiere der Brautleute zu prüfen und sie drei Sonntage hintereinander aufzubieten. Sie wurden demnächst verpflichtet, mit Zeugen vor dem Friedensrichter zu erscheinen, um ihren Entschluss in vorgeschriebenen Worten kundzuthun und aus seinem Munde die Erklärung zu vernehmen, dass sie Mann und Weib seien. Nicht minder war die Eintragung der Ehen, der Geburten und der Begräbnisse Sache der Civilbehörde. Das kleine Parlament gieng mit solchen Bestimmungen lediglich auf die früheren Anregungen des Independentismus zurück (1). Es machte einen neuen bedeutenden Schritt der Trennung von Kirche und Staat entgegen, dem auch Milton einige Zeit nachher seinen vollen Beifall schenkte. Hingegen zu einer Reform des Scheidungsrechtes, wie er sie mit so viel Nachdruck befürwortet hatte, konnte sich die Versammlung nicht verstehn.

Alle ihre Beschlüsse hatten gezeigt, dass sie vor einer radikalen Veränderung bestehender Einrichtungen nicht zurückbebte. Aber ihre Bedeutung trat doch hinter denjenigen zurück, die sich auf die Anstellung wie Erhaltung der Geistlichkeit und auf die allgemeinen Verhältnisse der Rechtspflege bezogen. Die erste dieser Fragen hatte in dem Programm der am weitesten fortgeschrittenen Independenten gleichfalls schon längst ihre theoretische Lösung gefunden. Sie verwarfen den Begriff einer mit weltlichem Besitz ausgestatteten Landeskirche. Sie erblickten ihr Ideal im Dasein freier Gemeinden und machten diesen im Fall der Noth die Erhaltung der Seelsorger ebenso zur Pflicht, wie sie ihnen das Recht zusprachen, dieselben aus der Zahl der Gläubigen zu erwählen. Man hatte allerdings die Einführung der Presbyterialverfassung nicht hindern können. Aber man hatte an der Hoffnung festgehalten, die Institute des Patronats und der Zehnten, die oft sehr Unwürdigen und nicht zum wenigsten den Presbyterianern zu statten gekommen waren, gänzlich vernichten zu können. Dass das lange Parlament, selbst in seiner letzten verstümmelten Form, einen Versuch der Art nicht unternommen hatte, war keiner der geringsten Vorwürfe, mit dem es belastet wurde. Inzwischen ward in der Presse und in Petitionen der Gegenstand fortwährend mit Leidenschaft behandelt. Milton hatte in Prosa und in Versen schon mehrfach auf ihn angespielt. Der Geistliche erschien nicht als ein Hirt seiner Heerde, sondern als ein „Miethling“ dessen, der ihn für seine Stelle präsentirt hatte. Die Zehnten wurden als ein Rest „jüdischer und antichristlicher Knechtschaft“, als ein Erbstück der katholischen Kirche, gebrandmarkt. Das kleine Parlament zögerte nicht, sich in gleichem Sinn auszusprechen. Am 17. November wurde das Präsentationsrecht der Patronatsherren für aufgehoben erklärt. Am 10. December wurde die erste Klausel eines Committeeberichts, welcher die Fortdauer der Zehnten in Schutz nahm, mit einer Mehrheit von zwei Stimmen verworfen. — Schon früher hatte man sich mit gleicher Entschiedenheit der Frage der Justizreform zugewandt. Die Vorarbeiten des langen Parlaments für eine

Kodifikation des gemeinen Rechts in englischer Sprache wurden wieder aufgenommen. Gleichzeitig machte man sich daran, dem Gerichtshof des Lord-Kanzlers, dem Vertreter des aushelfenden Billigkeitsverfahrens, das Urtheil zu sprechen. Von allen Seiten waren die bittersten Beschwerden über die Missbräuche dieses Tribunals eingelaufen. Man bezeichnete es wegen der Willkür, der Kostspieligkeit und der Langsamkeit seines Geschäftsganges als die „grösste Bürde der Nation". Man wollte wissen, dass dreiundzwanzigtausend Processe bei ihm anhängig seien, von denen einige seit zwanzig, dreissig Jahren spielten. Es gab Rechtshändel, in denen über fünfhundert Mandate ergangen und tausende von Pfunden für Gebühren aller Art eingezogen worden waren. Das kleine Parlament hielt sich für verpflichtet, schonungslos einzugreifen. Es warf das ganze der Verbesserung dringend bedürftige Institut über Bord, indem es ohne langes Besinnen die Aufhebung des Kanzleigerichtshofes dekretirte.

Ohne Zweifel zeigte die Versammlung der Heiligen in der Behandlung dieser Angelegenheiten mehr guten Willen als praktisches Geschick. Die Kommission, welche eine Kodifikation des Rechtes berathen sollte, zählte keinen Juristen unter ihren Mitgliedern. Der Gerichtshof des Lordkanzlers wurde abgeschafft, ohne dass an einen Ersatz durch eine andere Behörde gedacht worden wäre. Der einfache Wegfall des Patronats musste zahlreichen adligen Familien als ein Raub ihres guten Rechtes erscheinen. Von den Zehnten waren nicht wenige in Privateigenthum übergegangen, und auf ihrem Fortbezug ruhte nicht nur das Dasein von so vielen geistlichen Haushaltungen und Stiftungen, sondern zum Theil auch die Erhaltung der Universitätsanstalten. Auf diese Weise wurden sehr wichtige Interessen der besitzenden Klassen und mächtiger Korporationen durch die Umsturzversuche des kleinen Parlaments bedroht. Die Revolution, welche bis dahin eine ausgesprochene politische und religiöse Färbung gehabt hatte, schien nun allen Ernstes auch einen socialen Charakter annehmen zu wollen. In Frankreich ist sie anderthalb Jahrhunderte nachher in dieser Form zum Siege gelangt,

weil die Gesellschaft des ancien régime bei weitem tiefer angefressen war. In England waren die überkommenen Zustände nicht so drückend, dass das Bestreben, mit der Vergangenheit gänzlich zu brechen, Aussicht auf Erfolg hätte haben können. Wer etwas zu verlieren hatte, blickte Hilfe suchend auf Cromwell, dessen Arm allein fähig erschien, das drohende Unheil abzuwenden. Er hatte sich nun zu entscheiden, ob er seinen Bund mit den Freunden radikaler Neuerungen aufrecht erhalten oder ob er sich der Eigenthümer, der Geistlichen, der Juristen annehmen sollte. Sachliche und persönliche Beweggründe bestimmten seine Wahl. Sein staatsmännischer Sinn sträubte sich gegen eine Umwälzung von Grund aus. Sein Bewusstsein, zum Herrscher geschaffen zu sein, drängte ihn dazu, den Heiligen die Zügel aus der Hand zu nehmen. Schon im August hatte er sich darüber beklagt, dass ihre Ansichten so weit auseinandergiengen. Bei den wichtigsten Verhandlungen traten sich zwei Parteien, eine radikale und eine gemässigte, entgegen. Bei der Abstimmung über den Bericht des Zehnten-Committee hatten die Enthusiasten nur mit zwei Stimmen Mehrheit gesiegt. In der auswärtigen Politik verfolgten sie mit Leidenschaft die eingeschlagenen Bahnen, denn der Krieg gegen die Niederlande galt ihnen nur als Vorspiel zur „Ausbreitung des Reiches Christi" auf dem Kontinent(1). Zu der bewaffneten Macht stellten sie sich in feindlichen Gegensatz, indem sie den höchsten Officieren ihr Gehalt für ein Jahr strichen und den Sold der Armee in der üblichen Weise zu bewilligen Anstand nahmen.

Cromwell konnte sich indessen eine Wiederholung der beleidigenden Scene ersparen, welche den Schluss des Rumpparlaments gebildet hatte. Ein Theil der Versammlung mit Inbegriff des Sprechers kam seinen Absichten entgegen. Zwei Tage nach jener Abstimmung, die das Schicksal der Zehnten vorausündigte, am 12. December, erschienen die gemässigten Mitglieder in grosser Anzahl, noch ehe ihre Gegner sich in gleicher Stärke eingefunden hatten. Einige Redner griffen die radikale Partei auf's heftigste an. Der Antrag

wurde gestellt, dass das Parlament, da seine Fortdauer mit dem Gemeinwohl unverträglich sei, die Macht, die es vom Lord General erhalten habe, in seine Hände zurücklegen solle. Dem überraschenden Vorschlag wurde lebhaft widersprochen, und während der erregten Debatte begann das Haus sich allmählich zu füllen. Da erhob sich der Sprecher von seinem Sitz, das Scepter wurde vor ihm hergetragen, die Mehrzahl der Anwesenden schloss sich ihm an, um ihm nach Whitehall zu folgen. Dort wurde eine Verzichtsurkunde aufgesetzt, unterschrieben und Cromwell überreicht. Im Lauf der nächsten Tage bedeckte sie sich noch mit mehreren Namen, so dass der Wille der Majorität durch sie zum Ausdruck gelangte. Die Zurückgebliebenen, ohne Sprecher und nicht beschlussfähig, erklärten, freiwillig ihren Platz nicht räumen zu wollen. Erst nach dem Erscheinen einer Rotte von Musketieren verliessen sie den Saal. Zu ihnen gehörte Harrison, der von da an in Cromwell einen abtrünnigen Verräther erblickte und sich auf's engste an die fanatischen Verkündiger der fünften Monarchie anschloss.

Das lange Parlament war zersprengt. Das Werk der Heiligen war gescheitert. Cromwell und seine Genossen blieben als Sieger übrig. Aus ihrer Hand empfieng das Land seine neue Verfassung. Es war die erste moderne Urkunde der Art, welche das Verhältnis der Staatsgewalten zu einander bestimmt und ausführlich regelte. An der Spitze des Gemeinwesens stand mit lebenslänglicher, aber unvererblicher Würde, ausgestattet mit königlichen Attributen und königlichen Gütern, der Lord Protektor von England, Schottland und Irland. Ihm zur Seite trat ein ständiger Staatsrath, auf dessen Zusammensetzung er Einfluss hatte, mit dem wichtigsten Recht, seinen Nachfolger zu wählen. Das dritte Element der Landesverfassung ward durch das Parlament gebildet, eine Kammer, die aus den Wahlen des Volks hervorgehend zuerst am 3. September 1654 zusammentreten sollte. Indem man sich die Lehren der Vergangenheit vergegenwärtigte, suchte man jeder dieser Gewalten ihre Machtsphäre anzuweisen, aber keine von der Mitwirkung der anderen unabhängig zu machen.

Der Protektor war in wichtigen Fällen an den Beirath und die Zustimmung seines Staatsrathes gebunden. Er hatte in Gemeinschaft mit ihm die Leitung der auswärtigen Politik und die Entscheidung über Krieg und Frieden. Er durfte bis zum Zusammentritt des ersten Parlaments mit Einwilligung des Staatsrathes Steuern erheben und Verordnungen erlassen. Er gebot, wenn kein Parlament versammelt war, unter Zuziehung des Staatsrathes über die Militia. Das Parlament dagegen hatte nicht weniger bestimmte Rechte. Ihm allein stand es künftig zu, Steuern zu bewilligen. Die provisorischen Verfügungen des Protektors konnten vom Parlament widerrufen werden. Seine Gesetze, soferne sie keinen Verfassungsartikel betrafen, erhielten zwanzig Tage nach ihrer Ueberreichung Kraft, auch wenn der Protektor seine Zustimmung weigerte. Es musste mindestens einmal in jedem dritten Jahre berufen und durfte in den ersten fünf Monaten nach seiner Eröffnung nur mit seinem Willen vertagt oder aufgelöst werden. — Das Wahlgesetz lehnte sich in wesentlichen Bestimmungen an die Reformbill Henry Vane's an. Es nahm auf eine gerechtere Vertheilung der Repräsentation Bedacht, die für England und Wales vierhundert, für Schottland und Irland je dreissig Deputirte betragen sollte. Das Wahlrecht wurde an den Nachweis eines Vermögens von 200 £ und an gewisse Qualifikationen geknüpft, die man in der Reformbill des Rumpparlaments schmerzlich vermisst hatte. Wer seit 1641 die Waffen für den König getragen hatte, war unfähig, während der nächsten vier Parlamente als Wähler oder Abgeordneter aufzutreten. Katholiken und Beförderer des irischen Aufstandes waren überhaupt ausgeschlossen. Dem Staatsrath blieb sogar bis zum Beginn des vierten Parlaments das Recht der Prüfung und Bestätigung der Wahlen gewahrt. — Den Schöpfern der Protektoratsverfassung erschien indessen die Ruhe nicht sicher verbürgt zu sein, woferne nicht auch das Dasein der bewaffneten Macht, wie sie der Krieg hervorgebracht hatte, und die Gewissensfreiheit, wie sie selbst dieselbe verstanden, über den Streit der Parteien erhoben würde. Ein stehendes Heer von 30,000 Mann und eine Kriegsflotte zum

Schutz der Küsten, auf die jährlichen Staatseinkünfte angewiesen, wurde für die nächste Zeit vorausgesetzt. Die christliche Religion wurde für die „der Nation" erklärt. Der Staat verbürgte „die Erhaltung fähiger und sorgfältiger Lehrer" nicht etwa lediglich „für den Unterricht des Volkes", sondern zugleich „für die Widerlegung von Irrthümern und Ketzerei". Bis ein Ersatz gefunden sei, sollte das System der Patronate, Pfründen und Zehnten bestehn bleiben. Doch sollte niemand mehr zur Theilnahme am Gottesdienste gezwungen werden. Jedem christlichen Kultus war Duldung und Schutz versprochen, ausgenommen dem Kultus der Katholiken und der bischöflichen Kirche.

Das Ganze war der Ausdruck der thatsächlichen Machtverhältnisse, nicht einer vom Boden der Wirklichkeit abgelösten, streng durchgeführten Theorie. Der Gedanke der Souveränetät des Volkes war zurückgedrängt. Der Gedanke der Trennung von Kirche und Staat war verworfen. Milton hatte kurz vorher im „omnipotenten Parlament" den Schlussstein des öffentlichen Rechtes gefunden. Roger Williams hatte seit einiger Zeit auf dem jungfräulichen Boden von Rhode-Island ein Gemeinwesen gegründet, in welchem die Organisation des kirchlichen Lebens völlig den Einzelnen überlassen blieb. In beiden Beziehungen trat die Protektoratsverfassung den äussersten Folgerungen des independentischen Princips entgegen. Sie nahm auf die eigenthümliche Stellung Cromwell's und seiner militärischen Anhänger, auf die Wünsche der gemässigten Presbyterianer wie der gemässigten Sektirer, auf die Besorgnisse der Patronatsherren und Eigenthümer in gleicher Weise Rücksicht. Ihre Urheber hofften allmählich durch eine Verschmelzung aller dieser Interessen der Unversöhnlichen im royalistischen wie im republikanischen Lager Herr zu werden und nach der vorausgegangenen Zerstörung mit ihrem Werke etwas Dauerndes geschaffen zu haben (1).

Am 16. December 1653 um ein Uhr Nachmittags fand die Installation des Lord Protektor in der Westminster-Halle statt. In schwarzem Sammetgewand, ein breites goldenes Band um den Hut, stellte sich Cromwell zwischen zwei der

Siegelbewahrer neben den Staatssessel, der sich auf reichem Teppich erhob. Die Richter, Lord-Mayor und Aldermen von London, die Mitglieder des Staatsrathes und des Kriegsrathes hatten sich in der Runde gruppirt. General Lambert, der bei den letzten Vorgängen eine Hauptrolle gespielt hatte, trat vor, erklärte die Auflösung des Parlaments und bat Cromwell im Namen des Heeres und der drei Nationen die Würde des Protektors anzunehmen. Die Urkunde der Verfassung wurde verlesen, einer der Siegelbewahrer legte dem Feldherrn den Eid vor, durch den er zu beschwören hatte, die Verfassung zu halten, den Gesetzen und Statuten gemäss zu regieren, Frieden und Gerechtigkeit zu wahren. Er unterschrieb und fügte hinzu, seine Macht möge nicht länger dauern, als sie mit dem Werke Gottes in Einklang stehe. Hierauf vertauschte er seinen Degen mit einem anderen in der Scheide steckenden, um symbolisch anzudeuten, dass er nicht mit der Waffe des Kriegers herrschen wolle. Bedeckten Hauptes nahm er auf dem Thronsessel Platz, empfieng aus der Hand der Siegelbewahrer das grosse Siegel, aus der Hand des Lord-Mayor das Schwert und erstattete kraft seiner Souveränetät das eine wie das andere ihren Trägern zurück. Mit kriegerischem Pomp, wie er gekommen, kehrte er zurück in den Palast von Whitehall, begleitet von dem glänzenden Zuge der Versammelten, durch Zurufe der Volkmasse begrüsst. Die Predigt eines seiner Kaplane und eine dreifache Salve seiner Soldaten bildete das Ende der Ceremonie.

Im ganzen Reiche gieng die Ausrufung des Protektors ohne Widerstreben der Bevölkerung vor sich. Unter seinem Namen wurden fortan alle öffentlichen Aktenstücke ausgefertigt. Von ihm empfiengen Richter und hohe Staatsbeamte ihre Bestallung. Sein Haushalt in Whitehall erhielt ein höfisches Ceremoniell. Die Republikaner alten Schlages, die Mitglieder enthusiastischer Sekten grollten und hielten sich entweder entfernt oder sannen auf Rache. In anabaptistischen Konventikeln verglich man den „eidbrüchigen Verräther“ mit Richard dem Dritten. In einzelnen Regimentern herrschte eine bedenkliche Gährung. Hie und da mussten die Officiere selbst als

verdächtig gelten. Indessen gegenüber den alten Genossen war es rathsam, die Seiten nicht zu straff zu spannen. Es schien genügend, sie zeitweilig von ihren Posten abzuberufen oder durch verlässlichere Nachfolger zu ersetzen. — Die royalistischen Verschwörer hatten ein schlimmeres Schicksal zu erwarten. Im Frühling 1654 wurde ein Komplott entdeckt, dessen Zweck die Ermordung des Protektors und die Proklamation Karls II. war. Ein ausserordentlicher Gerichtshof sprach das Urtheil und zwei der Betheiligten büssten mit dem Tode.

Von rechts und links beständig durch Gefahren bedroht, wusste die neue Regierungsgewalt sich doch zu befestigen und die Zwischenzeit, die ihr bis zur Eröffnung des Parlaments gegönnt war, vortrefflich auszunutzen. Die Verfassung räumte dem Protektor das wichtige Recht ein, unter Zustimmung des Staatsraths zum Besten der Nation Verordnungen zu erlassen. Er machte von diesem Recht einen sehr ausgedehnten Gebrauch. Dem Grössten wie dem Kleinsten schenkte er seine Beachtung. Kraft seiner Verordnungsgewalt erfolgte die Forterhebung der Steuern sowie eine neue Erklärung des Hochverrathsbegriffes, und auf dieselbe Autorität hin wurden die Hahnenkämpfe untersagt und die Duelle verboten. Die lange vorbereitete Akte der legislativen Union England's und Schottland's kam nun zur Veröffentlichung. Eine ausführliche Ordonnanz verbesserte das Verfahren des Kanzleigerichts. Eine andere bestellte Visitatoren für die Universitäten und mehrere hervorragende Schulanstalten. In alle Gebiete des inneren Staatslebens griff die starke Hand des neuen Gebieters ein, der sich die Aufgabe gestellt hatte, zwischen den Einrichtungen der Vergangenheit und zwischen den Anforderungen der Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Diesen vermittelnden Charakter zeigte vor allem die kirchliche Politik des Protektors. Er ernannte Kommissionen, aus Laien und Geistlichen gemischt, mit ausserordentlichen Gewalten versehn, wie sie das Rumpparlament und das Zehnten-Committee des kleinen Parlaments ähnlich bereits in Aussicht genommen hatte. Eine allgemeine Behörde hatte alle diejenigen auf ihren Glauben,

ihre Kenntnisse und ihren Lebenswandel hin zu prüfen, die in ein bepfründetes Seelsorgeamt eintreten wollten. Besondere Bevollmächtigte in den einzelnen Grafschaften hatten bereits angestellte „unwürdige, unwissende und untaugliche Geistliche und Lehrer“ vor sich zu fordern und aus ihren Pfründen zu entfernen. Gleicher Weise ward auf die Ausfüllung von Vakanzen, auf die Trennung oder Zusammenlegung von Pfarreien Bedacht genommen. In den Kommissionen sassen Presbyterianer und Independenten friedlich neben einander. Die Gegensätze der kirchlichen Parteien sollten zurücktreten, da die Staatsgewalt beide für das Reformwerk benutzen wollte, zu dessen Uebernahme sie selbst sich für verpflichtet hielt([1]).

Nicht weniger tief eingreifend wandte sich die Politik des Protektors nach aussen. Der Krieg mit den Niederlanden war unter den Auspicien der republikanischen Staatsmänner begonnen worden. Die völlige Unterwerfung des besiegten Feindes, gehörte zu den Lieblingsträumen der Heiligen. Cromwell beendigte diesen Krieg, dessen Lorbeeren mit so viel Opfern erkauft wurden, und suchte die Freundschaft der beiden Gemeinwesen zu begründen, statt noch länger der Chimäre ihrer Verschmelzung nachzujagen. Nach vielfachen Verhandlungen kam im Frühjahr 1654 der Friede zu Stande. Die Generalstaaten mussten die Navigationsakte anerkennen und sich nicht wenigen der von England aufgestellten Bedingungen fügen. Aber sie hatten eine noch grössere Demüthigung auf sich zu nehmen. Der Protektor forderte nicht nur, dass den Stuarts das Asyl geweigert werde, sondern auch, dass ihre Verwandten und Gönner, die Glieder des Hauses Oranien, von der Bekleidung der hohen Staatsämter ausgeschlossen blieben. Er unterzeichnete den Vertrag nicht eher, als bis ihm die holländischen Stände durch Aushändigung der Akte van Seclusie für die übrigen Bürgschaft leisteten. — Die beiden nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, hatten zu dem englisch-niederländischen Krieg eine ungleiche Stellung eingenommen. Während der dänische

König sich durch frühere Verträge und gemeinsame Handelsinteressen zu den Generalstaaten hingezogen fühlte, hatte Christine von Schweden einige Theilnahme für England gezeigt und Hoffnungen auf den möglichen Abschluss eines Bündnisses erweckt. Sobald die beiden grossen Seemächte anfiengen sich zu verständigen, machte dieser Gegensatz einem gleichmässigen, wohlwollenden Verhältnis zu England Platz. Am schwedischen Hofe hatte Whitelocke, Cromwell's Gesandter, mit bestem Erfolg für die Unterzeichnung eines Freundschafts- und Handelsvertrages gewirkt. Noch trug Christine die Krone. Cromwell hatte ihr sein Bild geschickt mit einigen schmeichelhaften Versen, die man irriger Weise mitunter Milton zugeschrieben hat(1). Sie selbst sprach sich bewundernd über den Protektor aus. Allein ihr Entschluss vom Thron herabzusteigen, war schon gefasst, und man hatte sich glücklich zu schätzen, dass ihr Nachfolger, Karl X., von gleichen Gesinnungen beseelt zu sein schien wie sie. Danach kam auch ein Vertrag mit Dänemark zu Stande, der den englischen Handelsschiffen für die Durchfahrt durch den Sund dieselben Vortheile zusicherte, die bis dahin die Niederländer genossen hatten. — In kurzer Zeit hatte sich England's Stellung im europäischen Staatensystem gänzlich verändert. Es hatte sich drei grossen Gemeinwesen angenähert, deren religiöse Interessen es theilte, und konnte mit Ruhe für Spanien oder für Frankreich den Preis einer Allianz bestimmen, welche die eine und die andere Macht wetteifernd anbot.

Zugleich kam erst unter dem Protektorat der Begriff eines grossbritannischen Reiches zu voller Geltung. In Irland war durch Fleetwood und Ludlow die Ordnung aufrecht erhalten, und wenn sich hie und da republikanische Regungen gezeigt hatten, so gelang es dem jungen Henry Cromwell, die Autorität des Vaters mit Kraft und Würde herzustellen. In Schottland wusste Monk die royalistischen Insurgenten der Hochlande zu zerstreuen und die Armee von den Anhängern der radikalen Partei zu reinigen. Zum ersten Male sollten Abgeordnete aus Irland und Schottland neben denen aus England in dem nächsten Parlament ihre Sitze einnehmen.

Seine Einberufung stand bevor, als Milton in der zweiten Vertheidigung des englischen Volkes die Gelegenheit wahrnahm, sich über den Umschwung der Dinge und über den neuen Herrscher öffentlich auszusprechen (1).

Milton hatte im Dienst des Rumpparlaments gestanden. Der Staatsrath, welcher aus diesem hervorgegangen war, hatte ihn angestellt. Jenes Parlament und jener Staatsrath wurden aufgelöst, aber er blieb in seinem Amte. Die Zwischenregierung, die sich unter Cromwell's Leitung konstituirte, nahm seine Dienste in Anspruch (2). Der erste Staatsrath des kleinen Parlaments beliess ihn stillschweigend auf seinem Posten, der zweite gab ihm seine ausdrückliche Bestätigung. Obwohl in William Jessop und Philipp Meadows neue Kräfte für die Erledigung der Geschäfte gewonnen wurden, die anfangs Milton allein besorgt hatte, blieb er doch im vollen Genuss seines Einkommens. Der Staatsrath des Protektors behielt „Mr. Milton" als Angestellten bei, gab indessen jenem Meadows gleichfalls den Titel eines „lateinischen Sekretärs" und verkürzte am 17. April 1655 den jährlichen Gehalt des Dichters auf 150 £. In Ansehung seiner verminderten Leistungsfähigkeit war dies nicht ungerecht, um so weniger, als ihm dieses Einkommen als ein „lebenslängliches" zugesichert wurde. Offenbar war die Absicht ihm eine Pension zu gewähren und auf seine Thätigkeit so gut wie ganz zu verzichten. Milton scheint sich indessen gegen die Annahme eines Ruhegehalts gewehrt zu haben. Eine Verminderung seines ursprünglichen Einkommens trat freilich ein. Aber es betrug doch noch am Ende des Protektorats 200 £, wofür er seinerseits der Regierungskanzlei nach besten Kräften sich nützlich machte (3).

In der That würde die Sammlung seiner Staatsbriefe schon allein dafür sprechen, dass seine Feder noch vielfache Verwendung gefunden hat. Wie vordem, so betraf ein grosser Theil der lateinischen Korrespondenz, die in seinen Händen lag, Gegenstände von nicht eben her-



vorragendem Interesse. Beglaubigungsbriefe für englische Gesandte, Reklamationen zu Gunsten englischer Unterthanen wegen geweigerter Rechtshilfe oder Schädigung ihres Eigenthums konnten seinem Genius wenig Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kraft bieten. Aber daneben tauchten Fragen der grossen Politik auf, die er namens des Protektors in der Sprache des alten Rom zu behandeln hatte und die er mit einer Würde und einer Wärme ohne gleichen zu behandeln wusste. Die Sammlung seiner Staatsbriefe trägt daher in dieser Zeit fast noch mehr als in der früheren den Charakter einer Art von diplomatischem Blaubuch. Aber es sind nicht diese Briefe allein, die für Milton's fortgesetzte amtliche Beschäftigung Zeugnis ablegen. Als ein schwedischer Gesandter in London über eine Ergänzung des früheren kommerciellen Vertrages und den Abschluss eines engeren Bündnisses verhandelte, musste man sich an Milton, als Uebersetzer, wenden. Sein Kollege Meadows war auf einer Mission nach Portugal abwesend, andere des Lateinischen kundige Mitglieder der Kanzlei standen gleichfalls augenblicklich nicht zur Verfügung. Es gab indessen eine unliebsame Verzögerung und der Gesandte beklagte sich darüber, dass ein Blinder, dessen Amanuensis leicht etwas ausplaudern könne, mit dieser Arbeit betraut werde (1). Dieser Anlass, Milton's Latinität auf die Probe zu stellen, war nicht der einzige seiner Art, und wir werden noch Gelegenheit finden, ähnliche Spuren seiner Thätigkeit zu bemerken.

Weniger angestrengt als vorher, blieb er doch mit dem Lauf der öffentlichen Angelegenheiten immer vertraut und mit den leitenden Persönlichkeiten in gewisser Berührung. Von seinen nächsten Kollegen, den Angestellten der Regierung, nahm keiner eine gleich wichtige Stellung ein wie John Thurloe. Er war der Sekretär des Staatsraths, in die grössten Geheimnisse der Cromwell'schen Politik eingeweiht. Von ihm, der sich allmählich zur Stellung eines ersten Ministers erhob, hatte Milton unzweifelhaft nicht selten die nöthigen Anweisungen für Abfassung der lateinischen Depeschen entgegenzunehmen. Aber auch die Mitglieder des Cromwell'schen

Staatsraths werden ihm nicht unbekannt geblieben sein. Die meisten der glänzenden Namen, die er in seiner zweiten Vertheidigung verherrlicht, fanden sich hier zusammen. Dass er diesen und jenen der Staatsräthe, wie den charakterlosen Ashley Cooper, von jener Ehrentafel ausschloss, geschah wohl nicht ganz ohne Absicht. Vor allem zu dem mächtigen Gebieter, zu Cromwell selbst, trat er nun erst in ein näheres, persönliches Verhältnis. Es hatte einen Augenblick gegeben, in dem er sich entscheiden musste zwischen ihm und zwischen Henry Vane. Die Wahl mag ihm nicht leicht geworden sein. Aber er überwand sich den geschehenen Gewaltakt als nothwendig und heilsam anzuerkennen, statt sich mit dem republikanischen Freunde grollend zurückzuziehn. So standen sie nebeneinander, zwei der Grössten ihrer Nation, der Mann des Wortes und der Mann der That, jeder von beiden eine streng in sich abgeschlossene Individualität, jeder Meister in seinem Fache, durch dieselbe Welle der stürmischen Zeit emporgehoben, um demselben Gemeinwesen in gemeinsamer Arbeit zu dienen.

Es fehlt uns an Zeugnissen darüber, wie der Protektor über seinen lateinischen Sekretär gedacht hat. Wir wissen nicht, ob er sich dazu herabliess, ihn seines vertrauten Umgangs zu würdigen. Nur die Phantasie des Künstlers malt sich aus, wie er, auf sein Schwert gestützt, mit der Lady Protectress im Kreise seiner Kinder und Getreuen dem Orgelspiel des blinden Dichters lauscht. Aber wie dieser den Herrscher beurtheilte, was er von ihm hoffte, wessen er ihn für fähig hielt, geht deutlich genug aus seiner zweiten Vertheidigung des englischen Volkes hervor. In klassischer Sprache skizzirt er das Jugendleben seines Helden. Mit Worten der Entrüstung nimmt er ihn gegen die Verleumdungen der Royalisten in Schutz. Er zählt die tapferen Thaten seines Schwertes auf, aber er rühmt vor allem, dass der Sieger in so vielen Schlachten gelernt haben müsse sich selbst zu besiegen. Im Frieden erscheint er ihm nicht weniger gross als im Kriege, und er scheut sich nicht auch der beiden entscheidenden Thaten zu gedenken, welche dieser „fried-

lichen“ Epoche Cromwell's angehören. „Als du sahest — so milde spricht er von der Zersprengung des Rumpparlaments — dass man auf Zögerungen bedacht war, dass jeder eher seinen Privatvortheil als das öffentliche Wohl im Auge hatte, dass das Volk sich darüber beklagte, die Macht einiger Wenigen raube ihm die Erfüllung seiner Hoffnungen: da machtest du, was sie selbst trotz häufiger Aufforderungen zu thun sich geweigert hatten, ihrer Herrschaft ein Ende. Ein neues Parlament — er meint das kleine — wird berufen. Die Mitglieder werden von denjenigen, denen es anstand, ausgewählt. Die Erwählten kommen zusammen, aber sie bringen nichts vor sich. Nachdem sie sich lange genug durch Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten ermüdet haben, kommt die Mehrzahl zur Erkenntnis, dass sie ihrer grossen Aufgabe nicht gewachsen sei, und die Versammlung löst sich aus freien Stücken auf. Wir sind verlassen, Cromwell. Du allein bist noch übrig. Auf dich ist die höchste Gewalt übergegangen, bei dir ruht sie, wir alle beugen uns vor deiner unbesiegbaren Tüchtigkeit“. Er geht über die Ausnahmen von diesem etwas kühnen „wir alle“ kurz hinweg. Er nennt den Protektor den „grössten und ruhmvollsten Bürger, den Erhalter und Wächter, den Vater des Vaterlandes“. Er preist ihn deshalb, dass er den Königsnamen verschmäht und einen anderen Titel angenommen habe, der ihn dem Bereich der übrigen Menschen näher bringe.

Man könnte meinen, dieser Redeprunk sei die schmeichlerische Demüthigung des Journalisten vor dem Manne der That, weil der Erfolg auf dessen Seite stand. Kein grösseres Unrecht vermöchte man Milton zuzufügen. Wenn er die wahrhaften Verdienste des mächtigen Genius erhebt, so opfert er seine eigene Meinung deshalb nicht auf. Der Anwalt des Freistaates stellt sich ebenbürtig neben seinen Protektor. In demselben Athem, in dem er seinen Namen zu den Sternen erhoben hat, fordert er Gehör für sich und alle Freien in England und wagt es, dem siegreichen Inhaber der Macht ahnungsvolle Warnungen und Ermahnungen zuzurufen.

„Denke daran, welch ein kostbares Kleinod die Freiheit

ist, die das Vaterland deinem Schutze anvertraut hat. Denke daran, dass dies Vaterland die Hoffnungen, die es eben noch auf die Auserwählten der Nation setzte, jetzt auf dich allein übertragen hat. Ehre diese Hoffnung, ehre dies Vertrauen. Ehre das Antlitz und die Wunden all der Tapferen, die unter deiner Führung so wacker für die Freiheit gestritten haben. Ehre die Schatten derer, die im Kampfe gefallen sind. Ehre das Urtheil der fremden Völker, die von unserem tapfer errungenen und ruhmvoll begründeten Gemeinwesen so viel erwarten. Ehre vor allem dich selbst und lass es nicht geschehen, dass die Freiheit, für welche du so vielen Sorgen und Gefahren Trotz geboten, von dir selbst oder von anderen verletzt werde. Du kannst nicht frei sein, wenn wir es nicht sind. Denn das ist ein ewiges Gesetz der Natur, dass der, welcher anderen die Freiheit raubt, zuerst die seinige verlieren und sich zum Sklaven machen muss. Wenn du, der du ihr Beschützer und Schirmgeist sein solltest, die Freiheit angriffest, so wäre das nicht nur für dein Andenken, es wäre für die Sache des Guten und Edlen überhaupt ein tödtlicher Schlag, eine Verwundung des ganzen menschlichen Geschlechts, wie sie nicht schmerzlicher gedacht werden könnte".

Und nun fasst er alle die Forderungen zusammen, deren Erfüllung er von dem grossen Staatsmann erwartet, davon ausgehend, dass dieser nicht eigenwillig, sondern nur mit dem Beirath seiner alten Waffengefährten und erprobter Patrioten regieren werde. Es ist vor allem die Trennung des Bundes zwischen Kirche und Staat. Milton stellt sich ganz und gar auf den Standpunkt des äussersten Independentismus, wie er in den radikalen Anträgen des kleinen Parlaments hervorgetreten war. Er bezeichnet jenen Bund als unheilvoll und unsittlich. Er findet, dass beide Gewalten sich nur scheinbar ihre Hilfe leihen, „um sich in Wahrheit gegenseitig zu schwächen". Die kirchlichen Genossenschaften seien ganz auf sich selbst angewiesen, auf eigene Kraft gestellt, ohne die Fähigkeit thätliche Gewalt auszuüben. Dies ist aber, wie die Geschichte eines Menschenalters ihn gelehrt hat, am wenigsten möglich, so lange der Staat die Erhaltung ihrer

Diener auf sich nimmt oder ein für alle Mal gewährleistet. „Denn die Gewalt wird nie aufhören, so lange der Sold für Verkündigung des Evangeliums wider Willen den Unterthanen abgepresst wird, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen“. In diesem Sinne mahnt er den Protektor „die Wechsler aus dem Tempel zu treiben“. Er verlangt sodann Verbesserung der Gesetze, nicht sowohl durch Zufügung neuer als durch Aufhebung alter. „Schaffe mehr alte Gesetze ab als du neue einführst. Es giebt oft Leute im Staate, die ein ähnlicher Kitzel treibt viele Gesetze zu machen, wie ihn gewisse Dichterlinge empfinden, viele Verse hinzusudeln. Aber je grösser die Anzahl der Gesetze, desto geringer ihr Werth. Aus einem Zügel werden sie zum Fallstrick. Sorge daher, dass die Vorschriften, die du als nöthig aufrecht erhältst, sowie die, welche du zufügst, nicht die Guten und Bösen unter das gleiche Joch beugen. Strafe das Verbrechen, aber verbiete nicht an sich Erlaubtes unter dem Vorwand, es könne gemissbraucht werden. Das Gesetz vermag nur das Laster zu zügeln, die Freiheit allein ist die Bildnerin der Tugend“. — Er fordert endlich bessere Sorge für die Erziehung der Jugend von Staats wegen, ohne andere Gunst und Parteilichkeit bei Austheilung von Belohnungen und Besetzung der Stellen als für Wissen und Talent, Freiheit der Lehre, Freiheit der Presse, Duldung verschiedenartiger Meinungsäusserungen, auch solcher, die den herrschenden Gewalten unliebsam sein mussten. Bestrebungen der Art und das Bemühen Aberglauben, Habsucht, Luxus zu bekämpfen, fügt er an die Adresse seiner Mitbürger hinzu, sind werthvoller als Vermehrung der Einkünfte durch raffinirte Kunstgriffe, Vergrösserung des Heeres und der Flotte, Ueberlistung fremder Gesandten, Abschliessung schlauer Verträge und Bündnisse (1).

So wagte es der erste Schriftsteller der Nation vor ihrem esten Staatsmann zu sprechen. Und war es Zufall, dass er das Bildnis Bradshaw's mit solcher Liebe ausmalte, desselben Bradshaw, der nach der Zersprengung des Parlaments einen letzten Protest gegen den Gewaltstreich eingelegt hatte? Hob

er ohne Absicht nachdrücklich hervor, Fairfax werde sicher auf seinem Posten geblieben sein, wenn er nicht die feste Ueberzeugung gehabt habe, sein Nachfolger werde die Freiheiten Englands schützen und wahren? Erschien es nicht als ein grossartiger Beweis unerschrockenen Freimuthes, sich der Freundschaft jenes Colonel Overton offen zu rühmen, den tapferen Soldaten laut zu preisen, während eben dieser Overton, wegen seiner republikanischen Gesinnung gefürchtet, von Schottland nach London citirt worden war und dort vom Mai bis zum September 1654 festgehalten wurde?(1) Man sieht: Milton war nicht dazu gemacht, seiner eigenen Würde zu vergessen. Er neigte sich vor der imponirenden Persönlichkeit des Protektors. Er weigerte dem Werke, das dieser geschaffen hatte, nicht seine Anerkennung. Aber der Glanz, der jenes gebietende Haupt umstrahlt, macht ihn nicht blind für die Zukunft. Und das Protektorat selbst betrachtet er als eine Art von vorläufigem Nothbehelf, „da nach dem vorausgegangenen Sturme, von dem die Wellen noch aufgewühlt sind, beim Gegensatz der Parteien ein wünschenswerther, vollkommener Zustand sich noch nicht verwirklichen lässt".

Die nächsten Jahre hatten zu zeigen, ob Milton's Hoffnungen begründet waren, oder ob er seine Enttäuschung gestehn musste. Er brauchte nicht lange zu warten, um sich ein klares Urtheil zu bilden. Kein Wort war in seinem Appell an Cromwell so laut erklungen wie das Zauberwort der Freiheit. Cromwell, in den Grundlagen seiner Macht bedroht, von Verschwörungen umgeben, seines Lebens nicht sicher, griff zu gewaltsamen Mitteln, um die Freiheit zu beschränken. Er stellte sich der freien, parlamentarischen Debatte entgegen. Er machte die freie Kritik der Presse unmöglich. Die alten Freiheiten des englischen Bürgers, durch die sein Eigenthum und seine Person gegen Willkür gewahrt sein sollten, fanden gegen ungesetzliche Eingriffe der Protektoratsregierung nicht immer Schutz. Die Aufgabe, ein republikanisches Gemein-

wesen mit einem stehenden Heer auf die Dauer zu vereinigen blieb ungelöst, weil sie unlösbar war. Eine neue tyrannische Staatsgewalt kam zur Erhebung, gestützt auf die militärische Streitmacht, welche der Revolution ihr Dasein verdankte. Der Träger dieser Staatsgewalt war sich ihres bedenklichen Charakters wohl bewusst. Er wünschte nichts sehnlicher als sich Anerkennung zu verschaffen, um der Anwendung jener gewaltsamen Mittel überhoben zu sein. Er blieb für seine Person geneigt, einen sparsamen und schonenden Gebrauch von ihnen zu machen. Er zeigte sich nachgiebig, um durch eine Aenderung der Verfassung der Regierung eine bessere Gewähr ihrer Haltbarkeit zu verleihen. Aber die Thatsache war unbestreitbar, dass England in diesen Jahren so gut wie ganz durch den Willen eines Mannes beherrscht wurde, der sich oft genug über die Mitwirkung des Parlaments, über die Zustimmung des Staatsraths, über die Rechte der Einzelnen hinwegsetzte und sich zu seiner Vertheidigung nur immer wieder auf die „Nothwendigkeit“ berufen konnte, „die kein Gesetz kennt“ (1). Denn diesen Gang nahmen die öffentlichen Angelegenheiten, seitdem Milton vergeblich seine warnende Stimme hatte erschallen lassen.

Gleich das Parlament von 1654 gerieth mit dem Protektor in unlösbare Konflikte. Seit vierzehn Jahren fanden zum ersten Male wieder allgemeine Wahlen statt, nach einem verbesserten Plane, in dem auch eine Vertretung Schottlands und Irlands ihre Stelle erhalten hatte. Sie waren freilich beschränkt durch die Bestimmungen der Verfassung und durch die Form des Ausschreibens, welches voraussetzte, dass die bestehende Regierung nicht in Frage gestellt werde. Aber sie gewährten dennoch dem Ausdruck der Parteien freien Spielraum. Neben zahlreichen Independenten erschienen viele Presbyterianer, neben Anhängern der Regierung, wie Lambert und Fleetwood, alte Republikaner wie Bradshaw und Haselrig. Kaum war die Versammlung eröffnet, so regte sich in ihr das parlamentarische Selbstgefühl. Der Gedanke der Volkssouveränetät wachte mit aller Kraft in ihr auf. Als die

alleinige Inhaberin dieser Souveränetät betrachtete sie sich selbst. Sie wollte keine Regierungsgewalt dulden, die ein ursprüngliches Recht neben ihr beanspruchte. In diesem Sinn machte sie sich an eine Prüfung der Protektoratsverfassung. Nicht dass die Absicht gewesen wäre den Protektor von seinem Posten zu verdrängen, aber er sollte sein Amt nur parlamentarischer Uebertragung verdanken, er sollte sich den Bedingungen fügen, die man für gut halten würde ihm vorzuschreiben. Cromwell sah die Fundamente seines Gebäudes erschüttert. Er sagte dem Parlament, dass er eine Fortsetzung dieser Debatten nicht dulden werde. Er forderte die schriftliche Erklärung der „Treue gegen den Lord Protektor und das Gemeinwesen von England, Schottland und Irland" und des Versprechens, die bestehende Regierung „eines Einzigen und eines Parlaments" nicht ändern zu wollen. Die Mehrzahl der Mitglieder fügte sich dieser Forderung. Aber die Unvereinbarkeit der Gegensätze war damit nicht aufgehoben. War der erste Artikel der Verfassung über jede Anfechtung hinaus gerückt, so wurden alle übrigen einer um so schärferen Kritik unterzogen. Bedeutende Rechte des Protektors und des Staatsraths sollten beschränkt werden. Wichtige Verordnungen, die in der Zwischenzeit erlassen worden waren, wurden suspendirt oder Kommissionen zur Begutachtung überwiesen. Die Gegner der stehenden Kriegsmacht nahmen an der Stärke des Heeres und der Flotte Anstoss. Die Gegner der independentischen Toleranz wünschten Wiederherstellung der Strafgesetze und Ketzerlisten früherer Zeiten. Mit einem Worte: die Versammlung legte sich einen konstituirenden Charakter bei und verlangte, dass der von ihr ausgearbeitete Verfassungsentwurf im ganzen und grossen angenommen werde. Noch waren die nöthigen Bewilligungen für die Erhaltung von Heer und Flotte nicht Gesetz geworden. Auch waren die fünf Monate, während deren eine einseitige Auflösung verboten war, noch nicht abgelaufen. Aber Cromwell sah sich zum äussersten getrieben. Er wagte es den Monat zu achtundzwanzig Tagen anzunehmen entsprechend der Berechnung, die bei der Soldzahlung im Heer und auf der Flotte

üblich war, und löste das Parlament am 22. Januar 1655 mit Worten des Unmuths auf.

Der erste Versuch, die Ansprüche des Parlaments und der aus dem Heere hervorgegangenen Regierungsgewalt miteinander auszugleichen, war gänzlich gescheitert. Die Regierung blieb auf sich allein angewiesen und fand sich den grössten Schwierigkeiten gegenüber. Mit gutem Grunde hatte Cromwell dem Parlamente zum Abschied zugerufen, dass während seiner Sitzungen die Unzufriedenheit und Unruhe im Lande beständig gewachsen sei. Die Kavaliere schöpften frischen Muth. Die Republikaner hofften auf den Sturz des Usurpators. Unter den Soldaten wurden Befürchtungen wegen ihrer ungesicherten Zukunft laut, und hie und da machte man sich darauf gefasst, dass sie durch Erzwingung freien Quartiers der Bevölkerung wieder zur Last fallen würden.

Die Regierung liess es an Wachsamkeit nicht fehlen. Einer der ersten, den ihre strafende Hand traf, war Milton's Freund, Robert Overton. Im September 1654 war er wieder der Aufsicht entlassen und sogar als zweiter im Kommando nach Schottland zurückgeschickt worden. Aber hier liess er sich mit den Missvergnügten des Heeres in eine Verschwörung ein, die um so bedrohlicher war, einen je höheren Posten er bekleidete. Es war davon die Rede, ihn an die Stelle Monk's zu setzen, nach England zu marschiren, eine Erhebung der republikanischen Partei zu veranlassen und das Protektorat zu stürzen, wenn nicht gar den Protektor nebst Lambert aus dem Wege zu räumen. Möglich, dass ein Theil dieser Pläne einer früheren Zeit angehörte. Jedenfalls fanden sich unter den Papieren Overton's Aktenstücke, deren Inhalt ihn belastete; selbst der Prätendent aus dem Hause Stuart machte sich Hoffnung auf seine Hilfe. Noch ehe die Verschwörung zum Ausbruch kam, ward er festgenommen und nach London abgeführt. Er wurde zuerst in den Tower gebracht und später, lediglich auf Grund einer Vollmacht Cromwell's, vom Gouverneur der Insel Jersey in Haft genommen. So lange der Protektor lebte, blieb er ein Gefangener, ohne vor einem militärischen oder bürgerlichen Tribunal zur Verantwortung

gezogen zu werden[1]. Overton war nicht der einzige unter den republikanisch gesinnten Officieren, der auf den Umsturz der bestehenden Regierung hinarbeitete, aber alle Versuche von dieser Seite wurden im Keime erstickt. Nicht minder rasch gelang es die gefährlicheren Bewegungen der Royalisten zur Ruhe zu bringen. In Yorkshire erhoben sich einzelne Kavaliere für Karl II. In Salisbury brach ein Reitertrupp während der Assisen in die Stadt ein und bemächtigte sich der Richter. Aber die Bevölkerung schloss sich den Insurgenten nicht an, und die bewaffnete Macht jagte sie bald auseinander. Mehrere der Gefangenen wurden zum Tode verurtheilt, andere zum Frohndienst nach Westindien verschifft.

Um die Ordnung in Zukunft aufrecht zu erhalten und die Einzahlung willkürlich aufgelegter Abgaben zu sichern, griff der Protektor zu unerhörten Massregeln[2]. Das ganze Land wurde in zwölf Militärbezirke getheilt, an deren Spitze die Generalmajore standen. Es waren Officiere von bekanntem Namen, dem Protektor ergeben, und mit umfassenden Vollmachten bekleidet, die sie über jede bürgerliche Behörde stellten. Von diesen Vollmachten waren zwei von besonders starkem Gewicht. Die Generalmajore verfügten über die Miliz in ihren Bezirken, die neuorganisirt und in scharfer Zucht gehalten, eine Art von Nationalgarde bildete, von der man ähnliche Versuche der Auflehnung, wie sie sich im stehenden Heere gezeigt hatten, keineswegs fürchtete. Sie erhoben ferner zur Erhaltung der Miliz eine ausserordentliche Steuer, ein Zehntel von dem Jahreseinkommen aller derer, die für die Stuarts gekämpft hatten, sobald dies eine gewisse Höhe erreichte, und handelten damit einer früher erlassenen Amnestieakte zuwider. Auf diese Machtmittel gestützt, sollten sie jeden Aufruhr unterdrücken, Papisten und Royalisten entwaffnen, die einzelnen Haushaltungen und Wirtshäuser beaufsichtigen, Register über die Verdächtigen führen, Schauspiele, Bärenhetzen, Wettrennen und andere Anlässe zu Volksansammlungen unmöglich machen, gegen Trunkenheit, Fluchen und Blasphemie einschreiten. In ihrer Hand lag eine Summe militärischer und polizeilicher Befugnisse, die sie zu Herren

über Freiheit und Eigenthum ihrer Mitbürger machen konnte. Das ganze Reich befand sich wie im Belagerungszustand. Jeder Hausvater musste, wenn es verlangt ward, für die Gesinnung seiner Dienerschaft Bürgschaft leisten. Jeder Fremde musste sich eine scharfe Kontrolle gefallen lassen. Der freie Verkehr der Reisenden wurde beschränkt, die Zahl der Gasthöfe und Schenken vermindert. Bei allen diesen Anordnungen und bei der Art ihrer Ausführung verläugnete sich keinen Augenblick der Geist des Puritanismus. Nicht nur die öffentliche Ordnung sollte geschützt, es sollte zugleich ein sittlicher Lebenswandel erzwungen werden. Die Soldaten selbst hielten strenge Disciplin. Weit entfernt davon, sich Ausschweifungen zu erlauben, wurden sie von den leichtfertigen Insassen schlechter Häuser wie von der lustigen Zechgenossenschaft lärmender Tavernen gleich sehr gefürchtet. Vor ihren Patrouillen verschwanden die verdächtigen Gestalten, die zur Seite der Heerstrasse im Buschwerk gelauert hatten. Nicht selten begrüsste man sie als „Beschützer und liebe Gäste“ (1). Aber unerträglich war doch der Druck dieses Regiments, der zwar auf einer Partei am schwersten lastete, allen jedoch mit jedem Tage fühlbarer werden musste. Cromwell freilich gab nach wie vor der Milde Gehör. Die Dichter Waller und Cowley, so bekannt ihre frühere Gesinnung auch war, hatten nach ihrer Rückkehr in die Heimat von dem Protektor nichts zu fürchten. Davenant, den einige Jahre vorher seine Ergebenheit für die Sache der Stuarts in die grösste Gefahr gebracht hatte, erhielt die Erlaubnis mit Zuhilfenahme musikalischer Begleitung die theatralische Kunst wieder zu beleben. John Cleveland, der einstige College-Genosse Milton's, wurde auf eine freimüthige Petition an Cromwell seiner Haft entlassen. Allein persönliches Eingreifen konnte die Härte des Systems nicht ändern. Die Generalmajore schalteten mit unbeschränkter Macht und weckten Gefühle eines allgemeinen Unmuths, die im nächsten Parlamente sich Luft machten.

Cromwell hatte keineswegs die Absicht die Berufung einer parlamentarischen Versammlung zu umgehn. Auch sah er sich durch den Lauf der auswärtigen Politik dazu

gezwungen, die finanzielle Unterstützung eines Parlaments nachzusuchen. Dies Mal indessen wollte er sich im voraus der Fügsamkeit der Gewählten versichern. Nichts blieb unversucht diesen Zweck zu erreichen. Schon längst ward die Presse in einer Weise behandelt, die zu den Rathschlägen Milton's im schroffsten Gegensatz stand. Am 5. Sept. 1655 hatte der Staatsrath verfügt, dass fortan keine Zeitung erscheinen dürfe, ausser mit Erlaubnis seines Sekretärs. Die Folge war, dass die officiellen Blätter, die von Marchmont Needham geleitet wurden, zur Alleinherrschaft gelangten (1). Die Censur bestand nach wie vor. Sie wurde zwar lässig gehandhabt, aber Schriften, welche mit Umgehung derselben die Regierung angriffen, wurden auf der Stelle unterdrückt. Vor den Wahlen erschien die Aengstlichkeit und Wachsamkeit der Presspolizei verdoppelt. Aber es galt nicht bloss die Presse mundtodt zu machen, sondern auch eine Anzahl von Personen einzuschüchtern, deren feindselige Haltung man fürchtete. Mehrere Royalisten und Republikaner von Ruf wurden für kürzere oder längere Zeit in Haft genommen, ohne ihnen Gelegenheit zu geben sich vor Gericht zu verantworten. Von allen Willkürhandlungen machte keine so grosses Aufsehn wie diejenige, unter welcher Henry Vane zu leiden hatte. Vane war bis dahin ein schweigender Zuschauer der Ereignisse geblieben. Erst im Frühling des Jahres 1656 fand er sich veranlasst aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Der Protektor hatte einen allgemeinen Fasttag angeordnet, an dem das ganze Volk „den Herrn anflehen sollte, den Achan zu entdecken, der dem Frieden des zerrütteten Reiches im Wege stehe". Die Frage war zu verlockend, als dass Vane nicht in einer Flugschrift darauf hätte antworten sollen. Er schlug einen versöhnlichen Ton an. Er nahm sich vor „Balsam in die Wunde zu träufeln, ehe sie unheilbar werde". Das Heer erhält aus seinem Munde reiches Lob, den General der es anführt, nennt er „ehrlich und weise", er will sich sogar gefallen lassen, dass ein Einzelner an der Spitze der Regierung stehe. Aber massgebend ist ihm immer der Grundsatz der Volkssouveränetät, wobei er freilich nicht vergisst,

das Volk auf die Verfechter der „guten Sache" zu beschränken. Nur durch „freie Zustimmung" der Vertreter des Volks kann die höchste Macht übertragen werden. Stützt sie sich nur auf das Schwert des Soldaten, so lebt die alte Tyrannei wieder auf, mit der Gott die Vorfahren heimgesucht hat(1). Vane war seiner Sache so sicher, dass er vor der Veröffentlichung seiner Schrift Cromwell mit ihr bekannt zu machen suchte. Aber als die Wahlen bevorstanden, wurde er vor den Staatsrath citirt um sich zu verantworten. Sein Werk wurde als ein solches bezeichnet, durch das er die Ruhe des Gemeinwesens zu stören beabsichtige. Ihm selbst ward die Leistung eine Friedensbürgschaft von 5000 £. auferlegt. Er wies dies Ansinnen mit Entrüstung von sich und wurde in Folge dessen nach der Insel Wight entfernt (9. Sept.). Dasselbe Schloss Carisbrooke, welches der Kerker König Karl's gewesen war, beherbergte bis zum Ende des Jahres 1656 Henry Vane als Staatsgefangenen in seinen Mauern.

Unter den Eindrücken dieser Vorgänge fanden die Wahlen statt. Die Generalmajore hatten Mittel genug auf sie einzuwirken. Die Abgeordneten von Irland und Schottland konnten als Ernannte der Regierung gelten. Das Parlament liess demnach in seiner Gesammtheit keinen Widerstand befürchten. Auch so indess schien die gewünschte Sicherheit noch nicht vollkommen erreicht zu sein. Die Gegner des Protektors waren nicht ohne Vertretung. Männer wie Haselrig und Scott oder der zur Opposition übergegangene Ashley Cooper konnten gefährlich werden. Der Staatsrath gab sich aus diesen Gründen dazu her, von jenem Artikel der Verfassung, der ihn bevollmächtigte die Qualifikationen der Gewählten zu prüfen, einen äusserst kühnen Gebrauch zu machen. Etwa hundert der Gewählten wurde die Bescheinigung geweigert, die sie zum Eintritt berechtigt haben würde (17. Sept. 1656). Vergeblich suchten sie Hilfe bei ihren Kollegen. Die Versammlung nahm das Geschehene hin und wandte sich ihren Arbeiten zu. Sie zeigte sich bei jedem Schritt dem Protektor willfährig und fand dafür auch bei ihm ein unerwartetes Entgegenkommen. Der grosse Stein des Anstosses, die drückende Herrschaft der

Generalmajore und die gesetzwidrige Besteuerung der Kavaliere, kam in Wegfall. Trotz der Vertheidigung beider Institute durch die Militärpartei gab der Protektor den Angriffen, die sich gegen seine eigene Schöpfung erhoben, weise nach. Er verzichtete auf die Aufrechthaltung jenes Systems der Willkür, sobald er der Bewilligung einer Subsidie von 400,000 £. sicher sein konnte. Nach langer Zeit fortdauernder Erschütterungen schien sich ein Zustand der Beruhigung und Gesetzlichkeit herzustellen. Und nicht genug damit, dass das Parlament mit dem Protektor einträchtig zusammenwirkte: es trug ihm freiwillig eine Erhöhung seiner Stellung an.

Pläne der exilirten Royalisten in England einzufallen, erneuerte Versuche fanatischer Anabaptisten, Cromwell aus dem Wege zu räumen, waren erst kürzlich entdeckt worden und hatten allen über die Ungewissheit des Bestehenden die Augen geöffnet. Wer irgend Grund hatte die Rückkehr der Stuarts zu fürchten, wer mit heimlichem Bangen dem Tag entgegensah, da ein wilder Kampf der entfesselten Kräfte um den erledigten Platz ihres Bändigers anheben würde, der musste wünschen, seiner Nachfolge eine gesetzliche Sicherheit zu geben, die nur durch Umwandlung des Protektorats in ein Königthum erreicht werden konnte. Auch schien der königliche Titel seinen Träger nöthigen zu müssen die Bahn der Revolution zu verlassen und sich mit den überlieferten Prärogativen des Monarchen zu begnügen. Die ganze Verfassung konnte ihrem früheren Wesen angenähert und mancher, der bisher noch grollte, mit dem Umschwung der Dinge versöhnt werden. Es waren die Abgeordneten bürgerlichen Standes und besonders die vorsichtigen Juristen, denen diese Erwägungen nahe lagen. Für die presbyterianische Partei hatten sie viel Anziehendes. Mehrere der Officiere liessen sich gleichfalls für einen solchen Plan gewinnen. Aber die Mehrzahl der alten Waffengefährten Cromwell's gerieth in die lebhafteste Erregung. Fleetwood und Desborough, obwohl durch verwandtschaftliche Bande mit ihm verknüpft, widersetzten sich der Erneuerung einer Würde, die sie als Symbol der Tyrannei bekämpft hatten. Lambert, von ehrgeizigen

Gedanken erfüllt, konnte seinen Unmuth über die veränderten Aussichten nicht verbergen. Die Masse der Soldaten hielt nach wie vor zur „alten guten Sache“. Aus den Kreisen der unversöhnlichen Republikaner tauchten Kundgebungen auf wie jene Flugschrift „Tödten kein Mord“, die dem „Tyrannen“, dem neuen „Eglon“, den „Dolch Ehud's“ vor die Augen rückte, und deren Verfasser Gelegenheit nahm, sich zu seiner Rechtfertigung auf Milton's „tyrannenfeindliche“ Schriften zu berufen(1). Cromwell's Urtheil war unbefangen genug, als dass ihn der lockende Schimmer der Königskrone hätte blenden sollen. Er fühlte, dass er des Titels, dieser „Feder für seinen Hut“, nicht bedürfe, dass derselbe zu seiner ganzen Vergangenheit nicht passen würde. Bei diesem Anlass machte er Milton's Hoffnungen nicht zu Schanden. Seine Hand war nicht fähig „das Götzenbild wieder aufzurichten, das sie eben zertrümmert hatte“.

Das Ergebnis der denkwürdigen Verhandlungen bestand darin, dass Cromwell die königliche Würde zurückwies, dagegen den vorgeschlagenen Aenderungen der Verfassung zustimmte. In der Form „einer Petition und eines Rathes“ überreicht und durch einige Verbesserungen des Protektors ergänzt, bedeutete die neue Verfassungsurkunde doch einen weiteren Schritt rückwärts zu den Zuständen der monarchischen Zeit. Das Protektorat wurde zwar nicht für erblich erklärt, aber der zeitige Protektor ward mit dem Recht und mit der Pflicht betraut seinen Nachfolger zu bezeichnen. Ein „anderes Haus“ entsprechend dem Hause der Lords ward wiederhergestellt und dem Protektor die Wahl seiner Mitglieder überlassen. Dass eine Akte auch gegen seinen Willen Gesetz werde, blieb in Zukunft unmöglich. Die Vertreter der Nation dagegen erhielten das Recht zurück, über die Zulässigkeit der Mitglieder ihres Hauses selbstständig zu entscheiden. Für die Ernennung der neuen Lords und der wichtigsten Staatsbeamten war ihre Billigung einzuholen. Ohne Zustimmung des Parlaments durfte keine Auflage erhoben werden, jedoch brachte man das ungeheure konstitutionelle Opfer, zur Erhaltung der Kriegsmacht ein für alle Mal eine jährliche

Revenue festzusetzen. Auch hier wurde der Genuss der höchsten politischen Rechte durch genaue Bestimmung der Qualifikationen auf einen kleinen Bruchtheil des Volkes beschränkt. Die Gewährung der Kultusfreiheit blieb nach wie vor in enge Grenzen eingeschlossen. — Eine zweite feierliche Investitur des Lord Protektor besiegelte den Bund, der zwischen ihm und dem Parlament geschlossen worden war (26. Juni 1657). Nachdem es den neuen Grundriss entworfen, eine Reihe der früher erlassenen Verordnungen bestätigt, für die Bedürfnisse der Verwaltung freigebig gesorgt hatte, wurde es auf einige Monate vertagt, um der Regierung Zeit zu geben, den vorgezeichneten Plan auszuführen.

Endlich konnte man hoffen den Punkt gefunden zu haben, auf dem eine Versöhnung der Geister möglich wäre. Allein auch dies Mal zeigte sich der Gegensatz der ursprünglichen Ideen stärker als die umsichtigste Berechnung. Mit welchem Feuer hatte einst Milton den Gedanken verfochten, dass die Souveränetät nur in einer einzigen, vom Volk gewählten höchsten Versammlung zum Ausdruck kommen dürfe. Mit welcher Entschiedenheit hatte er ein „anderes Haus" verworfen, dessen Mitglieder ihr politisches Recht nicht diesem Ursprung verdankten. Die verbesserte Verfassung des Protektorats nöthigte nun doch dazu, ein solches „anderes Haus" wiederherzustellen, und der Protektor benutzte den gebotenen Anlass sehr gerne, einigen der hohen aristokratischen Familien die Hand zu bieten. Schon die Vermählung zweier seiner Töchter, der Lady Frances mit dem Enkel des Grafen von Warwick und der Lady Mary mit Lord Fauconberg hatte dieser politischen Absicht zu dienen. Von eben diesem Gedanken geleitet, berief er in das neue Haus der Lords neben Angehörige seiner Familie, neben bürgerliche und militärische Würdenträger des bestehenden Gemeinwesens einige Träger altadligen Namens, die sich am Kriege gegen den König betheiligt hatten. Die Notabilitäten der Revolution und die Sprösslinge vornehmer puritanischer Geschlechter sollten durch seine mächtige Hand zu einer neuen Pairie verschmolzen werden. Schon dieses Unternehmen war äusserst gewagt.

Dieser und jener, der stolz auf die Reihe seiner Ahnen war, weigerte sich neben Cromwell'schen Marschällen zu sitzen, denen royalistische Spottlieder vorwarfen, dass sie Schuster und Kärrner gewesen seien. Aber die grössten Schwierigkeiten entstanden, als bei der Wiederaufnahme der Session ein Kampf des einen Hauses gegen das andere entbrannte.

Die früher ausgeschlossenen Parlamentsmitglieder wurden, getroffener Uebereinkunft gemäss, nunmehr zugelassen und nahmen grössten Theils ihre Sitze ein. Sie erschienen mehr als je vom Geiste der republikanischen Opposition erfüllt und weigerten sich das „andere Haus" überhaupt als berechtigt anzuerkennen. Vergeblich mahnte der Protektor, im Hinblick auf die inneren und äusseren Gefahren des Reiches an der so mühsam geschaffenen Grundlage nicht zu rütteln. Die Debatten wurden immer hitziger, Kavaliere und Männer der fünften Monarchie glaubten ihre Stunde gekommen, und während die Republikaner sich anschickten eine Verfassung, die ohne ihre Mitwirkung vereinbart war, zu zerfetzen, gährte in Stadt und Land das alte unheimliche Chaos der Faktionen. Wiederum fühlte sich Cromwell vor jene Nothwendigkeit gestellt, „die kein Gesetz kennt". Als es von bedrohlichen Konventikeln zu bedrohlichen Petitionen kam, und die Erregung der Bürger und der Soldaten durch die parlamentarischen Verhandlungen gesteigert wurde, hielt er nicht länger an sich. Rasch entschlossen, ohne fremden Rath einzuholen, entbot er am 4. Februar 1658 die Gemeinen in das Haus der „Lords", dem sie seinen Titel weigerten. In seiner Ansprache mischten sich Kummer und Entrüstung. Er rief den Allwissenden zum Zeugen dafür an, dass er nicht freiwillig die Bürde der Regierung auf sich genommen habe und wälzte die Verantwortlichkeit für den Schritt, den zu thun er im Begriff war, von sich ab. „Ich denke, so schloss er, es ist hohe Zeit euren Sitzungen ein Ende zu machen. Ich löse dieses Parlament auf, und möge Gott Richter sein zwischen euch und mir!"

Eine Woche später schrieb Samuel Hartlib an John Pell, den damaligen Vertreter Cromwell's bei den reformirten

Kantonen der Schweiz, die Auflösung des Parlaments sei so nöthig gewesen, „dass, wenn die Session noch zwei oder drei Tage gedauert hätte, in Stadt und Land auf Rechnung Karl Stuart's ein grosses Blutvergiessen erfolgt sein würde" (¹). Beängstigende Gerüchte der Art, die seinem alten deutschen Freunde zukamen, werden auch Milton schwerlich unbekannt geblieben sein. Aber konnte er sich durch den Gang der Ereignisse, so unvermeidlich er sein mochte, befriedigt fühlen? Drängte nicht wiederum alles auf die Erneuerung einer Willkürherrschaft hin, die er des Beschützers und Schirmgeistes „der englischen Freiheiten" für unwürdig erklärt hatte?

Und so sah er das Programm, das von seiner Hand in glänzenden Farben entworfen worden war, auch in anderen Theilen keineswegs ausgeführt. Der Verfasser der Schrift über die Erziehung hatte die Sorge für Volksbildung und höheren Unterricht dem Protektor besonders an's Herz gelegt. Er hatte damit allerdings nur dessen eigene Wünsche ausgesprochen. Cromwell, ein Zögling der Universität Cambridge, von lebhafter Theilnahme für pädagogische und wissenschaftliche Bestrebungen erfüllt, war der Gönner der Gelehrten und der Förderer der Lehranstalten. Aehnlich wie es einst Milton gethan hatte, äusserte er sich vor dem Parlament über die Unsitte, die jungen Leute guten Standes über den Kanal nach Frankreich zu schicken, „von wo sie mit der ganzen Leichtfertigkeit jener Nation zurückkehren, ohne dass sie vor ihrem Weggang erzogen oder nach ihrer Wiederkehr vor Ausschreitungen bewahrt würden". Den Fanatikern, welche die Landesuniversitäten als Sitze des Satans dem Untergange geweiht wissen wollten, trat er entgegen. Das Ehrenamt des Kanzlers von Oxford, das er eine Reihe von Jahren hindurch bekleidete, nahm er sehr ernst. Die Männer, die auf seinen Antrieb in die akademischen Körperschaften eintraten, führten ihnen frisches Leben zu, wenn sie auch hie und da in puritanischen Vorurtheilen befangen waren. In Durham suchte er sogar, um den Bedürfnissen der nördlichen Landestheile abzuhelfen, aus eingezogenem Kirchengut ein neues bedeutendes College zu begründen. Allein die politischen Wirren

liessen es an keiner Stelle zu entschiedenen Reformen kommen. An den Grundfehlern der englischen Universitätsbildung, die Milton aus eigener Erfahrung kannte, wurde nichts geändert, und die Volksbildung, von den Gesinnungsgenossen des Dichters abgerechnet, gleichfalls nach wie vor als Aufgabe der Kirche betrachtet, hatte in einer Epoche allgemeiner kirchlicher Auflösung am wenigsten Gewinn zu erwarten.

Endlich die Frage über das Verhältnis von Kirche und Staat, die Milton in den Vordergrund seiner Ermahnungen gestellt hatte, wurde von der Regierung des Protektors doch durchaus nicht in dem Sinne beantwortet, in dem er sie beantwortet wissen wollte. Allerdings in einem wesentlichen Punkte verstand sich der independentische Herrscher mit dem independentischen Denker sehr wohl. Er theilte mit ihm den Grundsatz der Toleranz, einer Toleranz freilich, die weit entfernt davon war eine allgemeine zu sein, die sich aber über die bisher geltenden Vorstellungen hoch zu erheben versuchte. Cromwell wollte auch als Regent nicht verläugnen, was er als Privatmann so oft verfochten hatte. Bei aller Energie des Willens war er milde und versöhnlich seiner Natur nach. Er war mit seinen Begriffen von religiöser Duldsamkeit seiner Nation weit voraus. Unablässig ermahnte er die von ihm berufenen Volksvertreter, „die Gewissen ihrer Brüder nicht zu bedrücken“. Die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, bestanden nicht zum wenigsten darin, dass die Masse der Nation seine Toleranz nicht verstand und ihn nöthigte, um die Gewissensfreiheit einer Minderheit zu schützen die bürgerliche Freiheit der Mehrheit einzuschränken. Wenn er sein erstes Parlament auflöste und eine Militärherrschaft einsetzte, so geschah es auch deshalb, um England das Schauspiel der Ketzerverfolgungen zu ersparen, welches die Presbyterianer ihm zugedacht hatten. Er milderte die Strafe des armen Schulmeisters John Biddle, dem seine socinianischen Ansichten zuerst ein Paar Monate Untersuchungshaft und später ein Paar Jahre Verbannung einbrachten. Er tadelte das willkürliche Vorgehen des Parlamentes gegen den phantastischen Quäker Jakob Naylor, der kaum der Hinrichtung

entgieng, aber dafür mit mehrhundertfachen Peitschenhieben, Durchbohrung der Zunge mit einem glühenden Eisen und Brandmarkung der Stirne bestraft wurde, weil er in „grässlicher Blasphemie“ sich den Sohn Gottes genannt hatte und unter den Hosiannahrufen seiner Anhänger triumphirend in Bristol eingezogen war. In diesem Bestreben Vorurtheilen früherer Zeiten durch das Beispiel der Duldsamkeit entgegenzuarbeiten, konnte Cromwell auch für den Gedanken gewonnen werden, den Juden in England wieder offene Aufnahme zu gewähren und ihnen wenigstens in London Freiheit des Kultus zu gestatten. Schon mehrfach war aus den Reihen der Independenten das Verlangen einer Duldung der Juden laut geworden, sei es auch nur um Gelegenheit zu ihrer Bekehrung zu geben. Im Vertrauen auf diese Stimmung langte im Oktober 1655 der bekannte Menasseh Ben Israel, der schon mit dem langen und mit dem kleinen Parlament in Verbindung getreten war, von Amsterdam in England an. Er wandte sich an Cromwell. Dieser berief eine Konferenz von Juristen, Kaufleuten und Theologen zur Berathung der Angelegenheit und betheiligte sich lebhaft an den Debatten. Allein weder die Eifersucht der Kaufleute noch die Bedenklichkeit der Theologen liess sich überwinden. Die Konferenz wurde aufgelöst, aber der Protektor gestattete dennoch einer Anzahl von Juden die Erbauung einer Synagoge und die Anlage eines Begräbnisplatzes in London([1]).

Sobald indessen eine Aeusserung des religiösen Lebens der Staatsmacht als politisch gefährlich erschien, hatte es mit der Duldsamkeit ein Ende. Der Engländer, der die Messe las oder die Messe hörte, galt nach wie vor für einen Staatsverbrecher, und selbst unter einem Cromwell ist noch ein katholischer Priester, weil er katholischer Priester war, hingerichtet worden([2]). Die Anhänger der Episkopalkirche wurden eine Zeit lang mit Nachsicht behandelt, aber nach den royalistischen Bewegungen von 1655 ward der bischöfliche Ritus selbst beim Hausgottesdienst im Inneren der Familien verfolgt, und die Benutzung des Common-Prayer-Book, der Genuss der Sakramente nach anglikanischem Brauch setzte die strafende Hand des Staates in Bewegung.

In die Nothwendigkeit versetzt die kirchlichen Fragen nach politischen Rücksichten zu entscheiden, wich die Praxis der Protektoratsregierung bedeutend von dem ab, was der ungebundene Verfechter eines grossen Gedankens von ihr gefordert hatte. Milton, von einer grossen und von einigen kleineren Inkonsequenzen abgesehen, verpflichtet die bürgerliche Gewalt das religiöse Gebiet nicht zu betreten. Er will dem Staat einen wichtigen Theil von dem zuweisen, was sich bis dahin die Kirche angemasst hatte, aber den kirchlichen Gemeinden auf ihrem abgegrenzten Territorium Freiheit gewähren wie jedem Verein in gesetzlichen Schranken. Ihm war, da es mehrere Religionen gab, der Staat religionslos, und die Kirche, deren Einheit längst gebrochen war, keine Staatsanstalt. Cromwell, so sehr er sich vor dogmatischem Zwang zu hüten suchte, wollte dem Staat selbst doch kirchliche Aufgaben zuweisen, einen Gottesstaat errichten, welchem die Verehrung Gottes in Leben und Lehre als Ziel gesteckt wäre. Unter seine höchsten Pflichten rechnete er die Schaffung und Erhaltung einer „frommen Geistlichkeit". „Gewissensfreiheit der Bürger, erklärte er vor dem Parlamente, ist ein natürliches Recht, aber auch die oberste Staatsgewalt hat ein Recht darauf der Kirche diejenige Form zu geben, die ihr die beste zu sein scheint" (1). Er reichte die eine Hand den Independenten, die andere den Presbyterianern. Und so machte er sich daran zwei Gedankenströmungen miteinander zu verbinden, die sich so wenig mischen liessen wie Oel und Wasser.

Der Satz der Verfassung, dass die christliche Religion diejenige der „Nation" sei, sollte kein leeres Wort bleiben. Man wollte sich von dem Gedanken eines „christlichen Staates" nicht losreissen. Die erneuerte Verfassung von 1657 nahm sogar wieder die Vereinbarung eines nationalen Glaubensbekenntnisses durch den Protektor und durch das Parlament in Aussicht und machte den Genuss der Pfründen und Zehnten von der Uebereinstimmung mit jenem Bekenntnis abhängig. Eine Akte „für die bessere Beobachtung des Tages des Herrn" suchte doch wieder den sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes bei Strafe zu erzwingen (2). Die bisherige Art der

Erhaltung des Klerus blieb in Kraft. Jene Kommissionen, die der Protektor eingesetzt hatte, sollten nur darauf hinwirken, dass bei der Vertheilung der geistlichen Einnahmen nicht eine Partei allein und dass nicht Unwürdige den Lohn empfiengen. Es sassen Männer in diesen Kommissionen, wie Owen und Goodwin, die viele von Milton's Ansichten theilten, wie Fairfax und Lawrence, deren Verdienste er zu schätzen wusste. Auch war die Thätigkeit der Kommissäre, selbst nach dem Urtheil solcher, die nicht zu Cromwell's Verehrern gehörten, im ganzen und grossen nicht ohne gute Folgen. Aber wurde damit nicht „jene Buhlschaft von Kirche und Staat" fortgesetzt, gegen die Milton geeifert hatte? Eine Behörde, die von der bürgerlichen Gewalt abhängig und ihr verantwortlich war, legte den Geistlichen Fragen vor über die Zeiten, Tag und Stunde der Wiedergeburt, Auffassung der Prädestination, Gewissheit der Gnade, prüfte ihre Kenntnisse und ihren sittlichen Wandel. Von dem Ausfall dieses Examens hieng der Eintritt in's Amt oder das Verbleiben im Amt, hieng der Bezug der Besoldung ab. Eben dies System war es, das Milton bekämpft hatte, dem er einige Zeit nachher in zwei merkwürdigen Schriften noch entschiedener entgegentrat. Man sieht: die independentische Gesinnung Milton's ist von derjenigen Cromwell's wesentlich verschieden. In Milton wird sie zur Ahnung des zukünftigen Verhältnisses von Kirche und Staat, wie es eben erst anfieng in einem kleinen Gemeinwesen jenseits des Oceans sich zu verwirklichen. In Cromwell greift sie beinahe auf die Ideale einer fernen Vergangenheit zurück, welche dem Wesen der modernen Zeit nicht entsprechen.

Alles in allem hatte die innere Regierung des Protektors keine einzige der hohen Forderungen genügend erfüllt, welche der Dichter mit so viel Freimuth an sie gestellt hatte. Es geht viel zu weit, wenn man annimmt, dass ein förmlicher Zwiespalt zwischen ihm und seinem Amte bestanden habe. Es ist ganz irrig, wenn man behauptet hat, dass er um seinen Abschied eingekommen sei. Aber nicht mit Unrecht hört man vielleicht seinen Unmuth aus den Worten eines Briefes heraus, den er 1657 einem Freunde, auf dessen Bitte sich

für ihn zu verwenden, übersandte: „Ich pflege keinen vertrauten Umgang mit denen, welche in Gunst stehn und ziehe es vor, ruhig zu Hause zu bleiben“ ([1]).

Ein Gebiet gab es indessen, auf dem der „Sekretär für die lateinische Sprache“ voll freudiger Hingebung mit dem Protektor zusammenarbeitete. Es war das Gebiet der auswärtigen Politik. Freilich hatte Milton sehr nachdrücklich davor gewarnt kriegerischen Ruhm und diplomatische Erfolge den inneren Reformen vorzuziehn. Die unscheinbaren Siege des Friedens hatte er hoch erhoben über die blendenden Siege der Waffen. Aber er wollte deshalb nicht einen Frieden auf jeden Fall. Er kannte einen Kampfpreis, für dessen Gewinn ihn die Hingabe von englischem Gut und Blut nicht zu kostbar dünkte. In den Vorstellungen des Puritanismus aufgewachsen, wie er es war, hatte er von Jugend auf lebhaft beklagen müssen, dass sein Vaterland davon abstand, als Schutzmacht des europäischen Protestantismus aufzutreten. Unter Cromwell's Scepter schien England sich diese Rolle mit Entschiedenheit aneignen zu wollen. Bekenner des Evangeliums, die aus Polen vertrieben waren, fanden Aufnahme in England. Heimatlose böhmische Brüder sollten in Irland angesiedelt werden. Den Reformirten Frankreichs wandte sich beständig die Sorge des Protektors zu ([2]). Und hiebei blieb er nicht stehn. Er brauchte nur der puritanischen Gedankenströmung und seiner eigenen Neigung zu folgen, um sich der Pläne anzunehmen, mit denen sich Milton's Freunde, Hartlib und Durie, seit lange getragen hatten. Was beide schon hie und da angedeutet hatten, erhielt während des Protektorates eine greifbare Bestätigung. Eine Union aller protestantischen Mächte, eingeleitet und geführt durch England: in dieser Form gestaltete sich unter der Hand des Staatsmannes die gutgemeinte Idee einer Union der verschiedenen akatholischen Bekenntnisse und einer theologischen Korrespondenz. Beim Abschluss der Verträge mit den Niederlanden, mit Schweden und Dänemark blieb der Wunsch einer engeren Vereinigung im protestantischen Interesse nicht verschwiegen. Wenn sich Streitigkeiten zwischen Schweden und Bremen er-

hoben, so suchte der Protektor durch den ernsten Hinweis auf die Gemeinsamkeit der gefährdeten religiösen Interessen zu vermitteln. Und es war Milton, der seinen Gedanken die klassische Form gab. Durch ihn verkündete er der Welt, dass er für seine erste Herrscherpflicht halte „über den Frieden der Protestanten zu wachen". Durch ihn machte er darauf aufmerksam, „wie sehr sich der gemeinsame Feind der Reformirten an ihren inneren Zwistigkeiten erfreue" (1). Man fühlt es der Sprache des Dichters an, wie tief ihn dieser Gegenstand ergreift. So oft er die Umtriebe der Kurie, die Gefahren der Neugläubigen, die Nothwendigkeit ihrer Vereinigung zu berühren hat, erhebt sich die trockene lateinische Staatsschrift zu einem höheren Stil. Und bald ward ihm Gelegenheit das ganze Pathos seiner Beredtsamkeit in der Behandlung eben dieser Fragen zu entfalten.

Seit einiger Zeit herrschten sehr freundschaftliche Beziehungen zwischen der englischen Regierung und den evangelischen Kantonen der Schweiz (2). Ein Gesandter derselben hatte den Frieden zwischen England und den Niederlanden zu fördern gesucht. Cromwell hatte im Gespräch mit ihm aus seiner Furcht vor einem neuen Religionskriege, aus seinem Verlangen nach einer näheren Verbindung kein Hehl gemacht. Milton hatte in einer seiner Depeschen die Söhne der Berge gepriesen, „die beinahe als die ersten in Europa ihre Freiheit errungen und mit Gottes Beistand durch nicht geringere Klugheit und Mässigung so viele Jahre hindurch rein erhalten hätten" (3). Im Sommer des Jahres 1654 sollte nun dieses Band noch enger geknüpft werden. Zu allgemeinem Erstaunen erschien ein diplomatischer Agent des Protektors in Zürich. Es war der berühmte Mathematiker John Pell, der mit Hartlib auf vertrautem Fusse stand und vermuthlich auch zu Milton's Bekanntenkreise zählte. Und gleichzeitig mit Pell, ein Empfehlungsschreiben des Protektors in der Tasche, machte sich John Durie auf den Weg, um sein altes Friedenswerk wieder aufzunehmen. Er hatte schon seit Jahren mit den schweizer Theologen verhandelt, aber dies Mal arbeitete er an seiner Sisyphusaufgabe nicht mehr auf eigene Hand,

sondern im Vertrauen auf die Autorität des Protektors. Politische und religiöse Bestrebungen unterstützten sich gegenseitig. In Frankreich sah man schon sorgenvoll voraus, dass Cromwell als Vorbereitung auf eine evangelische Liga ein allgemeines Koncil seiner Glaubensgenossen berufen werde, dem es obliegen würde ein gemeinsames Bekenntnis festzustellen (1). Damals brachte Durie jene Nachrichten über Morus in Erfahrung, durch die er Milton Waffen in die Hand gab. Damals wurde ihm auch von ängstlichen Gemüthern entgegengehalten, dass er eine jener königsfeindlichen Schriften Milton's übersetzt habe (s. o. S. 83 Anm. 2). Uebrigens war er mit seinen Erfolgen sehr zufrieden. Er durchreiste einen grossen Theil der Schweiz, konferirte und disputirte aller Orten und begab sich, in der sicheren Hoffnung die einigende Formel aufzufinden, nach Deutschland. Pell blieb zurück und wurde durch eine wichtige Angelegenheit in Anspruch genommen, die alle Befürchtungen einer Entflammung der alten Religionskriege zu rechtfertigen schien und die Politik des Protektors zu einer fieberhaften Thätigkeit veranlasste.

Es war das Martyrium der Waldenser, von dem man zuerst in der benachbarten Schweiz genauere Kunde erhielt. Oft genug waren die Alpenthäler Piemont's, in denen seit Jahrhunderten arme waldensische Gemeinden ihren Sitz hatten, Zeugen heftiger religiöser Kämpfe gewesen. Wiederholte Bestätigungen der alten Privilegien seitens der savoyischen Landesherrn hatten mit Rechtsbrüchen und Verfolgungen gewechselt. Der Bekehrungseifer des katholischen Fanatismus rief auf der Gegenseite mitunter Handlungen der Rache hervor, die sofort zur Rechtfertigung neuer Gewaltthaten benutzt wurden. Bis zum Beginn des Jahres 1655 hatte die reformirte Welt an diesen Kämpfen keinen aussergewöhnlichen Antheil genommen. Damals aber führten sie zu einer Katastrophe, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich lenkte. Ende Januar des bezeichneten Jahres wurden die Bewohner der Thäler von Luserna, Perosa, St. Martino angewiesen entweder den Glauben ihrer Väter aufzugeben oder binnen drei Tagen ihre Wohnstätten mit anderen zu vertauschen, in denen

sie nur unter der Bedingung geduldet werden sollten, dass sie die Abhaltung der Messe, die Thätigkeit der Missionsprediger und das Werk der Bekehrung in keiner Weise behinderten. Sie hofften noch durch Unterhandlungen mit den leitenden Persönlichkeiten zu Turin das Schlimmste abzuwenden, als im April der Marquis von Pianezza mit einer ansehnlichen Truppenmacht in die Thäler einfiel. Einige Tage lang waren in ihnen alle die Furien entfesselt, die während der Bartholomäusnacht und während des irischen Aufstandes gewüthet hatten. Brand, Mord und Schändung stritten sich um ihre Opfer. Wehrlose Frauen wurden unter grässlichen Martern zu Tode gequält, unmündige Kinder gegen die Felsen geschleudert. Wer dem Blutbad oder der Gefangenschaft entgangen war, flüchtete nach heldenmüthigem Widerstande in das unzugängliche Gebirge und litt dort Qualen des Hungers und der Kälte. Einige waren auf französisches Gebiet entkommen. Doch durften ihre dortigen Glaubensgenossen nicht wagen, ihnen wirksame Hilfe zu leihen. Waren doch selbst französische Truppen bei ihrem Marsche durch savoyisches Gebiet aufgehalten, zur Mitwirkung bei dem Gemetzel verwandt worden. Inzwischen rafften sich die Angegriffenen von dem ersten Schlage auf und setzten bis in den Sommer hinein den verzweifelten Kampf unermüdet fort.

Kaum irgendwo machten die Nachrichten von diesen Vorgängen einen so tiefen Eindruck wie in England. Was viele Schwarzsichtige dort so lange vorausgesagt hatten, schien endlich einzutreffen. Die Hauptschuld des Erlebten war auf die katholische Propaganda zurückzuführen, deren Filiale in Turin sass. Man war demnach geneigt, das Geschehene nur als das Vorspiel der gefürchteten „papistischen Anschläge“ zu betrachten. Von allen Kanzeln wurden die Leidenschaften des Volkes aufgerufen. Ausgestreute Libelle mahnten zur Rache an den Katholiken. Eine Sammlung für die Waldenser, bei welcher der Protektor mit dem besten Beispiel vorangieng und bei deren Austheilung die Behörden und Geistlichen von Genf gute Dienste leisteten, stieg allmählich auf 40,000 £. Aber hiebei wollte Cromwell nicht stehn bleiben. In seinem Auf-

trag eilte Samuel Morland, ein Freund der Hartlib und Pell, nach Frankreich um die Vermittlung Ludwigs XIV. und Mazarin's anzurufen und nach Turin um dem Herzog von Savoyen Vorstellungen zu machen. In seinem Namen ergieng ein Hilferuf an den König von Schweden, den König von Dänemark, die evangelischen Kantone der Schweiz, die Generalstaaten, ja sogar an den Fürsten von Siebenbürgen, um ihre Unterstützung in der gemeinsamen Sache des Protestantismus auszuwirken. Und wieder war es Milton, der die edelmüthigen Gedanken des Herrschers in hochtönende Worte umsetzte.

Auch ihn hatte das grässliche Ereignis mächtig ergriffen. In einem Sonett von gewaltiger Kraft, einem lauten Aufschrei seiner verletzten Gefühle, flehte er den Herrn an, „seiner Heiligen nicht zu vergessen, deren Gebeine auf den kalten Alpen zerstreut sind und dem Tyrannen mit der dreifachen Krone ihre Seufzer, ihr Todesröcheln zu gedenken" (1). Was er hier in englischen Versen ausgesprochen, hatte er als Sekretär des Protektors nur in lateinische Prosa zu verwandeln. Denn von ihm rührten die zahlreichen diplomatischen Aktenstücke her, welche diese Angelegenheit betrafen: die Schreiben an die verschiedenen protestantischen Mächte, die Briefe, mit denen Morland sich am französischen wie am turiner Hofe einführte, die Rede sogar, die er in feierlicher Audienz vor dem Herzog und seiner Mutter zu halten hatte (2). Wohl fehlt es in allen diesen Erzeugnissen der Milton'schen Feder nicht an Wiederholungen. Aber es kam eben darauf an mit Nachdruck immer auf's neue das vollzogene Verbrechen in's Gedächtnis zu rufen und seine Sühnung als eine allgemeine Angelegenheit aller Bekenner der reformirten Lehre darzustellen. Mit einer unverkennbaren Wärme im Ausdruck, die von der üblichen Form derartiger Urkunden ausserordentlich abwich, hat Milton sich seiner Aufgabe entledigt. Mitunter kann er es nicht unterlassen ein Bild oder einen Vergleich aus dem Alterthum anzubringen, wie er denn Morland in Turin erklären lässt, dass „alle Neronen aller Zeiten" nie etwas so Unmenschliches erdacht hätten, wie es in den waldensischen Thälern an's Licht getreten war.

Milton's Feder war ein unverächtlicher Bundesgenosse für den Protektor. Allein er schien eine Zeit lang geneigt zu sein noch kräftigere Mittel anzuwenden. Eine starke Flotte unter Robert Blake kreuzte im Mittelmeer. Der Admiral hatte erst kürzlich in jenen Gewässern einen heilsamen Schrecken vor der englischen Flagge verbreitet, Toskana und den Kirchenstaat zur Leistung von Schadensersatz für den geduldeten Verkauf gekaperter Kaufmannsgüter gezwungen und die Raubstaaten der nordafrikanischen Küste durch die Verbrennung der tunesischen Flotte und das Bombardement der tunesischen Forts nicht wenig eingeschüchtert. Es wäre kein Ding der Unmöglichkeit gewesen vor Nizza zu erscheinen, auch das Herzogthum Savoyen den Donner englischer Geschütze hören zu lassen und eine englische Truppenmacht an die Küste zu werfen. Indessen erschien ein solcher Plan, bedenklich wie er an sich war, nur ausführbar durch den gleichzeitigen Eingriff einer festländischen Kriegsmacht. Zu dieser Rolle sollten sich die evangelischen Kantone der Schweiz bequemen. Die ganze Thätigkeit von Pell richtete sich darauf sie für ein Schutz- und Trutzbündnis mit England zu gewinnen und für das Versprechen englischer Subsidien zum Angriff gegen Savoyen zu verlocken. Indessen es zeigte sich, wie schief diese Verhältnisse vom religiösen Gesichtspunkt aus beurtheilt worden waren. In der Schweiz, wo man soeben die Erschütterungen des Bauernkrieges durchgemacht hatte und am Vorabend des Vilmergerkrieges stand, war man völlig zufrieden, wenn es nur gelang den Brand im eigenen Hause zu vermeiden. Auf keine Weise liessen sich die reformirten Kantone dazu verleiten den gefährlichen Anmuthungen des Protektors nachzugeben. Sie suchten wie zuvor auf diplomatischem Wege zu Gunsten der Waldenser einzuwirken und versprachen sich das Beste von der Absendung einer viergliedrigen Gesandtschaft nach Savoyen, mit welcher Agenten aus England und aus den Niederlanden zusammenzuhandeln bestimmt waren. Allein noch waren diese nicht auf dem Schauplatz erschienen, als unter französischer Vermittlung der Vertrag von Pinerolo zwischen den Waldensern und ihrem Landes-

herrn abgeschlossen wurde (18. August 1655). Die Enttäuschung in England war nicht gering. Dieser Vertrag, wenn er auch einige Zugeständnisse enthielt, gewährte doch in keiner Weise Genugthuung. Es fehlte jede Bürgschaft für seine ehrliche Ausführung. Vor allem die erträumte Liga der Reformirten fiel damit zu Boden. Das Zeitalter Alba's und Wilhelm's von Oranien war überwunden. Die Gruppirung der Mächte einzig um die Standarte des Glaubens hatte sich überlebt.

Es waren andere Momente, die das Verhältnis der europäischen Staaten zu einander bestimmten und der Politik des Protektors ihre endgiltige Richtung anwiesen. Nicht umsonst hatte Mazarin allen Eifer angewandt um durch den Vertrag von Pinerolo die Klagen der Waldenser wenigstens für den Augenblick zur Ruhe zu bringen. Die Zeit war gekommen, in der England seinem langen Schwanken zwischen Spanien und Frankreich ein Ende zu machen im Begriff stand. Die Angelegenheit der Waldenser drohte ein unerwartetes Hindernis der Entscheidung zu werden, es war demnach wichtig sie so rasch als möglich aus dem Wege zu räumen. Schon längst hatte der Protektor alles vorbereitet, um in die Bahnen der volksthümlichen, auswärtigen Politik zurückzulenken, die seinen eigenen Wünschen entsprach. Er war geneigt unter den katholischen Mächten diejenigen, welche die Vorfechter des Pabstthums seien, von denen zu unterscheiden, welche ihre Interessen ohne Rücksicht auf das Oberhaupt der Kirche verfolgten. Zu diesen rechnete er Frankreich, zu jenen Spanien. Dass Spanien den englischen Kaufleuten nicht gestatten wollte, geschützt vor der Inquisition, „ihre Bibeln in der Tasche bei sich zu tragen“ bildete neben der Forderung den kolonialen Handel frei zu geben einen vorzüglichen Beschwerdepunkt der englischen Regierung. „Alle eure Gefahren, rief Cromwell gelegentlich dem Parlament zu, kommen von dem gemeinsamen auswärtigen Feinde, von Spanien, welches das Haupt der Armee des Pabstes ist“ (1). Er nahm den Lieblingsgedanken des elisabethanischen Zeitalters wieder auf und konnte des Beifalls der ganzen puritanischen Partei

sicher sein. Die unerwartete Eroberung von Jamaika im Sommer 1655, die für den verfehlten Angriff auf St. Domingo entschädigen musste, machte den Bruch mit Spanien unvermeidlich. Der spanische Gesandte erhielt seine Pässe. Kurz nach seiner Abreise erschien in lateinischer Sprache das englische Kriegsmanifest. Auch dieses Aktenstück ist mitunter Milton's Feder zugeschrieben und in die meisten Ausgaben seiner Werke aufgenommen worden. Innere wie äussere Gründe machen seine Autorschaft indessen zweifelhaft(1). Allein unbeschäftigt liess ihn der Gang der auswärtigen Politik keineswegs. Während Spanien mit den verjagten Stuarts in enge Verbindung trat, schloss Cromwell einen Friedens- und Handelsvertrag mit Frankreich. Noch war die Waffengenossenschaft der beiden Staaten nicht erklärt. Der grosse Sieg über die reichbeladene spanische Flotte im Hafen von Santa Cruz (20. April 1658), die letzte Heldenthat Robert Blake's, war lediglich ein Ergebnis englischer Tapferkeit. Aber schon war eine Offensivallianz zwischen England und Frankreich zu Stande gekommen, der zu Folge ein englisches Hilfscorps auf dem Kontinent erschien, um gemeinsam mit den Franzosen die festen Plätze der spanischen Niederlande anzugreifen. Die Soldaten aus der Schule Cromwell's kämpften an der Seite der Truppen Turenne's gegen ihre royalistischen Landsleute, die unter Führung des Herzogs von York in den Reihen der Spanier standen. Der Preis des Sieges war die Eroberung von Dünkirchen. Es wurde versprochener Massen den Engländern ausgeliefert, nachdem sie schon vorher Mardyke in Besitz genommen hatten. Der Schlüssel des Festlandes hieng, wie man sagte, am Gürtel Cromwell's (25. Juni 1658).

Diese grossartigen Triumphe der äusseren Politik konnten Milton am wenigsten gleichgiltig finden. Er hatte die lateinischen Kreditive für Sir William Lockhart abgefasst, den Gesandten des Protektors am französischen Hofe und den siegreichen Führer der englischen Hilfsmacht(2). Als Cromwell's Schwiegersohn, Lord Fáuconberg, im Frühling des Jahres 1658 nach Calais reiste, um Ludwig XIV. und Mazarin daselbst

zu begrüssen, überbrachte er Schreiben des Protektors an den König und an den Minister, die Milton aufgesetzt hatte([1]). Und wiederum fiel es Milton zu, den gebührenden Dank für die Mission des Herzogs von Créqui auszusprechen, der nach London gekommen war, um die Einnahme Dünkirchen's zu melden. In diesen Aktenstücken wäre das Pathos schlecht am Platz gewesen, das in der Angelegenheit der Waldenser zum Durchbruch gekommen war. Aber vergessen wurde dieser vorgeschobene Posten der Reformirten weder vom Protektor noch von seinem Sekretär. Je mehr Grund die Waldenser hatten, sich über die mangelhafte Ausführung des Vertrages von Pinerolo zu beklagen, desto ernster nahm Cromwell es mit seiner Pflicht, sie nach Möglichkeit zu schützen. Noch ein Mal, im Mai 1658, wurde Milton's Feder in Bewegung gesetzt um Ludwig XIV. zu beschwören, seines Titels des „allerchristlichsten Königs" eingedenk zu sein und die Versprechungen Heinrich's IV. wahr zu machen. Noch einmal ermahnte gleichzeitig dieselbe Stimme die evangelischen Kantone der Schweiz, nicht müde zu werden in der Sorge „für den ältesten Spross der reinen Religion".

Es gab noch eine andere Frage der Politik, welche die religiösen Gefühle Cromwell's und Milton's gleich sehr erregte und die Veranlassung wurde, eine Reihe lateinischer Depeschen durch den Dichter ausfertigen zu lassen. Im Nordosten Europas war ein Kampf entbrannt, der argwöhnischen Zeitgenossen einen inneren Zusammenhang mit dem Kampf gegen Spanien zu haben schien. Karl X. von Schweden hatte sich auf das Königreich Polen gestürzt und binnen kurzem die grössten Erfolge davon getragen. Er stand in nahem Verhältnis zu Cromwell, er erschien ihm als der Vorfechter des Protestantismus im Norden, und durch Milton liess der Protektor ihm Glück zu seinen Siegen über die „Feinde der Kirche" wünschen. Es wäre ganz im Sinne des englisch-französischen Bündnisses und der puritanischen Hoffnungen gewesen, wenn sich der Träger der Krone Gustav Adolf's gegen das Haus Habsburg gewandt und seinen Besitz der deutschen Reichswürde gestört hätte. Allein statt dessen

musste man erleben, dass die Protestanten des Nordens unter sich in Zwiespalt geriethen. Der plötzliche Einfall der Dänen in schwedisches Gebiet rief Karl X. von seiner Siegeslaufbahn zurück. Mit den Dänen waren wiederum die Niederländer im Bunde. Der grosse Kurfürst liess sich für Anerkennung der Souveränetät seines Herzogthums durch Polen von der schwedischen Seite abdrängen. Nur für kurze Zeit brachte englisch-französische Vermittelung in dem Kampf der beiden skandinavischen Reiche wenigstens eine Pause hervor.

Auch an dieser Stelle des Welttheils zeigte sich, dass das religiöse Moment nicht mehr das bestimmende war, so mächtig es auch noch immer auf die Verhältnisse der Staaten einwirkte. Dem Protektor dagegen schien es wichtiger zu sein als irgend ein anderes. Nach allen Seiten liess er durch Milton seine Warnungen ergehn. Die Niederlande beschwor er, sich mit Schweden brüderlich zu vertragen. Den Schwedenkönig mahnte er ab von der Feindseligkeit gegen die Niederlande und von dem Kriege gegen Dänemark. Den grossen Kurfürsten suchte er mit schmeichlerischen Worten beim schwedischen Bündnis festzuhalten (1). Und immer war es die Berufung auf den gemeinsamen Glauben, die in allen diesen Schriftstücken Milton's den Ausgangspunkt bildete. Vergeblich hofft man in ihnen die mannichfachen ineinander verschlungenen politischen und kommerziellen Fragen erörtert zu sehn, die bei dem Kampf um die nordischen Küsten und Meere den Ausschlag gaben. Dafür kehrt die Erinnerung an das Geschick der Waldenser, an die neuerliche Niederlage der schweizerischen Reformirten, an die Bedrängnis der evangelischen Unterthanen Oesterreichs beständig wieder. Die ganze europäische Menschheit erscheint nach diesen Depeschen in zwei Lager gespalten. Ueber das eine gebietet mit niemals rastenden Ränken der römische Pontifex, dessen eifrigster Vorkämpfer das Haus Habsburg ist. In dem anderen haben sich alle Bekenner der „reinen Lehre", mit Aufopferung einzelner Vortheile, ihrer inneren Zwistigkeiten vergessend, unter Englands Führung zu gemeinsamer Abwehr der „papistischen Anschläge" zu sammeln.

Es ist dieselbe einseitige Auffassung der politischen Lage, dieselbe Verkennung des Fortschrittes der Zeiten, die schon bei einer anderen Gelegenheit zu bemerken gewesen war. Allein so gefährlich für das wünschenswerthe Zurücktreten der religiösen Gegensätze dieses Hervorkehren des evangelischen Gemeingefühls auch werden konnte, es gab der Politik des Protektors doch einen grossartigen Zug. Wenn er sein Parlament aufforderte, sich mit ihm an „Luther's Psalm": eine feste Burg ist unser Gott: zu erheben, wenn er mit dem eisernen Klang des englischen Namens über den ganzen Erdball hin die Anhänger der reformirten Lehre vor den Angriffen ihrer Feinde zu schützen suchte, so konnte das den feurigen Puritaner einigermassen für die Mängel entschädigen, die er der inneren Regierung seines Vaterlandes vorzuwerfen haben mochte. Der Staatsschreiber, dessen Feder die Gedanken des Herrschers wiedergab, war mehr als jeder andere in diesem Fall.

Ein neuerer englischer Meister hat es versucht das Bild der beiden Männer in ihrer gemeinsamen Arbeit zur Anschauung zu bringen. Cromwell, stämmig und breitschultrig, das Schwert an der Seite, in Reiterstiefeln, mit strengem, fast löwenartigem Gesichtsausdruck, steht gebieterisch da. Milton, eine schlanke Gestalt mit weicheren Zügen, sieht von seinem Sitze zu dem Gebieter empor, mit der Linken auf ein Blatt Papier deutend, die Feder in der Rechten, gleich als warte er auf die Weisung in der Niederschrift fortzufahren. Der Künstler hat sich bei seiner Darstellung manche Freiheiten genommen, vor allem die, dass der erblindete Milton, zu der Zeit, als er in Diensten des Protektors stand, nicht mehr fähig war, seinem Diktat zu folgen. Aber wie das Bild den Beschauer eigenthümlich fesseln wird, so wird der Bund des Sängers mit demjenigem, der König zu heissen verschmähte, den Blick der Nachlebenden immer wieder auf die Höhen der Menschheit hinlenken.

Fünftes Kapitel.

Familie und Freunde.

Oeffentliche Charaktere fesseln die Aufmerksamkeit der Nachwelt zunächst, soweit ihr Wirken für das Gemeinwohl in Frage kommt. Ihre häuslichen Schicksale, ihre Verhältnisse zu Familiengenossen und Freunden stehen in zweiter Linie. Haben wir uns Milton in amtlicher Stellung vor Augen geführt, die Thätigkeit des politischen Schriftstellers und Sekretärs, seine Arbeit für den republikanischen Staatsrath und für den Protektor, so ist es unerlässlich, zu schildern, wie während eben dieser Jahre sein Privatleben sich gestaltete. Das kleine Gartenhaus in Petty-France, das der Dichter seit Ende 1651 bewohnte, war Zeuge wechselnder Scenen von Freude und Leid, die sich in seinen Mauern abspielten. Milton hatte es mit seiner Frau und drei Kindern bezogen. Auf die beiden Töchter Anna und Mary, die noch im zartesten Alter standen, war am 16. März 1651 ein Sohn gefolgt, welcher vom Vater den Namen John empfangen hatte. (1) Gewährte die Ehe Milton auch nicht jene glückliche Befriedigung, die nach der erfahrenen Enttäuschung unmöglich war, so wurde doch durch das Dasein der Kinder ein festeres Band zwischen ihm und der reuig zurückgekehrten Gattin geknüpft.

Um so unerquicklicher wurde sein Verhältnis zu der Schwiegermutter, der alten Mrs. Powell. Mit ihrer zahlreichen Familie in bedrängter Lage zurückgelassen, hatte die Wittwe

Powell sich bemüht, Genugthuung für den Schaden zu erhalten, der dem Vermögen ihres verstorbenen Gatten von Staats wegen zugefügt worden war, und so viel als möglich von seinen sequestrirten und verschleuderten Gütern zu retten. Unter diesen Gütern war auch die Besitzung von Whatley in Oxfordshire, an der Milton für ein altes Darlehen ein Pfandrecht hatte. Er hatte keine Hoffnung, dass die Schuld jemals zurückgezahlt werde. Er hatte noch keinen Schilling von der versprochenen Mitgift seiner Frau gesehen. Nichts desto minder hatte er, ohne dazu verpflichtet zu sein, von den Erträgnissen dieser Besitzung jährlich einen Theil an seine Schwiegermutter abgegeben. Allein ihr zu Gefallen die Staatskasse zu betrügen, sah er sich ausser Stande. In der That wurde ihm diese Versuchung nahe gelegt. Es war das selbstverständliche Interesse der Wittwe Powell, als es sich um Zahlung der Sühnesumme handelte, den Ertrag jenes Gutes möglichst niedrig anzugeben. Milton, der nach einer Akte von 1650 als Pfandinhaber eines Delinquentengutes zunächst eintreten musste, hatte aber gefunden, dass dieser Ertrag sich auf das Doppelte belief und danach gehandelt. Mochte nun dies schon den Zorn seiner Schwiegermutter erregen, so noch mehr, dass er Miene machte, jene jährliche Abtretung eines Theiles der Einkünfte von Whatley zu sistiren. Er hatte seine guten Gründe dafür, nicht länger den Freigebigen zu spielen. Dass er nicht zu jener Zahlung verpflichtet sei, war wenigstens aussergerichtlich anerkannt worden. Aber es wurde bei der Abschätzung der Sühnesumme keine Rücksicht darauf genommen, dass er sich dennoch bisher dies Opfer auferlegt hatte. Mrs. Powell gerieth alsbald in Feuer und Flamme. Sie forderte, „um sich und ihre Kinder vor dem Hungertode zu retten“, als ein rechtmässiges Witthum, was sie bis dahin durch die Güte ihres Schwiegersohnes erhalten hatte. Sie erklärte, nicht darum processiren zu können, weil es ihr gänzlich an Mitteln fehle, und weil ihre Tochter darunter leiden würde. Denn Milton, fügte sie hinzu, sei ein „rauher und cholerischer Mann, der seine Frau schon früher einmal weggejagt habe“. Der Dichter war edel genug, sich

für ein solches Benehmen nicht auf eine sehr nahe liegende Weise zu rächen. Es konnte ihm ein Leichtes sein, den Nachweis zu führen, dass Mrs. Powell ihre Noth entschieden übertrieb, wie sie denn, zum Theil sogar mit Hilfe von Milton's Bruder, als ihres Rechtskonsulenten, vieles von dem Verlorenen zurückgewann (1).

Inzwischen blieb der Friede des „rauhen und cholerischen" Milton mit seiner Frau trotz dieser ärgerlichen Streitigkeiten ungestört. Am 2. Mai 1652 wurde ihm eine Tochter geboren, Deborah, die von allen seinen Kindern die grösste Aehnlichkeit mit ihm hatte (2). Aber der Mutter kostete die Geburt das Leben. Sie starb in Folge der Nachwehen des Wochenbetts, sechsundzwanzigjährig, nachdem sie neun Jahre lang des Dichters Weib gewesen war, ohne ihm das höchste Glück haben schenken zu können, das er von der Ehe erhofft hatte. Nicht lange vorher oder nachher wurde auch der schwächliche Knabe hinweggerafft. Milton stand mit seinen drei kleinen Töchtern allein. Es war die Zeit, da ihm über den unwiederbringlichen Verlust seiner Sehkraft keine Täuschung mehr übrig blieb, da ihn die literarischen Fehden, zu denen Salmasius' Bekämpfung den Anlass gegeben hatte, in unablässige Aufregung versetzten. Aber sein Muth gieng in den Sorgen des täglichen Lebens nicht unter. Wohl nicht ohne Beziehung auf seine eigene Lage wählte er sich im Jahre 1653 die acht ersten Psalmen zu freier englischer Uebersetzung in Reimen. Mit dem Psalmisten rief er aus: „Ach Herr, wie ist meiner Feinde so viel, und setzen sich so viele wider mich." Aber mit ihm tröstete er sich auch in dem Gedanken: „Du Herr bist der Schild für mich, und der mich zu Ehren setzet, und mein Haupt aufrichtet." (3) Dieselbe Stimmung durchdringt das rührende Sonett „auf seine Blindheit". (4) Fromme Ergebung in sein schweres Schicksal wird ihm leicht. Er klagt nicht, so wenig, wie er gegen den Griechen Philaras geklagt hatte. Er weiss: „Wer Gottes mildes Joch am besten trägt, dient ihm am besten".

Ob Tausende auf seinen Wink sich eilen,
Hinfliegend rastlos über Land und Meer,
Sie dienen auch, die ruhig harrend weilen.

Wer sein schweres Loos mit so viel Fassung ertrug, war nicht dazu gemacht, das Leben einsam zu vertrauern. Im Gegentheil suchte er ihm durch den Verkehr mit Freunden und Bekannten noch manche schöne Seite abzugewinnen. Seine amtliche Stellung hatte es mit sich gebracht, dass angesehene Fremde seine Gesellschaft suchten. Es wird berichtet, dass das Parlament ihn in die Lage versetzte, einmal im Laufe der Woche „die Gesandten und Gelehrten des Auslandes, namentlich diejenigen, welche Protestanten waren," zu Tische bei sich zu sehen, und Cromwell soll ihm die gleiche Gunst gewährt haben (1). Sein Ruhm war nach der Bekämpfung des Salmasius in ganz Europa verbreitet. Franzosen und Italiener sollen ihn eingeladen haben, ihre Länder zu besuchen, indem sie es an schmeichelhaften Anerbietungen nicht fehlen liessen. Fremde kamen nach London, um „den Protektor und Mr. Milton" zu sehen. Man suchte als eine Merkwürdigkeit das Haus auf, in dem er geboren war. Nicht leicht verliess ein ausländischer Gelehrter die Stadt, ohne seine Bekanntschaft gemacht zu haben (2).

Ein paar Beispiele dafür sind uns bekannt. Im Jahre 1651 verweilte der Deutsche Christoph Arnold, welcher 1653 Diaconus an der Marienkirche in Nürnberg und Professor am Egidiengymnasium daselbst wurde, für längere Zeit in England. Da Männer, wie Durie, John Rous, Hermann Mylius zu seinen Bekannten zählten, so konnte es ihm nicht schwer werden, bei ihrem Freunde, dem berühmten Gegner des Salmasius, Zutritt zu erhalten. Er schildert in einem Briefe den Eindruck, den ihm Milton machte, die Anmuth seiner Unterhaltung, die Schärfe seines Urtheils über frühere englische Theologen. Beim Scheiden legte er ihm nach der Sitte der Zeit sein Album vor, das sich heute im Besitz des britischen Museums befindet. Dort liegt Milton's kurzer Eintrag, dessen Unterschrift jedenfalls von ihm selbst herrührt, aller Einsicht offen (3). — Ein anderer junger Deutscher trat in ein noch näheres Verhältnis zu Milton. Es war Peter von Heimbach, der Sohn des cleveschen Kanzlers Winand von Heimbach, der in der Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm in den clevesch-

niederländischen Angelegenheiten eine Rolle gespielt hatte. Peter Heimbach war nach vollendeten Studien 1656 mit den Formen eines vornehmen Mannes in England angelangt, möglicher Weise damit beauftragt, im Interesse der verwittweten Königin von Böhmen zu wirken, vielleicht auch in der Hoffnung, eine Stelle in Oxford zu erhalten. Für Cromwell empfand er eine unbegrenzte Verehrung, die sich in einer kleinen Druckschrift äusserte. Namentlich hatte ihm sein Auftreten in der Angelegenheit der Waldenser imponirt. Nichts natürlicher, als dass er auch Milton, der die Depeschen des Protektors zu Gunsten der Waldenser abgefasst hatte, den Zoll seiner Huldigung darbrachte. Er reiste zwar noch im Laufe des Jahres 1656 wieder von London ab, vermuthlich nach Amsterdam. Aber Milton blieb mit ihm in brieflicher Verbindung, die sich über zehn Jahre erstreckte. Er nahm seine Hilfe in Anspruch bei der Anschaffung eines Atlas, der freilich, wie er selbst bemerkte, ihm, dem Blinden, von wenig Nutzen sein konnte. Heimbach hinwiederum wünschte durch ihn zur Stelle eines Sekretärs beim englischen Gesandten in den Niederlanden empfohlen zu werden. Noch sechs Jahre nach der Restauration gedachte er in alter Anhänglichkeit seines englischen Freundes (1).

Unter den Fremden waren es indessen nicht nur Deutsche, die im Verkehr mit Milton Genuss fanden. Französischer Abkunft war vermuthlich ein gewisser Henri de Brass, an den er gleichfalls nach seiner Abreise von England mehrere Briefe richtete, soll feiner, treffender Bemerkungen über die Aufgabe des Historikers und den historischen Stil (2). Dem friesländischen Stamm gehörte der bekannte Publicist Leo von Aitzema an, der als Agent für die Hansestädte in London Milton's Umgang gesucht hatte, und in gleicher Eigenschaft nach dem Haag gesandt, die Absicht hatte, Milton's Schrift über die Ehescheidung in's Holländische übersetzen zu lassen (3).

Von allen Fremden aber, die vorübergehend oder für längere Zeit in London auftauchten und mit Milton in Berührung kamen, war keiner merkwürdiger, als Roger Williams.

Der Gründer von Rhode-Island hatte Ende 1652 ein zweites Mal die Reise über den Ocean gewagt, um die rechtliche Stellung und den inneren Frieden seiner Kolonie durch Verhandlungen mit den Behörden des Mutterlandes auf's neue zu sichern. Zwei Jahre lang verweilte er auf englischem Boden und, wie bei seinem ersten Besuch der Heimat, fand er auch dies Mal bei dem gesinnungsverwandten Henry Vane die beste Unterstützung und gastfreie Aufnahme. Unter den sonstigen Männern von Ansehen, mit denen er verkehrte, waren Cromwell und Milton. Eine ihm bekannte englische Dame konnte ihm freilich nicht verzeihen, dass er mit dem Verfasser des Bilderstürmers umgehe, mit dem Manne, „der zwei oder drei Frauen zu gleicher Zeit gehabt", und den Gott schon auf Erden für seine Sünden „mit Blindheit gestraft habe". Er aber schenkte den Stimmen aus royalistischem Lager kein Gehör und wusste Milton's Bekanntschaft zu schätzen. „Es gefiel dem Herrn — schrieb er einem seiner amerikanischen Freunde — mich einige Zeit lang mit mehreren Personen Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Französisch und Holländisch treiben zu lassen. Der Sekretär des Staatsraths (Mr. Milton) hat mir für mein Holländisch, das ich ihm las, manche andere Sprache gelesen." Indessen für Milton und Williams gab es wichtigere Gegenstände gemeinsamer Theilnahme. Ueber dem Austausch ihrer sprachlichen Kenntnisse versäumten sie gewiss nicht den Austausch ihrer Gedanken über die grossen kirchlich-politischen Fragen, die sie seit Jahren unablässig beschäftigten. Milton war als Theoretiker so ziemlich zu dem Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat bekehrt worden. Williams hatte diesen Grundsatz in Rhode-Island zuerst in's Leben eingeführt. Wie früher, so redete er ihm auch dies Mal in England mit Entschiedenheit das Wort. Er wurde dadurch der Bundesgenosse aller derer, welche die Sorge für die Erfüllung kirchlicher Aufgaben lediglich dem freien Willen einzelner Gleichgesinnter überlassen wissen wollten. Unter den Schriften, die er 1652 in London veröffentlichte, war eine, deren Titel schon andeutete, dass ihr Verfasser beabsichtigte, in den Streit der englischen

Parteien einzugreifen. Sie nannte sich „Die Miethlingsgeistlichkeit keine Geistlichkeit Jesu Christi oder ein Gespräch über die Ausbreitung des Evangeliums“. Was Williams damals ausführlich in Prosa begründet hatte, war von Milton kurz und bündig in seinem Sonett an Cromwell angedeutet worden. Mit dem Gründer von Rhode-Island hatte der Dichter vollkommen übereingestimmt in der Bekämpfung der „Miethlingswölfe, deren Gott ihr Bauch“.

So anregend der Umgang mit Williams auch war, so konnte Milton sich seiner doch nur für kurze Zeit erfreuen. Er hatte es anderen, die nicht nur vorübergehend in seiner Nähe verweilten, zu danken, wenn er in seiner hilflosen Lage sich nicht verlassen, sondern sein Haus durch anmuthige Geselligkeit belebt fand. Gerne schloss er sich an einige Jüngere an, unter denen ihm sein ehemaliger Schüler, Cyriack Skinner, am nächsten stand. Zwei Sonette hat er an ihn gerichtet, beide anscheinend dem Jahre 1655 angehörig, aber sehr verschieden im Ton. In dem einen erklärt er dem jungen Freunde mit stolzen Worten, was ihn in der Nacht seiner Blindheit aufrecht erhalte: das Bewusstsein, sein Augenlicht der Vertheidigung der Freiheit zum Opfer gebracht zu haben, „jener Vertheidigung, von der ganz Europa spricht“. Durch das andere fordert er Skinner auf, sich für kurze Zeit seinen Studien zu entziehen und alle Sorgen mit ihm in harmloser Fröhlichkeit zu ertränken. Eine ähnliche poetische Einladungskarte richtet sich an den jungen Lawrence, den Sohn des Staatsrathspräsidenten, der in der zweiten Vertheidigung des englischen Volkes rühmende Erwähnung gefunden hatte. In diesen Versen tritt auf's deutlichste hervor, dass der blinde Dichter weit davon entfernt war, griesgrämig zu werden. Mit wahrem Behagen malt er aus, wie sie vor dem Winternebel zum traulichen Kamin flüchten, an einem gewählten Mahl und gutem Trunk sich erquicken und nach Tisch dem Klang der Laute oder kunstvollem Gesang lauschen wollen. Denkt man sich noch den witzigen Journalisten Marchmont Needham von der Partie, so hat man das Bild einer kleinen Gesellschaft, deren jugendliche Munterkeit dem schwer geprüften Bewohner

des Gartenhauses in Petty-France einige Stunden lang vergessen lassen mochte, was er schon Trübes in eben diesen Räumen erlebt hatte(1).

Ob seine beiden Neffen sich gleichfalls zu diesen einfachen Gastereien einstellten, mag man bezweifeln. Ihre literarische Tätigkeit konnte ihrem Oheim und Erzieher, wenigstens nur ausnahmsweise gefallen, und ihre politischen Ansichten liefen den seinigen geradezu entgegen. Sie gehörten beide jenen lebenslustigen Kreisen der englischen Jugend an, die den Zwang puritanischer Strenge unwillig ertrug und sich vorläufig mit den Waffen des Spottes in Prosa und Versen zu rächen suchte. So erschien 1655 „eine Satire gegen Hypokrites", in der die bittersten Angriffe gegen alles, was dem Puritanismus heilig war, oft in sehr unanständiger Form gerichtet waren. Der ungenannte Verfasser war niemand anders als der jüngere Neffe Milton's, welcher gänzlich vergessen zu haben schien, dass er einige Jahre vorher dessen Ehre gegen eine royalistische Schmachschrift vertheidigt hatte. Sein älterer Bruder Edward konnte zwar als Uebersetzer spanischer Novellen, als Herausgeber der Gedichte Drummond's und eines „allgemeinen Wörterbuches" auf Milton's Theilnahme rechnen. Aber seine „Geheimnisse der Liebe und Beredtsamkeit" (1658), eine Sammlung von Musterbriefen, Versen und Redensarten zum Gebrauch der galanten englischen Stutzer war wenig nach dem Geschmack des grossen puritanischen Schriftstellers (2).

Er brauchte nicht weit zu suchen, um in seinem Bekanntenkreise auf eine Persönlichkeit zu stossen, an deren geistigen Erzeugnissen er besseres Gefallen finden konnte. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Andrew Marvell. Wir haben des Namens von Marvell schon mehrfach gedacht. Er war es gewesen, der sich in so begeisterter Weise über die „zweite Vertheidigung des englischen Volkes" ausgesprochen hatte. Ihn hatte sich Milton vor Jahren nach dem Tode Weckherlin's und nach dem Erlöschen des Augenlichts als Gehilfen in seinem Amte ausgebeten. Damals war die Empfehlung nicht beachtet worden. Ein Mann von geringeren

Gaben, Philipp Meadows, trat dem Erblindeten zur Seite. Aber als Meadows 1657 eine Mission nach Dänemark übernahm, wurde das „lateinische Sekretariat“ zwischen Milton und Marvell getheilt. Die beiden Männer, welche von nun an Amtsgenossen waren, müssen schon seit lange mit einander befreundet gewesen sein. Man darf es aus den Worten schliessen, mit denen Milton ehemals seinen Schützling empfohlen hatte. Wenn er seine „Umgangsformen, seine Kenntnis der holländischen, französischen, italienischen Sprache, seine Belesenheit in den lateinischen und griechischen Autoren“ gerühmt hatte, war er nicht blossen Gerüchten, sondern seinem eigenen Urtheil gefolgt. Diese lobende Charakteristik war in der That nicht unverdient. Andrew Marvell (geb. 1621) hatte unter der Leitung seines Vaters, Lehrers und Predigers in Hull, eine vortreffliche Erziehung genossen, im Trinity-College zu Cambridge seine akademische Bildung erworben und durch ausgedehnte Reisen auf dem Festland seinen Gesichtskreis erweitert. Nach England zurückgekehrt und in die Parteikämpfe der Revolution versetzt, blieb er zunächst den royalistischen Neigungen seiner Jugend treu, wie er denn noch später des „tragischen Schaffottes“, auf dem ein König sein „schönes Haupt“ niederlegte, mit melancholischer Theilnahme gedachte. Er nahm indessen keinen Anstand, 1650 in den Dienst des parlamentarischen Generals Lord Fairfax zu treten, der ihm die Erziehung seiner Tochter Mary anvertraute. Einige glückliche Jahre vergiengen ihm auf dem Landsitze der vornehmen Familie, Jahre, in denen die Gestalt Oliver Cromwell's immer entschiedener in den Vordergrund trat, und der friedliche Bestand des Gemeinwesens sowie die Grösse der auswärtigen Politik Englands mit der Erhaltung von Cromwell's Machtstellung untrennbar verknüpft zu sein schienen. Ohne seine Trauer über das Schicksal Karls I. zu verläugnen, erfüllte sich Marvell mit einer aufrichtigen Bewunderung des Protektors. Er trat ihm persönlich dadurch näher, dass er der Lehrer eines jungen Menschen wurde, dem Cromwell sein Interesse schenkte. Er nahm aus Cromwell's Hand das Amt an, welches ihn zu einem Kollegen Milton's machte.

Es konnte nicht fehlen, dass Milton sich zu dem jüngeren Gefährten hingezogen fühlte. Dieser war eine ihm kongeniale Natur, wenn auch die Ansichten beider Männer in einzelnen Fragen von einander abwichen. Man braucht nur einen Blick in Marvell's Werke zu werfen, um sich davon zu überzeugen, dass er mit Milton den idealistischen Schwung, die unauslöschliche Freiheitsliebe und selbst den Hang zu bitterer Satire vollkommen theilte. Eine Schrift, wie diejenige „über das Wachsthum des Papismus und der Willkürherrschaft in England", die aus Marvell's Alter stammt, ein gleichzeitiges Zeugnis englischen Unabhängigkeitssinnes und protestantischer Unduldsamkeit, dabei ein Muster männlicher, leidenschaftlicher Prosa, ist wie von Milton'schem Geiste durchdrungen. Vor allem: Marvell war ein Dichter, ja die Epoche der Republik und des Protektorats kennt ausser Milton keinen bedeutenderen Vertreter der Poesie als ihn. In seinen Jugendgedichten, leichtflüssigen Versen, für welche Liebe und Freundschaft oder eine sinnige Betrachtung der Natur und des Landlebens die Quelle ist, zeigt sich noch die starke Nachwirkung der arkadischen Schule und des Donne'schen Geschmacks. Schon hier indessen gelangt der Gedankenreichthum und eine eigenthümliche Mischung von Grazie und Strenge im Ausdruck nicht selten zur Geltung. Am meisten ursprünglich erscheint aber Marvell's Talent in den Gedichten politischen Inhalts, sowohl in denen, welche ihm die Begeisterung vor der Restauration wie die Entrüstung nach derselben eingab. Die Reihe jener wird durch die Ode auf „Cromwell's Rückkehr aus Irland" eröffnet, einen Triumphgesang nach horazischem Vorbild, den der ehemalige Anhänger des Königthums sich gedrungen fühlt, „dem Sohn des Krieges und des Glücks" zu weihen. Der ganze kecke Seemannstrotz des Engländers spricht aus dem Siegesliede zum Preise des Kampfes bei Teneriffa, in welchem der „tapfere Blake" den „Stolz des Spaniers" gebeugt hatte. Aber einen noch höheren Platz nehmen jene pomphaften Jamben ein, welche die erste Wiederkehr des Tages feiern, an dem das Protektorat begründet worden war. Ein gut gemeintes Gedicht des uner-

müdlichen alten Georg Wither „Der Protektor“ tritt hinter Marvell's poetischem Tribut gänzlich in Schatten. Seine Leistung kann nur mit dem Panegyricus auf Cromwell verglichen werden, durch welchen der aus dem Exil zurückgekehrte Edmund Waller seine Vergangenheit zu sühnen versuchte. Während Waller den Herrscher schmeichlerisch „Protektor der Welt“ nennt, vergleicht ihn Marvell der Sonne, die jeden Tag mit neuem Glanz aufgeht. Milton erscheint dadurch grösser als beide, dass er über seiner Begeisterung nicht versäumte, dem Protektor freimüthige Warnungen zuzurufen, wie sie freilich in einer prosaischen Abhandlung besser am Platz waren, als in einem Festgedicht (1).

Wenn Andrew Marvell neben Milton in gebundener und ungebundener Rede als getreuer Diener der Protektoratsregierung vor die Oeffentlichkeit trat, so wirkte ein anderer der alten Freunde Milton's, Samuel Hartlib, nicht weniger eifrig auf seine Weise im stillen. Der merkwürdige, nach England verschlagene Deutsche war seiner Natur vollkommen treu geblieben. Von Krankheiten geplagt und häufig in Geldverlegenheit, war er unermüdlich, sich seinen Freunden dienstfertig zu erzeigen und auf das Wohl seiner Mitmenschen zu denken. Ohne auf einem einzigen wissenschaftlichen Gebiet zu glänzen, ja oft genug von ganz abergläubischen Vorstellungen befangen, konnte er doch auch damals als Mittelpunkt zahlreicher feingebildeter und strebsamer Geister gelten und stand mit den grössten Gelehrten des In- und Auslandes in regem Gedankenaustausch. Es gab noch besondere Gründe, aus denen eine Befestigung seiner Beziehungen zu Milton hervorgehen musste. Auch Hartlib war gleichsam Milton's Kollege, wennschon in einem anderen Sinne wie Marvell. Er war bereits vor der Begründung des Protektorats den republikanischen Behörden als eine brauchbare Persönlichkeit erschienen. Nachdem Cromwell das Staatsruder ergriffen hatte, machte er sich auch diesem in mehr als einer Weise nützlich. In der grossen Sammlung von Aktenstücken, die aus dem Kabinet des Staatssekretärs Thurloe stammen, findet man Zeitungen und Kundschaften, deren Adresse diejenige Hartlib's ist. Er sendet

dem Agenten Cromwell's in der Schweiz briefliche Berichte, und dessen Depeschen nehmen Vorsichts halber ihren Weg durch seine Hand. Einmal erscheint er sogar mit dem officiellen Titel eines „Sekretärs" (1).

Ein Mann, der über ganz Europa hin seine Korrespondenten hatte, war in der That wie dazu geschaffen, um auch für politische Zwecke als eine unverdächtige Mittelsperson zu dienen, und er blickte seinerseits voll von Bewunderung und Hoffnungen auf die Gestalt Cromwell's. Von diesem schien man endlich eine Unterstützung der mannichfachen Vorschläge „zum unendlichen Vortheile Englands und der Kolonien" erwarten zu dürfen, welche Hartlib nicht abliess in zahlreichen Schriften dem „unparteiischen Leser" zu unterbreiten (2). Die meisten von ihnen drehen sich um Verbesserungen des Ackerbaues. Ein Werk, das freilich nur von Hartlib herausgegeben ist, ohne von ihm verfasst zu sein, eine Beschreibung Irlands, ist ausdrücklich Cromwell und Fleetwood gewidmet. Vor allem die beiden alten Lieblingsfragen, die Frage einer „Korrespondenz" und Allianz sämmtlicher Evangelischen, wie die Frage einer Reform des Unterrichtswesens, traten, nachdem sich die neue Regierungsgewalt in England befestigt hatte, wieder in den Vordergrund.

Der religiöse Zug, welcher die auswärtige Politik des Protektors eine Zeit lang beherrschte, war ganz nach Hartlib's Sinn. Durie und Pell, die beiden Männer, die im Auftrage Cromwell's für die gemeinsame reformirte Sache wirkten, gehörten zu seinen genauesten Freunden. Auch nachdem sie von ihren Missionen zurückgekehrt waren, stand er mit dem Gedanken einer Union der reformirten Kirchen, als unerlässlicher Vorbedingung einer engeren politischen Verbindung, nicht allein, wie denn das letzte Parlament des Protektors einen darauf bezüglichen Beschluss gefasst hatte (3). Dies Bewusstsein des reformirten Gemeingefühls, dem die englische Politik der Zeit Ausdruck gab, schien auch dem alten Freunde Hartlib's, Amos Comenius, zu gute kommen zu sollen. Der grosse Pädagog war 1648 nach Polnisch-Lissa übergesiedelt, wo er an der Spitze einer kleinen Brüdergemeinde stand.

Nur für wenige Jahre vertauschte er diesen Wohnort mit Saros-Patak in Ungarn, wohin ihn eine Einladung der Fürstin von Siebenbürgen zum Zwecke der Durchführung von Schulreformen gerufen hatte. Nach Lissa zurückgekehrt, erlebte er dort 1656 den Sturm des katholischen Adels gegen die schwedische Besatzung, welcher mit Einäscherung der Ortschaft endigte. Die reformirte Kirche gieng bei dem Brande zu Grunde, die Brüder zerstreuten sich, Comenius verlor alle seine werthvollen Bücher und Handschriften. Diese Katastrophe von Lissa erregte in England die grösste Theilnahme. Hartlib versäumte keinen Augenblick, für die unglücklichen Glaubensbrüder zu wirken. Mit Erlaubnis der Regierung wurden Sammlungen für sie veranstaltet, und der Plan wird erwähnt, ihnen Wohnsitze in Irland anzuweisen([1]). Indessen fand dieser Gedanke, wofern er überhaupt nicht nur in der Phantasie Hartlib's und seiner Freunde bestanden hat, keine Verwirklichung. Die Glieder von Comenius' Gemeinde wandten sich grossen Theils nach Schlesien, ihm selbst gewährte die Familie seines alten Gönners de Geer in Amsterdam eine Zuflucht.

Die ununterbrochene Verbindung mit Comenius nöthigte Hartlib von selbst dazu, die Frage der Unterrichtsreform immer im Auge zu behalten. Wie Milton, so hoffte auch er, dass mit dem Protektorat eine neue Aera des Schulwesens und der gelehrten Bildung anbrechen werde. In einer kleinen Schrift über das lateinische Sprachstudium betonte er nachdrücklich die hohe Wichtigkeit einer Verbesserung des Unterrichts. Sie ist ihm „die tiefste Grundlage aller anderen guten Einrichtungen", und er lässt keinen Zweifel darüber, dass dieser Gegenstand nach seiner Ansicht zu den höchsten Aufgaben der zeitigen Staatsgewalt gehöre. Durch seinen Sohn suchte er den Staatssekretär Thurloe für seine pädagogischen Reformpläne zu gewinnen. Alle Fortschritte, welche in Oxford und Cambridge gemacht wurden, verfolgte er mit höchstem Eifer([2]). In diesem Zusammenhang nahm, wie immer, der Plan, eine grosse gemeinnützige und wissenschaftliche Gesellschaft zu gründen, eine vornehme Stelle ein. Das geheim-

nisvolle Wort „Makaria“, welches sich so häufig in dem Briefwechsel Hartlib's vorfindet, deutet auf den Namen dieser erträumten Genossenschaft hin, von der er die Beförderung alles Guten und Schönen erhoffte. Aehnliche Ideen bewegten mehrere seiner Zeitgenossen und eben solche, die ihm persönlich nahe standen. Ein merkwürdiger Brief John Evelyn's an Robert Boyle befürwortet die Bildung einer „Societät“. Boyle selbst schenkte solchen Bestrebungen noch immer das gleiche Interesse, das er seit Jahren gegenüber Hartlib an den Tag gelegt hatte. Auch wurden gerade unter seiner Theilnahme jene Gelehrtenzusammenkünfte fortgesetzt, die schon den Keim der „Royal Society“ in sich trugen (1). Von dem Pfälzer Theodor Haak veranlasst, von Hartlib begünstigt, dauerten sie unter der Republik und dem Protektorat in London fort, während gleichzeitig ähnliche Vereinigungen in Oxford zu Stande kamen. Einige der bedeutendsten Mitglieder jener londoner Gelehrten-Genossenschaft hatten Anstellungen in der Universitätsstadt gefunden, unter ihnen ein Schwager Cromwell's, Dr. Wilkins. Eine Zeit lang diente dessen Wohnung als Versammlungsplatz, später diejenige Boyle's, der seit 1654 in Oxford lebte, bis sich kurz vor der Restauration die getrennten Zweige im Gresham College wieder vereinigten.

Auch zwischen diesem Kreise und Milton gab es mannichfache Berührungspunkte. In dem Briefwechsel Hartlib's und Boyle's wird sein Name einige Male erwähnt. Es ist von einem Geheimnis die Rede, das Milton mitgetheilt worden ist, und welches der grosse Naturforscher zu erhalten wünscht, vermuthlich eines jener untrüglichen Heilmittel, die eine so grosse Rolle in Hartlib's Korrespondenz spielen (2). Wenn nicht Boyle selbst, so gehörte doch seine Schwester Katharine, Viscountess Ranelagh, nachweislich zu denjenigen Personen, welche Milton in seinem Hause in Petty-France häufig besuchten. Sie war eine Frau, in deren Lob die Zeitgenossen einig sind, von ebenso grosser Herzensgüte wie Verstandesschärfe. Die Bemerkungen, die sie einmal gegen Hartlib über die Nothwendigkeit einer Hebung der Volksbildung macht, zeigen am deutlichsten, dass sie sich mit diesem und seinem

Freunde Milton in den gleichen Ideen begegnete([1]). Unter diesen Umständen hatte sie Milton's pädagogische Talente mit Freuden in Anspruch genommen. Er war der Lehrer ihres Neffen gewesen, des jungen Grafen von Barrimore, und ihr Sohn, Richard Jones, der spätere Graf von Ranelagh, genoss gleichfalls Milton's Unterricht. Auch nach Oxford, wohin Richard Jones zum Zweck seiner weiteren Ausbildung 1656 geschickt wurde, wie während einer längeren festländischen Reise, begleiteten ihn die theilnehmenden Rathschläge seines alten Lehrers. Vier Briefe sind uns erhalten, in denen er den jungen Sohn seiner Freundin mit väterlichem Ernst ermahnt, den schmalen Pfad der Tugend allen glänzenden Lockungen vorzuziehn, unverkennbare Zeugnisse der strengen Lebensanschauung, welche der puritanische Pädagog in seinen Schülern auszubilden wünschte([2]).

Dies Verhältnis zu Richard Jones diente dazu, Milton's Beziehungen zu einem geistreichen Manne enger zu knüpfen, der ihm schon von früher her nahe stand. Der Bremenser Heinrich Oldenburg war 1653 als Agent seiner Vaterstadt nach London gelangt und erwarb mit der Zeit daselbst in Gelehrtenkreisen grosses Ansehen. Er wurde der Schwiegersohn John Durie's und dadurch in den nächsten Freundeskreis Milton's eingeführt. Ohne Zweifel hatte er schon vorher als Mentor des jungen Richard Jones die Aufgabe übernommen, Milton's Erziehungswerk fortzusetzen. Er begleitete seinen vornehmen Schützling nach Oxford wie auf das Festland, verweilte längere Zeit mit ihm in Saumur und in Paris und blieb fortwährend mit Milton in brieflicher Verbindung. Er hatte immer etwas Interessantes mitzutheilen. Bald spielte er auf eine neue literarische Erscheinung an. Bald berührte er die politischen Tagesereignisse. Milton's Antworten sind eingehend, sehr freundschaftlich gehalten, mitunter etwas scharf. Oldenburg's Schilderungen des Lebens in Oxford veranlassten ihn zu bitteren Bemerkungen über die englischen Universitäten. Aber noch weniger angenehm fühlte er sich durch gewisse Mittheilungen berührt, die ihm der sorgsame Freund aus Frankreich übersandte. Wie Oldenburg daselbst

erfahren hatte, war dem alten Gegner Milton's, Alexander Morus, eine Berufung an die Gemeinde von Charenton zugekommen. Für Milton war der Gedanke unerträglich, dass ein Mann, den er für eine Schmach des geistlichen Standes hielt, eine der wichtigsten Kanzeln der reformirten Kirche einnehmen sollte. Er hatte mehrere Exemplare seiner gegen Morus gerichteten Schriften zur Vertheilung an Oldenburg geschickt, da bisher nur eines nach Saumur gedrungen war, und wünschte den Franzosen über den sittlichen Werth ihres Landsmannes die Augen zu öffnen. In der That dauerten die Verhandlungen der französischen und der holländischen Synoden über Morus' Antecedentien mehr als zwei Jahre. In Holland wurden Beschuldigungen gegen ihn laut, welche die furchtbare Anklage, die Milton einst gegen ihn geschleudert hatte, vollkommen zu rechtfertigen schienen. Allein die französische Nationalsynode von Loudun bestätigte ihn (1660) auf seinem Posten in Charenton mit der Mahnung, die freilich fruchtlos blieb, in Zukunft vorsichtiger zu sein und keinen Anstoss zu geben(1).

Wäre uns von dem Briefwechsel Milton's mehr als einige spärliche Reste erhalten, so würde sich ohne Zweifel noch klarer erkennen lassen, wie vielseitig seine persönlichen Beziehungen waren. Zwar standen ihm nicht alle seine Korrespondenten so nahe wie Oldenburg. Mitunter war es ein auswärtiger Gelehrter, wie jener ausgezeichnete französische Philologe und Büchersammler Emery Bigot, der bei Gelegenheit einer englischen Reise Milton kennen und schätzen gelernt hatte und nach seiner Rückkehr in die Heimat von ihm ersucht wurde, ihm einige Bände der eben erscheinenden Ausgabe byzantinischer Historiker zu verschaffen(2). Mitunter war es ein Hilfe suchender Bittsteller, wie jener vom Katholicismus abgefallene Jean Labadie in Orange, dessen Schicksale Milton durch Durie bekannt geworden waren, und dem er in London eine Stelle zu verschaffen hoffte(3). Bruchstücke eines Briefwechsels des Dichters mit einem seiner alten Collegegenossen, Andrew Sandelands, sind erst kürzlich zum Vorschein gekommen, und man darf die Hoffnung nicht auf-

geben, dass ein glücklicher Zufall noch diesen oder jenen ähnlichen Beitrag an's Licht fördere (1).

So viel steht fest: es war ein grosser Kreis zum Theil bedeutender Persönlichkeiten, mit welchem Milton auch nach seiner Erblindung, während er seines Amtes waltete, in Verbindung stand. In der Nähe und in der Ferne wurde seiner mit Verehrung und Theilnahme gedacht, und der Umgang mit geistreichen und liebenswürdigen Fremden konnte ihm eine Zeit lang ersetzen, was an häuslichem Glück zu entbehren ihm doppelt schmerzlich sein musste. Er hatte indessen schon vier Jahre nach dem Tode von Mary Powell ein zweites Mal den Versuch gewagt, dies Glück zu erringen. Die neue Mutter, die er am 12. November 1656 seinen Kindern gab, hiess Katharine Woodcock. Wir wissen über ihre Familie nichts weiter, als dass sie die Tochter eines Kapitän Woodcock von Hackney war, und von ihr selbst würden wir nicht fähig sein, uns irgend ein Bild zu machen, wenn der Dichter nicht dafür gesorgt hätte, ihre Gestalt mit dem Strahlenkranz der Poesie zu umgeben. Sein Glück war nur von kurzer Dauer. Am 19. Oktober 1657 wurde ihm eine Tochter geboren, die gleichfalls auf den Namen Katharina getauft ward. Aber die Mutter, von den Nachwehen der Geburt erschöpft, fristete nur noch bis zum 10. Februar 1658 ihr Leben, und einen Monat später folgte das Kind ihr in das Grab nach. Milton stand wieder allein. Ein allzu flüchtiger Traum hatte ihm die Nacht seiner Blindheit verschönt. Nur im Schlummer kehrte ihm das Bild der entschwundenen Seligkeit zurück. So suchte er es festzuhalten in einem rührenden Sonett, das mit der klagenden Grazie von Petrarca und Camoens zu wetteifern sucht (2). Er glaubt die ihm geraubte „Heilige" gleich Alkestis vom Tode wieder auferstanden, obwohl noch „blass und schwach", so wie er einst, wenn auch ihm die Binde von den Augen gefallen sein wird, „im Himmel ihren vollen Anblick" zu geniessen hofft. Sie kam

> In weissem Kleid, gleich ihrer Seele rein,
> Das Haupt verhüllt. Jedoch ein heller Schein
> Von Huld und Güte, wie mir nie sich zeigte,

Floss aus von ihr; doch ach, als sie sich neigte,
Mich liebend zu umfahn, bin ich erwacht.
Sie floh, und mit dem Tag kam meine Nacht.

Vielleicht um sich in seinem Schmerz durch Beschäftigung zu zerstreuen, veröffentlichte er in demselben Jahre 1658 ein kleines Buch, in dem er allerdings nichts Selbstständiges mittheilte, sondern durch welches er das Andenken eines grossen Landsmannes erneute. Es war ein Traktat „über die Regierungskunst“ von Walter Raleigh, der sich nach Milton's Vorwort in einer verlässlichen Abschrift „viele Jahre lang in seinen Händen befunden hatte“. Er hatte das Manuskript „zufällig unter anderen Büchern und Papieren“ wieder entdeckt und hielt es mit Recht der Herausgabe für werth. Wenn der Inhalt seinen eigenen Anschauungen mitunter entgegenlief, so war doch auch mehr als eine dieser Maximen dem alten Freiheitskämpfer wie aus der Seele geschrieben (1). Weit ernster indessen, als kleine Gelegenheitsarbeiten der Art musste der Lauf der öffentlichen Angelegenheiten seinen Geist beschäftigen und von den schmerzlichen Erinnerungen des häuslichen Lebens zur sorgenvollen Betrachtung der Geschicke seiner Nation hinlenken.

Die Tage des grossen Mannes, dessen mächtige Persönlichkeit das englische Gemeinwesen zusammenhielt, neigten sich ihrem Ende zu. Nach der Auflösung des Parlaments am 4. Februar 1658 hatten sich die Schwierigkeiten für Cromwell auf allen Seiten gehäuft. Die finanzielle Lage der Regierung gab zu lebhaften Besorgnissen Anlass. Die Ruhe des Landes war durch äussere und innere Feinde bedroht. Selbst die persönliche Sicherheit des Herrschers erschien im höchsten Masse gefährdet. Verschwörungen fanatischer Sektirer vom Schlage Harrison's wurden leicht entdeckt und an der Ausbreitung gehindert. Aber um so grössere Befürchtungen erweckten die Anschläge der Royalisten. In Flandern sammelte sich um den Prätendenten aus dem Hause Stuart ein

Invasionsheer von geflüchteten Anhängern des Königthums und spanischen Hilfstruppen. In England sollte gleichzeitig mit der Landung dieses Heeres an mehreren Stellen das Zeichen zum Aufruhr gegeben werden. Royalistische Agenten waren im stillen überaus thätig, nicht ohne auf die Unzufriedenheit alter Republikaner zu rechnen, und insgeheim langte der Herzog von Ormond in London an, um die Bewegung zu leiten. Aber die Polizei des Protektors hatte scharfe Augen. Was ihrer Wachsamkeit entgieng, brachte der Verrath einzelner Abtrünniger aus dem feindlichen Lager an den Tag. Cromwell durchschaute das ganze Gewebe der Verschwörung, noch ehe ihre Fäden fest in einander griffen. Er liess Ormond bedeuten, dass er seinen Aufenthalt kenne und veranlasste ihn dadurch zur Abreise. Gegen die Rädelsführer, denen die Ausführung des Planes oblag, kannte er keine Schonung. Sie wurden in's Gefängnis geworfen, vor einen ausserordentlichen Gerichtshof gestellt, und an zweien von ihnen wurde das Todesurtheil vollstreckt. In gleicher Weise misslang das Vorhaben, die Stadtbehörden von London zu überfallen, die Wachen zu überrumpeln, den Tower zu besetzen. Auch dies Komplott wurde rechtzeitig entdeckt, und mehrere der Verschworenen büssten mit dem Tode.

Mit der unaufhörlichen Aufregung über die Bedrohung der Ruhe im Lande verband sich die Sorge wegen der Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse. Der Bund mit Frankreich hatte Cromwell allerdings zu grossartigen Erfolgen verholfen. Aber einem Verbündeten wie Mazarin war niemals völlig zu trauen. Die Möglichkeit einer vorzeitigen Verständigung zwischen Frankreich und Spanien, welche die englischen Interessen geschädigt haben würde, war unverkennbar, und bald nachdem Cromwell die Augen geschlossen hatte, wurde jene Verständigung wirklich zu Wege gebracht. Nicht minder lief die Politik der nordischen Mächte den Absichten der Protektoratsregierung entgegen. Der Kampf zwischen Schweden und Dänemark brach wieder aus. Die Eintracht aller Bekenner der „reinen Lehre“, zu welcher

Milton's Feder die Streitenden ermahnt hatte, liess mehr zu wünschen übrig als jemals vorher.

Vergeblich suchte Cromwell im Kreise der Seinigen eine Erleichterung der schweren Lasten zu finden, die das Leben ihm aufgebürdet hatte. Der Charakter seines ältesten Sohnes gab ihm wenig Bürgschaften dafür, dass er einst das Regiment im Geiste des Vaters fortführen werde. Sein Schwiegersohn Fleetwood, wie sein Schwager Desborough neigten sich den radikalen Ansichten der Anabaptisten zu. Im Februar 1658 war ihm der plötzliche Tod des Gemahls seiner Tochter Frances sehr nahe gegangen. Aber unvergleichlich tiefer fühlte er sich erschüttert, als ihm im August seine Lieblingstochter, Lady Elisabeth Claypole, nach langen Qualen geraubt wurde. Er wich nicht von ihrem Krankenbett in Hamptoncourt, manchen bangen Tag vergass er über dem Vater den Herrscher, die Phantasien der Tochter führten ihm schreckhafte Bilder seiner Vergangenheit vor, und als er sein Kind hatte sterben sehn, war seine eigene Kraft gebrochen. Seine schwermüthige Stimmung wurde durch Fieberanfälle und die Schmerzen der Gicht noch gesteigert. Er suchte sich durch die Tröstungen der Religion zu stärken und wieder aufzuraffen. Aber die Besserung seines Zustandes war nur von kurzer Dauer. Der Stifter der Quäker-Genossenschaft, der ihm damals begegnete, als er an der Spitze seiner Leibgarde den Park von Hamptoncourt durchritt, fasste den Eindruck, den ihm sein Anblick machte, in die Worte zusammen: „Ich sah und fühlte einen Hauch des Todes gegen ihn ausgehen.“ Auf Anrathen seiner Aerzte siedelte er nach Whitehall über. Dort nahm indessen seine Krankheit, die Folge eines fortgeschrittenen Milzleidens, eine gefährliche Wendung. Mehrere Tage lang schwebte er zwischen Tod und Leben. In den Augenblicken des Bewusstseins hörte man ihn feurige Gebete murmeln, während die independentischen Geistlichen den Himmel um seine Erhaltung anflehten, und ein gewaltiger Orkan, über Land und See wüthend, das Königsschloss umbrauste. Am 3. September, seinem Glückstage, der die Siege von Dunbar und Worcester bezeichnete, hatte er ausgekämpft.

Die Leiche wurde einbalsamirt und in der Stille in der Kapelle Heinrichs VII. beigesetzt. Statt ihrer blieb eine wächserne Nachbildung des Herrschers, mit königlichem Prunk umgeben, Wochen lang auf einem Staatsbett in Somerset-House ausgestellt, um am 23. November in dem pomphaftesten Trauerzug einher geführt zu werden, der sich durch die dichtgedrängten Volksmassen und das Spalier der Soldaten nach der ehrwürdigen Abtei von Westminster bewegte. In langen Reihen schritten sie einher: die Diener des Hofhalts, die hohen Staatsbeamten, die Offiziere der Flotte und die Führer des Heeres, die Vertreter der Geistlichkeit und der hauptstädtischen Bürgerschaft, die Botschafter der fremden Mächte und die nächsten Anverwandten des abgeschiedenen Helden. Sein Schlachtross, mit schwarzem Sammet behangen, gieng dem Sarge voraus, seine Rüstung und sein Schwert wurden ihm vorgetragen, und über den Häuptern der ernsten Schaar erhoben sich die stolzen Banner der Reiche, die das Scepter des Gewaltigen beherrscht hatte. Auch Milton war in dem Trauerzuge zu sehen. Er war von den übrigen „Sekretären der französischen und lateinischen Sprache" umgeben. An seiner Seite schritten die Freunde: Andrew Marvell und Samuel Hartlib (1).

Marvell legte einen Kranz poetischer Immortellen am Grabe des Protektors nieder, der junge Dryden widmete dem Andenken des Entschlafenen seine ausgefeilten „heroischen Stanzen", Waller stimmte seine geschmeidige Leier zu einer schwülstigen Klage, während Cowley, seiner royalistischen Ueberzeugung getreu, in einem klassisch geformten Essay an der Person und an der Regierung des „ungeheuren Mannes" leidenschaftliche Kritik übte (2). Vier englische Dichter von grossem Namen hatten ihr Urtheil über den Protektor gesprochen. Ein grösserer, der ihm näher gestanden hatte, als sie alle, übte die Entsagung, seine Gedanken über die Vergangenheit und über die Zukunft in sich selbst zu verschliessen.

Sechstes Kapitel.

In den letzten Zeiten der Republik.

Der grosse Staatsmann, mit dessen Namen der Name Milton's für immer verknüpft blieb, war nicht mehr. Auf den schwachen Schultern seines ältesten Sohnes Richard, den der Protektor als seinen Nachfolger bezeichnet hatte, ruhte die schwere Aufgabe, eine Gewalt von völlig persönlichem Ursprung und Charakter fortzusetzen. In Milton's Verhältnissen wurde durch diesen Wechsel des Herrschers nichts geändert. Eine Reihe lateinischer Depeschen ist im Namen Richard Cromwells von ihm verfasst worden(1). Sehr bald indessen traten Ereignisse ein, welche die bestehende politische Ordnung auflösten und auch Milton in Mitleidenschaft zogen. Der neue Protektor, leichtlebig und energielos, ohne ausgeprägte politische und religiöse Ueberzeugungen, war nicht der Mann, inmitten der grossen Parteigegensätze eine gebietende Stellung zu behaupten. Die Royalisten hofften alles von seiner Schwäche. Die entschiedenen Republikaner athmeten freier auf. Die Führer des Heeres weigerten sich anzuerkennen, dass das Generalat wie das Protektorat eine erbliche Würde sei und erneuerten den alten Kampf zwischen militärischer und bürgerlicher Gewalt. Von dieser Seite drohte der Regierung zunächst die grösste Gefahr. Die wöchentlichen Zusammenkünfte der Obersten in Wallingford-house beunruhigten den Protektor und seine Anhänger im

höchsten Masse. Von hier aus verbreitete sich der Geist der Unbotmässigkeit im Heere. Fanatische Sektirer wühlten gegen die Söhne des „eidbrüchigen Verräthers", den nur sein starkes Schwert hatte schützen können. Der ehrgeizige Lambert, der mit Oliver Cromwell gebrochen hatte, weil er sich nicht genugsam für seine Dienste belohnt glaubte, kam aus seiner Zurückgezogenheit wieder zum Vorschein. Desborough und Fleetwood, die nahen Verwandten des Protektors, traten mit ihren Wünschen radikaler Umgestaltung auf bürgerlichem und kirchlichem Gebiet hervor, die sie zu Lebzeiten Oliver's hatten unterdrücken müssen. In Fleetwood, dem verdienten Soldaten und vorgeschrittenen Independenten, forderten die Offiziere ihr Haupt, und er selbst war nicht gewillt dem Schwager, der keine kriegerischen Lorbeeren aufzuweisen hatte, den Platz zu räumen.

Der junge Protektor und seine Vertrauten sahen kein anderes Mittel den Sturm zu beschwören als die Berufung eines Parlaments, welches am 27. Januar 1659 zusammen trat. Der Hof von Whitehall hatte sich der willkürlichsten Mittel bedient, um seinen Einfluss zu sichern. Bei den Wahlen zum Unterhause wurde das reformirte System verlassen und das veraltete Verfahren wieder befolgt, wie es unter der Monarchie bestanden hatte. In Irland und Schottland waren die Erwählten nichts mehr als blosse Ernannte der Regierung. Dennoch blieb es zweifelhaft, ob sie in allen Fällen über die Majorität verfügen könnte. Eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern war von unbestimmbarer politischer Färbung. Nicht wenige waren eingedrungen, die ihre royalistische Gesinnung nur zeitweilig verbargen. Die entschiedenen Republikaner bildeten eine Gruppe, deren Stärke zwar nicht gefährlich erschien, deren Kühnheit aber auf's äusserste zu fürchten war. Und hier nahm neben den Scott, Ludlow, Haselrig, Bradshaw auch Henry Vane wieder eine hervorragende Stellung ein. Welchen Eindruck musste es auf Milton machen, wenn dieser Parteiführer, den er so hoch verehrte, den Rechtsgrund der ganzen bestehenden Verfassung läugnete und ihr die Idee der unveräusserlichen Volkssouveränetät

gegenüberstellte. Mit welchen Gefühlen musste er vernehmen, dass sein alter Freund Overton vor das Parlament citirt und von diesem als widerrechtlich verhaftet in Freiheit gesetzt wurde[1]. Jede neue Debatte, die in dieser Versammlung geführt ward, konnte ihm zeigen, wie unversöhnlich sich die Parteien gegenüber standen, wie rasch sich die Fugen dieses künstlichen Staatsbaues lösten, nachdem die Hand seines Gründers und Wächters erkaltet war. Mit heimlicher Freude bemerkten die Royalisten, dass der Gegensatz zwischen Heer und Protektor sich zu einem Gegensatz zwischen Heer und Parlament erweiterte. Die scharfe Kritik, die an den Willkürhandlungen der letzten Regierung geübt wurde, traf in erster Linie die höheren Officiere. Sie beschwerten sich bei Richard Cromwell über die Angriffe, denen sie ausgesetzt waren. Sie drangen auf Bürgschaften für die Aufrechthaltung der „alten, guten Sache". Die Trennung des Oberbefehls vom Protektorat blieb nach wie vor ihr wichtigstes Ziel. Allein während Richard Cromwell mit der Mehrheit des Unterhauses sich diesen Ansprüchen entgegenstellte, verständigten sich die Officiere mit ihren republikanischen Gegnern. Auch diesen kam alles darauf an, die Macht des Protektorats zu schwächen und die „alte gute Sache" gegen die Umtriebe der Kavaliere zu schützen. Richard Cromwell hatte weder den Muth noch die Mittel, den Kampf für die Erhaltung seiner eigenen und der parlamentarischen Autorität auf sich zu nehmen. Verlassen von den Soldaten, die ihren gewohnten Führern folgten, gab er dem Andringen der Obersten nach, das Parlament aufzulösen (22. April).

Er besiegelte damit sein eigenes Schicksal. Noch waren mehrere der höheren Officiere geneigt, ihn seiner Würde nicht gänzlich zu berauben, aber die Masse des Heeres betrachtete ihn mit einem Misstrauen, das nur durch Entfernung von seinem Regentenposten gehoben werden konnte. Lambert, der die Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche herannahen sah, wirkte in gleicher Richtung. Vane, Haselrig, Ludlow und ihre Gesinnungsgenossen sagten ebenfalls ohne Zögern ihre Bundesgenossenschaft für die Abschaffung des

Protektorats zu. Die reine Republik, wie sie vor der Zersprengung des Rumpparlaments bestanden hatte, sollte wieder hergestellt werden. Die Männer, welche vor Cromwell's Musketiren die St. Stephan's-Kapelle hatten räumen müssen, wurden zu ihren Sitzen zurückberufen. Der alte Sprecher des langen Parlaments, Sir William Lenthall, fand sich nach einigem Sträuben bewogen, sein Amt wieder aufzunehmen. Die traurigen Reste dieser ehemals so stolzen Versammlung erhoben sich unter dem Schutz der bewaffneten Macht zu neuem Leben (7. Mai). Doch wurde ein baldiger Schlusstermin ihrer Sitzungen und eine Neuwahl in Aussicht genommen.

Lediglich das Einverständnis der Officiere und der republikanischen Führer hatte diese überraschende Wendung herbeigeführt, und jene wie diese wachten ängstlich darüber, dass die Früchte des Sieges getheilt würden. In dem Sicherheitsausschuss, dem das Rumpparlament die Exekutive übertrug, sassen neben Lambert und Desborough auch Vane und Scott. In dem Staatsrath, der einige Zeit nachher an die Stelle dieses Ausschusses trat, hielten sich die militärischen und bürgerlich-republikanischen Elemente so ziemlich das Gleichgewicht. Wurde Fleetwood zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte in England und Schottland ernannt, so wurden die Bestallungen der Officiere im Namen der Republik vom Sprecher des Parlaments unterzeichnet. Mit leichter Mühe gelang es, der gemeinsamen Gegner Herr zu werden. Die beiden Söhne Cromwell's leisteten keinen Widerstand. Richard Cromwell trat gegen eine anständige Geldabfindung in's Privatleben über. Heinrich Cromwell legte mit grösserer Würde sein Amt in Irland nieder. Eine Familie, deren Name unvergesslich blieb, sank wieder in ihr früheres Dunkel zurück. Die Royalisten waren im stillen geschäftig für die Wiederherstellung des Königthums zu wirken, aber sie wagten noch keine offene Erhebung. Die ehemals ausgestossenen presbyterianischen Mitglieder des Parlaments versuchten umsonst ihr altes Recht geltend zu machen. Es schien eine Zeit lang als werde der unnatürliche Bund derjenigen, welche die Protektoratsregierung gesprengt hatten, hinlänglich dauerhaft

und kräftig sein, um das Gemeinwesen auf eben derselben Grundlage wieder aufzurichten, die ihm die Männer von entschieden republikanisch-independentischer Gesinnung nach der Hinrichtung des Königs zu geben versucht hatten.

In diesem Zusammenhang traten auch die kirchenpolitischen Fragen wieder in den Vordergrund. Schon das Parlament Richard Cromwell's hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. So oft es geschah, hatte der Geist des engherzigen Zelotismus sich Luft gemacht, dessen heissester Wunsch darin bestand, von Staats wegen die Gleichförmigkeit der kirchlichen Lehre wie des kirchlichen Lebens festzustellen und den Gottesdienst der Leute von ketzerischen Ansichten zu unterdrücken(¹). Mit der Katastrophe, die im Frühjahr 1659 eingetreten war, gewannen die Ideen des vorgeschrittenen Independentismus wieder an Kraft. Eine Petition der Officiere forderte wenigstens Freiheit des Kultus für alle Christen mit Ausnahme der Papisten und Episkopalisten. Henry Vane sprach einige Zeit nachher in einem der Committees den Grundsatz aus, „dass die höchste Gewalt den Bevollmächtigten des Volkes nicht anvertraut worden sei, um in Sachen des Glaubens und Kultus einen Zwang auszuüben“(²). Noch immer blieb man im allgemeinen dabei, dass die Erhaltung des geistlichen Standes Sache der staatlichen Fürsorge sein müsse. Doch hatten die Angriffe gegen die zur Zeit bestehende Art der Erhaltung niemals geruht.

Auf diesem ihm so wohl vertrauten Gebiet erschien nach langer Pause Milton auf's neue als Schriftsteller. Die Gegenstände von rein politischem Interesse traten ihm für einige Zeit wieder hinter denen des religiösen Lebens zurück. Zwei Abhandlungen liess er im Verlauf von wenigen Monaten auf einander folgen. Die eine führte den Titel: „Ueber das Verhältnis des Staates zu den kirchlichen Angelegenheiten, worin nachgewiesen werden soll, dass keiner Macht auf Erden

das Recht zusteht, in Sachen der Religion Zwang auszuüben".
Die andere enthielt „Betrachtungen über die geeigneten Mittel, um Miethlinge aus der Kirche zu entfernen".

Die beiden Schriften gehören, wie man sofort bemerkt, zu einander. „Zwei Dinge, beginnt die erste, haben von je der Kirche Gottes und der Ausbreitung der Wahrheit viel geschadet: Zwang, der ihre Lehrer niederdrückt, und Miethlingssold, der sie verdirbt. Von jenem will ich dies Mal sprechen, von diesem, je nachdem Gott mich dazu anleitet und die Gelegenheit sich bietet". Und die Einleitung der zweiten Schrift nimmt auf eben diese Aufstellung des doppelten Themas wieder Bezug. Fasst man beide Veröffentlichungen zusammen, so erhält man aus ihnen so ziemlich das vollständige kirchenpolitische Programm, wie Milton es sich im Lauf der Zeit gebildet hatte. Beim Beginn seiner literarischen Thätigkeit hatte er die Frage vom Verhältnis der Kirche zum Staat bereits scharf in's Auge gefasst. Wiederholt war er auf sie zurückgeführt worden. Mitunter schien er durch seine officielle Stellung verhindert worden zu sein, sich mit voller Freiheit und Ausführlichkeit mitzutheilen. Hier fielen derartige Rücksichten weg. Hatte sich Milton gegenüber der imponirenden Gestalt des grossen Protektors zwar keineswegs Schweigen, aber doch eine gewisse Zurückhaltung aufgelegt, so fühlte er sich nach dessen Tode von diesem Bann befreit.

Dem Parlament, das der schwache Nachfolger Oliver's berufen hatte, war die erste der beiden Schriften gewidmet und Mitte Februar war sie in der Hand der Mitglieder (1). Sie hatte also neben ihrem theoretischen Inhalt einen rein praktischen Zweck. Ihr Verfasser schmeichelte sich, dass sie dem grossen Rathe der Nation „viel Mühe und Arbeit ersparen werde". Er liess nicht undeutlich merken, wie nöthig es im damaligen Augenblick sei, allgemeine Grundsätze zum Schutz der Gewissensfreiheit aufzustellen, da Zeiten kommen könnten, in denen die „Macht bei anderen" wäre. Auch versprach er sich eine günstige Aufnahme seiner Vorschläge, um so mehr da er sich erinnerte, von „einigen" Mitgliedern der Versammlung „mehrere Jahre hindurch" und „oft" ganz die gleichen

Ansichten im Staatsrath entwickelt gehört zu haben. Man braucht nicht zu sagen, dass unter diesen „einigen“ Henry Vane die vornehmste Stelle einnahm. Die Ausdrücke, welche Milton an dieser Stelle gebraucht, rufen sofort die Erinnerung an das Sonett wach, mit dem er einige Jahre vorher den wahlverwandten Genius Vane's geehrt hatte.

Im Begriff, seine Ansichten zu entwickeln, läugnet er zwar keineswegs, dass die Engländer bis zu einem gewissen Grade bereits „christliche Freiheit geniessen“, aber er besteht ebenso fest darauf, dass dieselbe noch einer „Erweiterung“ bedürfe, und zwar ebensowohl in Ansehung des Glaubens wie des Kultus. Fragt man aber, was diese Erweiterung bis jetzt verhindert hat, so ist es der Fehler der Regierenden, „zwischen bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten nicht gehörig zu unterscheiden“. Daher schreiben sich „Verfolgungen, Einkerkerungen, Verbannungen, Strafen, Schläge und Blutvergiessen“, und „protestantische Gewissenstyrannen tragen noch bei weitem mehr die Verantwortung dafür als katholische“. Hier knüpft das erste Argument Milton's an, ein Argument, das er schon so häufig gebraucht hatte, und das ganz und gar auf puritanische Gemüther berechnet war. Er operirt wiederum mit dem Hinweis auf den Papismus und lässt seine Mitbürger fühlen, dass sie, die schon den Namen der alten Kirche verabscheuten, nicht verschmähten von ihren Mitteln Gebrauch zu machen. Mit aller Entschiedenheit stellt er dem blinden Autoritätsglauben den Grundsatz der Freiheit individueller Ueberzeugung gegenüber, den er als eine „allgemeine Maxime des Protestantismus“ bezeichnet. Allerdings diese individuelle Ueberzeugung soll, wie er schon früher hervorgehoben hatte, zunächst aus einer einzigen Quelle herfliessen: aus der Bibel. Aber auch diese bleibt keine Satzung des starren Buchstabens. Sie unterliegt der „Interpretation“ kraft „der Erleuchtung des heiligen Geistes in uns“. Es muss jederzeit erlaubt sein, durch Schrift und Wort über ihren Inhalt „frei zu debattiren“, und niemand kann ein Ketzer genannt werden, der „seinem Gewissen und seiner Fassungskraft“ folgend, von dieser Erlaubnis Gebrauch macht. Mag

seine Meinung dann auch immerhin von dem „Dogma, welches die ganze Kirche angenommen hat", abweichen, nicht er ist im protestantischen Sinn ein Ketzer, sondern derjenige, „welcher gegen sein Gewissen und gegen seine aus der Schrift geschöpfte Ueberzeugung der Kirche folgt". Haben nun aber die „Leiter der Kirche kein Recht, in religiösen Angelegenheiten Gewalt anzuwenden, weil sie nicht unfehlbar ohne innere Ueberzeugung die Gewissen beherrschen können, um wie viel geringere Befugnis der Art hat die bürgerliche Obrigkeit, da sie noch weniger Richter sein kann". Das hiesse nichts anderes als ein „bürgerliches Pabstthum" aufrichten. „Wir halten es für thöricht und irreligiös, dass der Papist Gott Genüge zu thun vermeint, wenn er glaubt, was die Kirche glaubt, aber um wie viel stärker verurtheilt der Protestant sich selbst, der sich für gerechtfertigt hält, wenn er glaubt, was der Staat glaubt"!

Wer die Bibel als Fundament der heiligsten Ueberzeugungen betrachtet, kämpft selbstverständlich auch wiederum mit biblischen Waffen, um seinen Satz zu verfechten. Eine ganze Phalanx von Aussprüchen der Schrift wird aufgeführt. Mit Siegesbewusstsein hebt der bibelfeste Autor hervor, dass auch solche darunter sind, die er früher „gegen Salmasius und die tyrannische Herrschaft der Könige über den Staat" citirt hat, während sie ihm nun „gegen Erastus und die tyrannische Herrschaft des Staates über die Kirche" dienen müssen. Aber getreu dem Grundsatz, dass das geschriebene Wort vernunftgemässer Interpretation unterliegen müsse, macht er sofort einen Unterschied zwischen altem und neuem Testament. Er hat, wie wir wissen, nicht immer diesen Standpunkt festgehalten. Als ihm die Gesetzgebung über die Ehescheidung reformbedürftig erschien, deckte er sich mit dem Schilde des mosaischen Rechtes. Hier erklärt er, wie einst gegenüber den Prälaten, dass die Theokratie des alten Bundes mit dem Evangelium aufgehoben worden, und dass es nicht statthaft sei, diese Analogie heranzuziehn, um die Zwangsmassregeln des modernen Staates auf religiösem Gebiet zu rechtfertigen. Es war die scharfe Abfertigung der

Erastianer, die das Verhältnis des Parlamentes zur Kirche mit Vorliebe unter Ausnutzung jener Analogie konstruirt hatten (s. o. II. 206). — Aber es ist nicht nur der Geist des Urchristenthums, den er sich bei seiner Warnung vor Aufrechterhaltung des „bürgerlichen Pabstthums" zu Hilfe ruft, es ist das Gefül der Entrüstung, welche zu allen Zeiten und unter allen Umständen ein solches System erwecken wird. Kaum jemals zuvor hatte er so deutlich auf den sittlichen Verderb hingewiesen, der mit ihm verknüpft war. „Ein äusserliches Bekenntnis erzwingen, heisst nur die Heuchelei erzwingen, aber nicht die Religion befördern". „Zwang in religiösen Dingen kann weder belehren noch Reue oder Besserung herbeiführen, sondern im Gegentheil nur Trotz, Formelwesen, Verstellung und jede Art von Sünde begünstigen". Und zwar wird dem „körperlichen Zwang" wiederholt die „Auflegung von Geldstrafen" gleichgestellt.

Wer etwa vermuthen sollte, Milton werde nach diesen Vordersätzen einen ausführlichen Plan entwickeln, bestimmte legislatorische Vorschläge machen, würde irren. Er begnügt sich, im ganzen und grossen die leitende Idee möglichst sicher gestellt und gegen alle Einwürfe geschützt zu haben, um so mehr, da er schon damals die Absicht hatte, in einer zweiten Schrift eine Ergänzung der ersten zu liefern. Nur in einigen praktischen Fragen, die sich beim Gegensatz der Independenten und Presbyterianer oft genug aufgedrängt hatten, giebt er schon hier seine Meinung zu erkennen. Er scheint einen Anlauf dazu zu nehmen, das Einschreiten der Staatsgewalt gegen „Blasphemie" überhaupt für ungehörig zu erklären, indem er die Gegner seiner Theorie vom Verhältnis des Staates zur Kirche ersucht, „das Volk nicht mit diesem griechischen Worte so sehr in Schrecken zu setzen". Auch konnte selbstverständlich ein drakonisches Gesetz, wie dasjenige, welches am 2. Mai 1648 unter dem Uebergewicht der Presbyterianer gegen Blasphemie und Ketzereien erlassen worden war (s. o. II. 423), vor seinen Augen nicht Gnade finden. Dagegen steht er nicht an, der späteren Ordonnanz vom 9. August 1650, die noch hart genug war, seine volle Billigung zu Theil werden

zu lassen(1). Ein zweiter Punkt betrifft die ausgesprochene Befürchtung, dass mit dem Wegfall staatlicher Zwangsgewalt „unwürdige und zügellose Personen ermuthigt werden würden, die Ausübung der religiösen Pflichten zu unterlassen", will sagen den Besuch des Gottesdienstes. Hier entschied Milton sich ohne Zögern gegen die Praxis, die so lange geherrscht hatte und die durch eine Akte vom 26. Juni 1657 unter dem Protektorat Oliver Cromwell's ausdrücklich bestätigt worden war(2). Ein Protestant kann nach Milton gar nicht zugeben, dass die bezeichneten Personen ihre religiösen Pflichten wahrhaft auszuüben im Stande sind und er macht auf den inneren Widerspruch aufmerksam, der darin liegen würde, wenn die Kirche dieselben Leute vom Genuss der Gnadenmittel ausschliesse, welche der Staat unter Androhung von Geldstrafen in den Gottesdienst treibe. Endlich kann darüber kein Zweifel sein, dass nach Milton's Meinung der Katholik von dem geforderten Anerkenntnis wenigstens der Kultusfreiheit ausgenommen sein soll. Ein Fortschritt über die bezüglichen Stellen der Areopagitica oder der Erklärung gegen Ormond ist keineswegs zu bemerken. „Je mehr man die Religion der Papisten in Betracht zieht, je weniger kann sie als eine Religion gelten, sondern eher als ein römisches Fürstenthum, welches danach strebt, seine alte Weltherrschaft unter einem neuen Namen und dem leeren Schatten einer katholischen Religion aufrecht zu halten, die man lieber eine katholische Ketzerei gegen die Schrift nennen sollte. Sie wird gestützt durch eine weltliche und, ausserhalb Roms selbst, durch eine fremde Macht, mit Recht ist sie daher der Obrigkeit eines anderen Landes verdächtig und wird nicht von ihr geduldet." Dem Katholicismus wird aber Götzendienst (Idolatrie) gleichgestellt, und es blieb unklar, was alles mit diesem Schlagwort getroffen werden konnte.

Der Sturz der Protektoratsverfassung war erfolgt, als Milton von einem Freunde die dringende Aufforderung erhielt, seiner Schrift die Ergänzung zu Theil werden zu lassen, die er selbst schon halb und halb in Aussicht gestellt hatte. Es war John Wall von Caversham in Oxfordshire, eine Per-

sönlichkeit, über die leider nichts Näheres bekannt ist. Wall hatte von Milton ohne Zweifel ein Exemplar der Arbeit „über das Verhältnis des Staates zu den kirchlichen Angelegenheiten" zugesandt erhalten. In einem Dankschreiben vom 26. Mai 1659 spricht er mit hoher Achtung von dem Freunde, der von Jugend auf und auch in schlechten Zeiten der Wahrheit treu geblieben sei. Nicht ohne Bitterkeit gedenkt er so mancher unerfüllt gebliebener Hoffnungen. Aber er lässt den Muth nicht sinken und bittet auch Milton, der alten Fahne treu zu bleiben. Da lag es ihm denn nahe, den Wunsch auszusprechen, dass die angekündigte Abhandlung über das Miethlingswesen nicht mehr lange möge auf sich warten lassen (1). Milton zögerte nicht, der Aufforderung Wall's nachzukommen. Er veröffentlichte seine „Betrachtungen über die geeignetsten Mittel, um Miethlinge aus der Kirche zu entfernen, wobei auch über Zehnten, Kirchen-Gebühren und -Einkünfte gesprochen und die Frage beantwortet wird, ob die Geistlichen vom Staate zu besolden seien" (2).

Die Schrift ist dem auf's neue zusammengetretenen „langen Parlament" gewidmet, und diese Zueignung zeigt deutlich, mit welchen Hoffnungen Milton diese jüngste Wendung der inneren Politik begrüsste. Er erinnert daran, wie diese hohe Körperschaft zuerst die Nation von der „doppelten Knechtschaft der prälatischen und königlichen Tyrannei" befreit, wie er selbst den ehrenvollen Auftrag erhalten, „ihre Thaten vor der ganzen Christenheit gegen einen Widersacher von nicht geringem Ruf zu vertheidigen". Er sieht „nach einer kurzen, aber schmählichen Nacht der Unterbrechung" in ihrer Rückkehr das Morgenroth einer schöneren Zukunft. Zielen jene Worte ohne Zweifel nur auf die letzte Zeit der Missregierung Richard Cromwell's ab, nicht auf die Glanzperiode seines Vaters, niemals hatte Milton so unverhohlen seinen tiefen Schmerz über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ausgesprochen. Wie viel getäuschte Hoffnungen musste der Mann begraben haben, der die zurückgekehrten Mitglieder einer Versammlung als „Wiederhersteller der Freiheit" preisen konnte, deren gewaltsame Auflösung er fünf Jahre vorher, wenn nicht mit

entschiedenem Beifall, so doch auch nicht mit entschiedenem Tadel begleitet hatte! Dass er es über sich gewann, diesen Schein eines Gesinnungswechsels auf sich zu nehmen, zeigt indess, wie weit er auch damals noch vom Standpunkte der Verzweiflung entfernt war. Vor allem in Betreff der kirchlich-politischen Frage hoffte er von der Versammlung eine Verwirklichung seiner kühnen Pläne. Wenn er sah, dass sie täglich „Petitionen mit neuen Vorschlägen für die Gestaltung des Gemeinwesens" entgegennahm, so hielt er es für um so mehr erlaubt, „mitzutheilen, was sein Gewissen ihm als wichtig für die Freiheit und Verfassungsreform der Kirche eingab". Denn davon war er überzeugt, „dass kein wie immer ausgedachter Plan eines Gemeinwesens Erfolg haben könne", wenn nicht „die Religion vom Monopol der Miethlinge befreit", die „Begehrlichkeit und der ungerechte Anspruch des Klerus auf anderer Leute Gut" zurückgewiesen werde.

Hier hatte man also die Nachträge zu jener früheren Darlegung zu erwarten. In beiden Fällen war von Eingriffen des Staates in das kirchliche Gebiet die Rede. Aber dort hatte es sich um die Anwendung von Zwang gehandelt, hier handelte es sich um die finanzielle Garantie. Dort war von dem äusseren, hier war von dem inneren „Verderb" der Kirche die Rede. Milton nimmt keinen Anstand, den zweiten Punkt als den bei weitem bedenklicheren zu bezeichnen. „Unter dem Druck der Gewalt, wenn auch gegen die Absicht der Unterdrücker, gedeiht und blüht die Religion oft am besten, aber die Korruption ihrer Lehrer, die gewöhnliche Folge des Miethlingssoldes, ist geradezu das Gift der Wahrheit". Nicht als ob damit materieller Gewinn als unverträglich mit dem geistlichen Berufe gedacht werden sollte. Auch hier ist „jeder Arbeiter seines Lohnes werth", und „nur wenige werden wie Paulus zufrieden sein, gratis zu predigen". Aber dieser Lohn soll eine freiwillige Gabe der Gläubigen sein, mit der vom Staate privilegirten Landeskirche soll auch ihr abgesondertes Gut in Wegfall kommen, Steuern zu Zwecken des Kultus dürfen seitens des Staates nicht erhoben werden.

Es war nicht möglich, sich radikaler in dieser Frage zu verhalten. Von der alten bischöflichen Kirche zu schweigen, die mit so vieler Mühe und so unvollständig eingeführte Presbyterialverfassung, ja selbst das Kompromiss, zu dem sich Cromwell verstanden hatte, wurde von Milton verurtheilt. Er stellt die Begriffe „Independentismus" und „Staatslohn in Sachen der Religion" als durchaus unverträglich einander gegenüber. Die christliche Kirche, „weil universal", kann nach ihm niemals eine „nationale" sein, sie besteht immer nur aus den „vielen einzelnen Kongregationen, welche selbst manchen Veränderungen unterworfen sind". Und diese freien Gemeinden sind nicht „aus Zwang entstanden oder aus dem Zufall nachbarlichen Zusammenwohnens, sondern aus freiwilliger Uebereinstimmung". Eben deshalb gewähren sie das Bild „der heiligsten aller Genossenschaften auf Erden". Es heisst ihr freies Wahlrecht beschränken, wenn der Staat „Prüfungskommissionen" (examinant committees, p. 373) zur Begutachtung der geistlichen Kandidaten ernennt, wie es unter Cromwell geschehen war. Es heisst die Geistlichen in „Staatspensionäre" verwandeln, wenn der Staat „ihre Besoldung in seine Hand nimmt", oder die Nation in ihrer Gesammtheit „durch Gesetz zwingt", dafür aufzukommen, wie es ihm bei der „established church" der Fall zu sein schien. Milton sieht darin gleichsam eine „blutschänderische Verbindung", ein „Monstrum", indem ein „politischer Kopf auf einen geistlichen Körper" gesetzt werde. Kein Gedanke daran, dass er die geschichtliche Entwicklung der heimischen Verhältnisse, die Art und Weise der Entstehung des Kirchenguts, seine Schicksale während und nach der Trennung von Rom, seinen öffentlichen oder privatrechtlichen Charakter in's Auge fasste. Er löscht so zu sagen die ganze Vergangenheit aus dem Gedächtnis aus, um eine reine Tafel herzustellen, auf der sich das Bild seiner kühnsten Träume verzeichnen liesse.

Hier stiess er nun aber als auf ein Haupthindernis auf jenes Institut der Kirchenzehnten, auf dem, wie sehr die grosse Katastrophe des sechzehnten Jahrhunderts es auch geschmälert hatte, der Bestand der geistlichen Stellen vorwie-

gend beruhte. Einundvierzig Jahre waren vergangen, seitdem John Selden durch seine „Geschichte der Zehnten“ eine ungeheure Aufregung hervorgerufen hatte. Die Theorie, welche die Zehnten aus göttlichem Recht ableitete, hatte sich von dem damals erhaltenen Schlage niemals wieder recht erholen können. Mit dem wachsenden Druck des stuartischen Regiments, sodann mit dem Fortschreiten der revolutionären Ideen war die Strömung erstarkt, welche sich gegen die überkommene Weise der landeskirchlichen Ausstattung wandte. Die Independenten wiederholten bei ihren Angriffen auf Patronat und Zehnten nur, was sie schon seit langer Zeit auf ihr Panier geschrieben hatten, die Presbyterianer dagegen hielten um so zäher daran fest, je mehr sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, ihrerseits des alleinigen Genusses der Pfründen theilhaftig zu werden. Der Sturm, der sich im kleinen Parlament gegen die herkömmliche Art der Erhaltung des geistlichen Standes erhoben hatte, war ohne weitere Folgen vorübergebraust. Das Kompromiss, dem Cromwell seinen Schutz geliehen hatte, konnte selbst manchen independentischen Geistlichen mit dem Bestehen von Einrichtungen versöhnen, deren Vortheile auch ihm zu gute kamen. Schon war eine grosse Literatur über diese Frage erwachsen, und wiederum nahm William Prynne unter den presbyterianischen Kampfhähnen eine der ersten Stellen ein. Keinen anderen hatte Milton im Sinne, wenn er über einen „jüngst aufgetretenen hitzigen Frager zu Gunsten der Zehnten“ spottete, der daran kenntlich sei, dass „sein Witz in den Marginalnoten immer neben seinem Witz im Texte liege“, den Mann, der „einst ein feuriger Reformer gewesen, nun aber in entgegengesetzten Gluthen rase“ (1). Hatte doch auch Prynne einige Jahre vorher von den „blinden Führern“ gesprochen, welche „die Häretiker und Schismatiker zu blindem Gehorsam zwängen“.

Es war also ein schon nach allen Seiten hin durchfurchter Boden, den Milton betrat. Unter den Argumenten, die er gegen die Zehnten vorbrachte, ist keines, das nicht schon von anderen aufgestellt worden wäre. Die ganze Auseinandersetzung über die Bedeutung der Zehnten in der altjüdischen,

als einer nationalen Kirche, und was sich daran schliesst, findet sich bereits bei seinen Vorgängern. Eigenthümlich ist ihm die mehrfache Berufung auf das Vorbild der Waldenser, „der ersten Reformatoren“, deren Geschichte, ihm vorzüglich durch das Werk von Pierre Gilles bekannt geworden, seit den blutigen Ereignissen des Jahres 1655 eine besonders starke Anziehungskraft auf ihn ausüben musste. Von einem Angriff auf die Zehnten war nur ein Schritt zu machen zu einem Angriff auf die gesammte Institution eines abgesonderten Kirchengutes. Es ist in der That eine Säkularisation in grösstem Mass-Stabe, für die der Schriftsteller seine Mitbürger zu gewinnen sucht, eine Säkularisation nach Art derjenigen, wie sie „die Fürsten und Städte Deutschlands während der Reformation“ vorgenommen hatten. Jenes Kirchengut, „aus frommen Gaben zum Zwecke des Seelenheils“ erwachsen, „in Wahrheit oft genug gleich einer Bestechung Gottes oder Christi zum Zwecke der Absolution von Mördern und Ehebrechern“, es steht nach der Ansicht Milton's ganz und gar zur „Disposition des Staates“, der es entsprechend dem allgemeinen Besten verwenden darf. Milton lässt immerhin noch an erster Stelle eine Verwendung zum Zwecke der Unterstützung mittelloser Reiseprediger bestehn, ohne zu bemerken, dass er sich dadurch wiederum in Widerspruch mit dem Grundgedanken seiner Polemik gegen das „Miethlingswesen in der Kirche“ setzt. Aber daneben sind es allgemeine Interessen, die Interessen der Erziehung und Bildung, denen das eingezogene Kirchengut dienen soll. Die Abneigung gegen den üblichen Studiengang der Universitäten, wie sie in dieser Schrift wieder mächtig durchbricht und die Erinnerung an das pädagogische Ideal, dem er selbst mit Comenius und Hartlib, Durie und Petty huldigte, führen Milton zur Aufstellung eines Programms, mit dem er seiner Zeit weit vorauseilte. Ausgerüstet mit den Mitteln, welche die Säkularisation ihm an die Hand giebt, soll der Staat „über das ganze Land hin in grösserer Anzahl Schulen gründen“. In diesen sollen „Sprachen und Künste frei gelehrt werden“, und mit ihnen sollen „öffentliche Büchersammlungen“ verbunden sein.

Eine Volksschule und Volksbibliotheken schweben dem Autor vor, und es ist der Staat, dem er auch hier wieder zur heiligen Pflicht macht, seine erste Aufgabe darin zu erkennen, die Massen zu bilden.

Wurde somit das Gebiet der Erziehung der modernen Macht zugewiesen, auf welche die wesentlichsten Kulturaufgaben der mittelalterlichen Kirche übergegangen waren, so wagte Milton auch in anderen Fragen den Schnitt vorzunehmen, der kirchliche und bürgerliche Befugnisse von einander trennte. Wie die erzwungenen Gebühren für Taufen fallen sollen, so auch diejenigen für „Heiraten und Begräbnisse", und zwar diese letzten, weil weder zum einen noch zum anderen eine geistliche Mitwirkung erforderlich ist. Die Idee, dass die Sorge für die Bestattung der Todten eine bürgerliche Angelegenheit sei, sowie die der obligatorischen Civilehe tritt mit aller Klarheit hervor. Die schwankenden Begriffsbestimmungen der früheren Schriften über das Scheidungsrecht sind verschwunden. Es ist vollständig im Geiste des kleinen Parlaments gedacht, wenn die Ehe hier „eine bürgerliche Ordnung", ein „Familienkontrakt" genannt wird, der ebensowenig wie irgend ein anderer „Akt oder Vertrag des bürgerlichen Lebens" dadurch „ungiltig oder unheilig werden kann", dass er „ohne einen Priester und seine vorgebliche nöthige Weihe" vorgenommen wird.

Nach allem Erwähnten erscheint es begreiflich, wenn der geistliche Stand überhaupt in dieser Schrift in einer Weise aufgefasst wird, welche von der herrschenden Anschauung sehr bedeutend abwich. Zwar wird die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt, dass es auch nach den einschneidenden Veränderungen, die gefordert werden, Männer geben könne, für die das geistliche Amt ausschliesslicher Lebensberuf sei. Aus freier Wahl der Kongregation hervorgegangen und durch deren Beiträge erhalten, sollen sie nach besten Kräften ihren Berufspflichten genügen. Reichere Gemeinden, „die meist Ueberfluss an Predigern haben", mögen einzelne von ihnen zu den „umliegenden Dörfern" aussenden. Andere Männer, getrieben von dem Verlangen, „den Heiland und seine Schüler nachzu-

ahmen", werden „ohne einer einzelnen Gemeinde zu dienen", ihr apostolisches Amt, gleichfalls von Ort zu Ort wandernd, über das Land hin ausüben. Sie werden keiner kostbaren Kirche oder verzierten Kapelle bedürfen. Ein einfaches Haus oder eine Scheuer wird hinreichen, die Gläubigen um sie zu versammeln. „Primitive Zusammenkünfte dieser Art" werden in kurzem der Ausbreitung des Christenthums und der Besserung der Sitten mehr nützen als jahrelanges Predigen der bisherigen Pfarrer am Sitz ihrer Pfründe. — Diese Hinneigung zur künstlichen Nachahmung urkirchlicher Zustände führte von selbst dazu, wie es schon an anderen Stellen der Milton'schen Schriften geschehen war, die Nothwendigkeit eines abgesonderten geistlichen Standes zu läugnen. Die Frage der finanziellen Erhaltung von Predigern und Seelsorgern, so sehr sich der Autor bemüht hatte, auf einzelne Aushilfsmittel hinzuweisen, blieb doch immer eine offene, woferne nicht die Möglichkeit dargethan wurde, dass die Ausübung des geistlichen Amtes nicht zur alleinigen Erwerbsquelle werde. Es wird daher für nothwendig erklärt, dass jeder in den vom Staate gegründeten Schulen auch Gelegenheit erhalte, ein „ehrliches Handwerk" zu lernen. „Wie Paulus durch Ausübung seines Gewerbes nicht entehrt worden ist", wie die „Prediger der armen Waldenser" sich vorzüglich als „Aerzte und Chirurgen" erhalten haben, so soll es auch in der modernen Zeit nicht für eine Schande gelten, wenn „Handwerker das Evangelium predigen". „Es wäre zu wünschen, dass alle Geistlichen Handwerker wären, dann würden nicht so viele von ihnen gezwungen sein, aus dem Predigen ein Handwerk zu machen, weil sie kein anderes verstehn" (1).

Eine so gründliche Veränderung des Bestehenden, wie sie ähnlich von gewissen radikalen Verfechtern der deutschen Reformation schon einmal verlangt worden war, setzte selbstverständlich eine ganz neue Art des theologischen Studiums voraus. Man erinnert sich, wie wenig dieses in seiner damaligen Gestalt Milton befriedigte. Hier nimmt er auf's neue Gelegenheit, sich gegen die „Schultheologie" der Universitäten als eine „leere Sophisterei" zu erklären. Er verspottet die Hau-

fen von „Predigten, Noten und Kommentaren über alle Theile der Bibel", die „theologischen Disputationen von Professoren und Graduirten", wie er sie einst als Student kennen gelernt hatte. In der Behauptung der angeblich höchst nothwendigen Vorbildung auf der Universität sieht er so gut wie nichts als einen Vorwand, dem Begünstigten eine fette Stelle, sei es als Fellow, oder als Hauskaplan, oder als Pfründner zu verschaffen. Nach seiner Ansicht kann „so viel Gelehrsamkeit, wie für einen Geistlichen nothwendig ist, ebenso gut und für weniger Geld privatim erlernt werden". „Die christliche Religion wird auf's leichteste selbst durch den geringsten Verstand begriffen." Man braucht, um sie zu verstehn, nicht „sein Leben lang zu den Füssen eines Kanzelredners zu sitzen", denn die einzige wahre Theologie ist „Kenntnis der heiligen Schrift". Diese aber würde ausserordentlich erleichtert werden durch „Uebersetzung der ganzen Bibel in's Englische mit zahlreichen Noten", sowie durch „Herstellung eines vollständigen Systems der Theologie ohne den Jargon der Schule und metaphysische verdunkelnde Bezeichnungen", ganz abgesehen davon, dass die öffentlichen Unterrichtsanstalten und Büchersammlungen die Möglichkeit gewähren würden, sich der Sprache des Urtextes und der ergänzenden Wissenszweige zu bemächtigen. Auf diese Weise hält Milton, wie es scheint, einen besonderen Stand der Geistlichen für durchaus entbehrlich. Er sieht in ihm nur einen „Stamm von Leviten, eine Faktion, eine Kaste im Gemeinwesen", deren Glieder in „plappernden Schulen auferzogen, auf Staatskosten gefüttert, träge und stolz sich beständig gegen ihre Ernährer, die verachtete Laienschaft, auflehnen". Er stellt dem die Gemeinschaft aller „Gläubigen" als „eine heilige und königliche Priesterschaft" gegenüber, aus der nach „freier Wahl" aus allen Ständen vom höchsten „Beamten bis zum niedrigsten Handwerker" Männer als Prediger hervorgehn können, wenn „Gott sie mit geistlichen Gaben begnadigt". „Ich sage das, bemerkt er beschwichtigend, nicht aus Geringschätzung der Gelehrsamkeit oder des Predigtamtes, sondern aus Hass gegen die übliche Quacksalberei von beiden".

Eine solche Reaktion gegen das Gewohnte hatten die Erfahrungen von beinahe drei Jahrzehnten in einem Manne hervorrufen können, der es selbst an schulgerechter theologischer Bildung dreist mit der Mehrzahl der damaligen geistlichen Würdenträger seines Vaterlandes aufnehmen konnte. Eben damals, als Milton diese kühnen Ideen entwickelte, wurde der Versuch gemacht, ihnen praktische Geltung zu verschaffen. Es war die Zeit des ersten Auftretens der Quäker. Ein Jahrzehnt war verflossen, seit der Begründer einer Sekte, die in kurzem zu weltgeschichtlicher Bedeutung anwuchs, sein Prophetenamt begonnen hatte. Nach Art eines Missionspredigers, wie er Milton's Phantasie als Ideal vorzuschweben schien, hatte Georg Fox das Land durchzogen, durch begeisterte Rede auf die Massen gewirkt und aller Verfolgungen ungeachtet sein Werk fortgesetzt. Mit grösserer Entschiedenheit hatte sich niemand gegen Zehnten und staatliche Besoldung der Geistlichen ausgesprochen als er. Die Gesellschaft der Freunde, die er an sich zu fesseln wusste, war von Jahr zu Jahr zahlreicher geworden. Sie theilten mit ihm jene Scheu vor der Schulgelehrsamkeit, jene Abneigung gegen die Absonderung einer geistlichen Kaste, aus der auch Milton kein Hehl macht. Sie wandten sich 1658 mit einer Petition an den Staatsrath, deren Ausführungen über das Verhältnis von Kirche und Staat Milton unschwer hätte unterschreiben können. Es ist nicht denkbar, dass ihm die ersten Bestrebungen des Quäkerthums fremd geblieben wären. Der Sekretär Cromwell's musste etwas von den schweren Besorgnissen erfahren, die man in den Kreisen der Regierung vor dieser neuen Macht, der Erbin aller Tendenzen der Heiligen, zu hegen nicht müde wurde. Das Vordringen quäkerischer Apostel nach London, ihre grossen Erfolge in gewissen Theilen des Heeres, das Martyrium, das so manche von ihnen auf sich nahmen: alles das konnte einem Manne, der sich in einer Art von officieller Stellung befand, nicht wohl unbekannt bleiben. Mit Fox hatte Cromwell selbst denkwürdige Zusammenkünfte gehabt, die ihres Eindrucks auf den Protektor nicht völlig verfehlten. Henry Vane, der dem Dichter

persönlich so nahe stand, hatte längst Verbindungen mit den Freunden angeknüpft. Von dem grausamen Verfahren, dessen sich das Parlament gegen eines ihrer Häupter, Jakob Naylor, schuldig machte, hatte im December 1656 ganz London gesprochen (1). Mochten manche Ausschreitungen und Aeusserlichkeiten, in denen sich die Sekte gefiel, Milton nicht anmuthen, ihre Lehre von der inneren Erleuchtung konnte ihm wohl kongenial sein, die Verfolgung vieler ihrer Mitglieder lief seinen theuersten Ueberzeugungen zuwider, er hat unter ihnen selbst sogar in späterer Zeit noch treue Freunde gewonnen. Und so mag ihm denn die Erinnerung an die eigenthümliche Erscheinung der Quäker auch 1659 hie und da die Feder geführt haben.

Wichtiger für die Ausbildung seiner kirchenpolitischen Ansichten, wie sie uns hier entgegentreten, ist aber ohne Zweifel die Einwirkung einer anderen geistigen Macht gewesen. Man erinnert sich, dass Roger Williams bei der zweiten Reise, die er im Interesse seiner Kolonie unternahm, persönlich mit Milton bekannt wurde. Was der Gründer des konfessionslosen Staates schon durch sein geschriebenes Wort gelehrt hatte, das wurde durch das gesprochene unschwer ergänzt. Wenn es Milton auch nicht gelungen ist, sich zu jener Weite und Klarheit der Ideen durchzuringen, mit denen Williams fast einzig in seiner Zeit dasteht, so braucht man dessen Schrift „die blutige Lehre der Verfolgung" mit Milton's beiden Traktaten aus dem Jahre 1659 nur etwas genauer zu vergleichen, um sich von der engen Verwandtschaft, die zwischen ihnen besteht, zu überzeugen. Selbst die Polemik gegen Oxford und Cambridge findet sich fast in gleicher Weise schon bei Williams. Und auch im Titel seiner zweiten Schrift brauchte Milton nur auf jenes Werk seines Freundes über die „Miethlingsgeistlichkeit" zurückzugehn, das dieser bei Gelegenheit seiner zweiten englischen Reise verfasst hatte.

Während der blinde Denker sich mit den grossen kirchenpolitischen Fragen beschäftigte, deren Lösung noch den Generationen nach ihm zu thun giebt, bereitete sich eine neue Erschütterung des revolutionären Staatswesens vor, dem er diente. Man hatte das Schattenbild der Republik noch einmal heraufbeschwören können, die Republik selbst zu begründen blieb unmöglich. Kaum war der leichte Sieg über die Protektoratsregierung erfochten, so begann die Eintracht der Sieger sich zu lockern. Die Häupter der bewaffneten Macht forderten Bestätigung aller Gesetze und Verordnungen, die seit der Zersprengung des langen Parlaments ergangen waren, sowie Erlass einer Indemnitätsakte für alle seit jenem Zeitpunkt vorgenommenen Amtshandlungen. Das Rumpparlament war nicht gewillt, der bürgerlichen Autorität, die es vertrat, so viel zu vergeben und allen Akten der Willkür, welche während der letzten sechs Jahre vorgekommen waren, den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken. Schon machte Lambert's Unmuth sich in den Worten Luft: „Ich weiss nicht, warum sie nicht eben so gut von unserer Gnade abhängen sollen, wie wir von der ihrigen", als eine royalistische Empörung für kurze Zeit den drohenden Ausbruch des Kampfes hinausschob. Die Kavaliere trugen sich seit dem Sturze des Protektorats mit lebhafteren Hoffnungen als jemals. Sie rechneten auf die Presbyterianer, deren Hauptquartier London war, auf die Unterstützung Spaniens und Frankreichs, die im Begriff standen, sich über einen Frieden zu vereinigen, auf die Uneinigkeit ihrer Gegner, die sie kannten. Vane selbst legte das Geständnis ab: „Der König wird eines Tages die Krone wiedergewinnen, das Volk verabscheut jede andere Regierungsform" (1). Karl II war von den Vorbereitungen seiner Anhänger benachrichtigt. Er begab sich nach Calais, um in England zu erscheinen, sobald die allgemeine Empörung geglückt sei. Allein die republikanische Regierung war auf ihrer Hut. Sie hatte genaue Kunde von den Plänen ihrer Gegner erhalten und traf umfassende Vorsichtsmassregeln. An einer einzigen Stelle kam es zu einem grösseren Kampf. In Cheshire stand Sir George Booth an der Spitze einer be-

deutenden Streitmacht, die über die Stadt Chester gebot. Er selbst schien sich nur für „ein freies Parlament" erhoben zu haben, aber unter dem Schutze seiner Waffen wurde Karl II als König ausgerufen. Das Heranrücken Lambert's machte der weiteren Ausbreitung des Aufstandes ein Ende. Der General schlug die royalistischen Freischaaren und brachte ihre Führer in seine Hand.

Diese Erfolge steigerten naturgemäss das Selbstgefühl der Armee. Die Soldaten spotteten darüber, dass ihre Officiere von einem Juristen ernannt würden. Die Officiere beklagten sich darüber, dass man ihre republikanische Gesinnung verdächtige. Lambert's Regimenter gaben den übrigen das Beispiel der Unbotmässigkeit. Man forderte vom Parlament eine Reihe von Bewilligungen, deren Gewährung dem Heere eine grössere Selbstständigkeit in Rücksicht auf seine Zusammensetzung wie auf seine Leitung gegeben haben würde. Man liess auch dann nicht ab zu agitiren, als diese Forderungen auf Widerstand stiessen. Vane hätte gewünscht, den Sturm durch Nachgiebigkeit gegen die Officiere zu beschwichtigen. Aber die Mehrzahl seiner Kollegen war entschlossen, die Anmassung der bewaffneten Macht nicht zu dulden. Sie sprachen ihr Urtheil über die Vergangenheit aus, indem sie alle vom 19. April 1653 bis zum 7. Mai 1659 erlassenen Akte für ungiltig erklärten, woferne ihnen ihre Bestätigung fehle. Sie suchten den Gefahren der Zukunft vorzubeugen, indem sie auf die Erhebung unbewilligter Auflagen die Strafe des Hochverrathes setzten. Lambert, Desborough und sieben ihrer Genossen wurden ihre Kommandos genommen. Der Oberbefehl gieng von Fleetwood auf eine Kommission von sieben Mitgliedern über. Er selbst gehörte zwar zu ihnen, aber er sollte durch Männer wie Haselrig und Milton's Freund Overton überwacht werden. Bis dahin war nur mit Worten gekämpft worden, am 12. und 13. Oktober kam es zur Entscheidung durch die Gewalt der Waffen. Lambert nahm es auf sich, den Staatsstreich auszuführen. Er rückte gegen Westminster heran und brachte die Truppen, die daselbst zum Schutze des Parlaments aufgestellt waren, mit leichter Mühe auf seine

Seite. Der Sprecher Lenthall, der sich zu Wagen in die Sitzung begeben wollte, wurde von den Soldaten unter höhnischen Bemerkungen gezwungen umzukehren. Nur wenigen Mitgliedern gelang es, zu ihrem Versammlungsort durchzudringen. Die City, auf deren Beistand sie gerechnet hatten, verhielt sich ruhig. Ohne Blutvergiessen war das Rumpparlament zum zweiten Male auseinandergejagt. Dem greisen John Bradshaw, dessen Tage sich zu Ende neigten, blieb wiederum nichts übrig als ein ohnmächtiger Protest.

Wir wissen, dass Milton diesen Protest seines alten Bekannten von Herzen theilte. Eine Woche, nachdem das Ereignis sich vollzogen hatte, schrieb er einem Freunde „über die Wirren des Gemeinwesens". Sein Brief ist eine kleine politische Abhandlung, hervorgerufen durch ein Gespräch, das er mit jenem Freunde geführt haben will, woferne man nicht vorzieht, die Briefform nur als eine bequeme literarische Einkleidung zu betrachten(1). Auch hier macht Milton kein Hehl daraus, dass die Zurückberufung des Rumpparlaments ihn mit grossen Hoffnungen erfüllt habe. Es war ihm doch immerhin das „berühmte Parlament, das sich so grosse Verdienste um die Nation erworben hatte", selbst im Zustande seiner Verstümmelung. Wie dieses „berühmte Parlament" von Cromwell ehemals behandelt worden war, hatte er seiner Zeit nicht missbilligt. Einem Lambert sprach er die Berechtigung dazu ab, nach Cromwell's Beispiel zu verfahren. Doch drückt er seinen Tadel noch leidlich vorsichtig aus. Noch immer scheint es ihm möglich, „Heilmittel" zu finden, um sich aus der „Anarchie" herauszuarbeiten und vor dem „drohenden Ruin zu retten". Er hofft, dass die Führer des Heeres sich dazu entschliessen werden, ihre rebellische Stellung aufzugeben, um sich mit den bürgerlichen Republikanern über die Bildung einer Regierung zu vereinigen. Ist an eine Zurückberufung des Parlamentes nicht zu denken, so gilt es wenigstens, schleunigst einen „Staatsrath" aus Officieren und Parlamentariern zusammenzusetzen. Seine Mitglieder müssen über zwei Punkte einig sein: Gewährung der „Gewissensfreiheit für alle, denen die heilige Schrift Norm des Glaubens

und Kultus ist“ — womit auch der „erzwungene Unterhalt des geistlichen Standes“ fallen soll — und „Abschwörung der monarchischen Regierungsform“. Um jeden neuen Zusammenstoss zwischen der militärischen und bürgerlichen Gewalt zu verhindern, sollen sich beide Theile eidlich verbinden, „einander bis zum Tode nicht verlassen zu wollen“. Dem Heere soll seine Erhaltung, den Officieren die lebenslängliche Dauer ihrer Stellen zugesichert werden. Aber dieselbe Zusicherung sollen auch die „Mitglieder des Parlaments oder des Staatsrathes“ erhalten. —

Man braucht nicht zu sagen, wie viel Phantastisches in diesen erst lange Zeit nachher bekannt gewordenen Vorschlägen steckt, wie kümmerlich zusammengeschrumpft das politische Glaubensbekenntnis des alten Republikaners hier erscheint. Auch giebt er seine Arbeit nur für eine flüchtige Skizze, in der die Furcht vor der Rückkehr des „gemeinsamen Feindes“ am auffälligsten in die Augen springt. Dieselbe Befürchtung tritt in einem schwermüthigen Briefe hervor, den er einige Wochen später an Oldenburg richtete. Der Freund hatte ihn aufgemuntert, eine Geschichte der Revolution abzufassen. Er antwortet darauf: „Ich bin weit entfernt davon, mich mit einer Geschichte unserer Unruhen zu beschäftigen. Sie verdienen eher mit Stillschweigen übergangen als gelobt zu werden. Wir bedürfen nicht sowohl eines Mannes, der im Stande sei, diese Unruhen zu schildern, als vielmehr sie glücklich zu endigen. Denn mit Ihnen befürchte ich, dass die vereinten Feinde unserer bürgerlichen und religiösen Freiheit diese unsere Zwistigkeiten oder richtiger diese unsere Anfälle von Wahnsinn nur zu gut ausnutzen werden“ ([1]).

In der That konnte sich niemand darüber täuschen, wie sehr die Restauration des Königthums an günstigen Aussichten gewonnen hatte. Die Masse des Volkes war der unaufhörlichen Umwälzungen, des schweren Steuerdrucks und der Last des stehenden Heeres herzlich müde. Die besitzenden Familien der Grafschaften sahen sich grossen Theils aus ihrer socialen Stellung verdrängt. Die Mehrzahl der städtischen Gemeinden und vor allem die City hoffte von der Rückkehr

der Monarchie friedlichere Zeiten. Presbyterianismus und Royalismus giengen Hand in Hand. Selbst von den Männern, die der Revolution ihr Emporkommen verdankt hatten, standen einzelne von ängstlicher Voraussicht mit dem Hause Stuart bereits in geheimer Verbindung. Noch ahnten wenige, wer unter diesen die vornehmste Rolle spielen würde. George Monk hatte während der ganzen stürmischen Zeit der inneren Wirren eine sehr bemerkenswerthe Stellung eingenommen. Ein Ueberläufer von der royalistischen zur parlamentarischen Sache, in den grossen Kriegen der Republik und des Protektorats zu Land und zur See als ein tapferer Soldat und ein fähiger Führer erprobt, überaus beliebt bei seinen Leuten, thatkräftig und berechnend, fühlte er sich als höchst Kommandirender in Schottland beinahe unabhängig von den heimischen Gewalten und den Kämpfen, welche England bewegten, entrückt. Er folgte ihnen indessen als aufmerksamer Beobachter aus der Ferne, und in London blickten die Häupter der einzelnen Parteien mit Spannung auf die Schritte des Generals im Norden. Er war ein zuverlässiger Diener Oliver Cromwell's gewesen, auch Richard Cromwell würde er nicht verlassen haben, hätte dieser, wie er sagte, sich nicht selbst verlassen. Seitdem wartete er den Gang der Ereignisse in Ruhe ab, frei von den religiösen und politischen Leidenschaften seiner Waffengefährten jenseits der Grenze, entschlossen, seine Kräfte nicht in einer voreiligen Unternehmung zu verbrauchen. Er liess sich von allen Parteien umwerben, ohne sich der einen oder der anderen hinzugeben. Die Führer der Armee verbargen ihr Misstrauen gegen den alten Kameraden. Die republikanischen Verfechter der parlamentarischen Oberhoheit glaubten auf ihn zählen zu können. Die Royalisten wagten es, ihm vertrauliche Anträge zu machen. Kühl und schweigsam nahm er Eröffnungen und Vorschläge von allen Seiten entgegen, aber er hütete sich, für die Zukunft sich zu binden.

Die Vertreibung des Rumpparlaments durch Lambert und seine Genossen nöthigte ihn, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Er missbilligte den geschehenen Gewaltakt,

gelobte „die Freiheit und Autorität des Parlaments zu schützen“ und äusserte, sein einziger Wunsch gehe dahin, „die Republik aufrechtzuerhalten“. Aus seinem Heere wurden alle diejenigen Elemente entfernt, die ihm nicht unbedingt zuverlässig erschienen. Kleine Flugschriften bearbeiteten die Soldaten, um sie mit dem Gedanken des Einrückens in England vertraut zu machen. Die Machthaber in London, unter sich durchaus nicht einig, durch weit auseinandergehende Entwürfe einer neuen Verfassung in Anspruch genommen, von den fanatischen Sektirern vorwärts getrieben, erkannten in dem selbstständigen Auftreten des Befehlshabers der schottischen Armee eine gemeinsame Gefahr. Man verhandelte über eine Aussöhnung, aber gleichzeitig stellte sich Lambert im Norden auf. Er fand nirgendwo ein freundliches Entgegenkommen der Bevölkerung, während Monk überall auf Sympathieen zählen konnte. Eine Konvention der schottischen Stände bewilligte ihm eine ansehnliche Geldhilfe. Fairfax erbot sich, in Yorkshire einen Aufstand zu erregen. Portsmouth wurde von Haselrig zum Abfall gebracht. Der Admiral Lawson erklärte, nur einem Parlament gehorchen zu wollen. In London mehrten sich die Zeichen des Unwillens gegen den Sicherheitsausschuss, welcher damals den Mittelpunkt der Regierung bildete. Sogar die Regimenter, die in der Hauptstadt lagen, drangen auf Beendigung des gesetzlosen Zustandes, der nur dem Royalismus Nutzen gebracht hatte. Unter ihrem Schutz konnte sich am 26. December das Rumpparlament ein zweites Mal unter Lenthall's Vorsitz installiren. Die Generale, die einige Monate vorher seine Sitzungen unterbrochen hatten, räumten das Feld. Ein Staatsrath wurde erwählt, dessen Mitgliederliste der Name Arthur Haselrig's eröffnete.

Diese Wendung der Dinge, die der „guten, alten Sache“ so günstig zu sein schien, konnte Monk nicht aufhalten. Am Neujahrstage 1660 liess er seine Infanterie die Grenze überschreiten und rückte ihr am folgenden Tage mit der Reiterei nach. Die Truppen Lambert's hatten sich schon vor seiner Ankunft von ihrem General getrennt, um sich den Befehlen des Parlaments zu unterwerfen. Fairfax, der sich an die

Spitze einer royalistischen Bewegung gestellt hatte, nahm den Führer des schottischen Heeres mit Freuden bei sich auf. Er selbst fand sich auch damals nicht veranlasst, seine Entscheidung zu treffen. Die Kavaliere verzweifelten an ihm, wenn sie hörten, wie er sich seiner republikanischen Gesinnung rühmte. Den Republikanern war es verdächtig, dass er seinen Zug begonnen hatte, ohne dazu ausdrücklich ermächtigt zu sein. Je weiter er vorrückte, desto unverhohlener drangen sich ihm in Adressen und Ansprachen die Wünsche der Bevölkerung auf. Zulassung der 1648 ausgeschlossenen Mitglieder oder Neuwahl eines „freien Parlamentes“ waren die vornehmsten Forderungen, die er überall zu hören bekam. Er wies die Verantwortlichkeit, hierüber zu bestimmen, von sich ab, aber er betonte, dass die Zulassung der Presbyterianer gefährlich sein werde, da diese der Monarchie den Weg eröffnen und dadurch den Bürgerkrieg auf's neue entflammen würden. So gelangte er nach London (3. Februar), allem Anschein nach der getreue Diener des republikanischen Parlaments, in Wahrheit sein gefährlichster Gegner und unwiderstehlicher Meister.

Seine Truppen lösten grössten Theils die Regimenter ab, die bis dahin in der Hauptstadt gestanden hatten. Er selbst bezog in Whitehall Quartier, wohin Besucher aus allen Parteien strömten, um ihn zu sprechen. Noch immer blieb sein Verhalten zweideutig. Als man die Abschwörung des Königthums und des Hauses Stuart von ihm forderte, trug er Bedenken, dem Verlangen nachzukommen. Als indess die City dem verhassten Rumpparlament durch Verweigerung der Steuern den Gehorsam kündigte und sich zum bewaffneten Widerstand rüstete, zögerte er nicht, erhaltenem Befehl gemäss, gegen die rebellischen Bürger einzuschreiten, die Ketten und Pfosten entfernen, die Thore und Schutzgatter niederreissen zu lassen (9. und 10. Februar). — Er hatte den Aufstand gebändigt, um Herr der Ereignisse zu bleiben, aber er fühlte nun um so mehr die Nothwendigkeit, das verscherzte Vertrauen aller derer zurückzugewinnen, die ihn als den Retter vor der Obmacht der politischen und kirchlichen Radikalen betrachteten. Er forderte vom Rumpparlament schleunige Ausschreibung

von Ergänzungswahlen und pünktliche Innehaltung des Termins der Auflösung. Er verlegte sein Hauptquartier in eben jene City, deren Empörung er den Tag vorher niedergeworfen hatte und die ihn nun mit Jubel begrüsste (11. Febr.). In den Strassen und auf den Plätzen loderten Freudenfeuer empor, an denen man zur Verspottung des Rump Fleischstücke röstete, die dieser wenig schmeichelhaften Bezeichnung entsprachen.

Die Mitglieder des verhöhnten Rumpparlaments zeigten einige Nachgiebigkeit. Sie beendigten die lange berathene Akte, welche die Bestimmungen für die Wahl des künftigen Parlaments enthielt. Sie gaben zugleich den Auftrag, die Ausschreiben für die Vornahme der Ergänzungswahlen vorzubereiten (16. Februar). Aber sie liessen noch immer der Befürchtung Raum, dass sie den Besitz der Macht nicht aufgeben würden und legten durch Ernennung einer militärischen Kommission ihr Misstrauen gegen den aufdringlichen Feldherrn deutlich genug an den Tag. Er hielt es für zeitgemäss, einen anderen Weg einzuschlagen. Schon längst waren Verhandlungen mit den ausgeschlossenen presbyterianischen Mitgliedern im Gange. Sie versprachen, für die Erhaltung und das Kommando der Armee geeignete Massregeln zu treffen, sowie einem neuen Parlament in kurzer Frist den Platz räumen zu wollen und konnten am 21. Februar, beschützt von Monk, zu ihren Sitzen zurückkehren. Mochte er selbst nach wie vor seine unverbrüchliche Treue gegen die Republik verbürgen, die Männer, welche die Hinrichtung des Königs und die Abschaffung des Königthums niemals verziehen hatten, beherrschten das Feld. Sie wussten, dass sie von ihrem Beschützer nichts zu fürchten hatten. Sie widerriefen alle früheren Akte, die ihre Ausschliessung betroffen hatten und zogen die Ausschreiben für die Vornahme der Ergänzungswahlen zurück. Sie hoben die militärische Kommission wieder auf und ernannten Monk zum höchst Kommandirenden der gesammten Landmacht in England, Schottland und Irland. Der Staatsrath, den sie erwählten, setzte sich fast gänzlich aus Anhängern des Presbyterianismus und Gegnern der Republik zusammen. In ihrem Sitzungslokal und in allen Kirchen



wurde die Urkunde von Liga und Covenant angeschlagen. Die City erhielt gegen Gewährung einer Anleihe volle Genugthuung für die erlittene Bestrafung. Das Beamtenpersonal erlebte durchgreifende Aenderungen. Im ganzen Lande liess sich der Rückschlag gegen die ehemaligen independentisch-republikanischen Machthaber erkennen. Bänkelsänger und Journalisten priesen den rechtmässigen Erben des väterlichen Thrones an. Schon wagte man in Gegenwart Monk's bei den Festen, die einzelne Gilden zu seinen Ehren veranstalteten, auf die Gesundheit des Königs zu trinken. Die Kavaliere hatten gute Gründe, alles von einem „freien Parlament“ zu hoffen, das am 25. April zusammentreten sollte. Zwar blieben gewisse Einschränkungen der Wahlen in Kraft, aber das Gelöbnis, „dem bestehenden Gemeinwesen ohne König und Lords“ Treue bewahren zu wollen, sollte in Wegfall kommen. Der Restauration war der Weg geebnet, und die Presbyterianer fühlten sich selbst beinahe schon ausser Stande, ihr noch Bedingungen vorzuschreiben. Am 16. März löste das lange Parlament sich auf. Das Land schickte sich dazu an, durch die Wahlen seinem heissen Verlangen Ausdruck zu geben.

In dieser Zeit, als die Frage ob Republik oder Monarchie schon so gut wie entschieden war, hatte Milton noch den Muth, mit offenem Visier auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Es ist fraglich, ob er noch in amtlicher Stellung war. Nach seines Neffen Bericht, hatte er seinen Posten und „den dazu gehörigen Gehalt kurz vor der Rückkehr des Königs verloren“. In den Registerbüchern des Staatsraths findet sich eine letzte Besoldungsanweisung für ihn unter dem 25. Oktober 1659. Er durfte sich jedenfalls nicht darüber täuschen, wie verzweifelt es um die Sache stehe, der er mehr als ein Jahrzehnt seine besten Kräfte gewidmet hatte. Seine Ansichten über das Verhältnis von Staat und Kirche waren von dem siegreichen General wie von der Versammlung, die unter dessen Schutz getagt hatte, häufig und nachdrücklich miss-

billigt worden. Seine Ansichten über die Vorzüge einer Regierungsform, die er gegen Salmasius vertheidigt hatte, waren in Gefahr, als ketzerisch von der aufgeregten Masse verurtheilt zu werden. Auch hätte ihm das Schicksal zweier Freunde als Fingerzeig für sein eigenes Verhalten dienen können. Overton, der den Posten des Kommandanten von Hull bekleidete, hatte versucht, eine Verabredung mit anderen Officieren zu treffen, um die Zurückführung der Einzelherrschaft auf alle Weise zu hindern. Er wurde aufgefordert, sich zu rechtfertigen und seines Postens enthoben. Henry Vane, wegen seiner Verbindung mit Lambert aus dem Parlament ausgestossen und auf eines seiner Landgüter verwiesen, war zur Zeit des Einrückens Monk's nach London zurückgekehrt und hatte daselbst mit seinen republikanischen Freunden agitirt. Er wurde auf's neue verbannt und täuschte sich nicht über den Ruin seiner Hoffnungen. Aber Milton wollte noch immer nicht alles verloren geben. Im Februar, als das Rumpparlament sich zur Ausschreibung von Ergänzungswahlen verstanden hatte, war eine Schrift von ihm zum Druck gekommen mit dem Titel: „Der sichere und leichte Weg zur Begründung eines freien Gemeinwesens und die Vorzüge eines solchen, verglichen mit den Nachtheilen und Gefahren, welche die Wiedereinführung des Königthums in diesem Lande nach sich ziehen müsste" (1). Aber die Ereignisse hatten einen rascheren Verlauf, als der Verfasser vorhergesehen hatte. Die presbyterianischen Mitglieder nahmen ihre Sitze wieder ein. Jene Ausschreiben wurden zurückgezogen. Milton liess seine Schrift nichts desto minder erscheinen, da er auch von dem ergänzten „volleren" Parlament Gutes erwartete. Und wiederum überholten die Thatsachen seine Voraussicht. Die Versammlung beschloss, sich aufzulösen, Neuwahlen zu einem „freien Parlament" standen bevor. Da erschien Milton's Schrift in zweiter, verbesserter Ausgabe, mit veränderter Einleitung und mit dem Motto frei nach Juvenal geschmückt, das dem getreuen Eckardt Oliver Cromwell's wohl anstand:

Et nos
Consilium dedimus Syllae, demus populo nunc (2).

Die sonstigen Abweichungen dieser zweiten von der ersten Ausgabe, die noch kein Herausgeber der Milton'schen Werke beachtet hat, sind gar nicht unbedeutend. Einige Stellen sind weggelassen, darunter namentlich eine höchst interessante, die zur Beleuchtung der kirchlich-politischen Ideen Milton's dienen kann, aber bei weitem mehr sind der Zusätze, die der Autor gemacht hat. Sie sind zum Theil durch die veränderte Sachlage hervorgerufen worden, zum Theil haben sie nur den Zweck stilistischer Verbesserungen. Die Macht der Presbyterianer war in der Zwischenzeit gewachsen, nicht wenige Sätze sind daher neu hinzugekommen, die besonders auf sie gemünzt sind. Die royalistische Strömung hatte in einigen Wochen ungemein an Kraft gewonnen, um so mehr liess Milton es sich angelegen sein, die Folgen der Restauration in noch dunkleren Farben erscheinen zu lassen als das erste Mal. Uebrigens war der Grundton der gleiche. Man hört aus jeder Zeile den alten Gegner des Salmasius heraus, wie er sich denn einmal geradezu nicht ohne Selbstbewusstsein auf seine „erste Vertheidigung des englischen Volkes" beruft, als auf ein „geschriebenes Denkmal, das die Verleumdung überleben wird".

Als politischer Glaubenssatz bleibt ihm bestehn, dass die republikanische Verfassung einen Fortschritt über die monarchische bedeute. Nicht dass er den relativen Werth des Königthums hätte läugnen wollen. Gewiss „die Monarchie mag dieser oder jener Nation angemessen sein". Auch der einzelne Monarch mag sich dann und wann dem Ideal des „ersten Staatsdieners" annähern, „das gemeine Beste seinem eigenen Wohl vorziehn und statt auf einen lasterhaften Günstling auf die weisesten und tugendhaftesten Mitglieder seines Parlaments hören". Aber je seltener solche Fälle nach Milton's Ansicht sind, desto weniger ziemt es einem gebildeten Volk, „die Summe seiner Wohlfahrt dem Zufall zu überlassen". Im glücklichsten Fall ist ihm ein König, „da er nicht mehr als ein anderer Mensch vermag", nur „eine grosse Null, die ohne Zweck vor einer langen Reihe anderer Ziffern steht". Aber oft genug wird er „zum Unheil, zur Pest und zur Geisel eines

Volkes, das nicht im Stande ist, sich seiner zu entledigen". Und so hält er allen trüben Erfahrungen zum Trotz unerschütterlich daran fest, „dass ein freies Gemeinwesen die edelste und gerechteste Regierungsform sei", in welcher alle guten Bestrebungen „des Menschen, des Bürgers und des Christen" den weitesten Spielraum finden. Er hütet sich zu untersuchen, ob nicht sein eigenes Volk damals zu denen gehöre, für welche die Monarchie „angemessen" sei. Das einmal abgeworfene „Joch" wieder auf sich nehmen, zu der ehemals abgeschworenen „Knechtschaft des Königthums" zurückkehren, scheint ihm unter allen Umständen eine Schmach zu sein, „wie sie niemals eine Nation betroffen hat, die im Besitz ihrer Freiheit war". — Nicht nur die Aufstellung des politischen Axioms, auch seine Bestätigung durch Beispiele war ganz die gleiche, wie wir sie aus den früheren Arbeiten Milton's kennen. Auch hier müssen die Vertheidiger der Monarchie sich sagen lassen, „dass Gott im Zorne den Juden einen König gegeben hat". Auch hier wird auf die grossen Freistaaten des Alterthums hingewiesen. Ein Ausspruch Christi kommt dem Verehrer der Republik gleichfalls zu Hilfe. Es ist die bekannte Vermischung biblischer und geschichtlicher Argumente, in der Milton wie immer der Gewohnheit seines Zeitalters folgte.

Er sah indessen ein, dass diese akademischen Gründe im damaligen Augenblick nicht genügen konnten. Er appellirte an das Gefühl und an die Berechnung seiner Landsleute, und dabei steigert sich sein Pathos nicht selten zur Höhe prophetischen Schmerzes. Was werden die fremden Völker von uns sagen, ruft er den Männern von Ehrgefühl zu, „die eifersüchtigen Nachbarn, deren Bewunderung und Schrecken unser freies Gemeinwesen war?" Sie werden uns „verachten und verlachen". „Werden sie nicht den englischen Namen zum Gespött machen, wie den des thörichten Bauherrn der Bibel, der einen Thurm zu bauen begann und ihn nicht vollenden konnte? Wo ist jener herrliche Thurmbau eines Freistaates, den die Engländer zu errichten sich vermassen, jenes Freistaates, der Königreiche überragen sollte, ein neues Rom im

Westen? Den Grund dazu haben sie freilich muthig gelegt, aber dann fielen sie in eine Verwirrung, schlimmer als die babylonische, nicht von Sprachen, sondern von Faktionen, und keine andere Erinnerung ihres Werkes blieb zurück, als das allgemeine Gelächter von Europa. Und das wird um so mehr zu unserer Schande erschallen, da ein Blick auf unsere Nachbarn, die vereinigten Staaten der Niederlande, uns lehren kann, wie sie ohne äussere Vortheile unter weit grösseren Schwierigkeiten mit Muth, Weisheit und Standhaftigkeit dasselbe Werk glücklich vollendet und sich den ruhigen Genuss einer mächtigen und blühenden Republik erobert haben." Allein nicht genug damit, dass England den Spott des Auslandes sich herauf beschwören würde, es würde „den ganzen Schatz" verlieren, den seine Revolution ihm zugebracht hat, oder doch, nach Milton's Meinung, zuzubringen bestrebt war. „Alle gewonnenen Schlachten würden nachträglich verloren gehn". Alle Opfer an Gut und Blut wären umsonst gebracht. Die Union mit Schottland würde zerbrechen. Die Gewissensfreiheit hätte „von dem Bunde des Königs mit den Bischöfen" nichts zu hoffen. Das Parlament würde zu einer gedemüthigten Stellung herabsinken. „Wir werden, ruft Milton ahnungsvoll aus, vielleicht noch einmal um alles das kämpfen müssen, wofür wir gekämpft haben, wir werden noch einmal die Opfer bringen müssen, die wir gebracht haben, aber schwerlich werden wir uns der Freiheit und der Gunst des Himmels in eben dem Grade erfreuen wie jetzt."

Es gab eine andere Gattung von Engländern, denen mit solchen Gründen nicht beizukommen war. Es waren die Männer, deren Politik sich nach ihrer Börse richtete, und die kaufmännisch berechneten, wie viel bei dem Tausch von Republik und Monarchie zu gewinnen oder zu verlieren sein möchte. Diesen sucht Milton den Wahn zu benehmen, als werde das wiedereingesetzte Königthum ihnen billiger zu stehn kommen. Der König lebt, „angebetet wie ein Halbgott", ein ausschweifender, prunkender Hof, „der bei seinen Maskenspielen und Gelagen den Adel beiderlei Geschlechts entsittlichen wird, umgiebt ihn". „Auch eine Königin wird da sein

und nicht weniger kosten; aller Wahrscheinlichkeit nach eine Ausländerin und Papistin. Eine Königin-Mutter (wie man das zur Zeit Karl's I erlebt hatte) darf man dazu rechnen, beide haben ihren Hofhalt und ein zahlreiches Gefolge. Da sind ferner die königlichen Sprösslinge, jeder alsbald mit seinem eigenen Hof. Des Bedientengesindels wird kein Ende sein. Nobility und Gentry werden sich um die Hofämter reissen, und je serviler ihre Gesinnung, desto grösser wird ihr Hochmuth und ihre Verschwendung sein." Mit gutem Grund weist der entrüstete Puritaner auf den Hof von Versailles hin, dessen „Anlockungsmittel" und „pomphafte" Ceremonieen bald auch jenseits des Kanals zum Vorbild dienten. Eine weitere Ausgabe wird das „stehende Heer" verursachen. Man bilde sich nicht ein, mit der Republik würde es dauernd in Wegfall kommen. „Die Furcht vor der feindlichen Partei" wird es nicht verschwinden lassen. Aber es wird ein anderes sein als das bisherige, das man vielleicht „ohne Zahlung des Soldes" auflösen wird, um seine Glieder alsdann zur Rechenschaft zu ziehn. Es wird aus den „trotzigsten Kavalieren" bestehn, „möglicher Weise wieder unter Führung eines Prinzen Rupert". Auch die bischöfliche Kirche wird ihr Vermögen wieder in Anspruch nehmen. Man wird die eingezogenen geistlichen Güter zurückfordern, und dem Eigenthum zahlreicher Privaten, die sich durch seinen Ankauf bereichert haben, droht Zerrüttung und gänzlicher Ruin. In royalistischen Schriften war endlich zu lesen gewesen, nur unter dem Schutz der Krone könne Handel und Wandel gedeihen. Auch in diesem Punkt sucht Milton ihnen entgegenzuarbeiten. Er will zwar nichts davon wissen, dass man „Religion, Freiheit, Ehre und Sicherheit Preis gebe, um den Handel aufrecht zu halten". Aber er glaubt zum Ueberfluss bemerken zu sollen, dass der Handel nirgends schöner blühe, „als in den Freistaaten Italiens, Deutschlands und der Niederlande".

Noch ein Argument blieb ihm übrig, das in weiten Kreisen den tiefsten Eindruck machen konnte: der Hinweis auf die bevorstehende Rache der künftigen Machthaber. „Nicht allein die Hauptperson, sondern alle seine Anhänger" werden sich an

diesem Werk der Rache betheiligen. „Man wird Rechnungsablage und Entschädigung fordern, Processe, Untersuchungen, Anklagen, Denunciationen vielleicht auch solcher, die sich neutral verhalten haben, werden in Masse erfolgen. Kommt es nicht zum äussersten, so bleibt doch Gefängnis, Geldbusse, Verbannung, Misshandlung nicht aus.“ Zum mindesten müssen sich alle, die „nicht erprobte Royalisten sind oder von solchen begünstigt werden“, Ungnade und Verachtung gefallen lassen. Das droht nicht zum wenigsten den „kürzlich royalisirten Presbyterianern“. „Sie bilden sich ein, man werde ihre Vergangenheit vergessen, da sie Reue an den Tag legen, man werde die Bedingungen halten, auf die sie sich verlassen möchten. Aber erinnern sie sich nicht, wie den Schotten ihr Friedensvertrag gehalten wurde, wie so manches andere feierliche Versprechen, das uns gegeben ward? Glauben sie, die am meisten Eifer an den Tag legen den König zurückzuführen, er werde ihnen vertrauen und auf sie Rücksicht nehmen?“ Die „diabolischen Libelle“ der royalistischen Partei, die „Gestalten und Mienen, die jetzt frech und vordringlich auf den Strassen auftauchen“, die „Drohungen und Beleidigungen unserer gemeinsamen Feinde“, das alles mag den Presbyterianern ihr Schicksal vorausverkünden. Der neue Herrscher wird sie behandeln, „wie Könige versöhnte Feinde zu behandeln pflegen, zuerst sie vernachlässigen, dann sie entlassen, oder gar als alte Hochverräther und erste Urheber des Geschehenen bestrafen“. Der Covenant wird zerrissen werden, denn kein Sohn Karl's I. kann ihn halten, ohne dem Andenken seines Vaters untreu zu werden. Diejenigen, welche alle die so genannten „Sektirer“ Preis geben, werden erleben, dass das Schiff ihrer eigenen Gewissensfreiheit elendiglich scheitert. —

Alle Gründe waren erschöpft, die man dem Verlangen entgegenstellen konnte, „den Nacken wieder unter das königliche Joch zu beugen“. Die Frage entstand, was sich thun lasse, um diese Rückkehr in die ägyptische Knechtschaft zu verhindern. Milton ist um Vorschläge, die diesem Zweck dienen sollen, nicht verlegen. „Eben jetzt — ruft er aus — ist der günstige Augenblick da, um ein freies Gemeinwesen für

immer zu begründen“. Die Ausschreiben für die Neuwahlen sind ergangen. Ein „freies Parlament“ soll zusammentreten. Die Wählbarkeit ist an „gerechte und nothwendige“ Bedingungen geknüpft. Wenn das Volk sein eigenes Wohl im Auge hat und demgemäss fähige Vertreter wählt, die von der Herrschaft eines Einzelnen oder von einem Hause der Lords nichts wissen wollen, „so ist das Werk gethan“. „Der Grund eines freien Gemeinwesens ist wenigstens gelegt“. Denn dies ist nicht zu denken, ohne einen solchen „grossen Rath“, den das Volk erwählt hat, „dem es seine Souveränetät delegirt“. Die Kompetenzen dieses „grossen Rathes“ — absichtlich wird der Name Parlament vermieden — sind sehr bedeutende. Er verfügt über die Kriegsmacht zu Land und zur See, um Frieden und Freiheit zu schützen. Er erhebt und verwendet unter der Kontrolle besonderer „Inspektoren“ die öffentlichen Einkünfte. Die bürgerliche Gesetzgebung, der Abschluss von Handelsverträgen, die diplomatischen Beziehungen zum Ausland, die Entscheidung über Krieg und Frieden fallen in sein Bereich. Zur Führung gewisser Geschäfte, deren Erledigung grössere „Geheimhaltung und Schnelligkeit“ erfordert, wählt der grosse Rath aus seiner Mitte einen „Staatsrath“.

Es ist einleuchtend, wie enge sich diese Ausführungen Milton's an jene früheren Aeusserungen anschliessen, die namentlich im Bilderstürmer und in der ersten Vertheidigung des englischen Volkes hervorgetreten waren. Damals war ihm die in Westminster tagende Versammlung als Trägerin der Volkssouveränetät erschienen. Hier spielt der grosse Rath, wie er ihn sich ausmalt, genau dieselbe Rolle. Nur damit wagt sich der Schriftsteller an eine wesentliche Neuerung, dass er den grössten Theil der Obliegenheiten des alten „Staatsrathes“ gleichfalls direkt von der Gesammtkörperschaft besorgt wissen will. Die Ansichten, die er sich während der Protektoratsregierung und in den folgenden stürmischen Zeiten über dies Institut des Staatsraths gebildet hatte, mochten ihn zu einer so bedeutenden Abweichung von dem früheren Vorbild bewegen. Er sah möglicher Weise neue Konflikte zwischen den beiden Gewalten voraus, wenn man die eine, welche bis

dahin die Summe der Exekutive in sich vereint hatte, nicht zu einer ganz untergeordneten Stellung herabdrücke. In einem anderen wichtigen Punkt dagegen giebt er seine ehemaligen Ueberzeugungen nicht auf. Er hatte vor Zeiten aus seiner Abneigung gegen die Theilnahme der „Plebs“ an der Ausübung politischer Rechte kein Hehl gemacht. Hier kehrt derselbe Gedanke mit verstärkter Kraft wieder. Das Wohl des Staates soll nicht dem „Lärm einer rohen Menge“ anvertraut sein. Nur die „richtig Qualificirten“ sollen berechtigt sein, sich bei den Wahlen zu betheiligen. Aber auch ihr Wahlakt ist nicht mit einem Male beendigt. Er wird ein zweites, drittes und viertes Mal wiederholt, bis durch dieses mehrfache „Prüfen und Sieben“ die Masse der Kandidaten sich verkleinert und „zuletzt nur die erforderliche Zahl übrig bleibt, welche als die Würdigsten die meisten Stimmen auf sich vereinigt haben“. Es wird nicht klar, wie sich Milton im einzelnen dies Verfahren denkt. Aber so viel ist gewiss: nichts lag ihm ferner, als die Idee des allgemeinen Stimmrechts. Er hielt es mit Raleigh, welcher unter einem Freistaat ein Gemeinwesen verstand, in dem die Herrschaft von der „auserlesenen Klasse des Volkes, von den Besseren, Edleren und Reicheren“ geführt wird (¹). Republikaner, wie er war, blieb er seinen aristokratischen Neigungen getreu. Im damaligen Augenblick kam noch ein anderes hinzu, das ihn auf seinem früheren Standpunkt festhielt. Die Furcht vor einem Siege der Royalisten entlockte ihm den verdächtigen Wunsch, dass man die Stimmen nicht zählen, sondern wägen möge. Er täuschte sich nicht darüber, dass „die Mehrheit des Volkes die Freiheit aufzugeben feige genug sei“. Und deshalb suchte er sich hinter das durchsichtige Sophisma zu verschanzen: „Gerechter und vernünftiger ist es, dass die Minderheit die Mehrheit zwingt, ihre Freiheit zu behalten, als dass die Mehrheit die Minderheit zwingt, ihre Sklaverei zu theilen“.

Noch eine wichtige Frage war zu entscheiden. Sollte jener grosse Rath, der als Heilmittel vorgeschlagen wurde, eine unabsetzbare Behörde sein oder von Zeit zu Zeit einer Erneuerung durch die Wahlen unterworfen werden? Milton

spricht für das erste und hat diese Ansicht in der zweiten Auflage mit grösserer Ausführlichkeit entwickelt. Da müssen denn das Sanhedrin der Juden, der athenische Areopag, der römische Senat, die venetianische Signoria als Beispiele herhalten, obschon Milton sehr wohl fühlt, wie häufig der Vergleich hinkt. Aber er will nicht nur die Erfahrungen der Vergangenheit für sich anrufen. Die Gegenwart scheint ihm unbedingt die Einsetzung einer permanenten regierenden Körperschaft nöthig zu machen. „Sich ablösende und vorübergehende Parlamente werden eine freiheitliche Regierung viel eher erschüttern als befestigen, sie werden eine unruhige Bewegung und die Sucht nach Neuerungen hervorrufen. Man wird vernachlässigen, was der Augenblick erfordert, weil alles auf die neue Versammlung gespannt ist. Und wenn diese nicht genug zu thun vorfindet, so wird sie sich etwas zu thun machen, indem sie frühere Akte ändert und widerruft oder neue macht und vervielfältigt, bis alles Gesetz in der Masse sich widersprechender Statuten verloren geht." Nur mit Widerstreben geht der Autor auf die Idee ein, durch „partielle Rotation" wenigstens einen Theil, etwa ein Drittel, jährlich ausscheiden und durch neugewählte Mitglieder ersetzen zu lassen. Aber er sähe auch dies lieber vermieden, da es immer vom Zufall abhängen würde, ob nicht die „Besten und Fähigsten" durch dieses „Glücksrad" entfernt würden, um vielleicht eben so vielen „Unerfahrenen und Neulingen" Platz zu machen. Alles überlegt, dünkt ihn ein „stehender Senat" neben einem „stehenden Heer" oder einer „geordneten Miliz" in England nicht gefährlich, sondern einzig fähig, das Staatsschiff sicher durch die Fluthen zu lenken. — Ein unläugbares Gefühl von Ermüdung und Enttäuschung spricht aus diesen überraschenden Sätzen. Milton hatte gesehn, wohin das Widerstreben des langen Parlamentes, einer neuen Versammlung zu weichen, geführt hatte. Er hatte die Beweggründe gebilligt, die Cromwell für seinen Gewaltstreich geltend machte. Und dennoch fühlt er sich durch das Schauspiel beständiger Erschütterungen der Art angewidert, dass er sich dazu entschliesst, einem stehenden grossen Rathe das Wort zu reden.

So viel Klarheit des Blickes hatte er sich indessen bewahrt, um die Nothwendigkeit zu erkennen, einer Regierungsbehörde von so umfassender und konzentrirter Gewalt ein „Gegengewicht" zu geben. Es soll aber nicht in einer Verfassungs-Institution bestehn, wie z. B. die „Volkstribunen" es gewesen waren, auch nicht in „einer anderen popularen Versammlung". Er sieht darin die drohende Gefahr einer zügellosen und ungebändigten Demokratie, bei der zuletzt das Volk selbst durch „seine übertriebene Macht zu Grunde geht". Das Gegengewicht, an das er denkt, ist anderer Art. Er war aufgewachsen im Lande des Selfgovernment. Aber die Revolution war mit den hergebrachten Formen desselben in unversöhnlichen Widerspruch getreten. In alle Theile des feingegliederten Organismus hatten die verhassten „Committees" oder militärische Bevollmächtigte der Centralgewalt schonungslos eingegriffen. Milton wagte daher den kühnen Versuch, ohne jede Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung von Jahrhunderten, einen neuen Plan zu entwerfen, nach welchem der Gefahr einer zu straff gespannten Centralisation auf andere Weise vorgebeugt werden sollte. Waren gewisse allgemeine Interessen des Gesammtreichs jenem grossen Rathe anvertraut, so sollten neben ihm besondere „Versammlungen" in den einzelnen Bezirken bestehn, die eine Reihe von staatlichen Aufgaben zu übernehmen hätten. Es sollte, wie er sich ausdrückte, „jede Grafschaft zu einer Art von untergeordneter Republik gemacht werden", deren Vertreter — aus Nobility und Gentry hervorgegangen — am „Hauptorte" sich gleichfalls zu einem stehenden Rathe vereinigen würden. Diese Bezirksräthe hätten das Recht, Verordnungen für die Bedürfnisse ihres Bezirks zu erlassen, die allgemeinen Landesgesetze auszuführen und Gerichtsbehörden zu schaffen, vor denen die Streitigkeiten zwischen den Bewohnern ihres Kreises ohne Appellation an die obersten Gerichte in der Kapitale entschieden würden. Eben diesen Bezirksräthen will er vermuthlich die Sorge für Armenpflege, Gefängniswesen, Strassenbau u. s. w. zugetheilt wissen, obwohl es in seinem flüchtig skizzirten Entwurf nicht ausdrücklich bemerkt ist. Dagegen hebt er mit

Nachdruck hervor, dass die Ausbreitung der Volksbildung, die Errichtung von „Schulen und Akademieen“ eine ihrer wichtigsten Aufgaben sein müsse. Er wiederholt nur früher Gesagtes, er knüpft nur an die Bestrebungen des Comenius und Hartlib an, wenn er hier auf's neue dem heimatlichen Staate eine seiner am meisten vernachlässigten Pflichten in's Gedächtnis zurückruft. Die Schulanstalten, die ihm vorschweben, sollen nicht allein „Grammatik, sondern alle freien Künste und Uebungen“ lehren. „Auf diese Weise würde die Lebenswärme des Staates und der Kultur selbst die entferntesten Gebiete durchdringen, die jetzt erstarrt und vernachlässigt daliegen. Die ganze Nation würde in Bälde fleissiger und tüchtiger zu Haus, mächtiger und angesehener im Ausland werden“.

Allein nicht genug damit: die Machtsphäre der Centralbehörde soll noch nach einer anderen Richtung hin beschränkt werden. Die allgemeine Reichsgesetzgebung, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Entscheidung über Krieg und Frieden fällt allerdings in die Kompetenz des grossen Rathes, der in der Hauptstadt residirt. Aber er ist dabei an die Zustimmung der Mehrheit jener Bezirksräthe oder einzuberufender Versammlungen von Vertretern des Bezirkes gebunden ([1]). Doch soll niemals ein einzelner Bezirk sich über die Beschlüsse der Majorität hinaussetzen dürfen. Der Vergleich mit den vereinigten Niederlanden, der sehr nahe lag, wird entschieden abgewiesen. Es wird ein Vorzug des künftigen englischen Gemeinwesens sein, dass es „nicht viele Souveränetäten zu einer Republik, sondern viele Republiken unter einer Souveränetät verbinden wird“.

Es wäre überflüssig, eine eingehende Kritik dieses Planes zu versuchen. Man bemerkt, wie der Autor, dem radikalen Zug seiner Natur getreu, kühn und gross selbst in seinen Irrthümern, mit dem überkommenen Stoff rücksichtslos schaltet, und das in einem Augenblick, da die grosse Masse des Volkes die Rückkehr der alten zertrümmerten Formen herbeisehnte. Auch verhehlt er sich nicht, wie weit die „Ansteckung“ des Royalismus bereits fortgeschritten ist. Was er für sich erbeten hatte, war, „vor der langen Fastenzeit der Knechtschaft

das Recht des kurzen Fasching benutzen zu dürfen: noch ein Mal ohne Rückhalt sich auszusprechen und der Freiheit für immer Lebewohl zu sagen". Und so lässt er am Schluss die Maske des Optimismus fallen. „Ich habe das gefährliche Wagestück unternommen, dasjenige zu sagen, wozu ich mich verpflichtet fühlte, und meine Mitbürger rechtzeitig zu warnen. Es ist die gute alte Sache, die ich in Schutz genommen habe, wie auffällig dies auch erscheinen mag. Aber ich würde nicht gezögert haben für sie zu reden, hätte ich auch nur zu Bäumen und Steinen gesprochen, könnte ich mit dem Propheten nur rufen: o Erde, Erde, Erde, um ihr zu sagen, was ihre abtrünnigen Bewohner nicht hören wollen. Ja, ich würde nicht anders gehandelt haben, selbst wenn meine Worte die letzten Worte der verröchelnden Freiheit wären."

Es konnte billiger Weise Wunder nehmen, dass in der ganzen Schrift Milton's der Name des Mannes nicht erwähnt war, von dessen Verhalten eben damals so viel abhieng. Wenn an einer Stelle von „ehrgeizigen Führern des Heeres" die Rede war, so traf diese Anspielung nicht sowohl Monk als Lambert. Und die Warnung, sich vor der Kopie eines venetianischen Dogen oder eines niederländischen Statthalters zu hüten, enthielt vielleicht auch nur einen sehr versteckten Seitenhieb gegen den siegreichen General, der die Lage beherrschte. Indessen hatte Milton ihn keineswegs aus seiner Berechnung fallen lassen. Viele Jahre nach seinem Tode ist ein Schreiben bekannt geworden, das er an Monk gerichtet hat und welches völlig den Eindruck macht, als sei es Begleitbrief für ein Widmungsexemplar seiner Schrift, vermuthlich der ersten Ausgabe, gewesen (1). Es war damals üblich, Monk mit Rathschlägen und Anträgen in Briefform zu überschütten. Nicht wenige gedruckte Flugblätter der Art haben sich erhalten (2). Allein es unterliegt keinem Zweifel, dass Milton's Brief niemals in die Oeffentlichkeit gedrungen und es bleibt ungewiss, ob er überhaupt jemals an seine Adresse abgesandt worden ist. Was seinen Inhalt betrifft, so erscheinen hier die Vorschläge der Abhandlung noch einmal kurz zusammengefasst. Sie werden dem General warm em-

pfohlen, nicht ohne dass sein Anspruch auf das höchste Kommando der gesammten Streitkräfte ausdrückliche Anerkennung fände. Uebrigens kommt ein gewisses Misstrauen gegen Monk zum Durchbruch. Zwar werden seine republikanischen Erklärungen rühmend erwähnt, aber er wird zugleich ermahnt, die Nation „nicht länger mit blossen Erwartungen hinzuhalten" und dem kommenden Parlament „den Besitz eines freien Gemeinwesens" zu gewähren.

Wie wenig Grund für die Verwirklichung seiner Hoffnungen vorhanden war, darüber konnte Milton schon die Aufnahme belehren, die seine Vorschläge in weiteren Kreisen erlebten. Es fällt nicht schwer, aus der grossen Masse zeitgenössischer Flugschriften einzelne herauszufinden, in denen Milton's Werk die gelegentliche Zielscheibe des Angriffs zu sein scheint (1). Allein man kennt auch zwei Pamphlete, die sich ausdrücklich gegen seine Arbeit richten. Das eine ist so geschickt eingekleidet, dass es zu gleicher Zeit einen anderen Verfechter der republikanischen Staatsform und seinen Anhang dem allgemeinen Gespött Preis giebt. Unter den politischen Schriftstellern der Zeit nahm James Harrington eine hervorragende Stellung ein. Schon als junger Mann im Dienste Karls I. hatte er den Monarchen häufig durch seine zur Schau getragenen republikanischen Ansichten verletzt. Nach der Abschaffung des Königthums suchte er seine Ideen durch den Druck zu verbreiten. Die Veröffentlichung seines Hauptwerkes „Oceana", eines bis in's einzelne ausgeführten Staatsromanes, stiess auf Schwierigkeiten bei dem Protektor. Doch wusste der Verfasser durch einen witzigen Appell an Cromwell's Tochter, Lady Claypole, die Handschrift zurück zu erhalten und wagte sogar, sein Werk dem Protektor zu widmen (1656). Harrington's Vorschläge, in denen Verstand und Phantasie wunderbar gemischt waren, riefen zahlreiche Streitschriften hervor. Er liess sich indess so wenig irre machen, dass er im Herbst des Jahres 1659 einen Klubb gründete, dessen Mitglieder jeden Abend im „Türkenkopf", einer Taverne in New Palace Yard, zusammenkamen. Man debattirte beim Kaffee sehr ernsthaft über politische Fragen und stimmte

durch Kugelloos ab. Erst im letzten Drittel des Februar körten diese Zusammenkünfte auf(1). Milton hatte mehr als einen Grund, sich mit Harrington und dessen Werken zu beschäftigen. Manche Ideen des Verfassers der Oceana entsprachen seinen eigenen. Personen, die ihm nicht fremd waren. sein späterer Biograph Aubrey, der Mathematiker John Pell. der Dichter Marvell gehörten zu Harrington's Freunden. Sein vertrauter Schüler Cyriac Skinner war Vorsitzender jenes von Harrington gestifteten Klubbs. Aber indem er dem merkwürdigen Theoretiker seine Aufmerksamkeit schenkte, fühlte er sich durch einige Theile seines politischen Programms entschieden abgestossen. Dahin gehörte u. a. jene fixe Idee einer „Rotation“. Für Harrington bestand das untrügliche Heilmittel gegen die Gefahren einer stehenden regierenden Körperschaft in der jährlichen Ausloosung eines Drittheils, das während dreier Jahre nicht wieder wählbar sein sollte. Eine besondere Schrift, „die Rota“ (20. December 1659), hatte den Gedanken nochmals verfochten. Der Klubb erhielt von ihr seinen Namen. Wie erwähnt, suchte sich Milton gegen ein Aushilfsmittel zu sträuben, das er nur im äussersten Nothfall für zulässig halten wollte. Allein dieser Widerspruch zwischen zwei hervorragenden republikanischen Wortführern gab einem royalistischen Witzbold Gelegenheit, an beiden sein Müthchen zu kühlen.

Unter dem Titel „das Urtheil der Rota über Mr. Milton's Buch: der sichere und leichte Weg zur Begründung eines freien Gemeinwesens“, erschien eine kleine Broschüre, die sich schon dem Datum nach als eine ironische Fiktion auswies(2). Auf Wunsch des Klubbs — so hiess es — sei sein Urtheil über Milton's Buch von Harrington veröffentlicht und Milton mitgetheilt. Dieser konnte freilich, wie der erdichtete Harrington in seiner Einleitung bemerkte, ebenso wenig Freude daran haben, es zu vernehmen, wie der Berichterstatter selbst es zu wiederholen. Allein Harrington musste „seine eigenen Gefühle“ schweigen lassen und sich dabei begnügen, die Ansichten der Klubbisten möglichst getreu wiederzugeben. Da fand sich denn, dass auch nicht eine Stimme für Milton ab-

gegeben worden war. Ein Mitglied, und noch dazu ein „Bekannter" Milton's, hatte an dem Titel seiner Schrift Anstoss genommen und bemerkt, dass Milton auch sonst in der Benennung seiner Werke „keine glückliche Hand habe". Ein anderer hatte seine Verwunderung darüber geäussert, dass er die Schriftstellerei nicht längst aufgegeben habe. Denn obwohl er sich die Augen ausgeschrieben, seien seine Bücher nur Makulatur, und „Lichtzieher und Tabakverkäufer" ihre einzigen Abnehmer. Ein dritter, „eine würdige Gerichtsperson", machte sich lustig über die preisende Vertheidigung eines verstümmelten Parlamentes, das, auf eine kleine Minderheit des Volkes gestützt, „die königliche Knechtschaft in einen Freistaat verwandelt habe". Es sei merkwürdig, dass Milton „Unsinn und Fälschungen der Art von anderen stehle, während er doch selbst Vorrath genug von eigenem Gewächs besitze". Nicht weniger entschieden wurde die Grösse der Republik gegenüber dem Ausland geläugnet. Englands Machtstellung sei erst dann bedeutend geworden, nachdem „Oliver Cromwell unter dem Namen eines Freistaates eine absolute Monarchie eingeführt habe", während die Vorgänge der inneren Regierung von Europa als Akte „gothischer und vandalischer Barbarei" betrachtet worden seien.

Mit einem Wort: die ganze Versammlung war so entschieden royalistisch gesinnt, dass sie für den Vertheidiger der republikanischen Staatsform nur den bittersten Spott, die schmählichsten Verleumdungen und die niedrigsten Schmähungen erübrigte. Er hatte die Theorie verfochten „und danach gehandelt", dass „ein Mann seine Frau beliebig verstossen und eine andere nehmen dürfe". Er hatte das „Andenken eines ermordeten Fürsten mit Schmutz beworfen". Er hatte mehrfach und noch kürzlich in seiner Abhandlung über die Zehnten zum „Kirchenraub" aufgefordert. Seine letzte Schrift erschien „von Anfang bis zu Ende als windige Fopperei, verfasst zur Erhöhung des Pöbels und in der Absicht, den Unwissenden zu betrügen". Man konnte nicht annehmen, dass „er an seine eigenen Gründe glaube", und einer sprach die Vermuthung aus, nur die Furcht, von seiner be-

wundernswürdigen Beredtsamkeit unter einer Monarchie keinen Gebrauch machen zu können“, habe Milton angetrieben, die Welt mit seinem jüngsten absurden Pamphlet zu beschenken. Der Pseudo-Harrington selbst, der zuletzt das Wort nahm, gebrauchte allerdings weniger verletzende Ausdrücke, aber in der Sache war er ebenso schonungslos wie seine Genossen. Seine Eitelkeit fühlte sich dadurch besonders beleidigt, dass Milton auf seine Lieblingsideen keine Rücksicht genommen hatte. Demnächst fand er eine Parallele zwischen dem römischen Senat und der venetianischen Signorie höchst lächerlich. Er gab sein zusammenfassendes Urtheil dahin ab, der Titel der Milton'schen Schrift hätte lauten sollen: „Der sicherste und leichteste Weg zur Begründung der Sklaverei“.

Ohne Zweifel waren die bedenklichen Seiten der Milton'schen Schrift in diesem Pamphlet vortrefflich gefasst worden. Auch die allgemeine Schwäche seiner politischen Ansichten war dem witzigen Gegner nicht entgangen. Es war nicht ganz unbegründet, „dass er sich immer in Allgemeinheiten bewege“ und sich von „blossen Worten“ fangen lasse, dass er die „Monarchie als solche bekämpfe, ohne Rücksicht auf die besondere Verfassung“, dass er „in der Regierung eines Einzigen nur Sklaverei finde, in der Regierung Vieler nur Freiheit“. Aber andererseits, welche Gerechtigkeit hatte Milton von einem Widersacher zu erwarten, nach dessen Ansicht „Republiken gemeiniglich aus unwürdigen Ursachen entstehen“, und dem zufolge die Niederländer ihren Freistaat begründet hatten, nicht um ihre Religion und ihre Unabhängigkeit zu schützen, sondern „wegen der Steuer von einem Penny, die auf ein Pfund Butter gelegt wurde“.

Ernster gemeint war eine andere Gegenschrift, die etwa Ende April unter dem Titel herauskam: „Vertheidigung der Würde des Königthums“ (1). Der Verfasser hat absichtlich nur die Anfangsbuchstaben seines Namens auf das Titelblatt gesetzt. Im Begriff, einen Mann von so „anerkannter Scharfsinnigkeit und Gelehrsamkeit“ zu bekämpfen, wollte er, wie er etwas ironisch bemerkt, den Leser lieber im Ungewissen darüber lassen, wer er sei, damit die Sache, die er verficht,

nicht leide. Man vermuthet, indessen ohne genügenden Grund, dass sich unter dem G. S. das presbyterianische Parlamentsmitglied für Taunton George Searle verberge([1]).

Dieser Autor erscheint königlicher gesinnt als der König selbst. Für ihn giebt es nichts Elenderes und Kläglicheres als eine Republik. Was die Freistaaten des alten Griechenland betrifft, so macht er sich die Sache sehr bequem. „Sie sind von so altem Datum, dass man sich über ihre wahre Geschichte kaum vergewissern kann." Um die Grösse der römischen Republik herabzusetzen, wird er zum begeisterten Lobredner des römischen Kaiserreichs. Venedig und die Eidgenossenschaft bekommen bittere Worte zu hören. Am meisten sind aber dem royalistischen Engländer die vereinigten Niederlande verhasst, deren Verhältnisse er eingehend zu schildern versucht. Er betrachtet sie etwa mit den Blicken, mit denen ein heutiger Junker auf Nordamerika hinsieht, und die nationale Eifersucht, zu deren Dolmetscher er sich macht, schärft ihm noch den Griffel. Die Niederländer sind ihm „eine Heerde von Schweinen", der „Holländer wird einem Christen so wenig Beistand leisten wie ein Türke oder Jude". Unter den ruhmreichen Monarchieen figuriren dagegen, wie einst in dem Werke des Salmasius, diejenige von „Babylon, Assyrien, Persien", über deren „wahre Geschichte" der Autor sich offenbar weit eher „vergewissern" konnte, als über die Geschichte Sparta's und Athen's. Einen Haupttrumpf spielt er mit dem geistreichen Satze aus, dass „Christus unter einem Kaiser, aber nicht zur Zeit der Republik geboren worden ist". — Es lässt sich nach diesen Proben denken, wie Milton persönlich behandelt wird. Ein Tröpfchen gelegentlicher Anerkennung seines Talents verschwindet in der Fluth giftiger Beleidigungen, mit der man ihn überschüttet. Er hat „Witz", aber es ist der Witz eines „Schurken". Er verfügt über „Gelehrsamkeit", aber er macht von ihr „den schlechtesten Gebrauch". Seine Schriften über die Ehescheidung, sein Bilderstürmer, seine Vertheidigung des englischen Volkes werden zum Beweise angeführt. Er ist „ein Bruder Lüderlich, ein Atheist, ein Vertheidiger des Königsmordes, der sich seine Arbeit

nicht schlecht hat bezahlen lassen". — Es bleibt dem Lobredner der Monarchie noch Athem übrig, um den „kupfernasigen Heiligen Oliver" und den „absurden Phantasten Harrington" zu schmähen. Aber am Schluss kehrt er zu seinem Hauptopfer zurück, um ihm eine „aufrichtige Reue und gesunden Verstand" zu wünschen.

Weit besser als durch alle Gegenschriften konnte Milton sich durch den Gang der Ereignisse davon überzeugen lassen, dass er in den Wind geredet hatte. Für alle seine Betrachtungen war Voraussetzung gewesen, dass man bei den Wahlen die Bestimmungen über die Qualifikationen aufrecht halten und somit wenigstens diejenigen ausschliessen würde, die während des Bürgerkrieges für den König Partei genommen hatten. Allein nirgendwo hielt man sich an diese Beschränkungen gebunden. Neben den Wortführern der Presbyterianer errangen die entschiedenen Kavaliere in Masse den Sieg. Nur wenig einflussreiche Republikaner erlangten Sitze. Noch einmal leuchtete dieser Partei ein Hoffnungsstrahl, als es Lambert glückte, aus dem Tower, wo er in Haft lag, zu entspringen und einige rebellische Truppen um sich zu sammeln. Aber die energischen Massregeln Monk's entschieden sehr bald die Niederlage seines ehemaligen Rivalen. Schon war der so lange zurückhaltende General in direkte Verhandlungen mit Karl II. getreten, die presbyterianischen Parteiführer suchten durch ihre loyalen Anerbietungen wenigstens einige Bürgschaften für die Zukunft zu erhalten, von allen Seiten liefen die Versicherungen der Reue, die Erklärungen der Ergebenheit beim jungen König und Edward Hyde, seinem vertrautesten Rathgeber, ein. Am 25. April trat das neue Parlament zusammen. Gleichzeitig und ungehindert vereinigten sich zehn der Peers im Hause der Lords. Die alte Landesverfassung fand sich stückweise wieder zusammen. Nur durch eine kurze Spanne Zeit war man von dem Augenblick getrennt, in dem das letzte noch fehlende Element sich mit ihnen verbände. Am 1. Mai wurden Schreiben des Königs an die beiden Häuser überbracht. Zugleich ward eine von Breda datirte Deklaration mitgetheilt, in der weitgehende

Amnestie, Gewährung der Gewissensfreiheit, Ordnung der Eigenthumsfragen gemäss den künftigen Beschlüssen des Parlaments versprochen wurde. Dem Gemeinderath der City, dem General Monk und seinen Officieren, dem Befehlshaber der Flotte giengen gleichfalls königliche Briefe zu. Die allgemeine Begeisterung der Bevölkerung machte jede Zögerung unmöglich. Während bekannte Republikaner auf den Strassen der Wuth des Pöbels ausgesetzt waren, wurde Karl II. unter Glockenklang und Freudensalven als Erbe der Krone seines Vaters feierlich ausgerufen (8. Mai). Einige Tage nachher reiste die Deputation der Lords und Gemeinen ab, die ihn zur Rückkehr einzuladen beauftragt war. Auch die presbyterianische Geistlichkeit schickte ihre Vertreter, und unter ihnen konnte man Edmund Calamy bemerken, den Mitherausgeber des Smectymnuus, dessen Name Milton vor Zeiten nicht gleichgiltig gewesen war.

Milton selbst hatte sich erkühnt, gleichsam schon in der Höhle des Löwen, denselben nochmals zu reizen.

Matthew Griffith, einer der Kapläne Karls I., hatte am 25. März eine Predigt gehalten, die unter dem Titel: „Die Furcht Gottes und des Königs" alsbald gedruckt wurde(1). Auf eine sehr blumenreiche Widmung an Monk, den er auffordert, das begonnene Werk fortzusetzen, lässt der anglikanische Kaplan seine Predigt folgen. Ihr Thema ist „Lege nicht Hand an den Gesalbten Gottes". Es wird vielfach variirt und durch Bibelsprüche, die nicht immer glücklich ausgewählt sind, sowie durch zusammengeraffte historische Beispiele beleuchtet. Dabei kann sich die sehr knechtische Gesinnung des Redners nicht verläugnen. Er ist ein entschiedener Vertheidiger der Lehre vom „duldenden Gehorsam". Ein König ist ihm schlechthin aus einem besseren Stoff gemacht als „andere Menschen". In den beständigen politischen Neuerungen, die England erschüttert haben, sieht er etwas Teuflisches, wie ihm denn der Sündenfall im Paradiese gleichfalls aus dem „Wunsche nach Veränderung" hervorgegangen zu sein scheint. Monk war über diesen Appell an seine Loyalität zu einer Zeit, da er noch den Republikaner spielte, wenig erbaut, und

Griffith musste für einige Zeit in's Gefängnis wandern. Dies hielt indessen Milton nicht ab, eine Lanze mit dem Kaplan zu brechen. Er veröffentlichte „kurze Anmerkungen zu einer jüngst gehaltenen Predigt Mr. Griffith's", nur ein paar Seiten, aber voll Schärfe und Leidenschaft (1). Das Schriftchen ward abgefasst, wie man schon aus einer Stelle schliessen könnte, ehe das neue Parlament zusammengetreten war. Noch immer konnte Milton also sich wenigstens den Anschein geben, als glaube er nicht an die Restauration der Stuarts. Noch immer konnte er sich auf die feierlichen „Versprechungen und Erklärungen" Monk's berufen, ja sogar den General gegen die Zumuthungen des Kaplans, als gegen „unverschämte Verleumdungen" in Schutz nehmen. Griffith selbst kommt unter den Händen des alten Streiters übel weg. Der Theologe Milton greift seine biblischen Citate an. Der Historiker Milton hält ihm seine groben geschichtlichen Irrthümer vor. Der unbegrenzten Vergötterung der Monarchie stellt sich das Princip der Volkssouveränetät gegenüber. Es muss als ein grosses Zugeständnis Milton's gelten, wenn er, die Niederlage der republikanischen Sache vor Augen, seine Mitbürger beschwört, sich wenigstens nicht der Rache des „Besiegten" Preis zu geben, sondern schlimmsten Falles aus ihrer eigenen Mitte denjenigen zum König zu wählen, „der dem Volk am besten geholfen und sich gegen die Tyrannei die grössten Verdienste erworben hat".

Kaum waren diese „kurzen Anmerkungen" erschienen, als ihnen ein royalistisches Pamphlet antwortete. Sein Verfasser war Roger L'Estrange (geb. 1616), der als feuriger Anhänger Karls I. den Bürgerkrieg mitgemacht hatte und, in die Gefangenschaft des Parlaments gerathen, kaum dem Tode entgangen war (2). Er hatte seit 1653 in London gelebt und galt für einen witzigen Kopf. Unter dem Schutz der Stuarts erlangte er später noch eine bedeutende literarische Stellung, die er nicht zum wenigsten seiner loyalen Gesinnung verdankte. Eben diese bethätigte er in der Flugschrift „Keine blinden Führer", durch die er Milton an den Pranger stellte (3). Wie schon der Titel andeutet, gewann er es über sich, gleich

früheren Gegnern des republikanischen Vorkämpfers, selbst über dessen körperliches Leiden seine Glossen zu machen. Er lässt es sich gleichfalls nicht entgehen, ihm seine alten schriftstellerischen Sünden zu Gemüth zu führen: seine „Rechtfertigung des Königsmordes", die „gotteslästerliche Unverschämtheit", mit der er im Bilderstürmer die „geheimen Qualen der ringenden Seele" des Königs-Märtyrers verspottet hat. Er bittet Milton höhnisch, „den Teufel abzulegen und sich wie ein Mensch zu geberden, damit ein guter Christ sich doch nicht zu fürchten brauche, für ihn zu beten". In dem, was er zur Sache beibringt, ist viel Richtiges, soweit es die Gewaltsamkeiten der republikanischen Epoche betrifft. Aber wie Griffith, so bleibt auch l'Estrange hinter der Gedankentiefe und dem erhebenden Pathos seines Gegners weit zurück. Seine Schrift macht eher den Eindruck einer Denunciation, und in der That lagen die Dinge schon so, dass man hoffen durfte, an den hervorragenden Feinden des Königthums bald einigermassen Rache nehmen zu können.

Es war alles vorbereitet, um den Sohn Karls I. im Triumph zu seinem reuigen Volke zurückzuführen. Monk drängte ihn, um der Erhaltung der Ruhe willen seine Ankunft zu beschleunigen. In der Bucht von Scheveningen lag die englische Flotte vor Anker, die den König und seinen Hofhalt befördern sollte. In England rüstete man sich zu festlichem Empfang. Am 23. Mai verliess der so lange von Asyl zu Asyl getriebene Fürst den Haag, woselbst er von den Generalständen freundlichen Abschied genommen hatte. Den Tag darauf lichtete die Flotte die Segel, um das Geschlecht der Stuarts zur Heimat zurück zu geleiten. Das Interregnum war zu Ende. Die Sache, für welche Milton bis zuletzt mit dem Muthe der Verzweiflung gestritten hatte, war verloren.

Anmerkungen und Anhänge.



Anmerkungen.

Erstes Kapitel.

Seite

7 [1]) An agreement of the people etc. Parl. hist. III. 1262—1278.

8 [1]) An agreement of the free people of England 1. May 1649. Old parl. history XIX. 111—119, ebenda 91—94 ein Auszug aus England's new chains discovered.

18 [1]) Pauli: Robert Blake in den Aufsätzen zur englischen Geschichte (1869) nach H. Dixon: Robert Blake 1858 und Warburton: Memoirs of Prince Rupert, 1849.

20 [1]) Er war einer der Gesandten gewesen, die zu Gunsten des Königs wirken sollten, s. B. II, 446.

[2]) Für das Folgende bieten die Hauptquelle die Protokolle des Staatsraths, die ich im Record-Office einsehen konnte. Die Auszüge, welche Todd aus ihnen gemacht hat, sind ergänzt worden durch Hamilton und durch Bisset in seinem Werke: History of the Commonwealth of England, 2 Vols. 1867. Neuerdings hat man angefangen, in den C. S. P. jene Protokolle musterhaft zu ediren, und diese Edition mit ihren vorzüglichen Registern wird den werthvollsten Kommentar zu der gesammten amtlichen Thätigkeit Milton's bilden.

21 [1]) Gedichte von G. R. Weckherlin, herausgegeben von K. Goedeke (Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. V. 1873), daselbst eine ausführliche biographische Einleitung. C. S. P. Reg. s. v. Weckherlin und Whitelocke, Ed. 1732 p. 204, 237 etc. Todd I. 108, Godwin II. 494.

22 [1]) S. o. B. II. 190, 264.

23 [1]) Wood: „without any seeking of his by the endeavours of a private acquaintance who was a member of the new council of state". Vgl. Phillips und Def. sec.. Man könnte nächst Vane auch Bradshaw, der am 10. März Präsident des Staatsraths wurde, für

Seite

dies „member“ halten, wenn seine Verwandtschaft mit Milton erwiesen wäre, s. aber I. 345. II. 430.

23 [2]) „at one Thomson's, next door to the Bullhead tavern at Chasing Cross opening into the Spring gardens“. Phillips, der irriger Weise die Abfassung der defensio prima in diese Wohnung verlegt.

24 [1]) C. S. P. ed. M. A. Everett Green zu den bezeichneten Daten, wodurch der Zweifel bei Phillips gelöst wird. Guizot: Histoire de la république d'Angleterre, II. 133 verlegt Miltons Ausweisung aus Whitehall irrig auf eine spätere Zeit. Das Haus ist seit 1877 abgerissen, s. Masson IV. 420.

25 [1]) To Sir Henry Vane the younger P. W. II. 484, 298. III. 480. Es scheint Masson entgangen zu sein, dass zuerst Sikes: Life and death of Sir H. Vane 1662 dies Sonett abgedruckt und bemerkt hat, Milton habe es am 3. Juli 1652 Vane zugestellt, s. Forster, Statesmen, 312.

26 [1]) S. über Fleming: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte III. p. 5, 10. Seine Briefe im Record-Office wie im züricher Archiv haben mir vorgelegen.

27 [1]) S. über Haak wie über Hartlib: C. S. P., Reg. Wood, Worthington's Diary Reg. Boyle's Works ed. Birch I. 25 etc.; vgl. über Haak: Koberstein, Grundriss der Geschichte der Deutschen Nationalliteratur, 5. Auflage, II. 93. Die daselbst erwähnte älteste deutsche Uebersetzung des Milton'schen Epos von E. G. V. B. (Ernst Gottlieb von Berge nach Ausweis der Dedikation), Zerbst 1682, befindet sich auch in der göttinger Bibliothek, Poetae 4713. Der Uebersetzer sagt, er habe versucht, das Gedicht „auf gleichmässige Art, wie es unlängst zuvor von dem berühmten H. Theodoro Haaken, fürnehmen Mitglied der curiösen königlichen Gesellschaft allbereyt angefangen, vollends überzutragen und durch den Druck an's Licht zu bringen“. Möglich, dass er jene Uebersetzung der ersten sechs Bücher von Haak, die bei Aubrey erwähnt wird, benutzt hat.

[2]) Uebrigens wurde Milton die ihm übertragene Arbeit wieder abgenommen und Thomas May zugewiesen, s. C. S. P. 1650 Juni 26, Juli 2 (p. 216. 228). Als Uebersetzer in's Französische wird René Augier genannt, der schon seit 1644 als Agent des Parlamentes in Paris gedient hatte, zur Zeit der Republik vielfältige diplomatische Verwendung fand und auch mit Milton in Berührung kam.

28 [1]) S. über Durie C. S. P. Reg. Whitelocke (Ed. 1732 p. 416), die Schutzschrift Hartlib's für ihn The unchanged . . Peace-Maker (s. o. II. 474) 1650, ferner The reformed school by John Dury . . London 1650 und The reformed librarie keeper with a supplement to the reformed school, as subordinate to colleges in universities by John Dury . . London 1650, beide mit Vorwort von Hartlib, Br. M. 1031. a. 11.

Seite

28 [2]) Literae senatus Anglicani nec non Cromwellii etc. nomine ac jussu conscriptae W. VII. 186 ff., ergänzt durch die Mittheilungen Hamilton's, aus dem im Record-Office befindlichen Ms. Exemplar 109 S. klein 4° von Daniel Skinner's Hand. Dies Ms., das ich in London benutzen konnte, hätte man für eine neue, sehr nöthige, kritische Ausgabe der Staatsbriefe heranzuziehn. Einen Kommentar zu den einzelnen Briefen zu geben, was mit Hilfe der C. S. P. am besten geschehn kann, lag ausser meiner Aufgabe.

29 [1]) Hamilton 16, 17. Man hat zur Erläuterung dieses wie der übrigen an Hamburg gerichteten Staatsbriefe die Bände des C. S. P. und die Hamburgh-Correspondence im Record-Office herbeizuziehn.

30 [1]) Order Books of the Council of State 26. Jan. 1652, s. Hamilton 27, Bisset 284. Ueber die oldenburgische Salva-Guardia s. Anhang I.

[2]) Bisset I. 40. C. S. P. 1649, 16. Juli.

31 [1]) C. S. P. 1649, April 13, vgl. Facsimiles of national manuscripts from William the conqueror to queen Anne, selected under the direction of the master of the rolls Part IV. 1868, Charles II. No. XLVI. Ich sehe keinen Grund, auch die Uebersetzung des folgenden Stückes Milton zuzuschreiben.

[2]) An act against unlicensed and scandalous books and pamphlets and for better regulating of printing Br. M. 115 f. 8. Old parl. history XIX. 170—176.

32 [1]) Wood. C. S. P.

33 [1]) S. die Ausführungen bei Masson IV. 324 ff.

[2]) S. über Needham die Mittheilungen bei Godwin III. 343—347 nach Wood, Forster, Statesmen 530, 535, 598. Hamilton 28, 29. C. S. P. unter den angegebenen Daten und s. v. Needham. Der Eintrag in den Registern der Stationers' Company „17 Marcii 1650" [1651] lautet: „Tho. Newcomb: Entred for his Copie by order of Mr. Milton 6 Pamphlets called Mercurius Politicus." Danach: „Tho. Newcomb 17. Aprill 1651 Entred for his copies under the hand of Mr. Milton 5 Pamphletts called Mercurius Politicus." „Tho. Newcomb 28 April 1651 Entred for his copies by permission of Authority 3 Pamphletts called Mercurius Politicus." „Tho. Newcomb 22 Mai 1651 Entred for his Copies under the hand of Mr. Milton 4 Pamphletts called Mercurius Politicus." Vom 29. Mai 1651 bis 22. Jan. 1652 folgt dann der wöchentliche Eintrag „under the hand of Mr. Milton". Vom 29. Jan. 1652 folgen Einträge ohne Bezeichnung eines Licenser. Am 12. Jan. 1653 heisst es „under the hands of Mr. J. Thurloe Servant to the Councell of State", und am 2. Juli 1653 wird der Gesammteintrag für „fifty and one Pamphlets called Mercurio Politico beginning 8. July 1652 ending 30. June 1653" nachgeholt. Unter dem 6. Okt. 1651 findet sich: „Mr. Griffin and

Seite

Mr. Leach entered for their copy under the hand of Mr. Milton a pamphlet called The Perfect Diurnall", woraus hervorgeht, dass Milton auch einmal ein Geschäft besorgte, welches gewöhnlich Rushworth oblag.

34 [1]) C. S. P. 1652 s. Reg. s. v. Dugard. C. J. 1652, 10. Febr., 2. April, 22. Juni. Höchst erwünscht ist folgende ergänzende Nachricht aus dem Ms. Tagebuche des L. von Aitzema, hansischen Residenten (Archiv im Haag, nach einer Mittheilung von H. Dr. Goll): „London 5. Martii 1652 In't stuck van de Religie houden sij deese regel, dat se toestaen alle exercitie van religie, die nict doolt in de fundamenten, en die nict papist is. Onlangs was hier gedruckt catechismus Socin. Racov. Sulx wiert van't parlament qualijck genoomen: de drucker segt dat Mr. Milton het hadde geliccntieert: Milton gevraegt seyde ja ende dat hy een bouckien op dat stuck hadde uyt gegeven, dat men geen boucken behoorde te verbieden: dat hy in't approbeeren van dat bouck nit meer gedaen had als wat syn opinie was."

35 [1]) Articles | of peace, | made and concluded with the Irish rebels, and papists, | by James earle of Ormond, | for and in behalfe of the late King, | and by vertue of his Autoritie. | Also a Letter sent by Ormond to | Col. Jones, Governour of Dublin, | with his Answer thereunto. | And a representation of the Scotch Presbytery | at Belfast in Ireland. | Upon all which are added Observations. | Publisht by Autority. | London; | Printed by Matthew Simmons in Aldergate-streete. | 1649. Br. M. E. 555. 65 S. 8°. Ms. Vermerk „May. 16." W. IV. 502—581. Schon Todd hat den Irrthum vieler Biographen Milton's bemerkt, welche dies Aktenstück vor die Zeit seiner Anstellung setzen, vgl. die Verfügung des Staatsrathes, C. S. P. 28. März 1649.

39 [1]) Εἰκὼν βασιλική. | The Povrtraitvre | Of | His Sacred Majestie | In | His Solitvdes | And Svfferings. | . . . M.D.C.XLVIII. Br. M. E. 1096. kl. 8°. 269 S. Mit Tinte von Thomason's Hand: „Feb. 9th.", und auf dem Blatt vor dem Titel: „The first Impression". Gewöhnlich werden 46 oder 47 Auflagen angegeben. Nach Todd 117 sollen von 29 Abdrücken, welche die „Prayers . . delivered to Dr. Juxon" nicht enthalten, 17 im Jahre 1649 erschienen sein, während man 27 Ausgaben mit den „Prayers" aufzähle. Doch steht nicht fest, wie viele von diesen späterer Zeit angehören. Eine deutsche Uebersetzung erwähnt Boineburg in einem Brief vom 12. Okt. 1650 (Epistolae p. 122), eine spätere von D. G. Sehreber 1747 liegt mir vor

[2]) Wordsworth: Who wrote *E. β.*? p. 96 nach Wilkins: Vita Seldeni p. 54. — „Les Anglais ne veuleut répondre qu'avec l'épée à M. Saumaise et ont fait cesser l'édition du livre de J. Seldenus qui

Seite

était sur la presse contenant la réponse à Mr. Saumaise". Lettres de Gui Patin (Ed. 1846) II. 17. 24. Mai 1650.

39 [3]) *ΕΙΚΟΝΟΚΛΑΣΤΗΣ* | In | Answer | To a Book Intitl'd | *ΕἸΚῺΝ ΒΑΣΙΛΙΚῊ*, | The | Portrature of his Sacred Majesty | in his Solitudes and Sufferings. The Author I. M. (dahinter von Thomason's Hand „ilton") (hierauf die Mottos aus Prov. XXVIII und Salust) Published by Authority. | London, Printed by Matthew Simmons, next dore to the gilded | Lyon in Aldersgate street 1649. 4°. 242 S. Titel und Vorrede auf 6 unpaginirten Blättern. Br. M. 293. f. 37, dasselbe Br. M. $\frac{\text{E. 578}}{5}$ mit der Ms. Note Thomason's „Octob. 6". Die zweite Ausgabe: „Publish'd now the second time, and much enlarg'd. | London, Printed by T. N. and are to be sold by Tho. Brewster | and G. Moule at the three Bibles in Pauls Church-Yard | near the West-end, 1650. 4°. 230 S. Titel und Vorrede auf sieben unpaginirten Blättern: Br. M. $\frac{\text{599. e.}}{1}$ In den W. Ed. Pickering III. 327—530 findet man nur einen Abdruck der ersten Ausgabe, in der Ed. St. John I. 301—496 die zweite, in der Ed. Birch (1753) I. 401 ff., sind die Unterschiede beider Ausgaben ziemlich zuverlässig angegeben. Deutsche Uebersetzung von Bernhardi II. 1—174.

40 [1]) Im ersten Abschnitt schleicht sich sogar das Versehen ein, dass die Auflösung des ersten und des zweiten Parlaments Karl's I. verwechselt wird, wie schon Thomason bemerkt hat.

42 [1]) C. S. P. 5. März 1651. Ich beziehe den Eintrag auf den Eikonoklastes und nicht auf die Defensio pro populo Anglicano.

43 [1]) Sehr klar wird der Satz auch ausgesprochen in Def. prima Cap. IX: „Ut summatim dicam quod res est, Parlamentum est supremum gentis Concilium, ad hoc ipsum a populo plane libero constitutum et potestate plena instructum, ut de summis rebus in commune consulat; rex ideo erat creatus, ut de consilio et sententia illorum ordinum consulta omnia exequenda curaret."

45 [1]) Einen Ueberblick über die ganze Streitfrage gewährt C. Wordsworth: Who wrote *Εἰκὼν βασιλικὴ* considered and answered, London 1824, und: King Charles the First the author of Icôn Basilikè further proved etc., 1828. Guizot: Hist. de la rép. d'Angleterre I. 26 hält eine Billigung und Korrektur des Ms. durch Karl I. für wahrscheinlich (vgl. die Einleitung zur Uebersetzung des E. b. in der Collection des Mémoires etc.). Ranke, E. G. III. 317, nimmt dagegen nach Kennett an, dass der Grundstock vom König herrühre, die Form des Buches von einem anderen. Unbedeutend ist A. Tuckermann: On the author of the *E. β.*, Berlin, Herrmann, 1874.

Seite

47 [1]) Bekanntlich hat man Milton selbst Schuld gegeben, er habe den Betrug erst in das „königliche Bild“ eingeführt, um ihn alsdann aufdecken zu können. S. über diese sinnlose Verleumdung Masson IV. 249, 250.

48 [1]) Vgl. über diese ganze Literatur aus dem ersten Stadium der Kontroverse Wordsworth: Who wrote etc. 52—111. Das Datum des Erscheinens von Godwin's Schrift „Obstructors of Justice“, in der auf Milton's „Tenure of Kings“ vielfach Rücksicht genommen wird, ergiebt sich aus den Bemerkungen von Jackson, Life of Godwin. Von The Princely Pellican . . 1649 besitzt das Br. M. ein Exemplar E. 558 mit dem Ms. Vermerk „June 2d“. Für den Titel dieser Schrift bot *Εἰκὼν βασ.* gleichsam von selbst die Handhabe, vgl. das Gebet im Anhang zu XXIV: „It is now thy pleasure that I should be as a Pelican in the wilderness“. Der Autor des Princely Pelican führt sich ein als einer der vertrautesten Diener des Königs, der bis zuletzt bei ihm geblieben sei (Herbert?), allein stilistische Eigenthümlichkeiten wecken den Verdacht, dass dieselbe Feder diese Vertheidigung des *E. β.* geschrieben hat, der *E. β.* selbst entstammte. — *Εἰκὼν ἀληθινή* . . London pr. by Thomas Paine . . 1649 trägt in dem Exemplare des Br. M. E. 569 von Thomason's Hand den Ms. Vermerk auf dem Titel „August 16“, *Εἰκὼν ἡ πιστή* ebenda E. 537: „Sept. 11th“, mit Bleistift u. bemerkt: [By Endymion Porter?], vgl. Wordsworth 65.

[2]) The life and reigne of King Charls (sic) or the pseudo-martyr discovered . . London . . 1651 (Ms. Note von Thomason: „Januarii 29“), Br. M. E. 1338 p. 178: „the whole contexture whereof hath already been sufficiently handled without mittens by a Gentleman of such abilities as gives place to none for his integrity, learning and judgment.“ W. Lilly: Monarchy or no Monarchy etc. 1651, p. 81: „But it is answered by the learned Milton“ etc., vgl. die Worte von E. Walker, die sich hiergegen richten, bei Wordsworth: Who wrote etc., 108.

[3]) Orders vom 5. März, 20. Mai 1651, 15. Nov. 1652, 1. April 1653. C. S. P. und Todd 118, 119. Durie's Uebersetzung befindet sich im Br. M. 8122. a: *Εικονοκλαστης* ou Réponse au Livre intitulé *Εἰκὼν βασιλική* . . Traduite de l'Anglais sur la seconde et plus ample edition et revue par l'Auteur à Londres. Par G. Du-Gard, 1652. Im Vorwort spricht Durie „de l'élégance du stile et du langage de l'auteur et de ses conceptions“.

[4]) *Εικων ἀκλαστος* | The | Image | Vnbroken | A Perspective of the Impudence, Falshood, Va- | nitie, and Prophannes, Published | in a Libell entitled | *Εικονοκλαστης* (sic) against *Εικων βασιλικη* | Or the Pourtraicture of his Sacred Majestie | in his solitudes and Sufferings. Printed Anno Dom. 1651. 4°. 267. S. Br. M. 599. e. 18. Ueber

Seite

Earle, der 1649 Εἰκὼν βασιλικὴ aus dem Englischen in's Lateinische übersetzt hatte, s. Wood ed. Bliss III. 716, über Jeanes daselbst III. 590. Im Jahre 1660 erschien eine zweite Auflage des Εἰκὼν ἄκλαστος unter dem Titel: „Salmasius dissection and confutation of the diabolical rebel Milton“; s. Wordsworth, Who wrote etc., p. 101.

49 [1]) S. die Urtheile von Hacket und Sanderson bei Wordsworth, l. c. 108, 109; auch Bates: Elenchi motuum nuperorum in Anglia pars prima (Ed. Amsterdam 1663), p. 161; vgl. ein ungünstiges Urtheil von J. Beal in Boyle's Works V. 438. Was den Erfolg des Eikonoklastes betrifft, so verwechselt Geffroy S. 143 dies Buch mit dem *E. β.*

Zweites Kapitel.

52 [1]) Von Biographieen des Salmasius citire ich diejenige in Haag: La France protestante IX und diejenige in Worthington's Diary I. 324; vgl. Salmasii epistolae accurante A. Clementio, 1656, Cl. Sarravii epistolae, 1654, Lucian Müller: Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden, 1869.

[2]) Defensio Regia Pro Carolo I. Ad Serenissimum Magnae Britanniae Regem Carolum II Filium natu majorem, Heredem & Successorem legitimam Sumptibus Regiis. Anno MDCXLIX. fol. 338 S.; über andere Ausgaben s. Brunet.

54 [1]) Salmasii ad J. Miltonum Responsio, Opus posthumum (1660), p. 30 ff.

57 [1]) Joannis Miltoni | Angli | Pro Populo Anglicano | Defensio, | Contra | Claudii Anonymi, alias Salmasii, | Defensionem Regiam. | Cum Indice. | Londini, | Typis Dv Gardianis, | Anno Domini 1651. — In dem Exemplare des Br. M. E. 1393 ist die Jahreszahl in 1650 verändert und „Aprill 6th“ von Thomason bemerkt worden. Man wird daraus schliessen dürfen, dass Th. sein Exemplar am 6. April erwarb, dass aber das Buch schon vor dem 25. März in Umlauf war. 4°. 260 S., darauf 6 Bl. Index Rerum Memorabilium W. VI. 1—190. Eine zweite, wenig veränderte Auflage, die allen bisherigen Herausgebern von Milton's Werken entgangen zu sein scheint, mit einem stolzen Nachwort gab Milton 1658 heraus. Br. M. E. 1960: Joannis MiltonJ | Angli | Pro | Populo Anglicano | Defensio | Contra Claudii Anonymi | alias | Salmasii | Defensionem Regiam. | Editio correctior et auctior, ab Autore denuo recognita | Londini, | Typis Neucombianis, Anno Dom. 1658. 8°. 171 S. Uebersetzung bei Bernhardi I. 163—321, zum Theil auch bei Troxler: Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre, 2. Auflage, Aarau 1821, französische Bearbeitung von Mirabeau: Théorie de la royauté d'après la doctrine de Milton, 1789. — Der Drucker William Dugard

Seite

war früher als „Staatsfeind" verfolgt worden, da er u. a. Ausgaben des „königlichen Bildes" gedruckt und eine Ausgabe von Salmasius' Buch vorbereitet hatte. Indessen kein anderer als Milton soll ihn bewogen haben, sich den republikanischen Behörden zur Verfügung zu stellen, s. C. S. P. und Wordsworth: Who wrote etc., 139, 140.

57 [2]) Def. sec. Milton W. VI. 280, 293. C. S. P. 8. Jan., 18. Febr., 23. Dec. 1650, 18. Juni 1651; vgl. Hamilton 25. Noch Bluntschli: Geschichte des allg. Staatsrechts, 1867, S. 86, wiederholt das Märchen, Milton habe „eine Nationalbelohnung von 1000 £ erhalten", vgl. Milton's Worte in Def. sec.: „Tuque scito me illas opimitates atque opes, quas mihi exprobras, non attigisse neque eo nomine quo maxime accusas obolo factum ditiorem".

62 [1]) Royalty and Loyalty . . by R. Grose, 1647. Br. M. 100. k. 6.

[2]) Observations concerning the originall of government upon Mr. Hobs. Leviathan. Mr. Milton against Salmasius. H. Grotius de jure belli. Mr. Huntons treatise of monarchy. London printed for R. Royston . . 1652. Br. M. 100. k. 7. (Gegen Milton richten sich S. 12—22.)

68 [1]) De jure belli ac pacis I. 3. 8; über Grotius und Milton s. B. I. 264. II. 190.

68 [2]) Ranke: Zur Geschichte der politischen Theorieen, G. W. XXIV. Huber: Der Jesuitenorden, 244—268.

69 [1]) Eine Stelle der Schrift „The tenure" etc. (Ed. St. John II. 18) erregt allerdings Bedenken: „The Greeks and Romans . . held it not only lawful, but a glorious and heroic deed . . to kill an infamous tyrant at any time without trial; and but reason, that he, who trod down all law, should not be vouchsafed the benefit of law". Der Autor versetzt sich indess hier mehr in den Geist des Alterthums, als dass er selbst einen Grundsatz aufstellen wollte. In den „Observations on the articles of peace" etc. (W. IV. 566) missbilligt er auf's entschiedenste die jesuitische Lehre „to murder kings in the basest and most assassinous manner" etc. Doch ist Milton, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, noch zur Zeit der Commune als einer der Vertheidiger des Tyrannenmordes citirt worden.

[2]) Commonplace-Book (Camden-Soc. 1876), p. 21, 32, 41. Es findet sich kein Excerpt aus Hooker und ich sehe auch nicht, dass dessen politische Grundansichten auf Milton eingewirkt hätten.

70 [1]) Der Hinweis auf Hotmann C. IV a. E. und C. VIII a. Anfang. Ebendort über Buchanan (vgl. schon Buch II. 446), s. auch Def. sec. W. VI. 313.

71 [1]) Buchanan: De jure regni apud Scotos (1579), p. 14, Tyrannen sind „qui palam non patriae sed sibi gerunt imperium neque publicae utilitatis sed suae voluptatis rationem habent. Milton: Tenure of kings etc. (Ed. St. John II. 17) „A tyrant is he who, regarding

Seite

neither law nor the common good, reigns only for himself and his faction." Stellen aus Languet, zu denen sich schlagende Analogieen bei Milton finden (Vindiciae c. t. Ed. MDLXXX, p. 165): „Probavimus reges omnes regiam dignitatem a populo accipere populum universum rege potiorem et superiorem esse, regem regni, imperatorem imperii supremum tantum ministrum et actorem esse, populum vere dominum existere." p. 167: „Est inter principem et populum ubique locorum mutua et reciproca obligatio . . obligatur populus principi sub conditione princeps populo pure. Itaque si minus adimpletur conditio, solutus est populus, irritus contractus, obligatio ipso jure nulla." p. 215: „Unde consequitur non populos propter magistratum sed contra magistratus propter populum fuisse creatos."

72 [1]) Die Hauptstellen in R. Williams: Bloudy tenent of persecution (vgl. B. II. 234 ff.), p. 214, 315, 341. „The sovereign, original and foundation of civil power lies in the people . . a people may erect and establish what form of government seems to them most meet for their civil condition. It is evident that such governments as are by them erected and established, have no more power, nor for no longer time, than the civil power, or people consenting and agreeing shall betrust them with. This is clear not only in reason but in the experience of all commonweals, where the people are not deprived of their natural freedom by the power ot tyrants" etc.

[2]) Eine zeitgenössische Schrift, die sich ganz mit Milton's Ansichten begegnet, ist z. B. Γένεσις καὶ τέλος ἐξουσίας The original and end of civil power . . by Eutactus Philodemius, London 1649 (Oxford, Leicester-College Pol. Tracts 1646—61 No. 7), von den Schriften Lilburne's an dieser Stelle zu schweigen.

74 [1]) Aubrey.

77 [1]) R. v. Mohl: Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften I. 231 läugnet dies. Vgl. indess die schon o. B. II. 443 citirte Stelle aus „Tenure of Kings". S. im allgemeinen die guten Bemerkungen von Seeley: Milton's political opinions in „Lectures and Essays", London 1870.

Drittes Kapitel.

80 [1]) Hobbes: Behemoth 1679 (W. VI. 368). Conring: „Uterque mihi visus est aeque imperite de regno disputare" (s. Worthington's Diary I. 328). J. C. Baronis de Boyneburg Epistolae ad J. C. Dietericum . . . 1705, p. 270; s. d. „Miltonus exprobravit nimis acerbe Salmasii errores quos ipse ubique non vitavit".

[2]) Pro Rege et Populo Anglicano Apologia, Contra Johannis Polypragmatici (alias Miltoni Angli) Defensionem destructivam, Regis et

Seite

Populi Anglicani. Antverpiae Apud Hieronymum Verdussen, MDCLI. — 2 S. „ad Lectorem", 8 S. „Ad praefationem praeludium", 4 S. „ad celeberrimam academiam Leidensem epistola dedicatoria", darauf 195 S. 12°, enthalten in der darmstädter Bibliothek.

81 [1]) Joannis Philippi (darunter in Ms. „i. e. Miltoni Amanuensis") Angli | Responsio | Ad | Apologiam Anonymi cu | jusdam tenebrionis pro | Rege et Populo Angli- | cano infantissimam. | Londini | Typis Dugardianis. An. Dom. MDCLII. 12°. Br. M. 599. a. 22. W. VI. 190—235; vgl. Godwin, Lives of E. and J. Phillips 12—20, 383. Anfang Januar 1652 war die Schrift schon erschienen, s. u. Anhang I.

[2]) Mit Jane ist vielleicht jener Jeanes, dem die Autorschaft des *Εἰκὼν ἄκλαστος* zugeschrieben ward, verwechselt. S. o. S. 48. Was Bramhall betrifft, so vgl. dessen Works, Oxford 1842, I. p. XCIV, Brief No. IX, May 9, 1654: „That lying abusive book was written by Milton himself, one who was sometime Bishop Chappell's pupil in Christ Church in Cambridge but turned away by him, as he well deserved to have been both out of the University and out of the society of men. If Salmasius his friends knew as much of him as I, they would make him go near to hang himself. But I desire not to wound the nation through his sides, yet I have written to him long since about it roundly. It seems he desires not to touch upon that subject. That silly book which he ascribed to me, was written by one John Rowland" etc,

[3]) Polemica sive supplementum ad apologiam anonymam pro rege et populo Anglicano adversus Jo. Miltoni defensionem populi Anglicani. Et Irenica sive cantus receptui ad Christianos omnes. Per Jo. Rowlandum pastorem Anglicum. MDCLIII; s. namentlich den Schluss von Kap. 5.

82 [1]) Carolus I. Britanniarum | Rex. | A Securi Et | Calamo Miltonii | Vindicatus. | Qui per Virtutem peri | t haud pol | interiet. Plautus in Captiveis. | Dublini, | Apud Liberum Correctorem, | via Regia, sub signo solutae fascis. | MDCLII. 118 S. 12°. Die seltene Schrift ist mir nur aus der Bibliothèque nationale in Paris (Nc. 1065) bekannt geworden.

82 [2]) Casparis Ziegleri Lipsiensis circa regicidium Anglorum exercitationes. Lipsiae apud haered. Henning Grossi . . 1652. 191 S. 12°. mit einer Ode des M. Fridericus Rappoltus in acad. Lips. prof. publ. Ich benutze ein Exemplar der Stadt-Bibliothek zu Bern. Eine zweite Ausgabe „accedit J. Schalleri dissertatio" (s. die folgende Anm.) Leyd. Batav. 1653.

83 [1]) Dissertationis ad quaedam loca Miltoni pars prior, quam annuente Deo, praeside Dr. Jacobo Schallero, SS. theol. doct. et philosoph. pract. professore solenniter defendere conabitur die mensis septembris (mit Ms. verändert in „13 die mensis Nov.") Erhardus Kieffer

Seite

Durlaco-Marchicus Argentorati Typis Friderici Spoor MDCLII. 44 S... Pars posterior quam.. solenniter defendet die 17 mens. Sept. Christophorus Günzer Argentorat. A. Typis F. Spoor MDCLVII p. 45—92. Ich benutze ein Exemplar der darmstädter Bibliothek. Ebendaher habe ich kennen gelernt: Examen Anglicum Exhibens V. Quaestiones Politico-Juridicas, In quibus Breviter et dilucide ostenditur, Regiam Majestatem non esse violandam a subditis, sed sancte colendam; Exercitii gratia conscriptum ab Henrico Remmighausen.. Rintelii.. MDCLIII. 40 S. 4°., eine Schrift, die sich wesentlich auf Salmasius stützt.

83 [3]) Dies geht aus einem Briefe Durie's (Basel, 30. Mai 1655) hervor, der sich im Staats-Archiv von Zürich (Duraeana de Syncretismo Vol. III. 263) befindet, und in dem er sich gegen verschiedene Anschuldigungen verwahrt: „Secondement touchant la translation du livre de M. Milton contre S. qui s'appelle Defensio Regia il dit que c'est une fiction et fausseté controuver [controuvée] à plaisir, car tant s'en faut qu'il aye translaté ce livre en Anglais, que mesme il n'a jamais oui dire jusques à présent qu'il aye esté translaté et mesmes à peine le peut-il encore croire et en oultre il déclare que l'aspreté qui est au livre de M. Milton lui a tellement depleu qu'il a tesmoigné le mescontentement qu'il en avait à l'autheur mesme aussitost que le livre fust imprimé." Vgl. l. c. IIII 271 einen Brief von J Frays an „M. Ulrich premier ministre de l'église à Zuric", Heidelbergae 19. 29 May 1655.. „ayant de mesme (à ce qu'on dit) translaté en Anglais le livre de Milton qui a refuté Defensionem Regiam Salmasii" etc. Auf Seite der Ankläger Durie's lag offenbar eine Verwechselung mit seiner Uebersetzung des Eikonoklastes vor, s. o. S. 48 Anm. 3.

[3]) Def. secunda, Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, VI. 258, herausgegeben von Erdmannsdörffer.

[4]) Filip von Zesen: Die verschmähete doch wieder erhöhete Majestäht.. Amsterdam 1661. S. 185. J. Heath: A brief chronicle of the late intestine war etc. Second impression London 1663, p. 435: „the royal defence which one Milton since stricken with blindness cavilled at" etc. Man kennt ein Exemplar der „Defensio prima pro populo Anglicano", in das der Besitzer, der zweite Graf von Bridgewater, der s. Z. im Comus mitgewirkt hatte, die Worte eingeschrieben hat: „Liber igne, author furca dignissimi"; s. P. W. II. 257.

84 [1]) Grauert: Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof, 2 Bde, 1837. 1842. Der Briefwechsel des Heinsius, Vossius, Gronov, Bourdelot, Vlitius in Burmanni, Sylloges epistolarum a viris illustribus scriptarum, T. 1—5, Leidae 1727, zum Theil abgedruckt

Seite

in Milton's Works ed. Pickering I.; vgl über die genannten Gelehrten Jöcher und Zedler.

85 [1]) S. die bereits Buch I Anm. 1 zu S. 14 citirte Stelle; vgl. Anm. 2 zu Buch II S. 342 über die Verwechselung von Patric und Thomas Young.

86 [1]) Burmanni, Syllog. III. 742.

[2]) Vossius theilt es dem Heinsius schon am 19. Juli 1652 mit (Burmanni, Syllog. III. 639).

87 [1]) Whitelocke, der vom November 1653 bis Mai 1654 in Schweden als Cromwell's Gesandter verweilte, frug die Königin: „if she had seen a book lately written by one Milton, an Englishman, and how she liked his style", worauf „she highly commended the matter of part of it and the language". Whitelocke: Journal of the Swedish embassy Ed. 1855, I. 417; s. daselbst I. 203: „The consul (in Köping) said that he had read Milton's book and liked it and had it at home".

[2]) Claudii Salmasii ad Johannem Miltonum responsio. Opus posthumum. Londini . . 1660. 304 S. Eintrag in den Registern von Stationers' Hall „19. Sept. 1660".

88 [1]) Defensio secunda.

89 [1]) Ein Artikel über Philaras findet sich bei Chardon de la Rochette: Mélanges de critique et de philologie, 1812, II. 302—332. Die Besorgung an Milton hatte Augier übernommen, s. über ihn oben Anm. 2 zu S. 27.

90 [1]) Def. sec. W. VI. 310, die beiden Briefe an L. Philaras Jan. 1652 und 28. Sept. 1654. W. VII. 388. 392. Weitere Stellen über die Türken und Griechen im Eikonoklastes C. X . . „after he had demanded more money of them and they to obtain their rights had granted him than would have bought the Turk out of Morea and set free all Greeks." C. XXVII: „and so far Turkish vassals enjoy as much liberty under Mahomet and the Grand Signior" etc.

[2]) Ziegleri circa regicidium Anglorum exercitationes im Vorwort an den Leser. Apologia pro rege et populo A. ebenda. Doch heisst es hier irriger Weise, von Salmasius Def. regia sei nur ein Abdruck erschienen.

91 [1]) Thurloe II. 246, 289, 418, 629. Philaras (er wird bei Thurloe Villeré genannt) sass eine Zeit lang in Paris gefangen. Unter seinen Papieren fand sich „a letter of civility Mr. Milton had writ to him". Es war der Brief vom Juni 1652.

91 [2]) Ueber Philaras Aufenthalt in London finde ich die folgende Notiz in den Depeschen Salvetti's (Abschriften nach den Originalen zu Florenz im Br. M. Add. Mss. 27962 sqq.): „12. Febr. 1655. E un pezzo che io dovevo dire a vostra signoria illustrissima come

Seite

si trova qui il signor Leonardo Villare residente del serenissimo di Parma a Parigi che fu comandato di sortire di Francia et si va intrattenendo qui, con speranza che il suo serenissimo padrone sia ben presto per farlo richiamare ad esercitare quella sua carica o impiegarlo in altra altanto honorevole. Viene alle volte a casa mia a visitarmi et veramente io lo trovo molto intelligente nel suo ministerio et ne discorre come Greco ch'egli è."

93 [1]) Der Brief an Philaras „Westmonasterio Sept. 28, 1654". W. VII. 392—394. In diesem Briefe wird der Augenarzt in Paris Tevenot genannt. Es ist aber offenbar ein Schreibfehler für Thevenin, s. Zedler, Universallexikon; vgl. Def. sec. W. VI. 269—272. E. Phillips.

[2]) Nach dem Urtheile eines ausgezeichneten Ophthalmologen spricht einiges in Milton's Worten für die Annahme von Glaukom, während anderes sich nicht gut damit vereinigen lässt. Milton selbst gebraucht für sein Leiden die Ausdrücke „drop serene", „or dim suffusion", Par. l. III 25. Good: The study of medicine, 4. Ed., Vol. III. 175 nimmt auf die Stelle Bezug. In Sonett 22 sagt Milton: „these eyes, though clear to outward view, of blemish or of spot" und in Def. sec. (W. VI. 267): „oculi ita extrinsecus illaesi, ita sine nube clari ac lucidi, ut eorum qui acutissimum cernunt, in hac solum parte, memet invito, simulator sum!"

94 [1]) Weckherlin's Anstellung fällt auf den 11. März 1652. Die Verfügung über Weckherlin's Ersetzung durch Thurloe mit Beibehaltung Milton's 1. Dec. 1652. Hamilton 20—22 nimmt als sicher an, dass die erwähnte Deklaration, in der Form, wie sie lateinisch im Druck erschien, von Milton übersetzt worden sei. Allein es geht nicht unumstösslich aus den Einträgen der Protokolle des Staatsraths hervor. C. S. P. 1650. 26 Juni darf man nicht heranziehen, da es sich hier um eine Deklaration gegen die Schotten handelt; s. o. Anm. 2 zu S. 27.

[2]) Das Datum von Weckherlin's Tod s. bei Rye: England as seen by Foreigners p. CXXXII. Milton's Brief vom 21. Febr. 1653 an Bradshaw u. a. bei Hamilton 22.

95 [1]) Regii Sanguinis Clamor ad Coelum Adversus Parricidas Anglicanos. Hagae-Comitun (sic), Ex Typographia Adriani Vlacq. MDCLII. 148 S. 12°.; eine zweite Auflage ebenda 1661. Br. M. 600. a. 19.

96 [1]) Vgl. Wood, Todd I. 160. Birch I. p. XXXIX—XXXLI. Haag: La France protestante IV. Milton hätte noch einen besonderen Grund gehabt, sich für Dumoulin zu interessiren, da dieser eine Zeit lang Hauslehrer der Neffen R. Boyle's und Lady Ranelagh's gewesen war. Auch stand er noch später mit Boyle in Verbindung (s. Boyle's Works V. 594 ff.).

96 [2]) Art. Morus in Haag: La France protestante VII. Archibald

Seite

Bruce: A critical account of the life, character and discourses of Mr. A. Morus, London 1813, eine verfehlte Vertheidigung des Morus, bringt kein neues Material bei. Ich stütze mich auf reiche Materialien, welche die Bibliothek sowie das Archiv der Stadt Genf und die Registres de la vénérable compagnie daselbst für die Geschichte des Morus enthalten, ferner auf die Articles des synodes Wallons des provinces unies, die Actes du consistoire de l'église d'Amsterdam u. a. m., die mir aus Amsterdam zugekommen sind; s. Näheres im Anhang II.

97 [1]) Registres de la vénérable compagnie, Genf 29. Julliet, 9. Dec. 1642. Baillie III. 6.

[2]) In einem Briefe der Geistlichen von Middelburg an die Compagnie vénérable (Original Genf, Stadtbibliotkek, den 12. Nov. 1649) wird für den Brief der c. v. vom 5. Juli 1649 „que vous nous avez escrite par nostre très honoré frère le sieur Al. Morus" gedankt. Morus erscheine durch diesen Brief gegen aufgetauchte Anschuldigungen ganz gerechtfertigt, man könne nicht glauben, „avec quelle ardeur et concurrence de peuple on vient escouter ses prédications qui semblent venir jusques au troisième ciel".

[3]) Stoupe an Ulrich in Zürich: „à Londres 27 Janvier 1652/3. „Morus a fait un livre sanglant contre cet etat intitulé Clamor sanguinis regii ad Coelum contra par. Angl. Il est plein de fleurettes sans aucun raisonnement. Il déchire Milton qui avait répondu au livre de Saumaise. Il élève jusques aux nues ce dernier avec lequel il s'est depuis mis fort mal, ayant deshonoré sa maison par ses trop familières communications avec une sienne domestique laquelle il avait promis d'epouser ce qu'il n'a point accompli. Ce malheureux homme s'est perdu de reputation par sa médisance et par ses actions infames par lesquelles il a flétri le caractère qu'il a eu l'honneur de porter." Züricher Staats-Archiv, Acta Anglicana 171.

98 [1]) Man schreibt das bekannte Epigramm, das zuerst im Mercurius politicus 1652, 23.—30 Sept. p. 1910 erschien: „Galli e concubitu gravidam te Bontia (Pontia) Mori | Quis bene moratam morigeramque neget", gewöhnlich Milton zu, so auch Masson P. W. II. 343. Milton selbst scheint dem zu widersprechen (W. VI. 259, 411 „authorem Batavum"); vgl. indess Burmanni, Syllog. III 305, 307, 649, 651, 746.

[2]) Ueber die Entstehungsgeschichte der Def. sec. s. W. VI. 336, 386, 364 (Authoris pro se defensio). Das Exemplar im Br. M. E. 1487 Joannis MiltonJ | Angli | Pro | Populo Anglicano | Defensio | Secunda. | Contra infamem libellum anonymum | cui titulus, | Regii sanguinis clamor ad | coelum adversus parri- | cidas Anglicanos. | Londini, | Typis Neucomianis, 1654. 173 S. 12°., trägt den Ms. Vermerk „May 30".

Seite

99 [1]) Das Thatsächliche ergiebt sich aus den Worten des „Typographus pro se ipso“ vor „Fides publica“ und aus Milton's Def. sec.

[2]) Ueber Durie's Aufenthalt in den Niederlanden s. Vaughan: The protectorate of O. Cromwell 1839, I. 1. Auszüge aus Durie's Briefen Def. sec. W. VI. 340; vgl. Morus: Fides publica 18, 19. Nieuport's Brief an Morus, Westminster 23. Juni (3. Juli) 1654, in Fides publica 19—21: „Ce grand dessein“, von dem Nieuport spricht, ist ohne Zweifel, „Vowel and Gerard's Plot.“ etc., s. Carlyle III. 205, 208.

[3]) W. VI. 364: „duos viros nobiles, amicos meos“. Der eine war wohl jener Abraham Hill, den Aubrey in diesem Zusammenhang erwähnt. Er lebte von 1633—1721, war namentlich in den Sprachen wohl bewandert und zeichnete sich als einer der Beförderer der Royal Society aus. Ein Band seiner Privatbriefe ist 1767 veröffentlicht worden; s. Rose: New general dictionary. Wood dreht den Sachverhalt offenbar um.

100 [1]) Dumoulin sagt in einer Ausgabe seiner Gedichte (P. Molinaei παρεργα: Poematum libelli tres), die erst 1669 (1670) erschien, L. III. p. 141: „Morus tantae invidiae impar, . . clamoris authorem Miltono indicavit. Enimvero in sua ad Miltoni maledicta responsione, duos adhibuit testes praecipuae apud perduelles fidei, qui authorem probe nossent, et rogati possent revelare.“ Milton habe aber seinen Irrthum nicht zugeben wollen. — Indessen findet sich bei Morus nichts der Art. Er hat sich wenigstens durch öffentliche Preisgebung Dumoulin's nicht gedeckt.

[2]) Autoris pro se defensio W. VI. 336, 340, 341, 344, 347; vgl. den Brief an Morus 7. Aug. 1654 bei Thurloe: State Papers II. 529.

102 [1]) Ganz verkehrt übersetzt Bernhardi 185: „Er lebte späterhin während der ganzen Regierung Jacob's, ein Gegenstand des Misstrauens und ein Ungeheuer an Erpressung, in Paris“. In den schlechten Drucken der Def. sec. steht allerdings: „Eundem Parisiis fide cassum et male agendo insignem, vita tota Jacobaea cognovit“, es soll aber heissen: „via tota Jacobaea“, die ganze Rue St. Jacques.

105 [1]) S. über Overton namentlich Godwin IV. 68 ff. 161 ff. Carlyle Register, Diary of Burton member in the parliaments of Oliver and Richard Cromwell from 1656—59, ed. J. Towill Rutt, 4 Vols. 1828 Register.

107 [1]) Joannis Miltoni | Defensio Secunda | Pro Populo Anglicano: | Contra infamem Libellum anonymum, | cujus Titulus, Regii sanguinis clamor | adversus parricidas Anglicanos. | Accessit | Alexandri Mori | Ecclesiastae, Sacrarumque litterarum | Professoris | Fides Publica, | Contra calumnias Joannis Miltoni | Scurrae. | Hagae-Comitum, Ex Typographia Adriani Vlacq. | MDCLIV. 12°. Morus scheint sich anfangs wegen des eben abgeschlossenen Friedens vor einer Er-

Seite

widerung gescheut und versucht zu haben, Milton's Schrift aufzukaufen; s. Thurloe, II. 394. Burmanni, Ep. Syll. III. 675. Milton: Pro se defensio.

107 [2]) Vgl. über Vlac's Erlebnisse in Paris: Lettres de Gui Patin (Ed. 1846), I. 469; über seine englische Vergangenheit die von Masson V. 155 angeführten Dokumente.

109 [1]) Unter A. Mori Poemata Paris 1669 befinden sich zwei an Holstenius und Dati. — Von Interesse ist ein Brief bei Thurloe II. 708 aus dem Haag vom 13. Nov. 1654: „Morus is gone into France.. They love well his renoune and learning but not his conversation, for they do not desire that he should come to visit the daughters of condition, as he was used to do. He promised Vlack to finish his apologie, but he went away without taking his leave of him, so that you see, that Vlack hath finished abrupte. The truth is Morus durst not add the sentence against Pontia for the charges are recompensed . . . yea I believe, that Morus was faine to purge himself upon oath, and the attestations of his life at Amsterdam and at the Hague, he could not gett them to his phansie.“

[2]) Alexandri Mori Ecclesiastae et Sacrarum Litterarum Professoris Supplementum Fidei Publicae Contra Calumnias Joannis Miltoni. Hagae-Comitum, Typis Adriani Vlacq. MDCLV, auf der Rückseite „Typographus lectori“, angebunden an „Fides publica“ und ohne Beginn einer neuen Paginirung.

110 [1]) Joannis MiltonJ | Angli | Pro Se | Defensio | Contra | Alexandrum Morum | Ecclesiasten, | Libelli famosi, cui titulus, Regii sanguinis clamor ad | coelum adversus Parricidas | Anglicanos, authorem recte | dictum. | Londini, | Typis Neucomianis, 1655. 204 S. 12°. Br. M. E. 1661, Ms. Vermerk Thomason's „August 8“.

111 [1]) Milton an Oldenburg 6. Juli 1654. W. VI. 390—392. Marvell an Milton, Eton 2. Juni 1654 bei Birch I. p. XL und in Marvell's Works ed. Grosart I. 11.

112 [1]) Diese drei weigerten sich, der Bestätigung des Zeugnisses der v. C. beizutreten. Registres de la v. C. 7. April 1648. Noch bedenklicher sind die folgenden Worte, die sich a. a. O. finden: „En outre d'autant que nos surdits frères ont offert de dire les raisons pour lesquelles il n'ont voulu signer le précédent tesmoignage a esté mis en prosposite si on les devroit ouïr là dessus. Sur quoi a esté avisé que non, que cela estoit inutile, veu qu'on ne les leur demandait pas, laissant cela à leur jugement particulier.“

[2]) W. VI. 257, 374, 394. Trotz eifriger Nachforschungen in der genfer Stadtbibliothek hat sich das Aktenstück daselbst nicht gefunden.

113 [1]) Von diesem Zeugnis ist in den aus Genf mir mitgetheilten Archivalien nichts zu finden.

[2]) „Mori contra Miltonum apologiam vidisse vos credo. Si Miltonus

Seite

de Mori testimoniis certiora nosse cupit, scribat Genevam et ad viduam Salmasianam, quae ipsi abunde suppeditabit materiam." Br. M. Sloane Ms. 649 f. 30 a. Der Brief, datirt „Leyda 6. Jan. st. v.", ohne Unterschrift, scheint eine blosse Kopie zu sein.

113 [2]) Senebier: Histoire littéraire de Genève, II. 192, 267. Autoris pro se def. W. VI. 395. Milton an E. Spanheim 24. März 1654—5. W. VII. 395. Der von Milton erwähnte Calandrini, der die Verbindung zwischen ihm und E. Spanheim angebahnt zu haben scheint, ist vielleicht identisch mit dem in Vaughan's Protectorate of O. Cromwell mehrfach genannten. Uebrigens blühte auch ein Zweig der Familie in England, s. Galiffe: Notices généalogiques sur les familles genevoises. Der in Genf lebende Turretini, den Milton erwähnt, ist der Theologe Franz Turretini 1623—1687.

115 [1]) S. Näheres in Kapitel 5 und Anhang II.

[2]) W. VI. 392, Milton an Oldenburg; vgl. VI. 406.

Viertes Kapitel.

119 [1]) 17. Juli 1650, Carlyle II. 301.

120 [1]) Carlyle II. 342. III. 49.

121 [1]) P. W. II. 484. 296 „To the Lord General Cromwell May 1652: On the proposals of certain ministers at the committee for the propagation of the gospel". So lautet die durchgestrichene, aber noch lesbare Ueberschrift im Cambridge-Ms. „Darwen" ist das Gewässer in Lancashire, das in der Nähe von Preston in den Ribble fällt. Ich benutze die gelungene Uebersetzung von Carrière: Die Kunst im Zusammenhang der Cultur-Entwicklung, IV. 639.

123 [1]) The humble proposals of Mr. Owen, Mr. Thomas Goodwin ... and other ministers who presented the petition to parliament (cf. C. J. 10. Febr. 1652), Printed at London for R. Ibbitson 1652. Br. M. E. 658. 4°. (Ms. Vermerk von Thomason „March 31".) Zu diesen Geistlichen gehörte John Durie (C. J. vom 11. Febr. 1653 steht Drury) und, was man nicht erwarten sollte, auch John Goodwin.

124 [1]) The fourth paper presented by major Butler to the honourable committee of parliament for the propagating the gospel of Christ Jesus ... together with testimony to the said fourth paper by way of explanation upon the four proposals of it by R. W. 1652. Br. M. E. 658 (Ms. Vermerk Thomason's „March 30th"). In dem Vorwort „to the truly Christian reader" von R. W. wird als eine Aeusserung Cromwell's in dem Committee angeführt: „That he had rather that Mahumetanism were permitted amongst us, then that one of Gods children should be persecuted".

125 [1]) S. ausser den angeführten Schriften und den Bemerkungen in P. W. II. 296. C. J. 1650 7. Juni, 13. Sept., 1651 23. Mai, 1652 10. Febr.,

Seite

29. April, 8. Okt., 1653. 11. 25. Febr. 4. 18. März, 1. April. Wie gross die Erbitterung in den radikalen Kreisen war, zeigen viele der im Br. M. aufbewahrten Flugschriften, welche für die Geschichte der englischen Revolution von unschätzbarem Werthe sind.

126 [1]) Es können hier nur einige Andeutungen gegeben werden. Grundlegend ist die Darstellung von Guizot. Lehrreich, namentlich auch mit Bezug auf die geheimen Unterhandlungen Condé's, sind neben den Depeschen Salvetti's, abschriftlich im Br. M., und des Venetianers Paulucci, abschriftlich im Record-Office, die Depeschen J. Stockar's, des Abgesandten der reformirten Kantone der Schweiz, der in London verweilte, um den Frieden zwischen England und den Niederlanden zu vermitteln. Sie befinden sich im Staatsarchiv zu Zürich.

127 [1]) Man muss den Schönfärbereien von Godwin u. a. Urtheile, wie die von Guizot I. 281 ff. und in den Einleitungen zu den C. S. P. gegenüberstellen. Milton's scharfes Urtheil s. u. B. IV. Kap. 5.

131 [1]) Man sollte wünschen, eine kritische Schilderung des Vorganges zu besitzen, wie sie Forster für das Attentat auf die fünf Mitglieder gegeben hat. Ranke's Wort: „eine historisch richtige Darstellung dieser Scene giebt es nicht", sagt nicht zu viel. Hie und da hat man dem Berichte des entfernten Ludlow zu sehr vertraut.

132 [1]) Aus Stockar's Depeschen (Staatsarchiv Zürich) 22. April 1653: „Und ist sich hiebey zu verwundern, wie still, gutwillig, undt ohne einigen Tumult diese unerhörte plötzliche Veränderung vorgegangen, zweifelsohne weil menniglich befindt, dass solche auf das gemein Beste gerichtet, da aber die Factionirer einer gantz anderen Meinung und ihnen selbsten zu deme, was sie wünschen und gern sehen, die beste Hoffnung machen." (In derselben Weise äussern sich Salvetti, Paulucci und Sagredo in seiner Relation, abgedruckt bei Berchet: Cromwell e la republica di Venezia, 1864.) 5. Mai 1653: „Unter anderen ungemeldten Ursachen, warumb das Parlament dissolvirt worden, ist eine von den vornemsten, dass es keine Inclination solle zum Frieden (mit den Niederlanden) gehabt und unterstanden haben mit dem General Cromwell und etlichen seinen Officieren vorzunehmen, was er mit ihnen gethan." Eine Reihe von Zustimmungsadressen aus einzelnen Landestheilen in den s. g. Milton-State-Papers ed. J. Nickolls 1743 p. 90 ff.

133 [1]) Die Zahl 144, welche man mitunter angegeben findet, kommt daher, dass Cromwell, Lambert, Desborough, Harrison, Tomlinson, die das kleine Parlament selbst erst zufügte, mit eingerechnet werden. Cromwell spricht in seiner Eröffnungsrede (Carlyle III. 168) allerdings von „above 140 I believe", allein dies stimmt mit den Listen nicht überein.

135 [1]) Ich beziehe mich u. a. auf die merkwürdige Eingabe von Samuel Herring, abgedruckt in den s. g. Milton-State-Papers 99—102.

Seite

136 [1]) „Concerning making of marriage and burying the dead we believe, that they are no actions of a church-minister, because they are no actions spiritual but civil". So das Glaubensbekenntniss von 1616 (vgl. II. 210), Hanbury I. 300. Die Akte des kleinen Parlaments vom 25. August 1653 in Old parl. hist. XX. 214—217. Spätere Debatten darüber s. in Burton's Diary Reg. s. v. Marriage.

139 [1]) Stockar's Depesche, 9. December 1653 (Staatsarchiv Zürich): „Nun ist grosses Ansehen und viel Muthmassen, dass, alldieweil H. General bey dieser allzu weitleuftigen verwirrten und ungleich gesinnten Regierung des Parlaments den aufgesteckten Zweck des Fridens ohne Widersprechen nicht wol erlangen kann, er das Parlament mit Hilff der besseren Parthey . . allerdings abschaffen und die Regierung dieser Republic uff etliche wenige 10 oder 12 verständige patriotische Personen mit erstem zu setzen und zu bringen gemeint sei."

142 [1]) The government of the common-wealth of England, Scotland and Ireland and the dominions thereunto belonging. Old parl. hist. XX. 248—262.

145 [1]) Godwin IV. 35 ff. Weingarten 154.

146 [1]) Das bekannte lateinische Gedicht scheint nicht von Milton, sondern von Marvell herzurühren, von dem man auch andere Gelegenheitsverse der Art besitzt; s. Marvell's Works ed. Grosart I. 416, vgl. I. 403 ff. und P. W. II. 343 ff.

147 [1]) Man darf vielleicht annehmen, dass schon vor dem Erscheinen seiner zweiten Vertheidigung ein Urtheil Milton's über den Umschwung der Dinge in die Oeffentlichkeit gelangt wäre. Im Br. M. $\frac{\text{E. 697}}{2}$ befindet sich unter Thomason's Sammlung von Flugschriften eine, auf der Thomason den Ms. Vermerk angebracht hat, „by Mr. John Milton May 16". Sie führt den Titel: „A | Letter | Written | To a Gentleman in the Coun- | try, touching the | Dissolution | of the late | Parliament, | And The | Reasons | Thereof. | Senec. Troad. | Quaeris quo jaceas post obitum loco? | Quo non nata jacent. — — | London, | Printed by F. Leach, for Richard Baddeley at his Shop within | the Middle Temple Gate 1653. 4°. 20 S., am Schluss „London May 3, 1653. Your affectionate Servant N. LL." Dass der kundige Buchhändler Thomason selbst (auch in dem Kataloge seiner Sammlung) dies Pamphlet Milton zuschreibt, wird man um so mehr zu würdigen wissen, wenn man sich erinnert, dass er ihm persönlich nahe stand (s. o. Buch II Anhang I). Der Inhalt der Schrift entspricht den Ansichten Milton's. Hie und da wird man sogar an seine eigenen Worte erinnert, so wenn es von dem zersprengten Parlament heisst p. 4: „while they seemed to look direct upon the publick interest, their businesse was to look asquint upon their

Seite

own: as if they had been employ'd by their country not to make up publick, but private breaches . . . oppositions and conjunctions were laid, private interests interven'd, (and these commonly by way of exchange,) needlesse things mightily insisted upon, whilst thousands of poor creditors and petitioners starved at their door with their printed papers, unheard, unregarded etc." (vgl. Def. sec. W. VII. 320. History of England W. V. 96). Endlich passt es vortrefflich auf Milton, dass der Autor p. 19. 20 von sich sagt: „I am no member of their councills and by a late infirmity lesse able to attend them" (nämlich Cromwell und seine Genossen) . . „if my infirmity had not been, which confin'd me to my chamber". Dagegen widerspricht es einer Ansicht Milton's, die freilich erst viel später, nach bitteren Erfahrungen, in der Schrift „The ready and easy way" hervortritt, wenn es hier S. 10 heisst: „You cannot allow any thing more destructive to it (a commonwealth), than the continuation of many men in the same power". Auch würde es ihm gar nicht ähnlich sehn, dass er seinen Namen unter den falschen Zeichen „N. LL." verborgen haben sollte. Eher könnte man annehmen, dass der „Gentleman in the country" ohne Milton's Wissen und Willen seinen Brief veröffentlicht hätte. Dass wir es wirklich mit einem Briefe, einem Antwortschreiben, zu thun haben, scheinen die Anfangsworte der Schrift zu beweisen: „Sir, Yours of the 27th past came safe". Keinesfalls möchte ich die Autorschaft Milton's so unbedingt verwerfen, wie Godwin: History of the Commonwealth III. 480, der meines Wissens zuerst auf diese Flugschrift aufmerksam gemacht hat, aus inneren Gründen es thut. Masson IV. 519—523 scheint keinen Zweifel an Milton's Autorschaft zu haben. Wer immer der Verfasser jener Flugschrift war, sie blieb nicht unbeachtet. Ein anderes Pamphlet: „Reasons why the supreme authority of the three nations (for the time) is not in the parliament, but in the new-established councel of state consisting of his excellence the Lord General Cromwel, and his honourable assessors 1653" (Br. M. E. 697. 4. Ms. Vermerk „May") nimmt, wie ich finde, ausdrücklich auf sie Bezug p. 27: „Now for your further information in this particular I have thought it not unexpedient to send you with this letter another of that worthy gentleman (N. LL. written to a gentleman in the country" etc. Ausserdem habe ich in zwei Zeitungen, dem Mercurius Britannicus Nr. 3 (23.—30. May 1653) und dem Weekly Intelligencer No. 120 (24.—31. May 1653), Br. M. E. 698, ungeschickte Auszüge aus der fraglichen Flugschrift gefunden, das eine Mal mit der Anrede „Gentlemen", das andere Mal mit der Ueberschrift: „To the freeborn people of this nation".

147 [1]) Council-Book 9. Juli 1653: „Upon the reading of the letter written

Seite

from Mr. Milton to Sir Gilbert Pickering it is ordered that Sir G. P. be desired to conferre with the doctors mentioned in the said letter, and to know from them what quantity of paper they desire to import free of custom and excise towards the carrying on of their work of a new translation of the bible."

147 [3]) Council-Book 1653, Okt. 17 und Nov. 3; 1654, Febr. 3; 1655, April 17. Money-Warrant 25. Okt. 1659, s. Todd.

148 [1]) Whitelocke 645 (6. Mai 1656). Pufendorf: De rebus a Carolo Gustavo gestis Comment. III. § 80. Gänzlich unbewiesen scheint mir die Behauptung, Milton sei der Verfasser eines Panegyricus auf Cromwell, der freilich Anklänge an die Def. sec. enthält: „Substance of a panegyrick of the lord general O. Cromwell as presented to him by the Portuguese ambassador Don John Roderiguez de Saa Meneses . . Written in Latin, as pretended by a learned Jesuit his excellency's chaplain, but as more probably supposed by the celebrated Mr. John Milton"; s. A short critical review of the political life of O. Cromwell by a gentleman of the Middle Temple Glasgow 1755 p. 335 ff. Peck: Memoirs of the life and actions of Oliver Cromwell etc., 1744. Forster: Statesmen 399, nimmt die Vermuthung als richtig an.

152 [1]) Ich bin, wie schon in meinem Vortrage: Milton und Cromwell (Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow und v. Holtzendorff, Heft 236) vielfach der Uebersetzung von Liebert gefolgt.

153 [1]) S. o. Anm. 1 zu S. 105.

154 [1]) Carlyle III. 263, vgl. 306, 428: „Necessity hath no law".

157 [1]) S. die Anm. 1 zu S. 105 angeführte Literatur. Das hauptsächlichste Material findet sich bei Thurloe und in Burton's Diary. Man beachte daselbst IV. 157 die Bemerkung von Colonel Okey: „The plot which they talked on, was of several officers dissatisfied with the breaking the Long Parliament".

[2]) Godwin IV. 175 nimmt an, die „ordinance of assessment" vom 8. Februar 1655 stehe mit der Protektoratsverfassung in Einklang, und Cromwell selbst in seiner Rede vom 22. Januar 1655 (Carlyle III. 310) sagt: „if I shall now raise money according to the article in the government" etc. Allein Art. 30 der Protektoratsverfassung giebt dem Protektor das fragliche Recht nur „untill the meeting of the first parliament".

162 [1]) In einem Nachdruck der berüchtigten Schrift: „Killing no murder" von 1743 (Br. M. 8122 b) wird „learned Milton" p. 32 erwähnt.

165 [1]) Vaughan: The protectorate of O. Cromwell 1839. II. 442. Carlyle IV. 198 lässt den Brief irriger Weise an Morland gerichtet sein.

167 [1]) Die Angelegenheit, für deren Geschichte ein reiches Material vorliegt, verdient eine genauere Behandlung. Hier sei nur verwiesen

Seite

auf Godwin IV. 243—251, Guizot II. 125—128, Harl. Misc. VII. 578 ff. Milton's Freunde Durie und Hartlib nahmen an der Sache ein besonders lebhaftes Interesse, vgl. A case of conscience whether it be lawful to admit Jews into a christian commonwealth resolved by Mr. John Dury written to Samuel Hartlib, Esquire. London 1656. Br. M. E. 882, abgedruckt Harl. Misc. VII. 240, s. auch Worthington's Diary I. 83, Kennett, Register p. 138 etc.

167 [2]) Guizot II. 122.

168 [1]) Carlyle III 259 (12. Sept. 1654): „So long as there is liberty of conscience for the supreme magistrate to exercise his conscience in erecting what form of church-government he is satisfied he should set up, why should he not give the like liberty to others? Liberty of conscience is a natural right; and he that would have it, ought to give it; having himself liberty to settle what he likes for the public."

[2]) Hanbury III. 516 nach Scobell 441.

170 [1]) Ep. fam. 27. Petro Heimbachio Dec. 18, 1657. W. VII. 406. Zu sehr darf man auch diese Worte nicht pressen, da sie in erster Linie auf Thurloe abzuzielen scheinen.

[2]) Burton's Diary II. 358. Vaughan II. 447. Guizot. Akten im Record-Office.

171 [1]) W. VII. 242. 243.

[2]) Ich habe über diese und die Angelegenheit der Waldenser ausführlich gehandelt in einem Aufsatze: „O. Cromwell und die evangelischen Kantone der Schweiz" (v. Sybel's histor. Zeitschrift. N. F. IV. 52—99), dem ich hier folge. Daselbst sind in erster Linie benutzt worden R. Vaughan: The protectorate of O. Cromwell (die Korrespondenz von Pell, Morland, Thurloe, Hartlib etc.), London 1839, 2 Vols. Morland: The history of the evangelical churches of the valleys of Piemont, London 1658. J. Leger: Histoire générale des églises evangéliques des vallées de Piemont, Leyde 1679, die Eidgenössischen Abschiede und vor allem das ausserordentliche reiche Material des Staatsarchivs zu Zürich. Manche der Dokumente, die Hamilton aus dem Record-Office mittheilt, finden sich schon bei Morland oder bei Guizot.

[3]) W. VII. 229. Im Originale des Schreibens zu Zürich findet sich das Datum „28. die Novembris 1653". Daselbst bemerkt man noch andere, geringfügige Abweichungen vom Druck, die bei einer sehr nöthigen, kritischen Ausgabe der prosaischen Werke Milton's zu berücksichtigen wären.

172 [1]) Guizot II. 347 ff. „Avis à Mr. le cardinal 21 Julliet 1654".

174 [1]) On the late massacre in Piedmont. P. W. II. 485.

[2]) Hamilton 18. Auch innere Gründe sprechen dafür, dass diese

Seite

Rede von Milton ausgearbeitet ist. Dagegen lässt sich durchaus nicht sagen, ob Theile der Druckschrift „Sabaudiensis in reformatam religionem persecutionis brevis narratio . . 1655" (Hamilton 24) Milton angehören.

176 [1]) 17. Sept. 1656. Carlyle IV. 399.

177 [1]) W. VII. 345—368; vgl. die Bemerkungen von Godwin IV. 217—219.

[2]) Hamilton 9. Das Datum „Aug. 1658" ist indess zu verbessern, denn Lockhart verliess England Anfang 1656.

178 [1]) Nach W. VII. 321—324 wären es je zwei Schreiben. Es sind aber wohl die beiden ersten Briefe nur Entwürfe, s. auch Guizot II. 309.

179 [1]) Es kann selbstverständlich nicht die Absicht sein, hier eine Geschichte der auswärtigen Politik des Protektors zu geben. Nur die Thätigkeit Milton's im Dienste dieser Politik, die Bedeutung der „Staatsbriefe" ist hervorzuheben. Ueber das Verhältnis des Protektors zum grossen Kurfürsten verbreiten neuerdings die „Urkunden und Aktenstücke" u. s. w., herausg. von Erdmannsdörffer, ein helles Licht.

Fünftes Kapitel.

181 [1]) „My son John was born on Sunday, March the 16th about halfe an houre past nine at night 1650". Add. Mss. 4244, ungenau abgedruckt bei Hunter 34.

183 [1]) S. die ausführlichen Dokumente bei Hamilton.

[2]) „My daughter Deborah was born the 2nd of May, being Sunday somewhat before 3 of the clock in the morning 1652". Add. Ms. 4244, bei Hunter 34. S. für das Folgende Phillips. Auf die zwei Todesfälle seiner Frau und seines Söhnchens bezieht sich ohne Zweifel die Anspielung in der Autoris pro se Defensio (W. VI. 336): „duorum funerum luctus domesticus".

[3]) Eight of the psalms done into verse 1653. P. W. III. 20—29. II. 315, 316.

[4]) On his blindness. P. W. II. 485, 300.

184 [1]) Mitford: Live of Milton (W. I. p. CLXVI).

[2]) Aubrey, Phillips.

[3]) S. über C. Arnold (1627—85) Jöcher's Gelehrtenlexikon und die allg. deutsche Biographie nach Will's Nürnbergischem Gelehrtenlexikon. Der angeführte Brief vom 7. August 1651 steht in Georgi Richteri ejusque familiarium epistolae selectiores Norimbergae 1662 p. 482 ff. Arnold's Album, Br. M., Egerton Ms. 1324, daselbst Milton's Eintrag f. 85b. Ein anderer eigenhändiger Album-Eintrag Milton's ist den englischen Forschern bisher unbekannt geblieben. Er findet sich in dem „Album amicorum Johannis

Seite

Zollikoferi Sangallensis S. Th. st," (Bibliothek der Vadiana, St. Gallen No. 92a), welches mir von H. Dr. Dierauer in St. Gallen bereitwillig zur Einsicht überschickt worden ist. Zollikofer, geb. 1633, gest. 1692 als reformirter Pfarrer, verweilte 1656 in England. Obwohl Milton damals vollkommen blind war, lässt doch die Schrift des betr. Album-Eintrags keinen Zweifel darüber, dass sie von seiner Hand stammt, doch sind die Zeilen und Buchstaben schief genug. Der Eintrag lautet in Anlehnung an II. Korinther 12, 9: „ἐν ἀσθενείᾳ τελεῖ ὑμᾶς, Londini 26. Sept. Joannes Miltonius". Das Album enthält auch Einzeichnungen von mehreren, Milton nahe stehenden Personen, wie Th. Haak, S. Hartlib, J. Durie, ebenso von Comenius, Menasseh-Ben-Israel etc.

185 [1]) Drei Briefe Milton's an Heimbach (W. VII. 398, 406, 409) 8. Nov. 1656, 18. Dec. 1657, 15. Aug. 1666 (der letzte „Petro Heimbachio electoris Brandenburgici consiliario", die Antwort auf einen Brief Heimbach's „Clivopoli ubi electorali solio vivimus a consilio 6. Juni 1666", abgedruckt in Mitford's Life of Milton, W. I. p. CXCVI.). Aus dem zweiten der Milton'schen Briefe ist schon oben S. 170 eine Stelle benutzt worden. Ueber Heimbach's Vater s. das Register der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des grossen Kurfürsten. Eine biographische Notiz über P. v. Heimbach findet sich in Wassenberg: Embrica, Clivis apud Tobiam Silberling 1667 fol. p. 284: „Petrus ab Heimbach, Embricensis Winandi ab Heimbach ducatus Cliviae et Marcani comitatus, cum superesset, cancellarii, serenissimo de electore atque tota de republica summe meriti, praeclarus filius ac virtute fere omnium paternarum haeres suoque vates lauro dignus, serenissimi Anhaltini principis consiliarius. Memoriam meritissimi sui patris heroico carmine posteritati pius commendavit, Trajecti ad Rhenum apud Giobertum a Zyll in fol. Edidit et alia et inter caetera ingenii exercendi gratia Oliverium Cromwellium heroico quoque versu et vere masculo celebravit (ohne Zweifel eine Verwechselung mit der Schrift: Petri ab Heimbach, G. F. ad serenissimum, potentissimumque principem, Olivarium D. G. Magnae Britanniae protectorem . . . adlocutio gratulatoria Londini Ex typographia Jacobi Cottrelli MDCLVI. 35 S. fol. Br. M. E. 1069). Habet et pluscula parata propediem in lucem proditura." Die Nachricht, dass P. v. Heimbach anhaltinischer Rath gewesen sei, hat sich nach gefälliger Mittheilung des H. Geh. Archivrath Siebigk in Zerbst bisher nicht bestätigt, hingegen findet sich, wie mir H. Dr. Isaacsohn aus Archivalien in Berlin zu übermitteln die Güte hat, dass H. im März 1659 zum Rath und kurbrandenburgischen Historiographen bestellt wurde. Im April des J. 1664 wurde er zum titulären clevischen Regierungsrath gemacht. Da ihm indess keine Gelegenheit zu praktischem Wirken

Seite

geboten wurde, nahm er im August des J. 1666 seine Entlassung. — Heimbach's Aufenthalt in England wird durch folgende Notiz aus dem Archiv von Arolsen beleuchtet, die ich der Güte des H. Prof. Erdmannsdörffer verdanke: In einem Berichte des brandenburgischen Residenten Schlezer an den Grafen Waldeck (London 6. Juni st. v, 1656) wird erwähnt, dass neuerdings der niederländische Gesandte sich etwas zurückhaltend gegen Schlezer benehme und weiter bemerkt: „Denn in der Visite, die er mir gestern gab, konnte ich ihn auf keine Staatssachen bringen, und das fürnembste Subject war, dass er gern wissen wollte, warum des gewesenen churf. Canzlers zu Cleve Sohn, der unlängst wie eine particuliere Person anhero kommen, sich aber mehr als ordinarie mit einem Train praesentirt, hie sei und was er fürgebe. Ich halte, der Ambassadeur stehe in den Gedanken, dass er von dem Hause Orange eine secrete Commission habe und ich habe dieselbe Muthmassung. Weil er sich aber noch zur Zeit nichts gegen mir äussert, lass ich's auch dahin gestellt sein. Wäre es aber so, könnte es nicht schaden, dass wir miteinander darum conferirten. Ich vermerke so viel, dass ihm der verwitweten Königin von Böhmen alhie habende Forderung recommandiret sei, woraus ich das übrige beschliesse. Es ist sonst diser M. Heimbach noch ziemlich jung, kommt nur gleich von den Academieen und gibt vor, der Herr Protector hab ihm eine Profession zu Oxford offeriret, weshalben er herüberkommen sei. Das dünket mir aber gar zu ein frigidum schema zu sein." — Heimbach konnte die Bekanntschaft Milton's um so leichter machen, da der Agent des grossen Kurfürsten, Schlezer, im Hause Hartlib's, des intimen Freundes Milton's, wohnte; s. Worthington's Diary I. 66.

185 [2]) Ep. fam. 23 und 26, W. VII. 401, 405.

[3]) Darauf bezieht sich ein Brief Aitzema's an Milton vom 29. Januar 1655 (Mitford: Life of Milton, W. I. p. CXCVII) und Milton's Antwort vom 5. Febr. 1655, W. VII. 394. Nach gefälliger Mittheilung von H. Professor de Hoop-Scheffer in Amsterdam ist von einer holländischen Uebersetzung Milton'scher Schriften über die Ehescheidung nichts bekannt.

187 [1]) Williams Brief an Winthrop u. a. bei Knowles 261—264; vgl. ausserdem Palfrey, Greene-Arnold. Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Williams und Mrs. Sadleir, einer Tante C. Skinner's, über Milton bei Elton: Life of R. Williams, Providence 1853, und Masson IV. 529—531. Es kann kein Zweifel darüber bestehn, dass jener R. W., der die oben S. 124 Anm. 1 erwähnten „Four Proposals" herausgab, niemand anders war, als Roger Williams. Denn in einer Randnote des „Testimony" p. 14 sagt der Autor: „The full debate of this point may be seen in that great

Seite

controversie of the bloody tenent between Mr. Cotton and myself." Die im Text erwähnte Schrift von Williams führte den Titel: „The hireling ministry none of Christs or a Discourse touching the propagation the gospel of Christ Jesus" etc., 1652. Br. M. 702. d. 12.

188 ¹) Die Sonette: „to Mr. Lawrence", „to Cyriack Skinner", „to the same", P. W. II. 486—487, Kommentar II. 301—308. Unter den „particular friends" Milton's „that had a high esteem for him" nennt Phillips: „Mr. Andrew Marvel, young Lawrence, Mr. Marchmont Needham, but above all Mr. Cyriack Skinner", unter denen, die ihn häufig besuchten, „particularly my lady Ranala, whose son for some time he instructed".

²) Godwin. Räthselhafter Weise ist „Satyre against Hypocrites" in einem Exemplare des Br. M. (161. k. 21. Ed. 1710) als ein Werk „Mr. John Milton's" bezeichnet.

191 ¹) The complete works in verse and prose of A. Marvell ed. A. B. Grosart (Fuller Worthies' Library), 4 Vols. 1872—75, Aus Marvell's Brief an Milton vom 2. Juni 1654 (s. o. Anm. 1 zu S. 111) geht hervor, dass auch der Geistliche John Oxenbridge, damals Fellow in Eton, mit Milton bekannt war. Denn er beauftragt Marvell, je ein Exemplar seiner Vertheidigung an Bradshaw und an Oxenbridge zu geben. S. Näheres über Oxenbridge bei A. B. Grosart I. 5.

192 ¹) Thurloe, S. P. II. 61, 140, 441. Vaughan I. 118 und Reg., s. v. Hartlib. (Auch Haak wird bei Vaughan I. 7. II. 242, 260, 290, 389 etc., sowie in den gleichzeitigen eidgenössischen Abschieden erwähnt.) Die Titulatur „Sekretär" findet sich in der unten angeführten Beschreibung des Leichenbegängnisses Cromwell's.

²) S. das Verzeichnis der Schriften Hartlib's bei Dircks.

³) Burton's Diary II. 313. Durie langte im Frühjahr 1657, Pell im Sommer 1658 wieder in London an.

193 ¹) Vaughan II. 447.

²) The true and ready way to learne the Latine tongue etc. presented to the unpartiall both publick and private considerations of those that seek the advancement of learning in these nations by Samuel Hartlib. London 1654. Br. M. 236, c. 30. Für die übrigen Angaben vgl. Boyle's Works V. 270, 278, 282.

194 ¹) S. den Briefwechsel Hartlib's mit Worthington ed. Crossley, sowie denjenigen mit Boyle (Boyle's Works I und V, daselbst V. p. 397 der Brief Evelyn's). Ueber die Anfänge der Royal Society s. o. Buch II. 401 und den Brief von Wallis an Boyle (Boyle's Works I. 25).

²) Hartlib an Boyle 2. Febr. 1658 (Boyle's Works V. 270): „I shall not be wanting to obtain that secret, which hath been imparted to Mr. Milton. It may be the publick gentleman, that sent it unto

Seite

him will let me have a copy, in case the other should not come off readily with the communication of it. But if yours would ask it from Mr. Milton, I am confident, he would not deny it." — Beiläufig sei bemerkt, dass Haak, Pell, Dury, Marvell, Oldenburg in dem Briefwechsel Boyle's und Hartlib's vorkommen.

195 [1]) S. über Lady Ranelagh (1614—1691) Worthington's Diary and Correspondence I. 164 ff. Boyle's W. I. 85 nach Burnet und eine ausführliche Biographie in J. Anderson: Memorable women of the Puritan times II. 108—144; vgl. oben B. II. 395.

[2]) Nobilissimo adolescenti Richardo Jonesio Ep. fam. 19, 22, 25, 30. W. VII.

196 [1]) Milton's Briefe an Oldenburg Ep. fam. 14 (schon oben benutzt), 18, 24, 29. W. VII. Ueber Oldenburg selbst s. Wood und Worthington's Diary Reg., sowie Boyle's Works. Ueber Morus s. Anhang II. Er starb 1670.

[2]) Emerico Bigotio Ep. fam. 21. W. VII. 399. S. über Bigot (1626—1689) Zedler, Gui Patin lettres III. 77, Burmanni, Syllog., wo er häufig erwähnt wird, z. B. V. 19 in einem Briefe des Heinsius als „vir officiosissimus et qui nobilitatem gentis cultu literarum egregie exornat". Auch Dati gehörte zu Bigot's Korrespondenten, s. Lettere di Carlo Ruberto Dati, Firenze 1825, nella stamperia Magheri p. 149. Die Schrift „de modo tenendi parlamenta", nach der sich Bigot bei Milton erkundigt hatte, ist am besten 1846 von Sir Thomas Duffus Hardy edirt. Der „fecialis cui actôrum (in arce Londinensi) custodia mandata est", von dem Milton sagt: „quo ipse utor familiariter", ist identisch mit William Ryley, auf den Prynne folgte (nach gef. Mittheilung von H. W. D. Hamilton). Stouppius, den Milton erwähnt, ist genügend bekannt aus Burnet.

[3]) Joanni Badiaeo pastori Arausionensi Ep. fam. 28. W. VII. 406—408. S. über Labadie (1610—1674) Zedler: Universallexikon und die daselbst angeführte, grosse Literatur. Milton scheint gewisse Gerüchte, die sich an Labadie's Namen hiengen, nicht geglaubt zu haben. Uebrigens kam L. nicht nach England. Er führte auf dem Festlande ein Wanderleben, das in Altona endigte und liess die Sekte der Labadisten zurück.

197 [1]) S. zwei Briefe von Sandelands an Milton vom 15. Jan. und 29. März 1653, welche Mrs. Everett Green im Record-Office aufgefunden hat, bei Masson IV. 490—494; vgl. daselbst V. 227, 706.

[2]) On his deceased wife P. W. II. 487. Phillips. Hunter. Die Einträge über den Abschluss der Ehe (vor dem Standesbeamten) wie über die Geburt des Kindes, seinen und der Mutter Tod aus den Pfarr-Registern bei Masson V. 281, 376, 382.

198 [1]) The Cabinet-Council: Containing the Chief Arts | Of | Empire, | And Mysteries of | State; | Discabineted | In Political and Polemical Apho-

Seite

risms, | grounded on Authority, and Experience; | And illustrate with the choicest | Examples and Historical | Observations. | By the Ever-renowned Knight, | Sir Walter Raleigh, | Published By John Milton Esq.; | Quis Martem tunicâ tectum Adamantinâ digne scripserit? | London, Printed by Tho. Newcomb for Tho. John- | son at the sign of the Key in St. Pauls Church-yard, | near the West-end. 1658. | 12⁰. 199 S. Br. M. 521. b. 27. Dasselbe unter dem Titel: The Arts of Empire And Mysteries of State Discabineted etc. London 1692. 8⁰. 238 S. Br. M. 8006 a. Aufgenommen in Raleigh's Works (1829) VIII 35—150 (daselbst VIII. 1—35 noch Maxims of state). Todd 172 hat schon auf die Verwirrung aufmerksam gemacht, welche bei Wood hierüber herrscht.

201 [1]) „Secretaries of the French and Latin tongues, Mr. Dradon, Mr. Marvel, Mr. Sterry, Mr. John Milton, Mr. Hartlibbe, Sen", s. „The death, funeral order and procession of his highness the most illustrious Oliver Cromwell.. The whole of this faithfully copied from the Ms. of the rev. John Prestwich, fellow af All Souls' College, Oxford", abgedruckt in Burton's Diary II. 516—529 und bei Forster, O. Cromwell Appendix L. p. 639—642.

[2]) Marvell: A poem upon the death of his late highness the lord protector (Works I. 192—206). Dryden: Heroic stanzas etc. (Poetical Works Ed. Christie 1874 p. 5—11). Waller: Upon the death of the Lord Protector (Works Ed. 1772 p. 97. Dryden's und Waller's Gedichte erschienen mit einem dritten von Sprat verbunden 1659). Cowley: A discourse by way of vision concerning the government of O. Cromwell (Works Ed. 1710. II. 624—671).

Sechstes Kapitel.

202 [1]) W. VII. Hamilton.

204 [1]) S. über Overton: Guizot: Histoire du protectorat de Richard Cromwell I. 89 ff., daselbst Angabe der Quellen.

206 [1]) S. z. B. Burton's Diary III. 403, IV. 328.

[2]) Die Petition vom 12. Mai 1659, Old parl. hist. XXI. 403, der Auszug aus Vane's Rede bei Forster 330. Am 27. Juni 1659 wurde eine Petition auf Abschaffung der Zehnten zurückgewiesen. C. J.

207 [1]) A | Treatise | Of | Civil power | In | Ecclesiastical causes: | Shewing | That it is not lawfull for any | power on earth to compell | in matters of | Religion | The author (Name oder Initialen herausgeschnitten) London, Printed by Tho. Newcomb, | Anno 1659. 12⁰. 83 S., vorher 5 Bl. Widmung. Br. M. 1019. b. 18. W. V. 302—336. Uebersetzung bei Bernhardi I. 3—28. Eintrag in den Stationers' Registers: „The 16th of February 1658 Tho. Newcomb. Entred for

Seite

his Copie under the hand of Mr. Pulleyn warden a booke called a Treatise of Civil Power in Ecclesiastical causes by John Milton."

211 [1]) S. die Ordonnanz Old parl. history XIX. 323—326, vgl. Burton's Diary I. 392 und Reg., s. v. „Blasphemy".

211 [2]) Hanbury III. 516 nach C. J. VII. 575.

212 [1]) Wall's Brief, dat. Causham, May 26, 1659, in Milton's W. ed. Birch I. in der Vorrede R. Baron's zum Eikonoklastes.

[2]) Considerations | Touching | The likeliest means to remove | Hirelings | out of the church. | Wherein is also discourc'd | Of {Tithes, Church-fees, | Church-revenues; | And whether any maintenance | of ministers can be settl'd by law. | The author J. M. | London: | Printed by T. N. for L. Chap- | man at the Crown in Popes- | head Alley. 1659. Br. M. E. 2110. 153 S. 12°. Ms. Vermerk Thomason's „Aug." W. V. 337—388. Uebersetzung bei Bernhardi III. 128 ff.

215 [1]) Eine Reihe von Schriften über die Frage der Zehnten aus der Zeit noch vor Errichtung der Republik konnte ich in einem Sammelbande der göttinger Bibliothek hist. M. B. 63b einsehn. Schriften aus den Jahren 1652, 1653 im Br. M. E. 656, 683, 687. Die Stelle aus W. Prynne's The Sword of Christian magistrate supported etc. 1653. Br. M. $\frac{4105.\ c}{8}$ p. 144: „Hereticks and schismaticks seduced to blind obedience by blind leaders", könnte immerhin auf Milton gehen. Milton spielt an auf Prynne's Ten considerable queries concerning tythes 1659.

218 [1]) Ganz ähnlich in der Schrift: Christs' order and the disciples practice concerning the ministers maintenance etc., s. a. (Sammelband der göttinger Bibl. h. M. B. 68b) . . „it were farre more apostolicall and christianlike to labour as Paule did with his owne hands than to force or require a subsistence in such a manner as being never appointed".

221 [1]) Vgl. die betr. Abschnitte bei Weingarten, daselbst 242 über Vane, und R. Barclay: The inner life of the religious societies of the commonwealth, London 1876; namentlich 197, 272, Appendix zu Ch. XVI: Petition from friends to the council of the Lord Protector 1658.

222 [1]) Clarendon St. P. III. 527: „Vaue now believes the king will at one time or other obtain the crown, the nation being dissatisfied with any other government" (16. Juli 1659).

224 [1]) A letter to a friend concerning the ruptures of the commonwealth. Publish'd from the Manuscript (zuerst von Toland veröffentlicht), dat. 20. Oct. 1659. W. V. 400—405.

225 [1]) H. Oldenburgo, 20. Dec. 1659. W. VII. 408.

231 [1]) The | Readie & Easie | Way | To Establish | A | Free Commonwealth, | And | The Excellence therof | Compar'd with | The inconveniences

Seite

and dangers of | readmitting kingship in this nation. | The author J. M. (Ms. Ergänzung „ilton") London, (Ms. Note Thomason's „March 8. 1659) Printed by T. N. and are to be sold by Livewell Chapman | at the Crown in Popes-Head Alley 1660. 18 S. 4°. Br. M. $\frac{\text{E. 1016}}{11}$. Ein Originalexemplar der sehr erweiterten zweiten Auflage dieser Schrift, wie sie sich in Milton's Werken (W. V. 420—455) abgedruckt findet, ist heute nicht mehr bekannt. Uebersetzung bei Bernhardi III. 165 ff.

231 [2]) „Ich habe einst dem Sulla meinen Rath gegeben und will ihn nun dem Volke geben". Es scheint mir unmöglich, dies Motto, wie einige es haben thun wollen, auf Monk zu beziehen. Denn der Brief an Monk, mit dem Milton seine Schrift an Monk übersandte, und auf den er einzig mit jenem Motto hätte anspielen können, blieb dem grossen Publikum ganz unbekannt, da Milton ihn nicht veröffentlichte. Sein Motto wäre also auf Monk bezüglich ganz unverständlich gewesen.

238 [1]) „The popular state is the government of a state by the choicer sort of people, tending to the public good of all sorts viz. with due respect of the better, nobler and richer sort . . A commonwealth is the swerving or deprivation of a free or popular state or the government of the whole multitude of the base and poorer sort without respect of the orders." Raleigh: Maxims of state (Works VIII. 3, 4).

241 [1]) Dass dies Milton's Meinung war, ergiebt sich erst recht deutlich aus dem noch zu erwähnenden Briefe an Monk.

242 [1]) W. 455—457. Auch dies Aktenstück kam auf die gleiche Weise wie das oben S. 224 besprochene in Toland's Hände und wurde zuerst von ihm veröffentlicht, „from the Ms." Symmons, Keightley u. a. versetzen diesen Brief irrig in's Jahr 1659.

[2]) Einige solcher Briefe an Monk enthält z. B. der Sammelband E. 1016 im Br. M.

243 [1]) Dahin mag z. B. gehören „Englands Monarchy Asserted" etc. (1660, March 8.) Br. M. E. 1016 p. 2.: „These subtle men know well enough, that there is no easier way to cheat us of our best condition than by the hope of enjoying it in a better manner". Man kann auch dahin rechnen die Schrift von Gauden: „κακουργοι sive Medicastri etc. set forth in a sermon preached in S. Paul's 1659, Febr. 28." Br. M. E. 1019. p. 97: „It is but the capricious and ridiculous conceit of some fine men who want employment to send this now languishing state of England and the other two adjacent antient and united Kingdomes to Mars his hill in Athens or to the Lacedemonian Sparta or to the Roman Capitol or to the Venetian Arsenal" etc.

Seite
244 ¹) The Oceana and other works of James Harrington collected by John Toland 3 Ed. 1747.

²) The Censure of the Rota upon Mr. Milton's Book, intitled The ready and easy Way to establish a free Commonwealth. Die Lunae 26 Martii 1660. Ordered by the Rota, that Mr. Harrington be desired to draw up a Narrative of this Day's Proceeding upon Mr. Milton's Book, called The ready and easy Way etc. And to cause the same to be forthwith printed and published and a Copy thereof to be sent to Mr. Milton. Trundle Wheeler, Clerk to the Rota. Pr. at London by Paul Giddy, Printer to the Rota . . 1660. 4⁰. 16 S. Br. M. E. 1019. Ms. Vermerk Thomason's „March 30"; abgedruckt in Harleian Misc. 4⁰. IV. 179—186 Br. M.

246 ¹) The | Dignity Of | Kingship | Asserted: | In Answer to Mr. Milton's | Ready and Easie way to establish a | Free Common Wealth. | Proving that Kingship is both in it | self, and in reference to these Nations, | farre the most Excellent Government, and the | returning to our former Loyalty, or Obedi- | ence thereto is the only way under God to restore | and settle these there once flourishing, now | languishing, broken & almost ruined Nations. | By G. S. a Lover of Loyalty. | Humbly Dedicated and Presented to his most | Excellent Majesty Charles the Second, of England | Scotland, France and Ireland, True Hereditary King. | London, Printed by E. C. for H. Seile over against | St. Dunstans Church in Fleet-street and for W. Palmer at the | Palm-tree over against Fetter-lane-end in Fleet-street, 1660. 12⁰. 179 S., am Schlusse des Druckfehlerverzeichnisses „From my Study Mar. 29. 1660". Br. M. E. 1915 (auf dem Titel handschriftlich „May"). Eintrag in den Stationers' Registers „31 March 1660". Am Ende der Dedikation steht: „Your majesties unworthy most humble orator G. S." Der Schrift ist eine „Peroration to his Excellencie the L. G. Monck and both houses of parliament" angehängt.

247 ¹) Todd. Dagegen könnte sprechen, dass der Verfasser erklärt, kein Politiker von Beruf zu sein, p. 6: „The affairs of politick forms are besides my practice".

249 ¹) The Fear of | God | And The | King. | Press'd in a Sermon, | Preach'd at Mercers | Chappell, on the 25th of | March, 1660. | Together With | A brief Historical account of the Causes of | our unhappy Distractions, and the onely | way to Heal them. | By Matthew Griffith, D.D. | and Chaplain to the late King. | London, | Printed for Tho. Johnson at the Golden | Key in St. Pauls Church-yard, 1660. 12⁰. Im ganzen 106 S. Br. M. E. 1918. Eintrag in den Stationers' Registers „31 March 1660"; s. über Griffith: Wood.

250 ¹) Brief Notes upon a late sermon, titl'd The fear of God and the King. Preach'd and since publish'd by Matthew Griffith, D. D.

Seite

and chaplain to the late King. Wherin many notorious wrestings of scripture and other falsities are observ'd. W. V. 389—399. Im Br. M. ist kein Originalexemplar dieser Schrift vorhanden.

250 [2]) S. über R. l'Estrange Wood etc. Wichtig für l'Estrange's Biographie ist die Schrift: To the right honorable, Edward earl of Clarendon, the humble apology of R. l'Estrange . . 3. Dec. 1661. Br. M. $\frac{\text{E. 1956}}{25}$.

[3]) No | Blinde Guides, | In Answer | To a seditious Pamphlet of | J. Milton's | Intituled | Brief Notes upon a late Sermon Titl'd, the fear of God | and the King; | Preachd, and since Publishd, By | Matthew Griffith, D. D. And Chaplain to the | late King etc. | Addressed to the Author. | If the Blinde lead the Blinde, Both shall fall into the Ditch. | London | Printed for Henry Browne April 20. 1660. 4°. 14 S. Br. M. $\frac{\text{E. 1021}}{13}$ (handschriftlich auf dem Titelblatt April 25).

Anhang I.

Ueber eine bisher unbekannt gebliebene Korrespondenz Milton's.

Die Anzahl der bekannten Privatbriefe Milton's ist, wie jeder Kenner seiner Werke weiss, eine sehr geringe. Auch von den Briefen, welche an seine Adresse gerichtet waren, so gross ihre Masse gewesen sein muss, haben sich leider nur wenige erhalten. Es ist daher als ein besonderer Glücksfall zu betrachten, wenn bisher unbekannte Stücke dieser Privatkorrespondenz des Dichters an's Licht kommen. Man wird sie vielleicht überall eher suchen, als in einem deutschen Archive, und doch gewährt eines derselben nach dieser Richtung hin eine interessante Ausbeute. Es ist das grossherzogliche Haus- und Centralarchiv in Oldenburg, woselbst sich nebst einer Anzahl von Briefen das Tagebuch des Landrichters Hermann Mylius befindet, den der Graf Anton Günther von Oldenburg im Sommer 1651 als ausserordentlichen Gesandten nach London schickte. Seine Aufgabe war, vom englischen Parlamente für die Territorien seines Herrn eine „Salva-Guardia" zu erwirken, die während des englisch-niederländischen Krieges von Wichtigkeit sein musste. Durch G. A. von Halem's Geschichte des Herzogthums Oldenburg II. 439 (daselbst II. 491 Näheres über Mylius) auf das „Diarium des Landrichters H. Mylius, seine Reise nach England betreffend", aufmerksam gemacht, schien es mir um so wichtiger, Einblick in dies Schriftstück zu erhalten, da Mylius als einer der Korrespondenten Milton's bekannt war. Der Vermittlung des H. Dr. Mosen und der Gefälligkeit des H. Ministerialrathes Römer in Oldenburg habe ich es zu danken, dass ich Mylius' Tagebuch durchlesen und ausziehen konnte. Leider ist es grossen Theils sehr schlecht geschrieben, auch lückenhaft, und die erkennbare Absicht, die Kladde in eine Reinschrift umzuwandeln, ist nur unvollständig durchgeführt. Dennoch fügt es einer Biographie Milton's sehr schätzbare neue Materialien hinzu. Es enthält nicht nur abschriftlich einige bisher unbekannt gebliebene Briefe des Dichters, die ich zur besseren Verbreitung in England in der Aca-

demy vom 13. Oktober 1877 und vom 6. Juli 1878 bereits veröffentlicht habe, sondern es ist reich an Mittheilungen über ihn, welche man ungern missen würde. Mylius stand, wie sich aus seinen Aufzeichnungen ergiebt, mit Milton persönlich auf einem ebenso vertrauten Fusse wie mit Fleming, Weckherlin, Durie, Hartlib, Haak, deren er an vielen Stellen seines Tagebuchs gedenkt. Er war von hoher Achtung gegen den Mann erfüllt, den er einmal „magnum Miltonium" nennt, „der des Salmasii defensionem regis anglice refutiret", und Milton seinerseits erwies ihm Gefälligkeiten, die ihm sein Amt beinahe nicht erlaubt hätte. Eben seine amtliche Thätigkeit in den ersten Jahren der Republik wird an einem greifbaren Beispiele durch die Blätter von Mylius' Tagebuch unserer Anschauung klar gemacht. Aber auch seine persönlichen Verhältnisse, die Art und Weise seines Gesprächs und Umgangs werden hier in dankenswerther Weise beleuchtet. Ich habe daher Mylius meistens selbst sprechen lassen, ohne seine Schreibung und Interpunktion streng beizubehalten.

Von Interesse ist schon die Schilderung der Audienz, welche ein Ausschuss des Staatsraths Mylius am 20. Oktober 1651 ertheilte. Er erzählt, wie er mit Fleming nach Whitehall gefahren, wie sie „endlich in eine mit schönen tapetten behangene kammer gangen, der herr Fleming aber etwas abgetretten, bald widerkomen und hat mich mit in die audience geführt, da die herren commissari, als herren Whitlock, magni sigilli custos, Henry Fene [Vane], Henry Mildmay, John Trever [Trevor] an einem langen tisch auf einer seite gesessen[1], herr Miltonius ad dextram primi gestanden; auf der anderen seite . . ist ein lediger stul gestanden, da nach abgelegter reverentz ich mich niedergesetzt und mit folgenden praeambulibus meine person legitimirt und das creditiv in autographo et copia latina et anglicana uberreichet . . Wie dieses angenommen, habe ich mich gesetzet, der herr Fleming aber ist mir zur linken stehend gepliben und habe ich meine proposition in substantialibus und auch mehrentheils in formalibus . . abgelegt, da dan eine sonderbare aufmerkung auch verzeichnus meiner gar langsam ausgesprochenen phrasium, wobei auch der herr Miltonius sehr attent sich bezeiget, zweifelsohne aus denen ursachen, ob ich auch meine petita andersten als mündlich vorgebracht einrichten würde, verspüret und wargenommen. Inseratur (hierauf folgt die petitio parlamento reip. Angliae nomine . . comitis in Oldenburg . . exhibita). Nach geendigter . . proposition haben die herren commissarii unter einander geredet und bald der mittelst unter ihnen, herr Whitlock custos magni sigilli, auf englisch, welches der herr Miltonius lateinisch wiederholen müssen,

1) Dagegen heisst es C. S. P. 1651 Oct. 15 (p. 477): „Sir H. Vane, Sir H. Mildmay, Lords Commissioners Whitelocke and Lisle, Mr. Bond and colonel Purefoy to give audience to the agent of the duke of Oldenburg and appoint a time for it and give him notice by Sir O. Fleming". „Alylias" auf derselben Seite steht irriger Weise für „Mylius". Nach einem Briefe des Mylius an den oldenburgischen Rath Wolzogen vom 17. Okt. hatte er Milton bis dahin noch nicht gesprochen.

also geantwortet (folgt die Antwort), dem ich hac replica begegnet (folgt die Replik). Damit ich aufgestanden, mit . . complimenten und solenniteten wieder aus dem schloss per aream an die kutsche und von dem herrn Fleming in mein quartier begleitet."

Es geht aus dem Tagebuch weiter hervor, dass von Mylius ein Formular der Salva-Guardia, wie er sie stilisirt zu sehn wünschte, an Milton geschickt wurde, und dass Durie darüber mit Milton verhandelte[1]. Auch wandte sich Mylius mit verschiedenen Briefen an Milton zum Zwecke der Beschleunigung seiner Angelegenheit. Sie zeichnen sich durch eine äusserst gesuchte Form aus, von der die Einfachheit der Milton'schen Latinität wohlthuend absticht. Einer von diesen Briefen trägt das Datum des 6. November 1651 und lautet folgendermassen:

„Virorum optime

Invitus obstrepo tuis arduis, sed nosti quo amore tribus jam mensibus hic ex spe et desiderio morer et langueam.

> Ut nox longa quibus mentitur amica diesque
> Longa videtur opus debentibus — —
> Sic mihi tarda fluunt et longa haec tempora quae spem
> Consiliumque morantur etc.

Vello saltem memoriam mei et meae expeditionis quae quidem ex voluntate gravissimi senatus vestri dependet, si autem vis flexanima suadae tuae stimulum addiderit, non dubito de celeri successu. Hoc summopere saltem rogo, ut ante ultimam manum meae expeditionis mihi intueri liceat projecta diplomatum, sicubi forte ratione domini et patriae quicquam occurreret, quod monere, ex usu et re nostra nec contra mentem celebratissimi parlamenti foret, possim. Patiere, ut prorsus confido, me in eo esse impetrabilem et tibi me vicissim.

O et praesidium et dulce decus meum nuncupabo

Totum tuum."

„Hat mir sagen lassen, dass wegen der vielen arbeit er dato noch nicht an meine abfertigung konte komen, wolte heute oder morgen mit mir reden."

Als Antwort Milton's liegt ausserdem der folgende Brief vom 7. November vor:

„Acceptis a te, vir nobilissime, trinis jam literis omni humanitate nec non benevolentia erga me summa refertissimis, quarum prioribus conventum me velle peramice significabas, equidem et doleo sane partim per occupationes meas, quibus in presentia distringor, partim per valetudinem nondum mihi licuisse virum eximium et hospitem mei tam cupientem convenire, et diutius certe non potui, quin, si adesse non queam, per literas saltem tam praeclaris in me studiis tuis aliqua ex parte responderem.

1) Zur Ergänzung dient ein Brief des Mylius an Wolzogen vom 31. Okt. 1651: „H. Miltonius hat zweimal zu mir geschicket in meinung mich zu besuchen, quem etiam desiderio desideratissimo passis brachiis expectavi, ist aber verhindert und hat sich entschuldigen lassen".

Projecta illa quae vocas, ad me missa, pro meo otio satis diligenter percurri, quorum ad exemplum, quid sis a nostris comiti tuo impetraturus, haud facile divinarim, hoc possum dicere, nihil in hoc negotio praetermissum a te esse, quod apposite ad persuadendum dici potuerit. Et spero equidem responsum tibi brevi datum iri, nam quibus commissa ea res est, id agere scio. Projecta interim illa perlecta, ut dixi, ad te remitto meaque omnia officia vel hic vel alias quanta possum fide et observantia tibi defero.

Tui studiosissimus atque observantissimus

Johann. Miltonius."

Am selben Tage erfolgte eine Antwort des Mylius:

„Manum et ex ea mentem tuam ad pectus appressi, quod amore et candore erga te exuberantissimum dudum tibi obligatum denuo hac dextra consigno. Humanitas tua et inclinatio, ut spero, in maturandis et promovendis meis desideriis porro non deerit nec exigua haec optimae apud exteros famae tuae pars erit, si etiam exteris frui tua comitate et benevolentia patieris, qua nisi abutar, remitto mea projecta futurae expeditioni si placuerit reservanda et me nuncupo ex asse tuum."

Demselben Datum gehört ein Eintrag im C. S. P. 1651 an: „The business of the count of Oldenburg to be again considered, before it be reported to the house". Die Agelegenheit erlitt nämlich neue Verzögerungen, u. a. auch deshalb, weil der entfernt mit dem Hause Stuart verwandte Graf royalistischer Sympathieen bezichtigt, und weil von Seite Bremen's wegen des Weserzolls gegen ihn intriguirt wurde. Am 17. Dec. wandte sich daher Mylius wiederum an Milton, dessen Antwort vom 2. Januar 1652 sich in seinen Werken VII. 387 (s. d.) abgedruckt findet[1]. (Vgl. C. S. P. 1651. Dec. 31, p. 85. Ansetzung eines Termins für eine Audienz des oldenburgischen Gesandten auf „next friday".)

Von da an kann man dem Zusammenhang des Tagebuches folgen.

„3. Jan. 1652. Bey herrn Miltonio gewesen und nebenst gethaner congratulation zum neuen jahr und anwünschung volliger restitution, cum cephalalgia et suffusione oculorum laboret[2], die beschaffenheit in meinen affairen ein wenig erkundiget (Sie reden dann über die oldenburgische

1) Wenn in diesem Briefe Milton's von einer „subita in aedes alias migratio" die Rede ist, so erhält man dadurch zugleich eine genauere Bestimmung der Zeit, in welcher Milton aus Whitehall nach Petty-France übersiedelte, s. o. S. 23, 181. Die Datirung des Briefes ergiebt sich aus einer unter den Papieren des Mylius befindlichen Kopie. Daselbst erscheinen folgende Varianten von dem Abdruck in Milton's Werken: Es fehlt mihi hinter adversatrix, ex eoque statt exque eo, expectabas st. expetebas, hinter Concilio eingeschoben Dominum Withlochium, hinter deliberatio est e. Eamque brevem admodum ausim dicere futuram, nisi tu istam brevem voculam quasi ad calculos accurate nimium exegisses, prius st. primus, quodcunque st. aliquod. Der Schluss lautet: Datae in Parva Francia Westmonasterii 2. Jan. 1652 Tuarum rerum tuique honoris studiosissimus Joannes Miltonius.

2) Es ist ein Mal davon die Rede, dass „haupt- und augenweh" Milton verhindert, den Mylius zu besuchen.

Angelegenheit) . . haben viele andere discursus insonderheit de constitutione hujus et imperii Romani gepflogen, endlich auf seine defensionem populi ad Salmasii sugillationem kommen, da er mir ein büchlein, welches Joannis Philippi responsio ad apologiam anonymi cujusdam tenebrionis pro rege et populo Anglicano infantissimam rubriciret, verehret und begehret mein judicium davon zu geben, hat sich gar höflich erboten." (Es findet sich ein schmeichelhaftes Urtheil des Mylius über das Buch in Form eines sorgsam vorbereiteten Briefes an Milton.)

„6. Jan. 1652" berichtet Mylius von einem neuen Besuch bei Milton. Dieser verspricht, „ob er es wol absque praevia permissione prae sidis nicht thun solte", ihm seinen Aufsatz vorher zur Einsicht zugehn lassen zu wollen „und begehret, ich amanuensem meum morgen frue zu ihm schicken solte".

„7. Jan. 1652. Schreibe herrn Miltonio:

Flos et ocelle virorum

Praevio amplexu matutino memor hesterni promissi amanuensem ad impetrandum meae expeditionis projecta mitto, lecta remittam et censurae vestrae denuo submittam veluti me charitati vestrae sine fuco et felle

totum etc.

Eodem schickte mir h. Milton das projectum salvae guardiae hisce literis ad revidendum:

Concinnatum, ut potui, salvam guardiam hanc, vir carissime, tuis plerumque verbis usus, perlegendam tibi mitto. Quaedam inserere necesse habui alia feci contractiora, prolixiorem vix credo concilium velle, succinctiorem non potui, quandoquidem per omnia tibi satisfactum esse cupio. Exemplar tibi ipsum mitto quod hodie vesperi in concilio obtensurus sum, itaque nisi ante horam secundam postmeridianam mihi remittatur, vereor ut possim hodie effectam rem dare.

Tuae claritatis studiosissimus

Johannes Miltonius.

Darauf ich es durchgelesen und einige defecten darinnen zu suppliren, auch meine marginalia zu observiren gebeten, damit Illustrissimus sich so viel mehr bedienen muge. Antworte ihm sequentibus:

Nobilissime Miltoni.

Compendiaria via ad gloriam incedis, qui talis es, qualis vis haberi et videri, nec fingis, sed probas te amicum, et dicta tua facta experior. Perlegi projectum, et illa quae adjeci inseri et quae interlineari tractu notavi, omitti quaeso, caetera limae et lineae tuae denuo expedienda subjicio. Rescriptum ad legatos aliosque publicos reipublicae ministros extra rempublicam constitutos et in futurum constituendos penes augustum senatum status monebis et pro dexteritate promovebis, tanto major domini mei obligatio et meus in te amor, quo te amplexatur

Tuus.

Bald darauf bin ich noch ante secundam zu ihm gefahren, damit

nichts von ihm ubersehen werde und hat in mea praesentia die notata ad marginem selbst gesetzt . . . .

Eodem: Herr Miltonius selbst zu mir kommen und das andere projectum rescripti mitgebracht und mir durchzulesen auch vergonnet und gelassen, ist in die statt gefahren, wolte es bey seiner ruckkunft wieder abfodern. Gestern hette es im rath wichtiger affairen halber nicht vorgebracht werden konnen, wolte es heute nachmittag versuchen . . . .

20. Jan. Schreibet mir herr Miltonius nachfolgendes:

Heri aderam pro more in consilio, vir clarissime, cum chartis vestris, cumque nactus occasionem domino praesidi rem repraesentassem, is statim de iis utraque lingua legendis, ad consilium retulit, nihilque videbatur non concedendum, si Bremensibus sociis nostris et amicis duntaxat caveretur, in quos moliri aliquid dominum comitem nonnulli nescio qua de causa visi sunt suspicari. Res itaque certis ex consilio commissa est, qui consilium de eo certius faciant.

Tuis rationibus addictissimus

Parva Franciae Westmonasterii
20mo Januarii 1651. Johannes Miltonius.

Darauf bin ich alsobald zu herrn Miltonio gefahren, der mir im hochsten vertrauen eröffnet, gestalt alles gestern placitiret gewesen, ausgenommen weren einige, die er nicht nennen wolte, welche die Bremer auch ihre affection zu diesem ort hochlich geruhmet, auch ihre merita in hanc nationem sehr ausgestrichen und weitleuftige motus in consilio gemachet, dass man wider dieselbe dem herrn graffen zu assistiren befelchlig ertheilete. Weren einer religion, von undenklichen Jahren alliirte socii, und viele commercia zwischen beyden, die per teloneum, wo nicht gar aufgehoben, doch gesperret und gemindert würden. Caeteri et maxime Thomas Challenor [1] hetten repliciret, dass es causa forensis, die ihre decision vom reich durch den friedensschluss vom ganzen reich erhalten, musten sich nicht damit bemengen. Das haus Oldenburg hette grossen anhang und das parlament keine ursach selbiges zu offendiren. Endlich weren a consilio abermal etzliche denominiret, die nochmals dies dubium pro et contra erwegen und ein conclusum darinnen machen und ad consilium wieder davon referiren solten. Ego: musten grosse patroni, die non rogati für Bremen sich also einliessen, und vielleicht nicht absque stipendio sein, und wie ich de statu causae grundlich informiret, habe ich abscheid genommen, und ist in discessu meo einer von den hollandischen zu ihm kommen. (Es folgen Briefe von Mylius zur Aufklärung an Challoner und Nevill, welche Weckherlin auf seine Bitten unterstützt.)

22. Jan. Schreibe ich herrn Miltonio:

Pelagus sum inquietum — hujus dum vitae Lachesis sua fila movebit vester ex asse H. M.

---

1) Challoner.

(Der Brief setzte die Sachlage auseinander: „Controversia cum Bremanis imperium Romanum tangit, non hanc rempublicam" etc. und that, nach einer Mittheilung Fleming's an Mylius, gute Wirkung.)

27. Jan. Bey herrn Miltonio und Fleming gewesen, erfahre nichts weiter, als dass die occupationes mit den hollendischen sachen, darauf eine antwort praeliminariter an die herren statten generalen soll abgehen, meine expedition verhinderte, dabey dann einige Bremische adfectionirte widrige impressiones und operas erwieseten . . . . .

6. Febr. Bin ich zu h. Miltonio gefahren, der berichtet mir, dass gestern circa undecimam das rescriptum ad legatos aliosque ministros in englisch ihm zugeschicket, die andere papieren der salva-guardi und lateinische versiones zuruckplieben sein, hette seinen schreiber hingeschicket, umb selbige abzuholen und wolte soviel muglich damit maturiren.

9. Febr. Bey h. Milton gewesen und gefraget, wie es doch mit meiner expedition beschaffen. Ille zeigete mir das rescriptum ad legatos et publicos ministros und referirte sich darinnen ad salvam-guardiam, die sie nicht geben wollen, solte diesen nachmittag in consilio verlesen und weiter nichts ertheilet werden. Ego: das relatum were ja nicht dabey, als konte ich's nicht acceptiren, muchte doch in consilio solches remonstriren, caput negotiationis meae esse salvam-guardiam . . hetten mich largis et lautis promessis ein halb jahr aufgehalten . . jezige abfertigung were eine tacita elusio indigna et plane inhumana repulsa . . gebeten solches diesen nachmittag cordate und favorabiliter vorzuprjngen und enderung zu begehren, wo nicht muste ich's der zeit befehlen und mich auf die ruckreise machen . . Ille er sehe gar wol die faute, qui [sic] ex imperitia et malitia eorum, qui pluralitate votorum gauderent, herruhrte, weren homines mechanici, milites, domestici, fortes satis et acres, at rerum politicarum maxime forensium imperiti, darinnen potior pars reipublicae bestunde. Prudentiores durften auch ihre meinung nicht recht eröffnen. Muchte es reipublicae nicht imputiren noch den sanioribus unter den 40 personen, die in consilio status, weren uber drey oder vier nicht, qui extra Angliam gewesen, aber darunter de Mercurii et Martis prole gnung. Unterdessen versprochen dextre dem consilio es nochmals vorzutragen und selben abendt, finito consilio mir von endlicher erklerung part zu geben(1).

---

1) Mit Milton's scharfen Aeusserungen stimmt überein, was an einer anderen Stelle von Mylius' Tagebuch zu lesen ist: „7. Jan. 1652 herrn Wecherling (Weckherlin), der otio molesto pedibus podagra laborantibus hereinkommen, besuchet, redete von denen alhier vorgehenden tumultuariis negotiis, einer traute dem anderen nicht, und der numerus consultantium wer zu gross, die Teutsche affaires niemand bekannt, dahero keine expedition, zudem wolte der prolecutor alle minuta wissen und darvon informirt sein, ehe er, was im consilio status concludiret, zur volligen ausfertigung gelangen liesse, der aber tanti moli nicht gewachsen, mangelte ihm am verstand und experience, insonderheit halte er de exteris rebus et forensibus die geringste wissenschaft nicht, were nie über see gewesen" etc. Ebenso spricht der florentinische Gesandte Salvetti von „gente nuova e che non hanno ancora bene imparato il mestiere delle cose di stato e per quello che io credo poco si curano delle cose di fuori". (Transscripts from the public archives at Florence Br. M. Add. Mss. 27962 seq. 18. VIII 1651.

10. Febr. 'Schreibet mir herr Milton sequentibus:

Quod heri pollicitus tibi sum, vir nobilissime, id serio egi, cum singulis de tuo negotio locutus sum, quibus id commissum esse noram, plerique mihi videbantur non satis advertisse potius, quam noluisse concedere, quod petis, nam et concessisse se putabant in illo scripto quicquid volebas, verum ut res in consilio heri rursus agitaretur, efficere non potui neque quo die id efficiam certo scio. Reliquum est itaque, ut ipse tibi ne desis, deque ista dilatione ad consilium scribas, ego enim, quod in me situm est, nihil praetermisi. Tui honoris, tuarumque rationum studiosissimus.

10. Febr. 1651. Joannes Miltonius(1).

Antworte herrn Miltonio sequentibus:

P. P. Mentem tuam amicam ex manu intellexi et gratias ago re ipsa eas ante abitum contestaturus. Monitorium postmeridiem denuo augusto consilio status exhibebo, si adfueris, mi Miltoni, assistas porro tuo consilio et eos, qui intentionem domini mei hactenus non intellexerunt, plenius informes, ut tandem expediri et aequo animo hinc migrare queam. Si poterit diploma vel rescriptum desideratum saltem in apposita formalitate, una cum recredentialibus literis ut styli et moris est, concedi acquiescam et me totum, donec vixero obaeratum fatebor et nuncupabo domini Miltonii

observantissimum et addictissimum H. M.

Bald hernach bin ich selbst zu ihm gefahren und habe obgedachtes project . . mitgenommen.

12. Febr. (Nach einem Besuch bei O. Fleming.) Alsobald zu herrn Milton gefahren, der meine projecten vorgestern und gestern ad consilium cum translata copia gegeben, empfangen und die verba „successores et heredes" durchgestrichen funden. Ego remonstrirt . . ihm auch dabei umbstendlich conditionem et diversitatem successorum vermeldet. Weilen ich aber leichtlich gemerket, dass die suspiciones wegen des konigs in Dennemarck, so konte ich leiden, dass hinzugesetzet wurde „dummodo nihil iniqui contra rempublicam hanc moliantur". Ille: durfte es nicht absque expresso consilii jussu dabey setzen, hette bereits oft zimbliche harte reden gedulden und uber sich gehen lassen müssen, dass er mir die concepta zeigete und heimbliche correspondence mit mir hette, wolte aber herren Challenor von diesem vorschlag advertiren und pitten, weilen es heute dem parlament solte vorgetragen werden, dass er's in pleno erinneren und dahin einrichten muchte.

Eodem. Darauf zu herrn Fleming gefahren und obiges wiederholet, vermeinet, es wurde am besten gerathen sein, dass es heute wieder ad consilium gebracht und proponiret wurde. Er wolte alsobald zum

1) Vgl. C. S. P. 1652 Febr. 10. 11. p. 139. 140.

general[1] und anderen gehen und versuchen, ob es dergestalt konte eingerichtet werden. Habe darauf herrn Miltonio geschrieben:

Nobilissime Miltoni.

Adfui domino Flemingio, qui cum domino generali et aliis membris consilii potioribus de verbis omissis (heredibus et successoribus) communicabit. Malo itaque differri et suspendi hodie negotium, ut post meridiem in senatu reproduci et domino meo satisfieri possit. Apponant quae dixi vel alia ejusdem sensus „si heredes nihil adversi vel iniqui contra rempublicam attentent vel machinentur". Sinceram enim amicitiam et benevolentiam pariamenti reipublicae quaerit dominus comes eamque a se suisque successoribus reddi cupit et optat ut ego tuam. Mi Miltoni, mutuo in adfectu et effectu tuus M.

Eodem komt h. Duraeus bey mir (berichtet über die Machinationen der Bremer, die auch „den General" gewonnen hätten) . . .

13. Febr. Herren Milton geschrieben:

Amicissime Miltoni.

Si placet verbo rescribas, quid heri actum sit aut porro agi debeat circa negotium domini mei, quo meminisse ejus saltem in hodiernis literis queam. Nunquam immemor futurus tui Miltonii

H. M.

Darauf antwortet mir herr Miltonius alsobald in sequentibus:

Heri, mi spectatissime Hermanne, postquam discesseras, pervenit ad me concilii[3] mandatum, quo jubebar, exemplar latinum cum anglico conferre, operamque dare, ut inter se congruerent, deinde domino Whitlockio et Nevillo utrumque mittere percurrendum, quod et feci, et simul domino Whitlockio ampliter scripsi, de illo quod inseri cupiebas, nimirum ut successoribus et posteris etiam domini comitis, caveretur, eadem formula[4] quam et ipse suggerebas: addidi insuper quas et ipse attulisti rationes, quamobrem id nisi fieret, nihil agi videretur, quid deinceps in concilio[5] actum sit, certe nescio hesterna enim pluvia detentus non interfui. Tu si ad concilii[6] scribas, vel potius ad dominum Frostinm quemquam ex tuis mittas, ex iis credo audies, vel saltem vespere[7] ex me scies

Tibi addictissimo

Febr. 13mo 1651 [1652]. Johanne Miltonio[2].

(16. Febr. Besuch bei Milton.)

---

1) Cromwell.

2) Dieser Brief ist noch im Original in der Autographensammlung des Kardinalerzbischofs Fürsten Schwarzenberg erhalten. Ich verdanke der Gefälligkeit meines Freundes, des H. Dr. Goll in Prag, eine Kopie und folge dieser in der Wiedergabe, indem ich die Abweichungen des Mylius'schen Tagebuches bemerke.

3) consilii Mylius' Tagebuch.

4) forma M. T.

5) consilio M. T.

6) consilii M. T.

7) vesperi M. T.

18. Febr. Schicket herr Miltonius seinen cognatum[1] spät zu mir und lesset mir sagen, dass die acta salvae guardiae vollenzogen und von dem clerico parlamenti Scobel ihm . . ins lateinische uberzusetzen zugeschicket . .

21. Febr. Schreibe ich herrn Miltonio (Bitte ihm die Salva-Guardia zur Einsicht zu senden). Hat mir darauf, wie folget, geantwortet. Inseratur. (Der Brief fehlt.)

23. Febr. Schreibe ich herrn Miltonio . . lesset mir wissen, es solte heute zesamen (Salva-Guardia und Rekreditiv) fertig sein . .

24. Febr. Begegnet mir herr Milton . . und saget das parlament und consilium status hetten die successores et heredes nicht inseriren wollen . . Ego: „muste in voluntate parliamenti acquiesciren" (Mylius war mit dem Wortlaut des Aktenstückes noch immer nicht recht zufrieden und fürchtete zudem neue Intriguen von L. v. Aitzema. Unter anderem war Fleming vorgeworfen, er habe sich der Sache des Mylius deshalb so sehr angenommen, weil er von ihm ein Kleinod im Werthe von 200 £ empfangen hätte. Auch Milton war sein vertrauliches Verhältnis zu Mylius verdacht worden.) . .

2. März. Bericht über die Abschiedsaudienz, bei welcher „herr Milton" wieder fungirt; vgl. C. S. P. 1652 p. 164. 165.

3. März. Samuel Hartlib von mir abscheid genomen, den sie nennen agentem rei literariae in Anglia.

4. März. Dem herrn Miltonio omni gratia, factis et verbis, valedicieret. (Er rühmt die von Milton bewiesene „adfection" und bemerkt, dass er ihm das englische Originaldiplom und die lateinische Uebersetzung mit seiner Namensunterschrift habe zustellen lassen, „unangesehen er gantz seins gesichtes anno quadragesimo secundo [ein Irrthum, da Milton 1608 geboren war] et ita in ipso flore et vigore aetatis beraubet. Quidam discurrendo nuper ajebat: Lycurgus Driantis filius, qui quoniam cum diis, Baccho praesertim pugnare consuluerit caecitate perpetua, a Jove Saturnio affectus est" etc.)

Die „Salva-Guardia" findet man abgedruckt bei Thurloe I. 385 und bei J. J. Winkelmann: Oldenburgische Friedens und der benachbarten Oerter Kriegs-Handlungen 1671 mit der Unterschrift:

Guilelmus Lenthal
Prolocutor Parlamenti Reipubl. Angliae

Hoc Diploma ex Anglico originali in latinum verbatim versum est.

Westmonasterii, 17. Feb. $165\frac{1}{2}$.

Joannes Miltonius.

Das von „Scobell cler. parl." unterzeichnete Aktenstück (Milton Works VII. 227) ist offenbar der Begleitbrief der Salva-Guardia. — Es

1) Ohne Zweifel John Phillips, s. o. S. 80.

ist bekannt, dass der Graf von Oldenburg einige Jahre später zu Cromwell in ein nahes Verhältnis trat. Er machte ihm damals ein Geschenk von feurigen Pferden, die Cromwell bei Gelegenheit einer Spazierfahrt beinahe das Leben gekostet hätten (vgl. Carlyle III. 272 und die beiden Briefe in Milton's Werken VII. 238, 239).

Anhang II.

Aktenstücke betreffend Alexander Morus.

Man muss sich darüber verwundern, dass die bisherigen Biographen Milton's es versäumt haben, der Geschichte eines Mannes, mit dem er in die heftigste literarische Fehde gerieth, an der Hand von urkundlichem Material nachzugehn. Denn dadurch allein kann es möglich gemacht werden, sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Milton'schen Anschuldigungen ein sicheres Urtheil zu bilden. Indem ich mich bemühte, diese Lücke auszufüllen, bin ich von Genf aus durch die Herren Professoren P. Vaucher und E. Ritter, sowie durch H. Ph. Plan, Konservator der Bibliothek, von Amsterdam aus durch H. Professor de Hoop-Scheffer auf's dankenswertheste unterstützt worden.

Was die genfer Epoche des Morus betrifft, so sind die vorhandenen urkundlichen Materialien viel zu umfangreich, als dass an ihre wörtliche Mittheilung zu denken wäre. Sie befinden sich theils im Archiv der vénérable Compagnie, theils im Archiv der Stadt, theils in der öffentlichen Bibliothek daselbst. Die Register der vénérable Compagnie wie des Conseil, Briefe der Geistlichen und Behörden von Middelburg, sowie der Königin von Böhmen, Briefe des älteren Spanheim und des Salmasius an die v. C., ein Schreiben des Salmasius an den Rath von Genf („Lettre de Claude Saumaise, professeur à Leyde au sujet des accusations d'hérésie et d'hétérodoxie contre Alexandre Morus appelé depuis peu pour desservir l'église française de Middelbourg Leide 8. Juin 1648", Archives de Genève No. 3194) etc. kommen hier in Betracht. Ergiebt sich aus diesen Aktenstücken auch nicht unwiderleglich die Richtigkeit der Milton'schen Behauptungen, so machen sie im ganzen und grossen doch nicht den Eindruck, als sei die Sache des Morus ganz rein gewesen. Dass ihm nicht nur Abweichungen von der orthodoxen Lehre, sondern auch von Anstand und guten Sitten vorgeworfen wurden, steht fest. Salmasius spricht in seinem Briefe von den „vices énormes", die man ihm imputirt habe, und erwähnt, „que le dit sieur Morus a esté représenté pour un monstre d'homme . . à l'esgard de la doctrine que de ses moeurs".

Damit stimmt der folgende Auszug aus den Registres de la v. C. 25. Juli 1648 überein, den ich, wie die meisten der übrigen, einer Kopie des H. Plan verdanke:

Morus demande un congé temporaire pour aller se justifier devant un synode des Pays-Bas des accusations portées contre lui. Il est représenté à ce sujet qu'il y avait de grandes difficultés de part et d'autre:

1.° La volonté de M. Morus „père" qui par lettre lui dit qu'il ne le reconnaitra plus pour fils en cas qu'il n'aille se justifier.

2.° Que les témoignages donnés n'ont pu produire l'éclaircissement requis et dissiper le brouillard des sinistres impressions qu'on a eues touchant Morus.

3.° Qu'il était encore de nouveau accusé de diverses choses, non seulement en la doctrine mais aussi en la vie; partant qu'il semblait expédient de lui accorder le congé qu'il demande. Mais d'autre part qu'il y a du danger soit que les choses ne s'arrangent pas aussi bien qu'il l'espère, soit que l'église de Genève ne le revoie pas une fois qu'il l'aura quittée. — Pendant que la Compagnie discute ainsi, Morus se rend à l'hotel de ville et obtient de la Seigneurie un congé de trois mois. La Compagnie ne peut qu'y souscrire.

Einige Zeit nachher bemerkt die vénérable Compagnie, mit den bürgerlichen Behörden wegen der Angelegenheit des Morus in Konflikt gerathen, „que Messieurs avoyent cidevant trouvé à propos qu'on dit touchant M. Morus tout ce qu'on avoit à dire et sur sa doctrine et sur sa vie et qu'on ne réservast rien pour nettoyer une fois tous ombrages et soupçons, que quoique la Compagnie y trouvast de grandes difficultez, néantmoins leurs Seigneuries avoyent imposé ceste nécessité à la Compagnie, laquelle avoyt tenu ceste procédure, scavoir qu'ayant esté proposez divers poincts soit sur la doctrine soit sur la vie, on avoit choisi les poincts que la Compagnie avoit jugé à propos, sur lesquels le dit Sieur Morus avoit respondu . . . et sa response escrite et leuë les uns la trouvoyent satisfactoire les autres non." (Reg. de la v. C. 24. Nov. 1648.) Verdächtig erscheint auch die Weigerung der v. C. (Régistres 16. Février 1649 p. 208), sich nochmals auf die Sache des Morus einzulassen mit der Motivirung, dass er längst seinen Abschied erhalten und dass die v. C. beschlossen habe, „que toutes les procédures tenues contre M. Morus furent esteintes et assoupies et qu'on n'en parlast plus" etc. Als die v. C. sich aber doch nicht weigern kann, auf die Sache zurückzukommen, heisst es l. c.: „Et en outre ayant la Compagnie veu et releu tous les articles s'est arresté à ce qu'elle a dit et jugé sur un chacun d'iceux en particulier et en suite déclare que le ministère du susdit sieur Morus ne peut estre en édification en ceste église et académie." Nichtsdestominder fand, auf Betreiben der weltlichen Obrigkeit, ein versöhnlicher Abschied des Morus von der v. C. statt (Registres 2. Juillet 1649), und auch später noch stand sie mit ihm in freundschaftlicher Verbindung (Registres 7. Juin 1667). Man sieht, wie manches in dieser Angelegenheit dunkel bleibt, und es wäre zu wünschen, dass einer der genfer Gelehrten sich der Mühe unterzöge, das urkundliche

Material an Ort und Stelle noch genauer zu durchforschen, als es mir möglich war.

Was die niederländische Epoche des Morus betrifft, so bin ich im Stande, ein Aktenstück zum Abdruck zu bringen, welches die Angaben Milton's wesentlich ergänzen wird. Es ist eine Kopie nach dem Original, enthalten in einem „Recueil des articles des synodes Wallons des Provinces Unies t. II. 1652—1696" (Ms. der Bibliothek des Dr. P. J. J. Mounier in Amsterdam) und lautet folgendermassen:

A. 1659. Recit des principaux chefs des accusations qui ont été faites au synode des églises Walonnes des provinces unies, assemblé à ter Goude le 23, 24, 25, 26, 27 & 28 d'Avril 1659 par les deputés de plusieurs églises contre la personne du sieur Alexandre Morus, ministre de la parole de Dieu, professeur en l'histoire ecclesiastique & membre de l'église d'Amsterdam. —

Les députez de nos eglises en ce synode convoqué à ter Goude ayants (selon la louable coustume que j'observe parmi nous) esté requis par monsieur le président de faire lecture & proposer à la compagnie les instructions dont leurs églises respectivement les avayent chargées, il a apparu que plusieurs desdits députés avoyent ordre de leurs consistoires de se plaindre de la conduite du s. Alexandre Morus, & de demander d'estre ouis en la déduction qu'ils désiroient de faire de plusieurs mauvaises actions, par lesquelles il avoit donné un très grand scandale à tous les fidèles de ces provinces & particulièrement a ceux des églises de nostre langue, le synode désirant de remedier autant qu'il luy seroit possible à tous les désordres qui peuvent troubler le repos & l'édification des églises qui sont sous son inspection spirituelle, a premièrement fait citer par ses lettres & par ses deputéz ledit s^r Morus qu'il est à comparoitre en cette assemblée pour se purger dont il seroit accusé, mais s'estant contenté de répondre par une lettre à lad. citation par laqu'elle il refusoit de se soumettre au jugement de ce synode: La compagnie ayant pesé les raisons que led. Morus allègue en lad. lettre & ne les ayant trouvées d'aucun poids pour empescher qu'elle ne dust ouir les plaintes que les-d. églises demandoyent de faire de sa conversation afin qu'elle pouvoit selon sa prudence d'un bon remède(?) pour arracher le scandale qui en estoit arrivé & pour y procéder, elle a résolu qu'on feroit un sommaire des principales accusations qui seroyent faites contre led. s^r Morus, ainsi qu'on les recueilleroit des instructions des députéz des églises, & des temoignages qu'ils produiroyent pour les confirmer.

I. A esté rapporté à cette compagnie qu'en l'an 1651 lorsqu'il demeuroit a Middelburg il fut accusé par une jeune fille nommée Marie de l'avoir sollicitée à paillardise & luy avoir dit qu'en la considerant au temple un jour qu'il preschoit de la passion, il sentoit les mesmes mouvemens que sentoit la vierge au pied de la croix en voyant son fils, que cette fille

ayant fait esclatter cette actien impudique & impie, il l'en fit dedire devant un ancien de l'église, la menaçant de la faire chatier par la justice mais cette fille s'étant retirée depuis à Flissingue, d'où elle vint pour demander son témoignage au s[r] Jean le Long collègue dudit Morus, il le luy refusa disant, que quoyque s'en soyt elle ne valoit rien puisqu'elle avoit calomnié son collègue, à quoy elle répondit en levant les mains au ciel, qu'aussi vray qu'il y avait un Dieu ce qu'elle avoit dit estoit véritable & qu'elle avait esté obligée de s'en dedire, à quoy qu'on l'avoit menacée de la faire punir par les mains du bourreau. Led. sieur le Long ayant en suite averty le s[r]. Morus que lad. fille ayant demandé son témoignage il le lui avoit refusé pour la raison susdite, il dit en palissant qu'il le luy donnerait, ce qu'il fit depuis à l'inscu du consistoire, & sans l'obliger à retraiter ce dont elle l'avait accusé. —

II. On l'accusa en suite qu'en l'an 1653 estant venu à Leyden environ le temps de la pentecoste & s'estant retiré en une petite maison derrière le logis de mons. de Saumaise, son bon amy, pour lors, il y avoit attiré la damoiselle servante de madame de Saumaise, nommée Elisabet Gueret & qu'il y eut diverses conférences avec elle & que la veille de la pentecoste led. Morus ayant feint de s'en retourner en Zelande il estoit venu jusques à Delft & que de là sur la nuit il s'en seroit retourné sur ses brisées à Leyden où estant arrivé sur les dix heures du soir, il se seroit rendu en la mesme petite maison où il passa la nuit avec la susdite Guerette, laquelle voulant le matin aller au presche il l'en auroit empeschée quoyque ce fut le jour de la pentecoste afin de l'obliger à demeurer tout le jour avec luy, comme elle fit. Ledit Morus a esté aussi accusé d'avoir commis plusieurs autres actions scandaleuses avec lad. Guerette qui cy devant ont esté produites en divers synodes & qui n'ont pas esté approfondies. Et encore que led. Morus ait excusé toutes les privautés qu'il avoit eues avec cette fille sous prétexte d'une recherche honneste & que la promesse de mariage pour laqu'elle lad. Guerette l'avait tiré en cause devant la cour de Hollande ait esté annullée par lad. cour, le scandale de tant de privautés qu'il avoit eues avec elle fit dès lors une si forte impression dans l'église dudit lieu, que par l'ordre de son consistoire il fut arresté qu'on ne luy presenteroit plus la chaire, ce qui a esté punctuellement exécuté. —

III. Il a aussi esté dit que ledit Morus demeurant à Middelbourg avoit souvent conversé familièrement au grand scandale de l'église avec une femme mariée de très mauvaise réputation & qu'il avait commis plusieurs légèretés de mesme nature pendant le séjour qu'il avoit en lad. ville.

IV. Il a encore esté accusé qu'estant appellé à Amsterdam, il auroit eu diverses correspondances avec une certaine femme de mauvaise vie nommée Marie Cresson, qu'il auroit esté vu entrer deux ou trois fois en sa maison, ce qu'un membre de l'église auroit déposé avoir remarqué

& de plus qu'il auroit vu ledit Morus prenant congé d'elle & luy disant que puisqu'elle devoit aller demeurer comme elle luy signifioit en la rue des juifs il se donnerait l'honneur de la visiter, ce qui paroit par le témoignage dudit membre, qui a déposé par escrit qu'il avoit vu & oui ce que dessus. Et pour preuve que lad. Cresson estoit de mauvaise vie, elle a esté depuis enfermée dans le spinhuys à l'instance de sa propre mère & de son frère.

V. Il a apparu pleinement à tout le synode par une lettre que led. Morus a escrite qu'il avoit été en un bordel à Amsterdam & que pour y aller plus librement il avoit supposé un homme qui vint trouver le sr Soler. l'un des ministres de Delft, pour tirer une lettre de sa main, en vertu de laquelle il put estre à couvert en cas qu'il y fut surpris comme cela arriva & pour venir à bout de ce dessein il persuada audit homme supposé, qui se disoit son cousin germain & prenait le nom de Jean Delmas natif de Monpelier, de dire en parlant audit sr Soler tous les outrages dudit Morus qui luy viendroyent en la bouche, en quoy il réussit d'une telle sorte qu'il obligea ledit sr Soler à escrire audit Morus la lettre par laquelle il a platré sa saleté avec serment en plein consistoire de l'église d'Amsterdam assemblé pour cet effet dans la maison d'un des ministres, ce qui arriva en l'an 1656, dont le verbal se trouve dans les memoires dudit consistoire.

VI. On dit aussi que peu de jours aprèz cet affaire estant retourné d'un voyage qu'il avait fait à Anvers, il fut accusé en présence des témoins dignes de foy par une hostesse d'avoir voulu faire un bordel de sa maison.

VII. En la mesme année ledit Morus a esté accusé dans la ville d'Amsterdam d'avoir attenté de commettre sodomie avec un garçon aagé d'environ 19 ans, nommé Herman Hendric de Doesburg, comme il appert par le verbal qui en fut dressé devant un notaire, ce qui causa un très grand scandale, vu notamment qu'il avoit déjà esté souçonné d'un mesme crime estant à Middelbourg lequel souçon fut confirmé par les plaintes des parens du jeune garçon & aggravé par la dernière accusation qui a esté instituée contre ledit Morus à Flissingue où sur les plaintes d'une femme qui disoit l'avoir vu dans une posture indécente avec un garçon dans une chambre de sa maison où il avoit diné le 13. Sept. 1658. Et c'est en suite de cette plainte qui esclatta tellement par toute lad. ville que le substitut du baillif l'arresta comme un criminel, & encore qu'il fut bientôt après mis en liberté, néanmoins les circonstances qui accompagnèrent ou suivirent cette détention sont telles qu'elles ont laissé un grand sujet de scandale dans l'esprit de tous qui en ont eu cognoissance, ces circonstances: qu'estant arreté & conduit dans une maison qui a pour enseigne le cigne blanc il essaya de se sauver et de sauter par la fenestre de la chambre, ce qui obligea ceux qui l'avoyent en garde à le faire passer en une autre, comme il appert par la décla-

ration que la maitresse de lad. maison en a faite à trois pasteurs & par un escrit qu'elle en a donné, marqué de sa propre main. 2e L'autre se recueille de la lettre qu'il escrivit au sr Spang ministre anglois à Middelburg aussitost qu'il se vit arresté, par laquelle il le prioit de venir à luy promptement s'il vouloit voir son amy en vie. 3e La troisième est sa retraite de Middelburg faite furtivement après y avoir demeuré caché l'espace de 9 jours sans avoir osé paroitre ni audit Middelburg ni à Flissingue pour se justificier comme il devoit. 4e la quatrième est l'évanouissement du garçon qui n'a plus comparu 5e qu'il n'a point intenté action contre le substitut qui l'avoit arresté, ni contre la femme qui l'avoit accusé, toutes lesquelles circonstances ont apporté un si grand scandale en la Zélande, que nos églises se virent obligées de lui défendre la chaire en la province jusques a ce que le synode en eut pris cognoissance comme il le fait à present.

VIII. Ledit Morus est aussi chargé de ce que quelques jours avant le 13. de Sept. en la mesme année 1658, estant pour lors à Middelburg où il attendait le vent favorable pour passer en France, des personnes dignes de foy le virent entrer à diverses fois en une petite maison joignant un jardin, en laquelle il n'y avait qu'une vieille femme de mauvais renom & une putain publique.

IX. Il a esté aussi accusé de ce qu' ayant esté adverty par plusieurs fois de ne point fréquenter un certain lieu infame de la ville de Delf qui avoit pour enseigne S. P. Q. R. un jour de dimanche après avoir presché en l'eglise de lad. ville il y fut vu entrer ayant refusé l'offre réiterée que le pasteur du lieu luy avoit faite de diner en sa maison, de sorte qu'il fut tiré avec beaucoup de peine de ce lieu infame par des personnes d'honneur qui craignoyent le scandale que l'église recevroit si on le voyoit sortir après une longue demeure.

X. De plus les lettres escrites de sa propre main & quelques autres qui sont de personnes dignes de foy & de ses amis, lesquelles ont toutes esté receues en ce synode le convainquent clairement de mensonges en matières tres importantes, de faussetés, de calomnies, de fourbes, de médisances atroces qu'il a proférées contre toutes sortes de personnes tant politiques qu'ecclésiastiques & notamment contre des consistoires entiers & contre des pasteurs qui servent avec grande édification en leurs églises.

XI. Enfin en toutes accusations qui ont esté faites contre luy on a remarqué que toute sa conduite depuis qu'il est parmi nous il a tousjours fait paroitre un esprit inconstant et léger, des inclinations sales & impudiques & une vanité insupportable. Nous sousignéz certifions que toutes les accusations susdites ont esté faites contre Alexandre Morus en présence de tout le synode pendant plusieurs sessions qui ont esté employées en cette affaire & que ce verbal qui en a esté dressé pour y avoir recours au besoin a esté recueilly des instructions des déssputéz de nos églises & des témoignages donnés par escrit & de vive voix en confirma-

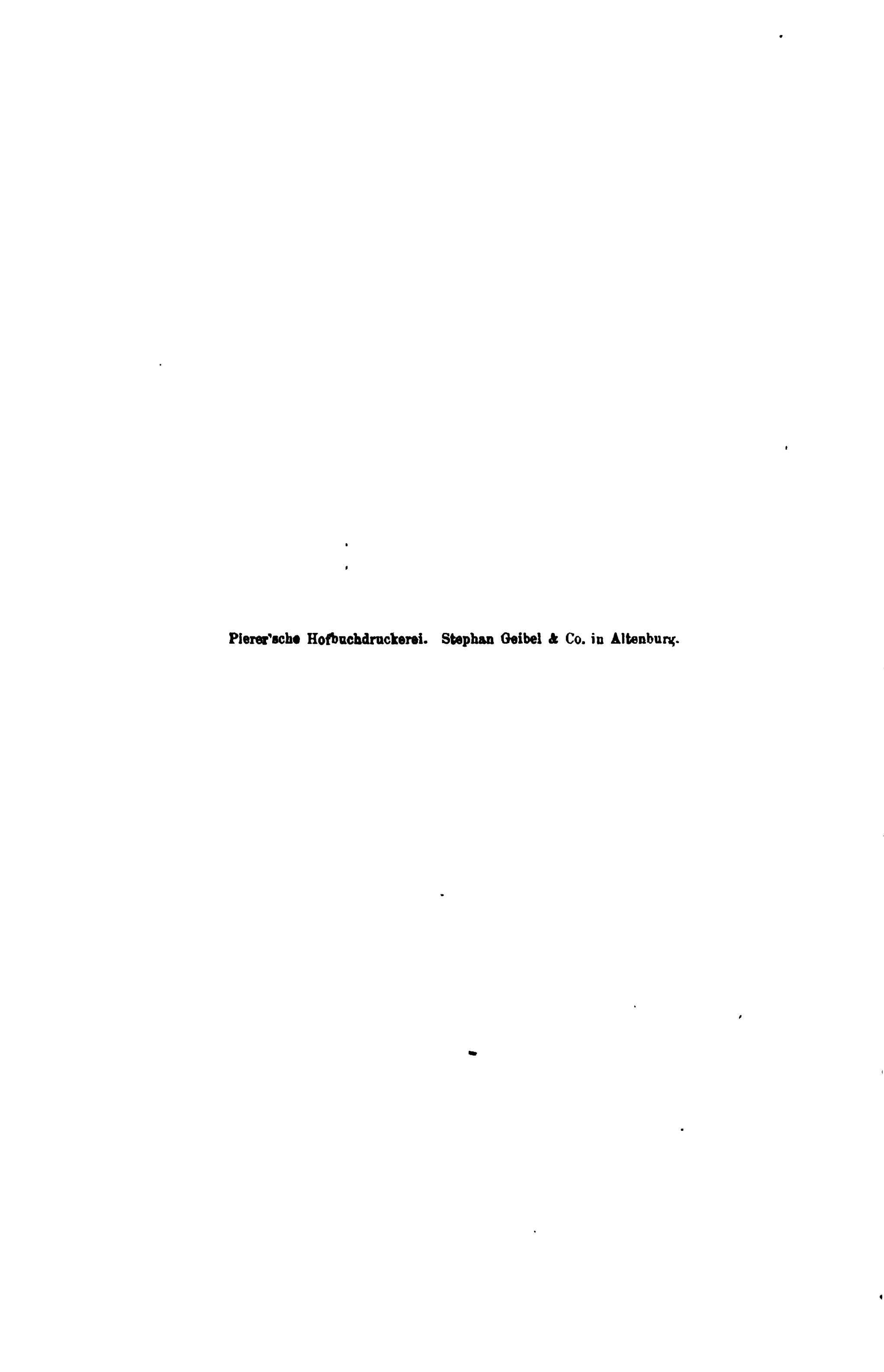
tion desdites instructions & dépositions. Nous certifions aussi que tous les articles contenus dans ce verbal ont esté lus & relus en présence de la compagnie & reconnu contenir un récit véritable desdites accusations en foy de quoy & par l'ordre de lad. compagnie nous avons apposé nos seins au présent escrit

Charles Everwyn président.
Charles de Rochefort scribe.

Ueber einzelne dieser Anklagepunkte finden sich nähere Angaben in den Synodalakten und in den „Actes du consistoire de l'église d'Amsterdam", ebenso über die Verhandlungen mit den reformirten Kirchenbehörden von Frankreich. Dass Morus auch hier zu neuen Anklagen Anlass gab, ersieht man aus Haag. Er wurde 1664 ermahnt, zu verfahren „avec plus de circonspection et de prudence, de s'abstenir de toutes ses courses dans les rues qui ont donné du soupçon". Weitere sehr ungünstige Nachrichten über Morus finden sich in Burmanni, Syllog. III. 380, 386. V. 19, 48.

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 25 letzte Zeile ist um zu streichen.
S. 35 Z. 20 ist als zu streichen.
S. 36 Z. 24 lies hartes statt drakonisches.
S. 110 Z. 18 lies wie statt wei.
S. 187 Z. 8 ist das Anmerkungszeichen 1) ausgefallen.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

ZWEITER THEIL.

1649—1674.

.MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,

Professor der Geschichte an der Universität Bern.

ZWEITER THEIL.

1649—1674.

Viertes Buch. Unter der Restauration.



LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1879.

MILTON

UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

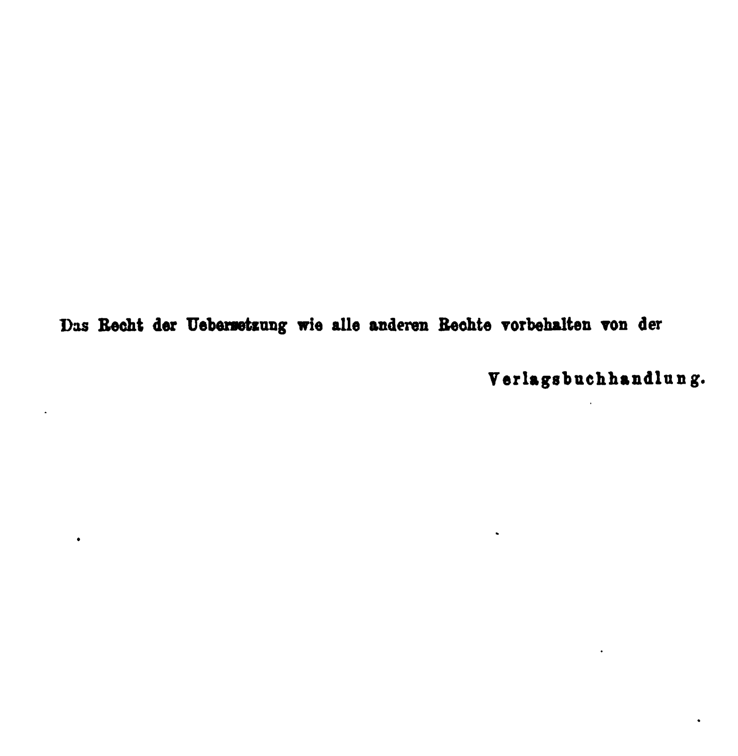
Viertes Buch.

Unter der Restauration.

1660—1674.



LEIPZIG.
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1879.



Viertes Buch.

Unter der Restauration 1660—1674.

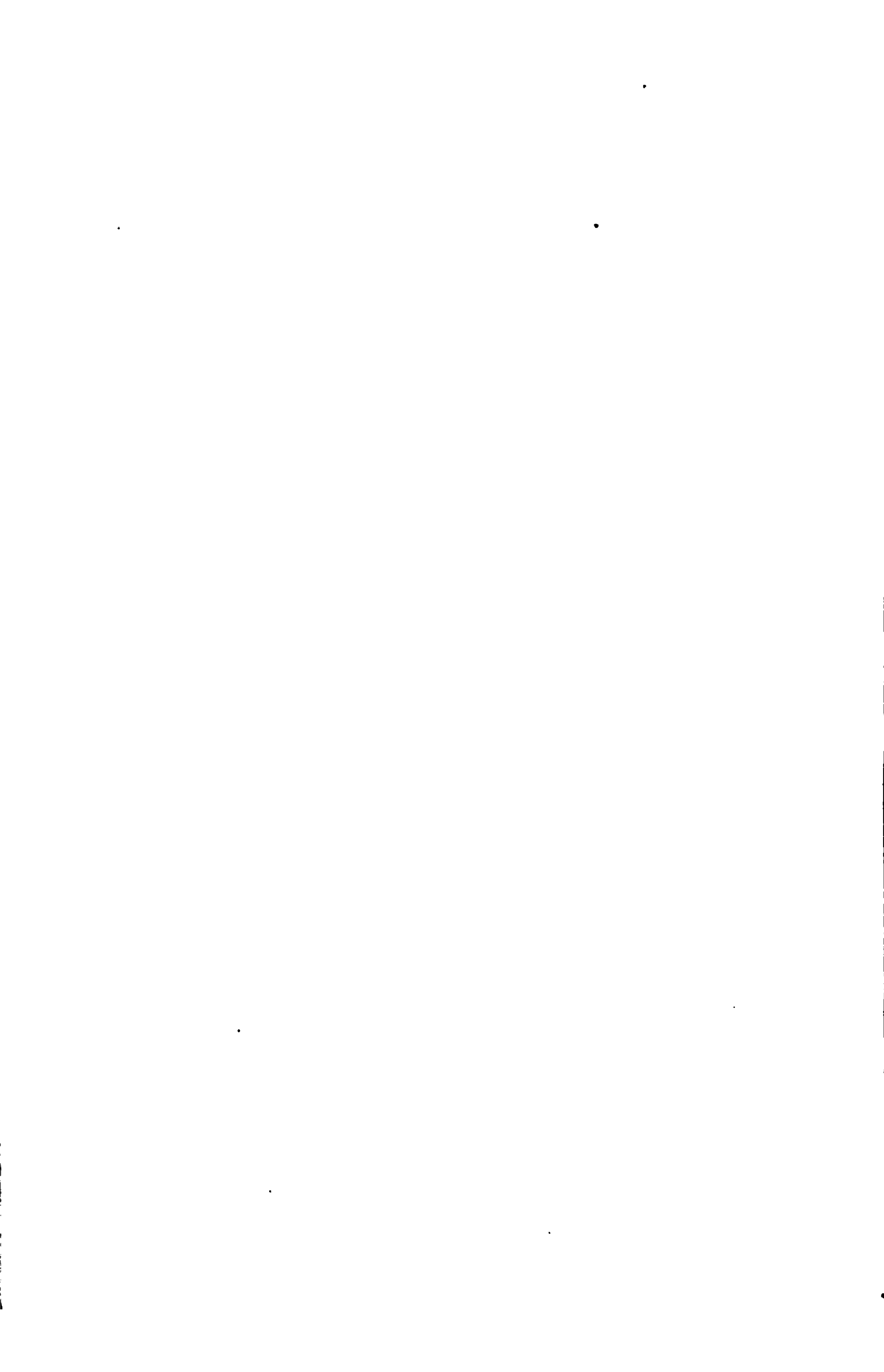
Inhalts-Verzeichniss.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Sechstes Kapitel.





Viertes Buch.

Unter der Restauration.

1660—1674.

Erstes Kapitel.

Gefahr und Rettung.

Am 29. Mai 1660 hielt Karl II. unter dem brausenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen seinen Einzug in den väterlichen Palast. Es war ein Tag, von dem eine neue Aera in der Geschichte Englands datirte, und mit dem auch im Leben Milton's ein neuer Abschnitt begann. Was er mit Bangen hatte herannahen sehen, war eingetreten. Seine Rathschläge, seine Warnungen, seine Beschwörungen waren vergeblich gewesen. Ihm blieb nur die späte Erkenntnis Unmögliches erstrebt, und das bittere Bewusstsein die Hoffnungen der Mannesjahre verloren zu haben. Vereinsamt stand er unter einem Geschlecht, dem er sich fremd fühlte, und jeder Tag brachte ihm Kunde davon, wie rasch sich die Restauration befestigte. Es zeigte sich, dass dieses Volk, dem die Republik nur in Form einer drückenden Militärherrschaft erschienen war, die Monarchie als rettende und erlösende Macht begrüsste. Es zeigte sich nicht minder deutlich, dass der Gedanke einer legislativen Union der drei Reiche verfrüht gewesen war.

Der junge Fürst, dem man seine Fehler um seiner Schicksale willen nachsah, bezauberte alle Herzen. Im Staatsrath fanden sich Vertreter aller derjenigen Parteien friedlich zusammen, deren vereinte Kraft die Wiederherstellung des Königthums bewirkt hatte. Im kleineren Kreise des Kabinets

entfaltete der alsbald zum Grafen von Clarendon erhobene Lordkanzler Edward Hyde mit den engsten Vertrauten eine stetige und eingreifende Thätigkeit. Die tapferen Veteranen, in denen der Engländer die Institution des stehenden Heeres hassen und fürchten gelernt hatte, legten ohne Murren die Waffen nieder und kehrten ohne Zögern zum bürgerlichen Leben zurück. Das Konventionsparlament, von Karl II. als gesetzmässig anerkannt, nahm keinen Anstand das Tonnen- und Pfundgeld auf die Zeit seines Lebens zu bewilligen und dem König ein Jahreseinkommen zu sichern, das zwar für seine Bedürfnisse nicht genügte, aber reicher ausfiel als es jemals vorher der Fall gewesen war. Die Frage der Rückerstattung eingezogener Güter der Krone, der Kirche und von Privaten gieng einer Lösung entgegen, die, wenn sie auch zahlreiche Ansprüche unbefriedigt liess, einen gesicherten Rechtszustand schuf und besser als irgend etwas sonst die Stärke der neuen Regierung bezeugte.

Indessen die wichtigste Angelegenheit war die der Indemnität, des Vergebens und Vergessens, mit Rücksicht auf alle die, welche sich persönlich an der Revolution betheiligt hatten. In der Erklärung von Breda vom 14. April 1660 hatte Karl II. eine allgemeine Verzeihung für alle, die binnen vierzig Tagen ihre Loyalität bekunden würden, versprochen, mit alleinigem Ausschluss derjenigen, die das Parlament davon ausnehmen werde. Bald nach seiner Rückkehr hatte er durch eine Proklamation die Richter seines Vaters aufgefordert, sich binnen vierzehn Tagen zu stellen, bei Strafe der Wohlthat der Amnestie verlustig zu gehn. Eine Anzahl hatte sich im Vertrauen auf das königliche Wort ausgeliefert. Einige wurden auf der Flucht ergriffen. Anderen gelang es auf das Festland zu entkommen. Das Unterhaus legte zuerst wenig Neigung an den Tag, die Politik der Rache über einen sehr beschränkten Kreis von Personen hinaus zu erstrecken. Seiner Masse nach aus Männern von presbyterianischen Sympathieen zusammengesetzt, schien es gewillt, einige wenige Opfer von besonders verhasstem Namen auszuwählen und durch ihren Tod die Schuld aller übrigen sühnen zu lassen.

Selbst von den Regiciden hatte es ursprünglich nur sieben von der Zusicherung des Lebens ausgeschlossen zu sehn gewünscht. Allein bald wuchs schon bei den Gemeinen das Register der zum Tode Bestimmten an, und eine zweite Liste umfasste die Namen derjenigen, denen eine geringere Strafe zugedacht war. Das Haus der Lords, das sich seit dem Mai wieder gefüllt hatte, war bei weitem mehr von den Gefühlen des Hasses und der Rache beseelt. Jede Veränderung, die es an der Indemnitätsbill vornahm, war eine Verschärfung. Es forderte den Tod für alle diejenigen, welche das Urtheil über den König gesprochen hatten, und fügte fünf Namen, unter denen die von Vane und Lambert, hinzu.

Das Ergebnis der langen Verhandlungen war ein Kompromiss, bei dessen Herstellung der erste Berather des Monarchen es sich wenig angelegen sein liess, die Ehre des königlichen Wortes zu wahren. Unter den zehn Männern, an welchen das Todesurtheil vollstreckt wurde, war einer de Königsrichter, der sich im Vertrauen auf die Proklamation Karls II. gestellt hatte. Fünf, die wie er den „blutigen Vollzugsbefehl" vom 29. Januar 1649 unterzeichnet hatten, theilten sein Schicksal. John Cook, der einstige Vertreter der Anklage gegen den „Tyrannen und Feind des Gemeinwesens", Hacker und Axtell, welche während des Processes und während der Hinrichtung die Wachen kommandirt hatten, Hugh Peters, der leidenschaftliche Prediger, den ein besonderer Hass verfolgte, bestiegen gleichfalls unweit der Richtstätte von Whitehall das Schaffot. Mit Ausnahme des zuletzt Genannten legten sie sämmtlich die grösste Standhaftigkeit und Zuversicht in die Gerechtigkeit ihrer Sache an den Tag. Drei weitere Regiciden wurden einige Zeit nachher von den Niederlanden ausgeliefert und giengen mit dem Gefühl von Märtyrern in den Tod. Die Flüchtlinge, welche unter dem Schutz des Freistaates von Bern an den Ufern des genfer Sees ein Asyl gefunden hatten, sahen sich noch in dieser Entfernung von der Heimat beständig durch meuchlerische Nachstellungen bedroht, und einen von ihnen traf die Kugel des gedungenen Mörders (1). Auch blieben diejenigen Königsrichter, deren

man habhaft geworden war und deren Leben geschont wurde, der Freiheit beraubt. Henry Marten hat zwanzig Jahre geduldet, und erst der Tod hat den Achtundsiebzigjährigen erlöst. —

Lambert und Vane hatten nicht zu den Richtern Karls I. gehört, aber die fanatischen Royalisten setzten es durch, dass auch sie von jeder Amnestie ausgenommen sein sollten. Das Konventions-Parlament zeigte immerhin noch so viel Mässigung darauf zu dringen, dass falls sie des Todes schuldig befunden würden, die Ausführung des Urtheils unterbleiben sollte. Das neue Parlament, welches aus den Wahlen von 1661 hervorgieng, kannte keine Schonung. Lambert wusste durch die demüthige Haltung, die er vor seinen Richtern einnahm, wie durch Anrufung der königlichen Gnade sein Leben zu retten und blieb dreissig Jahre lang ein Gefangener auf der Insel Guernsey. Vane erwartete ein anderes Geschick. Von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt und zuletzt auf Scilly in einsamer Haft gehalten, hatte er weder die Spannkraft noch die Ruhe seines Geistes verloren. In den Todesbetrachtungen, die er niederschrieb, in dem rührenden Briefe, durch den er sein Weib über ihr Schicksal zu trösten suchte, athmet das Gefühl einer allen irdischen Kämpfen entrückten, durch nichts mehr zu erschütternden Seele. Seine Vertheidigung vor dem Tribunal gegen eine Anklage, die tausend andere ebenso gut hätte treffen können wie ihn, kann noch heute als ein Muster muthiger und würdiger Beredtsamkeit gelten. Aber sein Loos war entschieden. Der König selbst, der doppelt und dreifach gebunden war, dem stolzen Republikaner Gnade zu erweisen, so sehr er sich sonst bemühte die Rachegefühle seiner Anhänger zu zügeln, gab ihn auf. „Er ist ein zu gefährlicher Mann, schrieb er dem Lordkanzler, um ihn am Leben zu lassen, wenn wir ihn auf gute Art bei Seite schaffen können“. Indem sich Vane auf den Tod vorbereitete und die Seinigen zu einem letzten Gebete um sich versammelte, sprach er die Ueberzeugung aus, dass die „ruhmreiche Sache“, für die er gelebt, aus seinem Blute wieder emporspriessen werde. Am 14. Juni 1662 endete der Mann, der einst von

Milton mit begeisterten Worten gepriesen worden war, an derselben Stätte, welche die letzten Momente Strafford's gesehn hatte, unter dem Richtschwert(1). Ein Jahr vorher war, um auch in Schottland den Umschwung der Dinge mit Blut zu bezeichnen, das Haupt Argyle's auf dem Schaffot gefallen. Es wurde auf demselben Pfahl aufgesteckt, der den Kopf seines Gegners Montrose getragen hatte. Zwei weitere Opfer, ein Kapitän, der einst zu Cromwell übergegangen war, und ein einflussreiches Mitglied des Klerus folgten ihm nach. —

Man wollte nicht dabei stehn bleiben der Welt das Schauspiel von Hinrichtungen zu geben, auch die Todten sollten von der Rache der Restauration getroffen werden. Die Gebeine von Cromwell's Mutter und Tochter, von Pym und Blake wurden aus der Kapelle Heinrich's VII. und aus der Westminsterabtei entfernt um in den anstossenden Kirchhof versetzt zu werden. Die Leichname Cromwell's, Bradshaw's, Ireton's wurden aus ihren Gräbern gerissen und an dem Galgen von Tyburn aufgehängt. Man schnitt ihnen die Köpfe ab und machte sie zum grässlichen Schmuck derselben Halle von Westminster, in der das Urtheil über Karl I. gefällt worden war.

Die Frage drängt sich auf, welches Schicksal Milton ereilte. Von allen denen, deren Feder der Republik gedient hatte, gab es keinen Berühmteren als ihn. Hatte er keine Gelegenheit gehabt, an der Verurtheilung des Königs Theil zu nehmen, so hatte er sie doch für vollkommen gerechtfertigt erklärt. Er hatte die Zertrümmerung des „königlichen Bildes“ übernommen. Er hatte im Kampfe mit Salmasius und seinen Geistesverwandten die grosse politische Frage vor dem Forum der öffentlichen Meinung Europas behandelt. Ein Jahrzehnt hindurch hatte er einen wichtigen amtlichen Posten bekleidet. Bis zuletzt war seine Stimme gegen die Herstellung der Monarchie laut geworden, und unmittelbar vor der Rückkehr des Königs hatte man seinen Namen wiederholt in den schriftstellerischen Kämpfen des Tages genannt hören können.

Karl II. hätte noch seine besonderen Gründe gehabt, den Mann seine strafende Hand fühlen zu lassen, der im siebenundzwanzigsten Kapitel des Bilderstürmers ein wenig schmeichelhaftes Bild von seiner Person entworfen hatte. Wenn Vane zum Richtplatz geführt werden konnte, so durfte sich sein blinder Gesinnungsgenosse nicht sicher fühlen, und theilnehmende Freunde im Ausland hatten Grund genug sich ängstlich nach seinem Loose zu erkundigen. Auch fehlte es keineswegs an Denunciationen, wie sie in Zeiten eines plötzlichen Umschlags der öffentlichen Angelegenheiten mit widerlicher Geschäftigkeit vorgebracht zu werden pflegen. Möglicher Weise war auch Milton's politischer Phantasieen gedacht worden, wenn schon am 20. April ein anonymer Pamphletist die Frage aufgeworfen hatte, „ob Erhängen oder Ertränken die beste Art sei unsere vormaligen Republikaner in die Gemeinwesen Utopia oder Oceana zu befördern" (1). Roger L'Estrange versäumte nicht in einer neuen Schrift, die von seinem erprobten Royalismus Zeugnis ablegen sollte, darauf hinzuweisen, dass Milton „gegen Dr. Griffith geschrieen", von ihm selbst aber die gebührende Antwort empfangen habe (2). Ein gereimtes Libell nannte unter der Zahl derer, die „im schwarzen Hofe Plutos" gleichsam die Leibwache des Protektors gebildet hätten, neben den Harrison, Hewson, Cook, Vane u. s. w. ausdrücklich auch Milton (3). Die nachgelassene Schrift des Salmasius, die einige Monate nach der Rückkehr des Königs in London herauskam, ein Neudruck des „unzerbrochenen Bildes" (s. o. III. 48), rief auf's neue die Erinnerung an die überlebende Partei jener denkwürdigen literarischen Kämpfe wach. — Je stärker unmittelbar nach der Restauration diejenige Art historischer Literatur anwuchs, welche die Vergangenheit vom einseitigen Parteistandpunkt aus beurtheilte, je lebhafter die Neigung war, das Andenken des Königs-Märtyrers in glänzenden Farben aufzufrischen, desto häufiger bot sich auch der Anlass dar, den ehemaligen Sekretär der Republik recht eindringlich der Beachtung derer zu empfehlen, gegen die er so empfindliche Streiche geführt hatte.

In der That zeigte sich sehr bald, dass man Milton's

nicht vergessen habe. Am 16. Juni beschloss das Haus der Gemeinen den König zu bitten, zwei Bücher Milton's — man dachte an den Bilderstürmer und die erste Vertheidigung des englischen Volkes — und eine Schrift John Goodwin's (The obstructors of justice), in denen der Mord Karls I. gerechtfertigt worden sei, konfisciren und verbrennen zu lassen, sowie durch den Attorney-General gegen die Verfasser einzuschreiten. Auch sollte der Sergeant-at-Arms des Hauses beide in Haft nehmen. Am 13. August erschien die gewünschte königliche Proklamation. Sie nannte die Titel der betreffenden Schriften Milton's und Goodwin's, forderte ihre Auslieferung, „auf dass die guten Unterthanen von ihren schlechten und verrätherischen Grundsätzen nicht angesteckt würden", und ermächtigte die Sheriffs die konfiscirten Exemplare durch die Hand des Henkers verbrennen zu lassen. Von den Autoren hiess es, sie seien „entweder geflohen oder hielten sich so verborgen, dass alle Bemühungen ihrer habhaft zu werden, um sie vor Gericht zu stellen und der gerechten Strafe für ihren Verrath und ihre Verbrechen zu überliefern, bisher vergeblich gewesen seien". Schon hieraus geht hervor, dass das Gerücht falsch war, welches Milton bereits am 15. Juli verhaftet sein liess (1). Am 27. August wurden, wie die Zeitung verkündigte, „verschiedene Exemplare dieser infamen Bücher John Goodwin's und John Milton's, geschrieben zur Rechtfertigung des grässlichen Mordes des verewigten ruhmvollen Herrschers, Königs Karl I., vor dem Gerichtshaus in Old Bailey durch Henkershand verbrannt" (2). Zwei Tage später kam die Indemnitäts-Akte heraus. John Goodwin war unter denen aufgeführt, die für unfähig erklärt wurden, ein kirchliches, bürgerliches oder militärisches Amt zu bekleiden. Milton's Name war übergangen (3).

Man hat sich Mühe gegeben an's Licht zu bringen, wessen Vermittelung es Milton verdankte, dass er um so viel besser behandelt wurde als Goodwin, während dieser doch zur Zeit des Interregnums eine viel geringere Rolle gespielt hatte. E. Phillips spricht nur von „einigen im Geheimrath und Parlament" und gedenkt besonders der Bemühungen „Andrew

Marvell's, des Mitgliedes für Hull, der sich Milton's tapfer im Unterhause annahm und eine starke Partei für ihn zusammenbrachte". Marvell, der schon in dem Parlamente Richard Cromwell's gesessen hatte, war allerdings nicht der Mann, seinen einstigen Kollegen in der Noth zu verlassen, wie er denn noch später muthig eine Lanze für den alten Freund gebrochen hat. Von anderer Seite werden die Namen des Staatssekretärs William Morris und des Sir Thomas Clarges genannt. Beide standen Monk sehr nahe, und nach der Vermuthung einiger wäre Monk selbst für den Dichter eingetreten. Endlich soll ihm ein Genosse seiner Kunst, ohne Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit ihrer politischen Stellung, einen Dienst vergolten haben, den Milton ihm seinerseits früher geleistet habe.

Der Dichter William Davenant war, im Begriff sich nach Virginien zu begeben, im Anfang des Jahres 1650 mit seinem Schiff in die Hände der Republikaner gefallen. Davenant, der ehemals nicht nur mit der Feder sondern auch mit dem Schwerte für die königliche Sache gefochten hatte, war eine zu bekannte Persönlichkeit, als dass man ihm nicht staatsgefährliche Absichten hätte Schuld geben sollen. Er wurde im Schloss von Cowes auf der Insel Wight gefangen gehalten und beförderte von hier aus sein Heldengedicht „Gondibert", unvollendet wie es war, zum Druck. Vermochten sich selbst Davenant's Gesinnungsgenossen nicht dazu aufzuschwingen, dies Gedicht mit Hobbes der Iliade und Aeneide an die Seite zu stellen, so forderte doch das persönliche Schicksal des Dichters zu ausserordentlicher Theilnahme auf. Man verbrachte ihn nach dem Tower und war im Begriff ihm den Process auf Leben und Tod zu machen, als er sich auf eine nicht hinlänglich aufgeklärte Weise in Freiheit gesetzt und weiteren Verfolgungen entzogen sah. Zwei Aldermen von York, gegen die er sich während des Bürgerkrieges sehr freundlich erwiesen hatte, sollen sich für ihn verwandt haben. Von anderer Seite taucht die Nachricht auf, die Fürbitte Milton's sei ihm gleichzeitig zu gute gekommen. Indessen ist diese Ueberlieferung zu unsicher, als dass man sie ohne

weiteres gelten lassen dürfte. Mit ihr steht und fällt aber die andere, dass Davenant, der die Gunst der herrschenden Kreise in hohem Masse genoss, sich jenes Liebesdienstes erinnert und für Milton verwandt habe (1).

Kaum besser begründet erscheint die Anekdote, die zu berichten weiss, auf welche Weise es gelungen sei, bis zum Erlass der Indemnitätsakte die Wachsamkeit der Späher, welche Milton auflauerten, zu täuschen. Die Freunde des Dichters — so heisst es — feierten, um Zeit zu gewinnen, zum Schein sein Leichenbegängnis, ein Komödiantenstreich, über den der König selbst später herzlich gelacht haben soll (2). In jedem Fall kann die Mitwissenschaft Milton's nicht vorausgesetzt werden. Auch sein Neffe giebt keine Andeutung irgend eines Vorganges dieser Art. Er berichtet nur, dass diejenigen, die sich für das Wohl seines Oheims interessirten, ihm gerathen hatten sich eine Zeit lang verborgen zu halten. Ohne Zweifel fiel das noch in die Zeit vor der Rückkehr des Königs. Man kennt eine Urkunde, aus der hervorgeht, dass am 7. Mai 1660 Cyriack Skinner seinem Freunde Milton 400 £. vorstreckte. Offenbar brauchte der Dichter damals rasch eine bedeutende Geldsumme für alle Fälle. Er verliess seine Kinder und hielt sich im Hause eines Freundes in Bartholomew-Close bis zum Erscheinen der Indemnitätsakte versteckt (3).

Allein auch danach war die Zeit der Gefahr für ihn noch nicht vorüber. Wir wissen nicht, was ihm die nächsten Monate gebracht haben. Es wird erzählt, er habe in schlaflosen Nächten die Tücke fanatischer Royalisten gefürchtet. Sicher ist, dass ihn das Haus der Gemeinen in den Gewahrsam seines Sergeant-at-Arms abführen liess. Zwar fehlt sein Name in einer am 12. Sept. verlesenen Liste derjenigen, die sich unter Aufsicht dieses Beamten befanden. Aber vom 15. Dec. 1660 datirt die Vollmacht, ihn nach Zahlung der Gebühren zu entlassen. Am siebzehnten wurde berichtet, dass der Sergeant übermässige Gebühren für die Haft Milton's „verlangt" habe, und der Beschluss gefasst, beide vorzufordern, um das richtige Mass der zu zahlenden Summe festzusetzen. Vermuthlich hatte Milton selbst auf diese Genugthuung zu

dringen den Muth gefunden, nachdem ihm auch die ausdrückliche Verzeihung des Königs zu Theil geworden war(1).

Eine grosse Gefahr war glücklich am Haupte des Dichters vorübergezogen. Sein Leben und seine Freiheit waren gerettet, aber er war ein abgethaner Mann. Nichts kann verkehrter sein als der Erzählung Glauben zu schenken, der König habe ihm, der die Hinrichtung seines Vaters vertheidigt hatte, bald nach seiner Rückkehr wiederum eine Stelle im Staatsdienst, den Posten eines „lateinischen Sekretärs" angeboten, und Milton habe dem Zureden seines Weibes mit den Worten entgegentreten müssen: „Du hast ganz Recht, du möchtest wie andere Frauen in deiner eigenen Kutsche fahren, mein Wunsch aber ist als ein ehrlicher Mann zu leben und zu sterben". Für die herrschenden Kreise war er nicht mehr vorhanden. Nur ein einziges Mal, als Alexander Morus unter dem Zudrang der vornehmen Welt in der Kapelle von St. James als Prediger auftrat, erinnerte man sich vielleicht daran, dass ein gewisser John Milton, der schwerlich unter den Zuhörern war, dem erborgten Heiligenschein dieses Schauspielers im Priestergewande vor Jahren wenig Achtung erzeigt hatte(2). Er selbst sah sich in einem Brief an Heimbach zu dem bitteren Geständnis gezwungen, dass „seine Liebe zum Vaterlande ihn beinahe des Vaterlandes beraubt hätte". Presbyterianische Feinde, die ihre herzliche Freude über die Hinrichtung der Regiciden nicht verbargen, jubelten auch darüber, dass der „blinde Milton" wie „andere aus der verfluchten Rotte", für immer in Ungnade gefallen sei"(3). Von einer Ausnahme abgesehn, hat er nie wieder als Schriftsteller vor der Oeffentlichkeit Fragen von politischem Interesse berührt. Um so entschiedener wandte er sich in den folgenden Jahren zu derjenigen Art des Schaffens zurück, zu der ihn, wie er einst erklärt hatte, „der Genius seiner Natur gewaltig hintrieb". Seine ganze publicistische Thätigkeit war ihm immer nur als eine Ablenkung von der Erfüllung seiner Lieblingspläne erschienen. Die Restauration gab ihm Musse sie wieder aufzunehmen.

Sobald er es ohne Gefahr wagen konnte, hatte er eine

Wohnung „in Holborn nahe bei Red-Lion-Fields" genommen, diese indessen wenig später mit einer anderen in Jewin-Street vertauscht. Seine Vermögensverhältnisse hatten inzwischen schwer gelitten. Zweitausend £., die er von seinem Gehalt als Sekretär erspart hatte, soll er bei der Accise-Verwaltung angelegt, aber durch die Weigerung der Regierung, die Verpflichtungen der Republik anzuerkennen, nach der Restauration verloren haben. Auch von einer anderen grösseren Summe ist die Rede, vielleicht dem Jahresertrag erkauften Kirchengutes, die ihm entzogen wurde. Das väterliche Haus in Bread-street mag seinen Hauptbesitz gebildet haben (1). Doch blieb es ihm möglich ganz unabhängig, wenn auch höchst einfach und eingeschränkt zu leben. Allein der Blinde war hilfsbedürftiger als jeder andere. Seine drei Töchter, deren jüngste noch ein Kind war, hatten eine mütterliche Aufsicht nöthig. Da hielt es „ein alter Freund" für gerathen, ihn zu bewegen zum dritten Mal zur Ehe zu schreiten. Es war der Dr. Paget, ein in Coleman-Street ansässiger Arzt, der nach übereinstimmenden Berichten in sehr vertrautem Verhältnis zum Dichter gestanden haben muss (2). Die Gattin, die er ihm zuführte, war vermuthlich eine entfernte Verwandte, Elisabeth Minshul, aus einer Familie, welche seit geraumer Zeit ein kleines Besitzthum in Wistaston nahe bei Nantwich (Cheshire), in Händen hatte. Als die Fünfundzwanzigjährige im Februar 1663 sich mit Milton verband, konnte von gegenseitiger tieferer Neigung schwerlich die Rede sein, aber da sie „sanft, von verträglicher und angenehmer Art" war, so schien sich sein Lebensabend doch etwas heiterer zu gestalten (3). Nicht lange nach seiner Verheiratung bezog er wiederum eine neue Wohnung, die ihm von einer kurzen Unterbrechung abgesehn, für den Rest seiner Tage diente. Sie wird bezeichnet als gelegen im „Artillerie-Weg, der zu den Feldern von Bunhill" führt, und man vermuthet, dass sie sich auf der linken Seite des heutigen Bunhill-Row befand, wenn man durch diese Strasse nordwärts den Weg gegen das St. Lukas-Hospital nimmt. Damals stand nur eine Reihe von Häusern, und ihr gegenüber breitete sich jener „Artillerie-Grund" aus, auf

welchem die ehrbare Bürgerschaft ihre Waffenübungen abgehalten hatte.(1)

Wir sind im Stande, uns ein Bild davon zu machen, wie Milton in diesen neuen Umgebungen, unter diesen neuen Verhältnissen sein äusseres Leben einrichtete. Hatte er in besseren Zeiten viel auf Mässigkeit und Fleiss gehalten, so blieb er diesen Tugenden nach dem Wechsel der Dinge, den er erfahren hatte, erst recht getreu. Seitdem sein Augenlicht abgenommen, hatte er die Gewohnheit, bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, aufgegeben und sich statt dessen dazu bequemt, den Tag frühe zu beginnen. Er pflegte um vier Uhr aufzustehen, und das erste, was seinen Geist beschäftigte, war nach puritanischer Sitte die Bibel, aus der ihm ein Diener einen Abschnitt vorlesen musste. Hierauf überliess er sich einige Zeit seinen Gedanken. Um sieben kam sein Diener wieder, um ihm bis gegen Mittag vorzulesen oder sein Diktat nachzuschreiben. Während der einfachen Mahlzeit fehlte es nicht an Unterhaltung. Die Anmuth, aber auch der stark satirische Zug dieser Tischgespräche, wie der Milton'schen Konversation überhaupt, bei der die scharfe Aussprache des Buchstabens R noch besonders auffiel, wird von Urtheilsfähigen ausdrücklich hervorgehoben. Er war nach dem, was Richardson viele Jahre später von seiner jüngsten Tochter hörte, ein „liebenswürdiger Gesellschafter, die Seele der Unterhaltung wegen des überfliessenden Reichthums an Gesprächsstoff und in Folge seiner natürlichen Heiterkeit und Artigkeit“. Den Körper frisch zu erhalten, ergieng er sich gerne ein paar Stunden in freier Luft, und da mit seiner ländlichen Wohnung ein Garten verbunden war, so war es ihm leicht gemacht, sich diese Erholung zu gönnen. Musik war ihm von jeher eine Quelle des Genusses gewesen, sie wurde nun dem Blinden zur Trösterin. Er hatte eine Orgel in seinem Hause, auf der er häufig spielte, oder sich zum Gesang begleitete. Auch an seiner Frau soll er eine gute Stimme zu rühmen gehabt, ihr aber musikalisches Gehör abgesprochen haben. Der Besuch von Freunden verkürzte den Nachmittag, sie blieben wohl manchmal bei ihm, bis das

frugale Nachtessen aufgetragen wurde. Danach rauchte er zu einem Glase Wasser seine Pfeife und legte sich, selten später als neun Uhr, zur Ruhe. — So war der Tag regelmässig eingetheilt, und in einfachen, festen Formen bewegte sich ein innerlich reiches und arbeitsvolles Dasein (1).

Eine wesentliche Frage war, ob sich für die geistige Thätigkeit und den Schaffensdrang des seines Augenlichtes Beraubten immer die nöthige Hilfe finden werde. Wie übel es häufig damit bestellt war, ersieht man aus einem Briefe Milton's an Heimbach, dem einzigen Schreiben aus der Zeit seines Alters, das auf uns gekommen ist. Er klagt seinem Korrespondenten, wie er genöthigt sei, „einem Knaben, der des Lateinischen ganz unkundig, beinahe die einzelnen Buchstaben vorzusprechen" und bittet etwa vorkommende Fehler entschuldigen zu wollen. Es ist dann allerdings von einem Diener die Rede, der regelmässig zu ihm kam. Allein wir dürfen voraussetzen, dass dieser nur eben nothdürftig Englisch lesen und schreiben konnte, während Milton's Studien von jeher einen weiten Umkreis todter und lebender Sprachen umfasst hatten. Da war er denn, ohne Zweifel schon vor seiner dritten Verheiratung, auf das Auskunftsmittel verfallen, zwei seiner Töchter anzulernen. Anna, die älteste, war freilich für seine Zwecke sehr unbrauchbar. Sie war schwächlich und hatte zudem einen Fehler an der Zunge, der ihr eine deutliche Aussprache unmöglich machte. Auch wissen wir, dass sie des Schreibens nicht kundig war. Die beiden anderen dagegen, Mary und Deborah, so jung sie noch waren, machten sich dem Vater durch Vorlesen wie durch Nachschreiben nützlich. Die jüngste, welche am besten dazu fähig gewesen zu sein scheint, wird insbesondere als „sein Amanuensis" bezeichnet. Er pflegte, so liess sich der Maler Richardson später berichten, gewöhnlich in einem bequemen Stuhl sitzend, ein Bein über die Lehne geschlagen, zu diktiren. Oft aber, namentlich an kalten Wintermorgen, und ebenso in schlaflosen Nächten habe er im Bette liegend gedichtet und, wenn er die passende Form gefunden, ohne Rücksicht auf die Stunde, seine Töchter herbeigeschellt, um das Erdachte durch die

Schrift fixiren zu lassen. So viel es für sich hat, diese letzte Bemerkung nur für eine spätere Ausschmückung der wirklichen Verhältnisse zu halten, so scheint doch so viel gewiss, dass die beiden jüngeren Töchter die geistlose Arbeit, die sie vielfach zu leisten hatten, nur ungern auf sich nahmen. Sie wurden dazu angehalten, „ihm Bücher aller Art vorzulesen, ohne ein Wort vom Inhalt zu verstehn", und auf's „genaueste alle die Sprachen auszusprechen, deren mechanische Wiedergabe er ihnen, auf welche Weise auch immer, beigebracht hatte. Unter diesen waren aber nicht nur Französisch, Italienisch und Spanisch, sondern selbst Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, wenn nicht auch Syrisch einbegriffen. Lange Zeit nach dem Tode ihres Vaters erzählte Deborah, dass die Geschwister ihm „in acht Sprachen vorgelesen" hätten, obgleich sie nur die englische verstanden. Er habe oft gesagt: „eine Zunge sei für ein Weib genug". Auch habe er sie nie eine Schule besuchen, sondern durch eine Lehrerin zu Hause unterrichten lassen (1). Soweit ihre Fähigkeiten es erlaubten, leistete selbstverständlich auch die junge Frau dem Hilflosen ihre Dienste.

Aber Milton war schon früher nicht allein auf die Genannten angewiesen gewesen. In dem kostbaren Ms. Bande, der im Trinity College zu Cambridge aufbewahrt wird, kann man ausser den Original-Entwürfen von Milton's eigener Hand, mindestens sechs verschiedene andere Hände nachweisen, deren keine seiner dritten Frau oder den Töchtern zugeschrieben werden darf, selbst wenn die betreffenden Stücke erst später niedergeschrieben sein sollten, als das Datum der Abfassung zulassen würde. Der Neffe Milton's lässt uns denn auch hören, dass sein Oheim, wenn nicht regelmässig, so doch ab und zu die Hilfe wissenschaftlich gebildeter Freunde in Anspruch nehmen konnte. Es waren darunter „Männer, die sich mit Eifer dazu drängten, ihm vorzulesen, sowohl um an den Früchten dieser Lektüre selbst Theil zu nehmen, wie auch um sich ihm durch diese Gefälligkeit zu Dank zu verpflichten". „Jüngere wurden von ihren Eltern aus demselben Grunde zu ihm geschickt." Man denkt in erster Linie an die beiden Phillips selbst, die ihrem Oheim so viel zu verdanken hatten.

Dass der Zweite, John, dessen literarische Thätigkeit Milton nur wenig gefallen konnte, den Verkehr mit ihm fortgesetzt haben sollte, ist kaum glaublich. Vom Aelteren, Edward, ist es bezeugt. Doch wurde er ohne Zweifel durch seine eigenen Angelegenheiten stark in Anspruch genommen, als er im Oktober 1663 die Stelle des Erziehers eines der Söhne John Evelyn's antrat, die er 1665 mit einer entsprechenden im Hause des Grafen von Pembroke vertauschte. Der Bruder des Dichters, Christoph, war zwar nach wie vor durch seine politische Gesinnung von ihm getrennt, allein da er nach Phillips' Zeugnis ein Mann von ruhigem Temperament war, so that dieser Gegensatz dem nahen Verhältnis der Geschwister keinen Abbruch. Ein eifriger Verkehr fand indessen schwerlich statt, zumal dem Juristen, der nach der Restauration eine Stelle am Kanzleihof gefunden hatte, seine Amtsgeschäfte voll-auf zu thun gaben(1).

Dagegen hatte sich bereits vor dieser Zeit Milton's Bekanntschaft mit einem jungen Quäker angeknüpft, welche für beide Theile sehr gewinnbringend wurde. Es war Thomas Ellwood, dessen höchst anziehende Autobiographie uns erwünschte Auskunft über sein Verhältnis zu Milton giebt. Ellwood stammte aus einem vermöglichen Hause in Oxfordshire. Er war als Kind nach London gekommen und mit der Familie jenes Isaac Pennington vertraut geworden, der während der Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Der ehemalige Lordmayor von London und Königsrichter hatte seine Vergangenheit mit dem Tode im Tower gebüsst. Sein gleichnamiger Sohn nahm sich Ellwood's an(2). Ellwood war der Spielgenosse der schönen Stieftochter Pennington's, Guli Springett, gewesen, die später als Gemahlin William Penn's weiteren Kreisen bekannt wurde. Das Beispiel dieser Familie, die auf ihrem Landgut bei Chalfont in Buckinghamshire zum Quäkerthum übergegangen war, wurde für den jungen Ellwood bestimmend. Er sah ein, dass „der Geist der Welt bisher über ihn geherrscht hatte“ und wurde in seiner Gesinnung wie in den äusserlichen Lebensformen ein Mitglied der Sekte. Auch konnten ihn weder der Unwille seines Vaters noch

Verfolgungen der Behörden der Macht des „inneren Lichtes", das ihn erleuchtete, entziehen. Erfüllt von Abscheu vor „der grässlichen Schuld der trügerischen Priester der verschiedenen Religionsgesellschaften, die ein Gewerbe aus dem Predigen machten und um schmutzigen Gewinnes willen das Volk immer wie Schulknaben behandelten", hatte er bereits 1660 seine erste Schrift, „Ein Alarmruf an die Priester," ausgehn lassen, ein Druckwerk, dem während eines langen thaten- und leidenreichen Lebens viele andere, u. a. auch speciell gegen das Institut der Zehnten, nachfolgten.

Nicht lange darauf, 1662, als Milton noch in Jewin-Street wohnte, hatte er diesen kennen lernen. Er erstattet uns über den Hergang in seiner Lebensgeschichte ausführlich Bericht. Ellwood hatte während seiner Jünglingsjahre dasjenige, was er als Kind erlernt hatte, so ziemlich wieder vergessen. Erst, nachdem jene geistige Wandlung mit ihm vorgegangen war, empfand er den Mangel an nützlichen Kenntnissen. Er suchte ihm abzuhelfen und sehnte sich nach dem Unterricht eines tüchtigen Lehrers. In dieser Lage klagte er seinem Freunde Isaac Pennington sein Leid. Dieser verfiel auf den Gedanken, ihn durch Dr. Paget, jenen Arzt, der ihm wie Milton befreundet war, bei dem letzten einführen zu lassen. Ellwood erfuhr, dass Milton damals „regelmässig einen Vorleser hielt, gewöhnlich den Sohn eines Gentleman seiner Bekanntschaft, den er aus Güte annahm, um seine Kenntnisse zu vermehren". Auf solche Weise durch den Dr. Paget empfohlen, fand der damals dreiundzwanzigjährige Quäker bei dem Dichter Zutritt, „nicht als ein Diener", auch nicht als ein „Genosse seines Hauses", sondern nur mit der Erlaubnis, „zu gewissen Stunden, wann er wollte, zu kommen und ihm aus den Büchern, die er ihm bezeichnete, vorzulesen". Milton scheint an dem jungen Mann, der, wie die Quäker überhaupt, so manche Idee mit ihm theilte, sonderliches Gefallen gefunden zu haben. Nach einem ersten kurzen Besuch, während dessen Ellwood Rechenschaft über den Stand seines Wissens ablegen musste, miethete er sich eine Wohnung in der Nähe seines künftigen Lehrers. Er gieng „von

da an jeden Nachmittag, den ersten Tag in der Woche ausgenommen, zu ihm, sass bei ihm in seinem Speisezimmer und las ihm aus denjenigen Büchern in lateinischer Sprache vor, die er eben vorgelesen zu hören wünschte". In seiner Schrift über die Erziehung (s. o. II. 291) hatte Milton schon einer reinen Aussprache des Lateinischen das Wort geredet. Gleich das erste Mal, als Elwood kam, um ihm vorzulesen, bemerkte der Lehrer seinem Schüler, dass er, schon um mit Fremden in lateinischer Sprache sich unterhalten zu können, die englische Aussprache ablegen müsse. Er machte ihn mit vieler Geduld auf den Unterschied im Klange der Vokale und einiger Konsonanten aufmerksam, und nun erschien dem gelehrigen Schüler das Lateinische, so schwer ihm diese neue Angewöhnung auch wurde, als eine ganz andere Sprache. „Der blinde Lehrer andrerseits, berichtet Ellwood, lieh mir, als er meinen Eifer erkannte, nicht nur jede Art von Ermuthigung, sondern auch von Hilfe. Denn da er ein feines Ohr hatte, so merkte er an meinem Ton, ob ich das Gelesene begreife oder nicht, liess mich demnach anhalten, befragte mich und machte mir die schwersten Stellen verständlich."

Nach kurzer Zeit wurden Ellwood's Studien allerdings in Folge seiner schlechten Gesundheit unterbrochen. Er zog sich auf das Land zurück und machte hier im Hause eines befreundeten Arztes eine schwere Krankheit durch. Nicht sobald fühlte er sich dazu im Stande, als er nach London zurückkehrte. „Ich wurde", erzählt er, „von meinem Lehrer sehr gütig aufgenommen. Er hatte eine so gute Meinung von mir gefasst, dass ihm, wie ich fand, meine Unterhaltung angenehm war und er schien über meine Wiederherstellung und Rückkehr herzlich erfreut zu sein. Wir nahmen unsere alte Methode zu studiren wieder auf. Ich las ihm vor, und er gab mir, wo es die Gelegenheit erforderte, Erläuterungen." Allein auch dies Mal war Ellwood's Glück nur von kurzer Dauer. Am 26. Oktober 1662 wurde eine Quäkerversammlung in London, in der er sich befand, gewaltsam aufgehoben. Er selbst wurde mit seinen Gesinnungsgenossen von einem Gefängnis zum anderen geschleppt. Nach erfolgter Freilassung

suchte er Milton wieder auf, aber er begab sich darauf wieder nach Buckinghamshire, um die Familie Pennington, die ihm während der Haft aus der bittersten Noth geholfen hatte, zu besuchen. Da ihm Pennington eine Stelle als Lehrer des Lateinischen für seine Kinder antrug, so blieb er bei ihm, ohne indessen Milton's zu vergessen (1).

Mit Ellwood erweiterte sich der Freundeskreis Milton's nach der Restauration. Aber es blieben ihm doch auch manche vertraute Genossen früherer Tage, die stolz darauf waren, selbst bei abweichender politischer Gesinnung, den Umgang mit dem vom öffentlichen Schauplatz abgetretenen Zeugen einer grossen Zeit fortzusetzen. Zwar der Musiker Henry Lawes überlebte die Restauration nur um zwei Jahre, nachdem ihm noch die Ehre zu Theil geworden war, die Ode zum Krönungsfest Karls II. zu komponiren und seine frühere Stellung am Hofe zurückzugewinnen. Auch der interessante Deutsche, dem Milton einst seine Schrift über die Erziehung gewidmet, und der seinen Idealismus wärmer als irgend ein anderer getheilt hatte, war nicht mehr. Samuel Hartlib hatte, während die politische Umkehr sich vorbereitete und nach der Wiederherstellung des Königthums, eine trübe Zeit durchlebt, ohne sich dadurch die Elasticität des Geistes, die ruhelose Theilnahme an allen Ereignissen der wissenschaftlichen Welt und die sanguinische Hoffnung auf die Verwirklichung seiner eigenen Lieblingspläne rauben zu lassen. In dem Process gegen die Regiciden wurde er als Zeuge aufgerufen. Er selbst, obwohl er der Regierung Cromwell's seine Dienste geleistet hatte, gieng frei aus. Aber der Briefwechsel seiner letzten Jahre gewährt von seinem elenden Zustande ein deutliches Bild. Seine körperlichen Leiden, namentlich in Folge von Steinbildung, wurden unerträglich. Seine Geldnoth und seine Schuldenlast wurden so gross, dass er genöthigt war, die Wohlthätigkeit von Freunden in Anspruch zu nehmen. Eine Pension, die ihm das letzte Parlament Oliver Cromwell's bewilligt hatte, war schon seit längerer Zeit nicht ausbezahlt worden, und seine Bemühungen, sie vom Konventions-Parlament erneuern zu lassen, waren ver-

geblich. Umsonst berief er sich in einer an das Unterhaus gerichteten Petition darauf, dass er seit dreissig Jahren für die Förderung des Jugendunterrichts, die Erhaltung einer gemeinnützigen Korrespondenz mit dem Auslande, die Linderung der Noth vertriebener Protestanten so viel gethan habe und nun „in seinen alten und kranken Tagen sich und seine Familie nicht erhalten könne". Für die Unterstützung eines unpraktischen Idealisten hatte man keine Mittel. Er musste selbst die harten Folgen seiner Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit tragen. Sogar der Schmerz, einen Theil seiner Bücher und Manuskripte durch ein Feuer zu verlieren, blieb ihm nicht erspart. Das letzte Lebenszeichen Hartlib's, das man kennt, ist ein Aktenstück, welches vom 9. April 1662 datirt, und es ist wahrscheinlich, dass er bald darauf gestorben ist ([1]).

Mit Hartlib's Tode werden auch die beiden berühmten Männer so gut wie ganz aus Milton's Gesichtskreis geschwunden sein, für deren Bestrebungen der Deutsche seinen englischen Freund zu interessiren gewusst, und deren einer ihm persönlich nahe gestanden hatte. Comenius weilte seit 1656 in Amsterdam in Verhältnissen, die ihm erlaubten, sich ganz und gar seiner unermüdlichen schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Dort erschienen seine gesammelten didaktischen Werke. Unter den übrigen Schriften seines Alters machten namentlich diejenigen nicht geringes Aufsehen, in denen sich der grosse Pädagog zum Glauben an gewisse Visionen bekannte. Er sah sich auf's heftigste wegen dieser Ansichten angegriffen, ohne sich dadurch die Ruhe seiner Seele rauben zu lassen. Milton hat noch von seinem Tode hören können, der im Jahre 1670 in Naarden erfolgte.

Eine längere Laufbahn stand John Durie offen. Der vielgeschäftige Theologe hatte eine Zeit lang von der Regierung Karls II. etwas für seine Pläne gehofft und seinen Freunden in Zürich, mit denen er in Verbindung blieb, sogar gerathen, wegen des Unionswerkes sich an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London zu wenden. Allein so sehr er sich auch bemühte, seine Vergangenheit vergessen

zu lassen, und so leicht es seinem geschmeidigen Wesen wurde, die Restauration als ein „glückliches Mirakel“ zu preisen, so war doch unter den veränderten Verhältnissen in England nichts mehr für ihn zu erwarten. Er verlor seine Stelle als Bibliothekar von St. James und begab sich schon im Anfang des Jahres 1661 auf das Festland. Auf's neue mühte er sich unverdrossen ab, die Versöhnung der Lutheraner mit den Reformirten durchzusetzen, bis in seinem fünfundachtzigsten Jahre der Tod allen seinen Bestrebungen in Kassel, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, ein Ende machte (1).

Durie's einstiger Reisegefährte, der Mathematiker John Pell, wurde von den neuen Machthabern nicht belästigt. Man fand, dass er durch seine diplomatische Thätigkeit unter Cromwell „nichts gegen das Interesse der englischen Kirche gethan habe“. Er trat sogar in den Kirchendienst ein, aber seine Hoffnung, in diesem rasch emporzusteigen, um sich durch eine gute Pfründe erhalten zu können, verwirklichte sich nur in sehr geringem Masse. Im Jahre 1670 taucht er in Amerika auf, auch dort aber kann sein Weizen nicht geblüht haben. In die Heimat zurückgekehrt, hatte er, eine Zierde der Wissenschaft, aber gleichfalls eine vergessene Grösse der republikanischen Epoche, mit der bittersten Noth zu kämpfen. Seine Schulden führten ihn in's Gefängnis, sein Begräbnis (1685) wurde durch die Mildthätigkeit von Freunden bestritten (2).

John Pell erlebte noch, dass ein Gedanke, für den sich ausser ihm selbst so viele Milton nahestehende Personen erwärmt hatten, in glänzender Weise verwirklicht ward. Die Anregungen, welche einst der Pfälzer Theodor Haak gegeben hatte, die Träume Hartlib's von einer grossen geistigen Genossenschaft „Makaria“, die Zusammenkünfte des „unsichtbaren College“ und ihre Fortsetzungen im Hause Robert Boyle's und im Gresham College: alles dies blieb nicht verloren. In einem Zeitalter, welches den naturwissenschaftlichen Bestrebungen eine ausserordentliche Gunst entgegenbrachte, unter einem Fürsten, der selbst ein Vergnügen daran fand, auf diesem Gebiet zu dilettiren, nahmen frühere schwärmerische Ideen eine Form an,

die zwar beschränkter war als sie sich in manchem Kopfe gemalt hatte, dafür aber glücklicher Weise auf einer solideren Grundlage beruhte. Jene Gelehrtenzusammenkünfte, welche seit anderthalb Jahrzehnten mit grösseren oder geringeren Unterbrechungen bestanden hatten, wurden nach der Restauration mit erneutem Eifer wieder aufgenommen. Die Zahl ihrer Theilnehmer wuchs, und man hielt sich an ein regelmässiges Verfahren. Am 15. Juli 1662 verlieh ein königlicher Freibrief der Gesellschaft unter dem Namen der „Royal Society" Korporationsrechte. Es war ein grosser Akt in der Geschichte der Wissenschaften, der Milton nicht ohne Theilnahme lassen konnte. Die rhetorischen Essays seiner Universitätszeit hatten im Sinne Bacon's den Fortschritten der Empirie das Wort geredet. Seine Schrift über die Erziehung hatte nachdrücklich auf den Mangel naturwissenschaftlicher Bildung hingewiesen. Durch Hartlib musste er mit der ganzen Vorgeschichte des neuen Instituts vertraut geworden sein, und dieses selbst zählte Männer zu seinen Mitgliedern, die ihm schon damals nicht nur dem Namen nach, sondern persönlich bekannt waren. Unter jenen glänzten auch zwei der berühmtesten Dichter, Waller und Dryden, über denen man den einstigen blinden Sekretär der Republik und des Protektorats sehr leicht vergass. Zu diesen gehörte der Antiquar John Aubrey, der älteste Biograph Milton's, Theodor Haak, Abraham Hill. Robert Boyle, der 1668 zu seiner Schwester, Lady Ranelagh, nach London zog, war eine der Hauptzierden der Societät. Sein Neffe, Richard Jones, Milton's ehemaliger Zögling, wurde unter ihre Mitglieder aufgenommen. Heinrich Oldenburg war der Sekretär der Gesellschaft, dem man die ersten Veröffentlichungen ihrer Verhandlungen verdankt. Bei den innigen Beziehungen, die zwischen Oldenburg und Milton in früheren Jahren geherrscht hatten, darf man annehmen, dass ihr Umgang auch nach der Restauration fortdauerte. Wenn irgend einer, so konnte Oldenburg am besten dem alten Freunde mittheilen, was die wissenschaftlichen Kreise London's bewegte ([1]).

Diesen Jüngern der Naturwissenschaft mag sich auch da-

mals schon der Mediciner Samuel Barrow angeschlossen haben, dessen freundschaftliches Verhältnis zu Milton durch die lateinischen Lobverse, die er der zweiten Ausgabe des verlorenen Paradieses vordrucken liess, hinlänglich bezeugt wird. Barrow war Oberarzt im Heere Monk's gewesen. Er wurde später Generalauditor der Armee und Leibarzt Karls II., allein dies that seiner Verehrung für den ehemaligen Sekretär der Republik keinen Abbruch (1). Man wird bezweifeln dürfen, ob der windige Zeitungsschreiber Marchmont Needham sich ihm gleichfalls noch zu nähern wagte. Charakterlos, wie er war, erkaufte er von der Restauration dadurch Verzeihung, dass er seine republikanische Vergangenheit selbst verspottete. Vermuthlich liess er sich an den Gegner des Salmasius und des Morus nur ungern erinnern. Hingegen der Dichter Andrew Marvell, Mitglied des Parlamentes für Hull, der junge Lawrence, Cyriack Skinner werden ihren intimen Verkehr mit Milton nicht abgebrochen haben.

Man sieht, es war dafür gesorgt, dass er nicht vereinsamte. Er wurde namentlich von Gelehrten häufig besucht, ja sogar, seinem ältesten Biographen zu Folge, „mehr als ihm lieb war". In jedem Fall konnte er, unterstützt durch das ausgezeichnete Gedächtnis, das man an ihm rühmte, mit Zuhilfenahme anderer Augen, die für ihn sahen, und anderer Hände, die für ihn schrieben, der Ausführung seiner mannichfaltigen literarischen Pläne nachhängen.

Zunächst freilich war noch nichts von allem, was ihn im stillen beschäftigte, hinlänglich reif, um aus seiner Werkstatt entlassen zu werden. Die Stimme, auf welche England und selbst Europa eine Zeit lang gelauscht hatte, schien verstummt zu sein, wie untergegangen in dem wilden, bacchantischen Chor, der seine Lieder des Triumphs über den gefallenen Puritanismus erschallen liess.

Zweites Kapitel.

Die Reaktion gegen den Puritanismus.

Ein Zeitraum von beinahe zwei Jahrzehnten war vergangen, in welchem das englische Volk unter der Herrschaft des Puritanismus gestanden hatte. Erstarkt unter Verfolgungen und Leiden, zum Siege gelangt durch eine unwiderstehliche Revolution, hatten die puritanischen Ideen die schärfste Form gewonnen und der inneren und äusseren Politik, der Gesetzgebung und den Sitten, der Tracht und dem Gespräch der Menschen ihren Stempel aufgeprägt. Der Staat schien dazu bestimmt zu sein, seine Bürger zu einem heiligen Wandel zu erziehen und für „die Ausbreitung des Reiches Gottes“ nach aussen zu wirken. Die Kirche sollte eine Reform erleben, ohne welche sie als unfähig betrachtet wurde, ihre Aufgabe zu erfüllen. Der Einzelne wurde dazu angehalten, im täglichen Leben sich in den Schranken zu bewegen, welche unerbittliche Vorschrift seiner Arbeit wie seiner Erholung zu ziehen wusste. Mit dem Zusammenbruch des Interregnums brach auch die Obmacht der puritanischen Ideen. Sie blieben für immer ein mächtiges Element des englischen Volkscharakters und der englischen Geschichte. Sie erhoben sich in späteren Zeiten nicht selten wiederum zu ausserordentlicher Bedeutung. Aber zunächst erfolgte ein natürlicher Rückschlag gegen alle die Satzungen und Bräuche, die von dem harten Druck beständiger Zwangsmassregeln

unzertrennlich gewesen waren und die der Heuchelei und Scheinheiligkeit nur zu oft als Deckmantel gedient hatten.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen der Sabbathbrecher mit schwerer Geldstrafe oder körperlicher Züchtigung bedroht gewesen war. Wer am Tage des Herrn ein Boot, ein Pferd, einen Wagen, eine Sänfte benutzte, es sei denn, um sich zur Kirche zu begeben, hatte 10 Schillinge Busse zu erlegen oder sechs Stunden im Stock zu liegen. Die gleiche Strafe galt dem Besuch von Schenken, Tanzen und „profanem Gesang“. Urkunden, die an kirchlichen Feiertagen ausgestellt waren, hatten keine Rechtskraft. Andere Akte der puritanischen Gesetzgebung hatten den moralischen Zustand durch übertriebenen Zwang zu bessern gesucht. Schwören und Fluchen wurden gerichtlich verfolgt. Leichtfertigem Lebenswandel drohten drei Monate Gefängnis. Kuppler und Kupplerinnen wurden ausgepeitscht und gebrandmarkt, ehe sie eine langdauernde Haft antraten und büssten im Wiederholungsfall mit dem Leben. Auf Ehebruch stand der Tod. — Drakonische Bestimmungen dieser Art hatten gerade das Gegentheil von demjenigen erreicht, was sie hatten erreichen sollen. Unter ihrer Herrschaft war ein Geschlecht gross geworden, das es gelernt hatte, im geheimen erst recht zu sündigen, da auch Unschuldiges öffentlich als Sünde galt. Dies Geschlecht liess nach der Restauration, der Fesseln ledig, allen Begierden die Zügel schiessen. Nicht dass die grosse Masse der englischen Nation der alten Zucht und Sitte vergessen hätte. Aber die höheren Stände gefielen sich darin, die lange entbehrte Freiheit in einer Weise zu missbrauchen, welche der sittlichen Gesundheit der übrigen Volksschichten gefährlich zu werden drohte.

Der Hof gieng mit dem schlimmsten Beispiel voran. Karl II. gehörte zu den Naturen, welche durch den Wechsel des Geschicks nicht geläutert, sondern verschlechtert werden. Die vornehmste Lehre, die er aus den langen Jahren des Elends und der Verbannung zog, war, sich über die Achtung der Menschen hinwegzusetzen, weil er selbst oft genug Gelegenheit gehabt hatte, sie zu verachten. Die vornehmste

Absicht, mit der er auf den väterlichen Thron zurückkehrte, war, sein königliches Dasein zu geniessen, weil ihm sinnlicher Genuss als Zweck des Lebens galt. Von Haus aus viel zu gutmüthig, um irgend eine Persönlichkeit leidenschaftlich zu hassen und viel zu faul, um irgend ein Geschäft ernsthaft zu betreiben, hatte er nichts von dem Stoff in sich, aus dem Tyrannen gemacht werden, aber genug von den Eigenschaften, aus denen sich das Muster eines pflichtvergessenen Fürsten zusammensetzt. Von ihm hatte man nicht zu fürchten, dass er ein ganzes Volk in Fesseln zu schlagen versuchen werde, um seinem Ehrgeiz zu fröhnen oder um die Probe auf das göttliche Recht des Königthums zu machen. Aber er war so geartet, dass selbst die liebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens nur zu häufig eine Entehrung seiner Stellung mit sich brachten. Das geistreiche Geplauder, in dem er Meister war, wurde ihm ein Mittel, um die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse und den Widerwillen gegen Arbeit geschickt zu verdecken. Die Freigebigkeit, mit der er Aemter und Summen verschenkte, kam ausschliesslich denen zu gut, die mit dem geringsten Verdienst die grösste Keckheit verbanden, seine schwachen Seiten auszubeuten.

Ein Fürst vom Schlage Karl's II. war dazu angelegt, der Sklave weiblicher Reize zu werden. Schon während seines Exils hatten galante Abenteuer einen grossen Theil seiner Zeit in Anspruch genommen. Nach seiner Rückkehr gab seine Zügellosigkeit für das sittliche Verhalten der höheren Gesellschaftskreise den Ton an. Whitehall, das als Residenz des Protektors das Bild eines musterhaften Familienlebens geboten hatte, glich nunmehr einem Serail, in dem sich die Intriguen der königlichen Favoritinnen bekämpften. Die leichtfertigen und verführerischen Geschöpfe mit allen den Reizen von Natur und Kunst, wie sie in den s. g. Memoiren des Chevalier de Grammont und in den Bildern Peter Lely's erscheinen, geboten über den Willen wie über die Kasse des gekrönten Seladon. Nur eine Frau am Hofe sah sich nicht selten durch eine gesuchte Zurücksetzung ausgezeichnet: die junge portugiesische Infantin, welche Königin von England

hiess. In Bälde bereicherte sich der englische Adel durch die Bastarde des Monarchen. Ihre genaue Zahl festzustellen, bot nicht geringere Schwierigkeiten wie diejenige der königlichen Maitressen. Die vornehme Welt wollte hinter einem Beispiel nicht zurückbleiben, das der Herzog von York, wenn auch mit etwas weniger Cynismus, unterstützte. Nicht selten lag ein besonderer Reiz darin, einige Stufen hinabzusteigen und sich auf der Strasse oder hinter den Kulissen die käuflichen Gegenstände der Lust zu suchen. Wurden die Männer durch die freien Bewegungen und die kecke Sprache einer üppigen Subrette gefangen, so fand bei den Damen die Kraft und die Gewandtheit kühner Akrobaten mitunter eine mehr als ästhetische Bewunderung. Man hatte so lange die Maske der Ehrbarkeit und Sittenstrenge getragen, dass man sich nicht bedachte, mit der Maske auch die Scham abzuwerfen.

Der ganze gesellschaftliche Ton der höheren Klassen wurde gleichzeitig ein anderer. Mit den zierlichen Modewaaren, die man aus der Hauptstadt Frankreichs bezog, empfieng man nicht immer jene Grazie, die am Hofe Ludwig's XIV. auch das Verfängliche mit einem anmuthigen Schleier zu umweben wusste. Phrasen und Bilder von sehr zweifelhaftem Geschmack drangen in die Sprache des Umgangs ein. Ein kräftiger Fluch gab jedem Ausspruch die beste Würze. Wetten, Duelle, Verkleidungen brachten Abwechselung in den Gang des täglichen Lebens. Es wurde Sitte hoch zu spielen, und auch diese Leidenschaft fand nirgends bereitwilligere Opfer als am Hofe. Es war nichts aussergewöhnliches, dass der König an einem Abend „seine hundert Pfund verlor“, oder dass ein anderer der Spieler „über tausend Pfund“ gewann. Mit Abscheu wandten sich gute Royalisten von diesem Bilde ab. Mit Bitterkeit sprachen sie von der „wilden und ausgelassenen Bande“, die „dem übrigen Volke ein Beispiel der Tugend hätte geben sollen“ (1). Um wie viel herber musste das Urtheil eines Mannes wie Andrew Marvell lauten, der in seinen Satiren dem ganzen puritanischen Groll über den Zustand der herrschenden Kreise Luft

machte. Er hielt sich für berechtigt zu sagen, dass „Unzucht noch das geringste Laster am Hofe sei“ und liess den „Geist Cromwell's“ mit „dem Lachen der Verachtung“ emporsteigen. Freilich durften diese poetischen Aeusserungen eines bekannten Mitgliedes der besiegten Partei damals das Licht der Oeffentlichkeit nicht erblicken. Auch wären sie ohne Zweifel unter der Masse entgegengesetzter Stimmen verhallt. Denn die schöne Literatur durchdrang sich gleichfalls immer mehr mit jenem Geiste, der den Ideen der jüngst durchlebten Epoche entschieden zuwiderlief.

Auf doppelte Weise kam diese antipuritanische Strömung der englischen Poesie zum Ausdruck. Bald sah sich der Puritanismus durch die Dichter des Tages dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben. Bald stellten sie seinen Idealen Bilder eigener Erfindung gegenüber, von denen er sich mit Abscheu wegwenden musste. Aus jener Reihe seiner Widersacher, die sich der scharfen Waffe der Satire bedienten, ward ihm niemand so gefährlich wie Samuel Butler. Der Hudibras wurde das poetische Hilfs- und Handbuch aller derjenigen, die sich unter einem Puritaner nichts anderes zu denken wussten als einen scheinheiligen Bramarbas mit kurzgeschnittenen Haaren, näselnder Stimme und frommem Augenaufschlag. Diese kecken, burlesken Reime, in denen die lächerlichen Aeusserlichkeiten der Heiligen mit ebenso viel Witz wie Behagen verspottet waren, prägten sich ganz von selbst dem Gedächtnis ein. Der König trug das Gedicht in der Tasche bei sich, die Höflinge mischten ihrer Unterhaltung einzelne seiner muthwilligen Kraftstellen bei, auf der Strasse und in den Tavernen sprach man von dem neuen Don Quixote, Sir Hudibras, dem polternden Kavalier der „Dame Religion“,

dem Musterexemplar
Und Spiegel aller Ritterschaar,
Der jedem Kanon gab das Siegel
Sehr salbungsvoll mit Faust und Prügel

und von seinem Knappen Ralph, dem neuen Sancho Pansa, dem Schneiderssohn, der seinem Herrn

> im Witze hielt die Waage,
> Ob er gleich war von anderm Schlage,
> So man heisst „Gabe", „inner Licht",
> Die ohne Müh vom Zaun man bricht.

Es war recht leichte poetische Waare, was Butler seinen Zeitgenossen bot: eine lose aneinander gefügte Reihe komischer Situationen, in denen selbstverständlich die frommen Verfechter der „guten, alten Sache" regelmässig den Kürzeren ziehen, unterbrochen durch polemische Betrachtungen, ohne tieferen Hintergrund. Aber er traf damit vollkommen den Ton der lebenslustigen, höheren Gesellschaft. Auch war das dünne Gewebe seiner regsamen Phantasie durchsichtig genug, um zahllose Anspielungen auf Ereignisse und Personen, die der Vergangenheit angehörten, erkennen zu lassen. Das lange Parlament und die Westminster-Synode, Liga und Covenant, wie die grosse Remonstranz, Staatsmänner und Feldherrn der Republik und des Protektorats, Presbyterianer und Independenten: für alles fand sich in den zwanglosen Knittelversen Butler's ein breiter Raum. Die Verfasser des Smectymnuus, deren Sache Milton ehemals zur seinigen gemacht hatte, wurden an mehr als einer Stelle verspottet. Ihm selbst war wenigstens in einem der Entwürfe des Gedichts ein scharfer Hieb zugedacht gewesen (1).

Butler war für die Reaktion gegen den Puritanismus eine unschätzbare Kraft, wie wenig auch die Machthaber des Tages es sich angelegen sein liessen, seine Dienste zu belohnen. Aber bei aller Derbheit seiner Satire hütete er sich doch, die puritanischen Ideen dadurch zu bekämpfen, dass er sich zum Lobredner einer möglichst laxen Moral gemacht hätte. Er selbst hatte ein deutliches Bewusstsein von der „Fäulnis" des Zeitalters, in dem er lebte (2). Er brauchte in der That sein Auge nur auf einige Genossen seiner Kunst zu werfen, um zu bemerken, wie giftige Blüthen sie unter der Herrschaft der Restauration zu treiben begann.

Vielleicht giebt nichts einen deutlicheren Begriff von der sittlichen Verwilderung, die nach der Wiederherstellung des Königthums in der höfischen Gesellschaft zum Vorschein kam, als die Lebensgeschichte des Grafen von Rochester. Sein Vater hatte die Schicksale Karls II. nach der Schlacht von Worcester getheilt und dem Sohn ein Anrecht auf die königliche Dankbarkeit hinterlassen, das zu einem Erbtheil von sehr zweifelhaftem Werthe wurde. Jung und leichtsinnig, von angenehmem Aeusseren und natürlicher Lebhaftigkeit, kam er an diesen Hof, in dessen unreinem Dunstkreis nichts Gesundes athmen konnte. Bald war er der erklärte Günstling des Monarchen, der erste in allen Lastern, die zum guten Ton gehörten, gefürchtet wegen seiner scharfen Zunge, die auch die höchsten Persönlichkeiten nicht verschonte. Es kam wohl vor, dass er die Gnade seines Herrn zeitweise verwirkte, weil er sich über dessen öffentliche und heimliche Sünden in satirischen Gedichten von unaussprechlicher Naturwahrheit lustig machte. Während einer solchen vorübergehenden Verbannung vom Hofe legte er die Verkleidung eines herumziehenden Quacksalbers an. Die Rede, mit der er damals vor einem gaffenden Volkshaufen seine Künste anpries, die Abenteuer, die ihm in dieser Rolle begegneten, boten der Skandalchronik einen unerschöpflichen Stoff. Seine Theilnahme an dem Seekrieg gegen die Niederlande unterbrach nur auf kurze Zeit ein Wüstlingsleben, das seinen Körper ebenso entnervte, wie es seiner Talente unwürdig war. Wie bedeutend diese auch waren: Schöpfungen von dauerndem poetischen Werthe hervorzubringen, war Rochester nicht im Stande. Ich wage nicht zu entscheiden, ob ihm diese oder jene schmutzigen Gedichte zuzuschreiben sind, die, ohne in seine Werke aufgenommen zu sein, unter seinem Namen gehn. Wer immer ihr Verfasser gewesen ist, er scheint aus dem wüsten Rausche eines tollen Bacchanals nur auf Stunden erwacht zu sein, um sich mit thierischer Lust in Ausschweifungen anderer Art zu stürzen. Von einigen dieser Bastarde der Poesie lassen sich selbst die Namen nicht nennen. Es dürfte schwer sein, ihres gleichen in der Lite-

ratur irgend eines noch so verkommenen Volkes irgend einer noch so verkommenen Zeit zu finden (1).

Rochester war nur einer aus der Schaar der zuchtlosen Jugend, deren Ruhm darin bestand, die Schamlosigkeit ihres Lebens über der Keckheit ihres Witzes vergessen zu lassen. Auch hatten die beliebten Schöngeister des Hofes denn doch auf einen feineren Geschmack zu rechnen als den Geschmack der Insassen und Stammgäste gemeiner Häuser. Lord Buckhurst, bekannter unter dem Namen des Grafen von Dorset, wurde freilich einmal mit anderen wilden Genossen vor Gericht gefordert, um sich wegen der Anklage auf Raub und Mord zu rechtfertigen. Aber die Kinder seiner Muse lassen nicht ahnen, wie tief der Dichter zeitweise sinken konnte. Charles Sedley, der „Vicekönig Apollo's, wie der bewundernde Monarch ihn nannte, betrug sich eines Tages öffentlich in einer so gröblich unanständigen Weise, dass ein Auflauf des empörten Volkes entstand und ein ärgerlicher Process erfolgte. Aber von seinen einschmeichelnden Versen sagte ein genauer Kenner des Fachs, dass sie mit unwiderstehlichem Zauber auch dem keuschesten Herzen die lockersten Wünsche einflössen könnten, weil der Dichter sich trefflich darauf verstehe „manierlich obscön" zu sein (2). — Es ist klar, zu welchem Dienste im besten Fall die Kunst von solchen Händen herabgewürdigt wurde. Man war einig darüber, dass „jedes Mädchen mit vierzehn Jahren besiegbar", und dass die Ehe „nur ein erlaubter Weg zur Sünde sei" (3). Man prägte sich diese Lehren um so viel leichter ein, wenn sie im verführerischen Gewande gebundener Rede erschienen. Und der erste Lorbeer winkte dem, welchem es glückte, dem Tropfen Gift möglichst viel Süssigkeit beizumischen.

In keiner Form der schönen Literatur trat der Rückschlag gegen die puritanische Epoche so deutlich zu Tage wie in der des Dramas. Die Bühne war das günstigste Feld, auf dem die Sieger ihren Triumph zur öffentlichen Geltung bringen konnten. Der Puritanismus hatte die Theater als Werkzeuge des Teufels bekämpft und unterdrückt. Nur mit Mühe war es Davenant gelungen, unter dem Protektorat der

dramatischen Kunst eine stillschweigende Duldung zu erwirken. Durch die Restauration ihrer vollen Freiheit zurückgegeben, rächte sie sich für den frommen Zwang der letzten zwei Jahrzehnte, indem sie mit ausgesuchtem Raffinement eben nach jener Seite hin sündigte, die schon während der grossen Zeit des englischen Dramas das strenge Gefühl des Puritaners verletzt hatte. Das Lustspiel war wie immer der Spiegel des wirklichen Lebens. Geistreich, witzig, voll feiner psychologischer Züge, erhob es sich doch nur selten zu reiner, künstlerischer Höhe. Berechnet auf den Beifall der höheren Gesellschaftskreise, unter deren Schutz die Bühne wieder erstand, entlehnte es diesen Kreisen die Lebensanschauung und die Sprache, die in ihnen gang und gebe waren. Die lange unterdrückte Sinnlichkeit, welche auch an dieser Stelle wieder zum Durchbruch kam, erschien nicht als die naive Aeusserung lebensfroher Gesundheit, sondern als ekles Reizmittel geiler Genuss-Sucht. Je frecher der Inhalt, je lasciver die Form, desto grösser war der Erfolg, der dem Dichter zu Theil wurde. Man wusste aus eigener Praxis, dass Verführung und Ehebruch zum guten Ton gehörten. Man haschte in der Unterhaltung nach Flüchen und Zoten. Um so stärker war die Empfänglichkeit dafür, sich im Theater am Anblick bedenklicher Situationen aufzuregen und sich durch eine Fülle schamloser Phrasen das Ohr kitzeln zu lassen. Die Uebertragung der Frauenrollen auf Personen weiblichen Geschlechts trug nicht wenig dazu bei, diesen Reiz zu steigern. Die unanständigsten Worte klangen am schönsten aus dem Munde eines jungen Mädchens, und wenn es Anmuth mit der Jugend verband, so war eine Unschuld, die es bis dahin gerettet haben mochte, sicher verloren.

Diesen allgemeinen Charakter hat die englische Komödie Jahrzehnte lang behalten. Man kann nicht einmal sagen, dass sie während Milton's Leben den Höhepunkt der Gemeinheit erreicht hätte. Eine besondere Richtung des englischen Lustspiels dagegen, die sich noch unmittelbarer gegen den Puritanismus wandte, kam begreiflicher Weise am stärksten sofort

im Beginn der Restauration zur Erscheinung. Wenn Butler die besiegte Partei in den Knittelversen eines komischen Epos verhöhnt hatte, so war die Versuchung sehr lockend, sie auch in karrikirten Typen auf die Bühne zu bringen. Es hatte so viele Tartuffes unter den einflussreichen Persönlichkeiten der revolutionären Epoche gegeben, dass die englischen Rivalen Molière's um Urbilder für ihre Charakterzeichnung keineswegs in Verlegenheit waren. Nicht alle bewahrten sich die Unparteilichkeit eines Cowley, dessen Lustspiel „Cutter von Coleman-Street", die zeitgemässe Umarbeitung seines „Guardian", doch auch die schlechten Auswüchse der royalistischen Faktion zur Anschauung brachte. In den meisten Fällen war die komische Muse einseitig tendentiös. Stücke wie der „Rump", das „Committee", die „Betrügereien" stellten sehr wenig schmeichelhafte Bilder der letzten Jahre vor Augen, und die Habsucht des revolutionären Politikers wurde von den höfischen Besuchern der hauptstädtischen Theater ebenso herzlich belacht wie der biblische Jargon des scheinheiligen Sektirers.

Nicht weniger deutlich trat in der wiedererweckten Tragödie, als ein bedenkliches Element der Poesie, die politische Tendenz hervor. Die Tragödiendichter der Restauration liessen keine Gelegenheit vorübergehn, die beschränkte Monarchie anzugreifen und die absolute Monarchie zu preisen. „Könige können irren, — heisst es in Dryden's indischem Kaiser — aber sollte sich der Unterthan herausnehmen, ihre Schandthaten zu richten, so würde er ihnen ihr Bestes streitig machen." „Die Rechte der Unterthanen und der Regenten — lässt derselbe Dichter eine seiner Königinnen sagen — sind ihrer Natur nach grundverschieden. Jene haben nur ein Recht darauf, ihr Hab und Gut zu geniessen, diese haben das alleinige Recht zu herrschen" (1). Derartige Sentenzen klangen dem Ohr des niedrig denkenden Fürstendieners sehr angenehm, aber sie fanden keinen Widerhall im Herzen der Nation, die ihre besten Kräfte an die Erkämpfung einer verfassungsmässigen Regierung gesetzt hatte. —

Etwas anderes kam hinzu, um dem Drama der Restauration jenen innigen Zusammenhang mit dem nationalen Leben

abzuschneiden, den es einst während der Herrschaft Elisabeth's und in den nächsten Jahrzehnten nach ihrem Tode gehabt hatte. Es gab allerdings hervorragende Geister, welche die Meisterschaft Shakespeare's willig anerkannten und auch für die Bedeutung der übrigen grossen Dramatiker der Vergangenheit ein offenes Auge hatten. Aber im ganzen fühlte sich das „verfeinerte Zeitalter“ den mächtigen poetischen Gebilden des Genies nicht mehr gewachsen(1). Wenn man diese Gebilde dem Publikum wieder vorführte, hielt man es nicht selten für nöthig, eine gründliche Umänderung mit ihnen vorzunehmen, um sie dem herrschenden Geschmack anzupassen. In dieser Weise wurden einzelne der berühmten Werke von Shakespeare, Beaumont und Fletcher, Webster u. a. verarbeitet. Sie wurden glänzend ausgestattet, durch die Künste des Maschinisten und Decorateurs geziert, mit den unerlässlichen Zuthaten von Musik und Ballet versehen, aber zugleich von rohen Händen der Art verunstaltet, dass Miranda eine Schwester erhielt, mit der sie unter der Maske der Unschuld die schlüpfrigsten Zwiegespräche führen konnte, und dass dem Mädchen, welches niemals einen Mann gesehn hatte, ein Jüngling gegenübertrat, der naiv genug war, nicht zu wissen, was ein weibliches Wesen sei. Mächtiger indessen als die grossen Muster des eigenen Volkes wirkten fremde Vorbilder auf die Dichter des Tages ein. Fand das spanische Theater nach wie vor begeisterte Nachahmer, so war der Einfluss der dramatischen Autoren Frankreichs noch bei weitem grösser. Die Hauptstadt Frankreichs war eine Zeit lang der Mittelpunkt der royalistischen Emigration gewesen. Französische Sprache, französische Sitte waren mit der Rückkehr des Königthums in die höheren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Für viele ihrer Glieder waren das Ideal eines Staates der Staat Ludwig's XIV., das Ideal eines Hofes der Hof von Versailles, das Ideal der Dichtkunst ein Roman von Mademoiselle de Scudéry oder ein Drama von Pierre Corneille. In den Erzeugnissen der gleichzeitigen Poesie des Nachbarlandes fanden sich der Stoff und die Form, welche der vornehmen Welt allein als klassisch erschienen: die Anhäufung abenteuer-

licher Zufälle, die Darstellung überspannter Gefühle in den Schranken akademischer Vorschrift und in der Sprache abgemessener Etikette. Die Dramatiker der Restauration kamen den Wünschen ihrer Gönner nur entgegen, wenn sie sich bemühten, die Liebe, die Grossmuth, die Kühnheit, die Eifersucht christlicher und heidnischer, moderner und antiker, afrikanischer und asiatischer Grossen beiderlei Geschlechts in volltönenden Reimen auszudrücken. Aber sie theilten das Schicksal fast aller Nachahmer: der Form ihrer Vorbilder Gewalt anzuthun und den Geist ihrer Vorbilder nicht in seiner Tiefe zu erfassen. Ihre erzwungenen Reimpaare können sich den flüssigen Alexandrinern ebenso wenig vergleichen wie ihre marionettenhaften Helden und Heldinnen den stolzen Gestalten der grossen Franzosen. „Wie diese besingen sie heroische Tapferkeit und heroische Liebe, aber ungleich diesen haben sie wenig daran gedacht, die eine mit höfischer Würde zu umkleiden und die andere in ihrer Zartheit und Reinheit zu schildern. Sie erniedrigen die Leidenschaft, und um ihren Bildern mehr Kraft zu verleihen, nehmen sie ihre Zuflucht zum Bombast“ (1). Und so entstanden jene „heroischen Schauspiele“, in denen, mit Walter Scott zu reden, jeder König nach angestammtem Recht ein Held war, jedes Frauenzimmer eine Göttin, jeder Tyrann eine feuerschnaubende Chimära, jeder Soldat ein unwiderstehlicher Amadis. So kam es zu jenen Missbildungen der tragischen Muse, in denen verkünstelte Begriffe ritterlicher Ehre und Galanterie das natürliche Gefühl, und ein hohles Pathos die Sprache des Herzens ersetzen sollten. Für lange Zeit beherrschte diese Manier die englische Bühne, bis ihr Buckingham's berühmte Satire „die Probe“ drei Jahre vor Milton's Ende den Todesstoss versetzte.

Wie mächtig auch Männer, wie Davenant, Crowne, der Graf von Orrery u. a., nach dieser Richtung hin gewirkt haben, zum höchsten Ansehn verhalf ihr die Autorität John Dryden's. Man thäte ihm Unrecht, wenn man ihn mit demselben Massstab messen wollte wie die übrigen Dichter der Restaurationszeit. Die Vielseitigkeit seines Talents, der Reichthum seiner Einbildungskraft, die Geschmeidigkeit seiner Rede in

Vers und Prosa würden ihn allein schon über ihre Reihe hinausheben, selbst wenn der Sinn für Kritik nicht dermassen in ihm ausgebildet gewesen wäre, dass ihm alsbald die grosse Ueberlegenheit der heimischen über die fremden Muster zum Bewusstsein kam, und dass es ihn keine Mühe kostete, in einer späteren Zeit Irrthümer einzugestehn, zu deren Verbreitung sein Beispiel und seine Lehre nicht am wenigsten beigetragen hatten. Aber mit allen seinen Stärken und Schwächen wurzelte er in dem Zeitalter der Restauration und konnte als der vornehmste Vertreter ihrer schöngeistigen Bestrebungen gelten. Mit derselben Geschicklichkeit wie Edmund Waller machte er seine Muse zur Anbeterin des Erfolges. Er hatte einst das Andenken Oliver Cromwell's besungen. Er wurde nun der poeta laureatus Karl's II. Milton lebte unbeachtet in dunkler Zurückgezogenheit, Dryden sonnte sich in der Gunst des Hofes. Vor diesem ästhetischen Tribunal bestanden die servilen Schmeicheleien, die schwülstigen Deklamationen, die frivolen Zweideutigkeiten, welche so viele der werthvollsten Schöpfungen Dryden's entstellen. Und doch hat vielleicht niemals ein puritanischer Schriftsteller schärfer über die poetischen Sünden der Restaurationszeit geurtheilt als derjenige, den sie ihren ersten Dichter nannte. „Wir haben — ruft Dryden bei einem Rückblick auf die Vergangenheit klagend aus — die himmlische Gabe der Poesie profanirt. Wir haben die Muse zur feilen Dirne gemacht und zum Dienst der Unzucht erniedrigt . . Oh, wir Elenden, was können wir sagen, um diesen unseren zweiten Sündenfall zu entschuldigen?“ ([1]).

Wenn im Leben der höheren Gesellschaftskreise ein Rückschlag gegen den Puritanismus erfolgte, wenn die schöne Literatur sich auf mannichfache Weise in Widerspruch mit dem puritanischen Geiste setzte, der im englischen Bürgerthum unausrottbare Wurzeln geschlagen hatte, so erlitt er auf einem anderen Gebiete, das er als seine eigentliche Domäne betrachtete, gleichfalls eine Niederlage nach der anderen. Die an-

gestrebte Reform der Kirche wurde abgelöst durch eine unbarmherzige Reaktion. Die puritanische Umwälzung hatte den Bau des Anglikanismus von Grund aus zu zerstören gesucht. Die Verfassung der bischöflichen Kirche war vernichtet, ihre höchsten Würdenträger hatten mit ihrer geistlichen Gewalt ihre politischen Vorrechte eingebüsst, ihre ehemals gefürchteten Tribunale verhassten Angedenkens waren aufgehoben. Der Familienvater, der sich in seinen vier Wänden der überkommenen Formeln des Common-Prayer-Book bediente, hatte sich schwerer Strafe ausgesetzt. Gegen Orgeln, Bilder und bunte Fenster in den Kirchen war von den Helden von Marston-Moor und Worcester ein unerbittlicher Krieg geführt worden. Alte Festtage, deren blosser Name theuere Erinnerungen weckte, waren in Wegfall gekommen. An Gebet und Fasten war Ueberfluss gewesen, aber die grünen Maibäume waren umgerissen und die lustigen Kirchweihen hatten aufgehört. Auch auf diesem Gebiete hatte der Eifer der Neuerer neben drückenden Härten und Missbräuchen eine Reihe von harmlosen Gewohnheiten und Formen zu beseitigen gesucht, die zu enge mit dem allgemeinen Volksbewusstsein verwachsen waren, als dass ein einfaches Dekret die von den Vätern ererbten Gewohnheiten hätte vergessen lassen können.

Bei dem Versuche eines kirchlichen Neubaues waren die verschiedenen Richtungen des Puritanismus auseinandergegangen. Der Presbyterianismus hatte dem äusseren Anscheine nach den Sieg gewonnen. Die Presbyterialverfassung war in aller Form als die der nationalen Kirche eingeführt worden, und die durchgreifenden Personalveränderungen in den Pfarreien wie in den Universitäten waren in erster Linie den Verehrern des schottischen Ideals zu gute gekommen. Aber die Presbyterialverfassung war auf englischem Boden immer ein fremdes Gewächs geblieben. Sie stand zwar auf dem Papier, allein sie konnte, von London abgesehen, nur in einem kleinen Theile des Landes durchgeführt werden. Im Kongregationalismus, im Anwachsen independentischer Gemeinden erhob sich eine furchtbare Macht, die den Rahmen der neuen Kirchenverfassung beständig durchbrach. Je entschiedenere

Siege der Independentismus auf politischem Gebiet erfocht, desto zahlreicher drangen seine Anhänger auch in die erledigten kirchlichen Stellen ein. In beiden Fällen nahm der Staat, unter dessen Schutz und mit dessen Beihilfe sich die Umwandlung vollzog, ein Recht der Prüfung und Beaufsichtigung in Anspruch. Daneben gewannen aber auch jene Ideen fortwährend an Boden, die im Gemeinwesen Roger Williams' in ihrer Reinheit verwirklicht waren, und zu denen sich, trotz einzelner Unklarheiten, ebenfalls Milton's letzte Schriften bekannt hatten. Eine Anzahl von Sekten breitete sich aus, die dem Grundsatz der Freiwilligkeit in seiner ganzen Strenge huldigten. Sie verzichteten auf jede Unterstützung des Staates, aber sie sprachen ihm auch das Recht ab, ihnen das Dasein zu verwehren oder sie in Dogma, Ritus, Verfassung durch obrigkeitliche Vorschriften zu binden.

Der Gegensatz dieser sich einander befehdenden Parteien beförderte den Sieg der alten Episkopalkirche. Nach der Rückkehr des Stuart'schen Königsgeschlechts erstand sie aus den Ruinen und nahm eine unbarmherzige Rache für die Akte der puritanischen Epoche. Die Presbyterianer, die mit allen Kräften auf die Restauration hingewirkt hatten, hofften, wenn nicht auf völlige Anerkennung ihres Systems, so doch auf einen billigen Vergleich. Die Independenten, Quäker, Baptisten und andere Sektirer forderten Toleranz. Aber die so lange unterdrückten Episkopalisten verlangten mit Ungestüm die Wiederherstellung jener ausschliesslichen Kirche, für welche Karl I. den Märtyrertod auf sich genommen haben sollte. Nach ihnen bestand keine andere kirchliche Form für ihr Vaterland zu Recht als die bischöfliche, und Abweichungen von deren Verfassung, Ceremonieen und Dogma waren nicht zu dulden. Die beraubten Prälaten, welche den Sturm der Zeiten überlebt hatten, die zahlreichen aus ihren Pfründen vertriebenen Kleriker traten mit ihren Ansprüchen auf Genugthuung hervor. Die Masse der Kavaliere erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Rache für die Uebergriffe der puritanischen Neuerer. Dem einflussreichen Lordkanzler erschien das Episkopalsystem als das vornehmste Bollwerk des Protestantismus.

Der König hätte allerdings den Gang der Reaktion zu hemmen gewünscht, nicht als ob seine skeptische Natur einer ernsten Behandlung religiöser Fragen überhaupt geneigt gewesen wäre, sondern weil ihn wichtige Beweggründe anderer Art leiteten. Er hatte durch seine Deklaration von Breda Gewissensfreiheit in Aussicht gestellt und versprochen, „dass niemand wegen der Unterschiede religiöser Ansichten, die den Frieden des Reiches nicht stören, beunruhigt oder zur Verantwortung gezogen werden sollte". Er wusste, dass die Presbyterianer zu schonen waren, solange sie im Konventionsparlament eine Macht bedeuteten. Endlich war zu hoffen, dass eine Politik religiöser Duldsamkeit auch den Katholiken zu gute kommen werde, deren treue Dienste nicht besser belohnt werden konnten als durch Aufhebung der harten Strafgesetze, und deren allein selig machende Gemeinschaft den königlichen Sünder halb und halb zu den ihrigen rechnen durfte.

Aber schon im ersten Jahre nach der Restauration kam die Strömung, die der Wiederherstellung der bischöflichen Verfassung günstig war, immer entschiedener zum Durchbruch. Wohl leisteten die Parteigänger des Puritanismus im Konventionsparlament allen Schritten, die darauf abzielten, heftigen Widerstand. Indessen die Zahl der Episkopalisten gewann durch Nachwahlen an Stärke und Kühnheit. Die ehemaligen Innehaber von Pfründen durften ihre puritanischen Nachfolger zum Weichen bringen. Mit ihnen kehrten zur Freude der einen, zum Abscheu der anderen Chorrock und Liturgie an die Altäre zurück. In den Universitäten traten vertriebene Anhänger der bischöflichen Kirche wieder in ihre Stellen ein, und die alten Formen der Gottesverehrung suchten auch hier die während der Umwälzung eingeführten zu verdrängen. Die überlebenden Bischöfe nahmen ihre Amtsthätigkeit wieder auf, und bald waren die Lücken, welche während der Revolution in ihre Reihen gerissen waren, ausgefüllt. Nicht lange währte es, so sah man auch in Irland und Schottland das Bisthum wieder hergestellt. Immer ungestümer drangen die Klagen und Anklagen von Klerikern,

die wegen ihrer loyalen Gesinnungen Jahre lang gelitten hatten, an den königlichen Thron. Immer häufiger wurden die Anfechtungen der „Leute von gefährlichen Grundsätzen", die allen Drohungen zum Trotz religiöse Zusammenkünfte hielten und sich weigerten, den königlichen Supremat in geistlichen Dingen anzuerkennen. Ein tollkühnes Unternehmen, wie das des fanatischen Küfers Thomas Venner, der mit wenigen Mitverschworenen das Reich des Königs Karl hatte umstürzen und das Reich „des Königs Jesu" hatte aufrichten wollen, gab den Verfolgungen neue Nahrung und schlug tausenden von Unschuldigen zum Unheil aus. Die Gefängnisse füllten sich mit Verdächtigen, die sich vergeblich gegen den Vorwurf verwahrten, den Männern der „fünften Monarchie" anzuhangen. Friedliche Bürger wurden mit Steinwürfen insultirt, weil sie Mitglieder der verhassten Sekten waren. Die Häuser wurden nach Waffen durchsucht, die Post mit Verletzung des Briefgeheimnisses streng überwacht.

Inzwischen war der Versuch gemacht worden, ein Abkommen mit den Presbyterianern zu treffen. Mehrere ihrer vornehmsten Geistlichen waren zu Hofkaplänen ernannt worden, darunter die drei Smectymnianer, Calamy, Spurstow, Newcomen (1). Ihre Namen spielen neben demjenigen des berühmten Richard Baxter eine Hauptrolle in den wichtigen Verhandlungen, welche eine Aussöhnung zwischen Presbyterianern und Episkopalisten bewirken sollten. Alle jene kirchengeschichtlichen und kirchenpolitischen Fragen, die in den ersten prosaischen Schriften Milton's eine so grosse Rolle gespielt hatten, tauchten hier wieder auf. Aber damals so wenig wie früher war es möglich eine Ausgleichung der Gegensätze zu erzielen. Indem der König durch die Vorlage einer massvollen Deklaration zwischen ihnen zu vermitteln suchte, hoffte er eine Klausel einschieben zu können, die allein auf die independentischen Sekten berechnet zu sein schien, aus der aber auch die gedrückten Katholiken Nutzen ziehn mochten. Presbyterianer wie Episkopalisten, gleich unduldsam, wenn es sich um ihre papistischen Mitbürger handelte, schöpften Argwohn. Die Deklaration musste ohne jenen Zusatz erscheinen.

Ohne Zweifel hatte sie eben daher ihren Werth für den König verloren. Als es sich darum handelte, ihr Gesetzeskraft zu geben, wurde die Bill, auf deren Annahme die Presbyterianer gerechnet hatten, von Seiten des Hofes Preis gegeben und vom Hause verworfen.

Von Feinden umgeben, ohne auch nur zu einem Theile gesetzlichen Schutz errungen zu haben, sah sich nunmehr alles, was während des Interregnums im Gegensatz zur anglikanischen Kirche emporgekommen war, dem Sturme ausgesetzt, dessen Losbruch nach dem Zusammentritt des neuen Parlaments zu erwarten war. In dieser Versammlung war der Puritanismus nur in sehr ungenügender Weise vertreten. Der Einfluss der Krone, der Eifer des Adels und die Thätigkeit des bischöflichen Klerus verhalfen vielen der alten Kavaliere zum Siege, und die Männer, die unter dem Banner Karl's I gefochten oder für seine Sache geduldet hatten, waren entschlossen, durch die Erneuerung kirchlicher Uniformität im alten Sinne eine unbarmherzige Vergeltung zu üben. Noch eben hatten sich in dem Savoy-Palast am Strand in Folge königlichen Auftrags Episkopalisten und Presbyterianer zu neuen Ausgleichsverhandlungen zusammengefunden. Allein auch hier zeigte sich die Unversöhnlichkeit der beiden Anschauungen. Der schriftlich und mündlich geführte Kampf diente nur dazu, sie zu verschärfen. Die kirchliche Konvokation, welche gleichzeitig mit dem Parlament seit 1640 zum ersten Male wieder tagte, machte alle Hoffnungen zu Schanden, die etwa noch in puritanischen Kreisen geherrscht hatten.

Die Beschlüsse des Parlaments beschleunigten einer nach dem anderen den Lauf der Reaktion. Man wandte sich zunächst gegen jene Urkunde, die so lange als das Panier der puritanischen Partei gegolten hatte. Liga und Covenant, worauf einst Alt und Jung einen feierlichen Eid geleistet hatten, wurde an drei Plätzen in London durch Henkershand verbrannt, und das Schauspiel, das die Hauptstadt gegeben hatte, ward hier und dort im Lande unter festlichem Gepränge nachgeahmt. Demnächst war es von unermesslicher Bedeutung, dass die Prälaten ihre weltlichen Gerechtsame zurückerhielten.

Am 20. November 1661 sah man sie zum ersten Mal seit zwanzig Jahren in ihren rothen Gewändern als Pairs des Reiches ihre alten Sitze einnehmen. Einige Wochen später bestätigte der König eine Akte, welche darauf abzielte, die Puritaner aus den Gemeindeverwaltungen, woselbst sie ihre Stärke hatten, zu vertreiben. Alle Mitglieder städtischer Korporationen hatten, abgesehen vom Suprematseid, die Ungesetzlichkeit von Liga und Covenant wie des Tragens von Waffen gegen den König zu beschwören. Niemand sollte in Zukunft für ein Gemeindeamt wählbar sein, der nicht binnen des Jahres vorher das Abendmahl nach anglikanischem Ritus empfangen hatte. Die Korporationsakte verdrängte die Anhänger des Puritanismus aus den wichtigsten ihrer Stellungen im Staate. Die Uniformitätsakte schnitt ihnen die Möglichkeit des Verbleibens in der Kirche ab. Von allen Schlägen, die gegen die besiegte Partei geführt wurden, traf keiner so schwer wie dieser. Das Common-Prayer-Book, in der revidirten Form, wie es aus den Berathungen der Konvokation hervorgegangen war, mit allen seinen rituellen Vorschriften war das allein giltige gottesdienstliche Muster, und jeder Pfarrer, Vikar oder sonst mit kirchlichen Einkünften bedachte Geistliche hatte vor seiner Gemeinde zu erklären, dass er den ganzen Inhalt des Buches „billige“ und mit ihm „übereinstimme“. Von nun an sollte niemand, nicht nur zum Genuss einer kirchlichen Pfründe, sondern zur Ausübung der Seelsorge zugelassen werden, der nicht die bischöfliche Ordination oder Licenz erhalten hätte. Der gesammte Klerus, die Innehaber von Universitätsämtern, Schulmeister und selbst Privatlehrer hatten bei Strafe des Verlustes ihrer Einkünfte oder bei Strafe von Gefängnishaft durch ihre Namensunterschrift eine Erklärung auszustellen, die ihre Billigung der vorgeschriebenen Liturgie verbürgte und den Gesinnungen der Loyalität einen noch schärferen Ausdruck gab, als in dem Eide der Gemeindebeamten vorgesehn worden war.

So liess man sich dazu fortreissen, die bitteren Erfahrungen eines Jahrhunderts zu missachten. Die kirchliche Gesetzgebung Elisabeth's, wurzelnd in einem Zeitalter, in welchem die reli-

giösen Gegensätze Europa in zwei feindliche Lager spalteten, hatte einst durch staatlichen Zwang etwas Dauerndes zu schaffen gesucht, und das Werk war misslungen. Nichtsdestominder gieng man auf das Vorbild dieser Gesetzgebung zurück, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, um wie viel schwerer jener Zwang in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sich fühlbar machen werde als in der zweiten Hälfte des sechzehnten.

Der 24. August 1662, der Bartholomäustag, war der Termin, bis zu welchem Unterwerfung unter die neue Uniformitätsakte gefordert wurde. Es war ein Tag der Trauer für den Puritanismus, dessen sämmtliche Glieder fortan wieder ein Loos theilten: zu dulden, wo Widerstand unmöglich war. Wie mancher hatte den harten Kampf in sich auszufechten, ob er zum Heuchler oder zum Märtyrer werden sollte. Wie schwer wurde den meisten der Abschied von dem gewohnten Heim und der trauernden Gemeinde, wie ungewiss war die Zukunft so vieler Familien! Aber in dieser Krisis zeigte der Puritanismus auf's neue seine moralische Stärke, und mancher garstige Makel, der seine Erscheinung in den Tagen des Glücks befleckt hatte, verwischte sich in den Tagen der Noth. Die Zahl der Verjagten kann nicht festgestellt werden. Es ist ohne Zweifel eine übertriebene Annahme, dass ihrer über zweitausend waren, aber in die Hunderte belief sich die Masse der Ausgestossenen sicherlich(1). Auch von Milton's alten Bekannten wurden nicht wenige, darunter die drei überlebenden Verfasser des Smectymnuus, durch den Racheakt der Restauration betroffen.

Der König war noch immer gewillt, die Härten der Gesetzgebung zu mildern, nicht so sehr um das Schicksal der Nonkonformisten zu erleichtern, als vielmehr aus Theilnahme mit der traurigen Lage der Katholiken. Gegen Ende desselben Jahres, in welchem die Uniformitätsakte in Kraft getreten war, erliess er eine Deklaration, in der er sich gegen den Vorwurf vertheidigte, ein Beförderer des Papismus zu sein, zugleich aber seine Absicht kundgab, zu Gunsten religiöser Toleranz von bestehenden Gesetzen zu dispensiren. Es war ein erster Versuch, jener verhängnisvollen Theorie Geltung

zu verschaffen, welche mehr als alles sonst das Misstrauen des Parlamentes weckte und für Jahrzehnte seine Vertheidigung verfassungsmässiger Rechte mit den Forderungen der Toleranz in einen unheilvollen Widerspruch setzte. Auch wurde die Bill, die auf Grund jener Indulgenzerklärung den Häusern vorgelegt ward, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Ihre Wirkung war nur gewesen, den alten Hass gegen die Mitglieder der katholischen Kirche aufzureizen und die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, zu verschärfen. Inzwischen wurde von Tag zu Tage klarer, dass die Uniformitätsakte ihren Zweck nicht erreichte. Trotz der angedrohten Strafen, trotz des Eifers bezahlter Spione und der Wachsamkeit misstrauischer Behörden dauerten die religiösen Zusammenkünfte der Nonkonformisten jeder Schattirung fort. Wohl wurden nicht wenige, wie einst die Pilgerväter, dazu getrieben, nach den Kolonieen jenseits des Oceans auszuwandern, wo man der hochkirchlichen Unduldsamkeit zu entfliehen hoffte, die in dem Mutterlande ihre Triumphe feierte. Aber tausende blieben zurück, die den Kampf mit den heimischen Gewalten aufnahmen. Ihre Häuser wurden überwacht, ihre Konventikel zersprengt. Viele wurden beschuldigt, Aufstände vorzubereiten, und die Gefängnisse wurden nicht leer von verfolgten Sektirern. Allein die Gefahren, die ihren gottesdienstlichen Vereinigungen drohten, steigerten ihre Standhaftigkeit und ihre Vorsicht. Wo sie nicht wagen konnten, bei Licht zusammenzukommen, stärkten sie sich durch Gebet und Predigt im Dunkeln. Noch lange nachher bezeichnete die Ueberlieferung des Volkes in den Wäldern bei Norwich, Hitchin und Duckinfield die Plätze, wo der geächtete Geistliche unter den Wipfeln ehrwürdiger Eichen und unter dem Dach des Himmels eine kleine Gemeinde getreuer Anhänger um sich geschaart hatte.

Die Konventikelakte vom Mai 1664 sollte unmöglich machen, was durch die Uniformitätsakte nicht hatte verhindert werden können. Hatte diese in erster Linie den Geistlichen gegolten, so war das neue Gesetz auf die ketzerischen Laien gemünzt. Sobald über fünf Personen von mehr als sechzehn Jahren sich

bei religiösen Zusammenkünften betreffen liessen, die von den vorgeschriebenen Formen abwichen, verfielen sie in Strafe. Auf das erste Mal stand Gefängnis bis zu drei Monaten oder eine Busse von 5 £. Im Wiederholungsfall trat eine Steigerung auf 10 £ oder Gefängnis bis zu sechs Monaten ein. Nach dreimaliger Verletzung der Akte erfolgte Verurtheilung auf Zahlung von 100 £ oder Deportation auf sieben Jahre. Wer vor der Deportation einen Fluchtversuch machte, war des Todes schuldig. Die Konventikelakte hatte nur eine vorläufige Wirksamkeit auf drei Jahre, aber dieser Zeitraum war lang genug, um zahllose neue Opfer der kirchlichen Tyrannei zu fordern. Bald reichten die Räume der Gefängnisse nicht mehr aus, bis ansteckende Krankheiten hier und da die Masse der zusammengepressten Sträflinge lichteten. — Aber noch waren die Mittel des antipuritanischen Zelotismus nicht erschöpft. Den Schluss-Stein seines Systems bildete die Akte des Jahres 1665, nach der es den nonkonformistischen Geistlichen bei schwerer Strafe verboten wurde, im Bezirk der nächsten fünf Meilen in der Umgebung eines parlamentarischen Wahlfleckens oder irgend eines Ortes, in dem sie seit Erlass der Indemnitätsakte Seelsorge geübt hatten, sich dauernd aufzuhalten.

Die ganze Stufenleiter, die sich erdenken liess, war von der reaktionären Gesetzgebung durchlaufen worden. „Die Uniformitätsakte hatte die nonkonformistischen Geistlichen von den Kanzeln der Pfarrkirchen verbannt. Die Konventikelakte hatte die Kongregationen zersprengt, welche diese Geistlichen seit dem Bartholomäustage heimlich um sich gesammelt hatten. Die Fünfmeilenakte trieb sie in die Verbannung und überlieferte sie vielleicht dem Hungertode" (1).

In dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge erlitt denn auch die auswärtige Politik des englischen Reiches eine gründliche Aenderung, welche gleichfalls als eine Wendung gegen die Tendenzen des Puritanismus zu betrachten war. Sie hatte unter der Einwirkung puritanischer Ideen gewissermassen einen religiösen Charakter erhalten. Den Einfluss Englands auf dem Festland zu stärken, um unter englischer Führung die Gesammtinteressen der reformirten Welt zu fördern, galt als

ein Ziel, für dessen Erreichung alle Kräfte anzuspannen wären. Allerdings war es unerlässlich gewesen, bei der Einmischung in die Angelegenheiten des Kontinents ein Einverständnis mit Frankreich zu suchen. Aber eine Verbindung mit dieser Macht sollte keine Unterordnung unter sie bedeuten, und die Erwerbung Dünkirchens schien dafür zu bürgen, dass die französische Eroberungslust an dem festen Willen des englischen Bundesgenossen eine Grenze finde. Karl II. schlug andere Bahnen ein. Von einer Erweckung des protestantischen Gemeingefühls durch England war nicht mehr die Rede. Von Eingriffen in die politischen Verwicklungen des Festlandes wurde für lange Zeit Abstand genommen. Der Bundesgenosse Frankreichs verwandelte sich in seinen Vasallen, und Dünkirchen, die Eroberung Oliver Cromwell's, wurde für gutes französisches Gold an Ludwig XIV. verhandelt.

Wohin man sah: die Reaktion gegen den Puritanismus ergriff alle Gebiete, die gesellschaftlichen Gewohnheiten, die schöne Literatur, das kirchliche Leben, die auswärtige Politik. Und doch war die geistige Macht des Puritanismus nicht erstorben. In eben dieser Zeit setzte ihm sein muthigster Wortführer ein unvergängliches Denkmal. Sieben Jahre nach der Rückkehr der Stuarts erschien das verlorene Paradies.

Drittes Kapitel.

Das verlorene Paradies.

In seiner Jugend, als das Leben noch wie eine Landschaft im Glanz der Morgensonne vor ihm lag, hatte der Dichter sich gleichsam durch sein Ehrenwort gebunden, die Welt mit einem erhabenen Werke seiner Muse zu beschenken. Aus den „wenigen Jahren", die er als „Frist zur Entrichtung jener Schuld" erbeten hatte, war fast ein Menschenalter geworden, und der Abend warf lange Schatten auf seinen Weg. Aber niemals hatte Milton jenes stolzen Gelöbnisses vergessen. Auch über den Gegenstand und die Art seiner Behandlung war er seit Jahren zu voller Klarheit gelangt. Wir wissen, wie tief ihn früher der Gedanke ergriffen hatte, ein Stück aus der vaterländischen Sage oder Geschichte für ein grosses Heldengedicht auszuwählen. Noch war er zu keinem festen Entschluss gekommen, als sich ihm in der Bibel ein nicht weniger reiches Feld dichterischer Vorwürfe darzubieten schien. Und schon damals hatte von diesen letzten einer vor allen seine Aufmerksamkeit gefesselt. Nicht weniger als vier jener dramatischen Skizzen aus der Jugendzeit sind ihm gewidmet. Ueber einem von ihnen findet sich ausdrücklich als Titel „Das verlorene Paradies". Sucht man nach weiteren Spuren einer Beschäftigung mit diesem Thema, so wird man sie an zahlreichen Stellen der prosaischen Schriften unschwer bemerken (1). Aber es dauerte lange, bis der Dichter, inmitten

der Anforderungen des täglichen Lebens, „seine Lippen von dem heiligen Feuer berührt fühlte“, bis es ihm gelang die schwankenden Gestalten festzuhalten, und auch so vergieng manches Jahr vom ersten Ansetzen bis zum Niederlegen der Feder.

Edward Phillips erinnert sich, dass die Phantasie seines Oheims sich „ernstlich und vornehmlich mit dem verlorenen Paradiese beschäftigte“, als er in dem Hause von Petty France wohnte. Aubrey verlegt mit Bezug auf denselben Gewährsmann den Anfang der Abfassung auf „ungefähr zwei Jahre, ehe der König zurückkam“, das Ende auf „ungefähr drei Jahre nach der Restauration“. Das schliesst nicht aus, dass dieses und jenes Bruchstück schon früher vorhanden war. Derselbe Phillips, und er nicht allein, will mehrere Jahre, (nach Aubrey „fünfzehn oder sechszehn“) ehe die Ausarbeitung des Gedichtes begann, einige Verse gesehn haben, die ihm damals noch als Einleitung zu einem Drama bezeichnet wurden. Es ist jene grandiose Ansprache Satan's an die Sonne, die man im Anfange des vierten Buches findet. Sie würde in der That die Exposition eines in antikem Geiste gedachten Bühnenstückes höchst würdig eröffnet haben. Allein so bedeutungsvoll für den Aufbau des Gedichtes es auch blieb, dass seinem Stoffe ursprünglich die Form des Dramas bestimmt gewesen war, so liess doch ein richtiger Takt Milton zu dem alten Lieblingsgedanken eines Epos zurückkehren. In diesem konnte er weit eher hoffen jenem poetischen Ideale nahe zu kommen, das er einst mit einer beinahe religiösen Inbrunst gepriesen hatte.

Alles in allem währte die Zeit, in der das Werk ernstlich in Angriff genommen und zum Abschluss gebracht wurde, fünf bis sechs Jahre. An eine ununterbrochene Arbeit in diesem Zeitraume ist aber nicht zu denken. In seinen Anfang fallen noch diejenigen prosaischen Schriften, durch welche Milton die sinkende Republik zu vertheidigen suchte. Die Rückkehr des Königthums und die Gefahren, die sich mit ihm einstellten, störten seine Musse auf's neue. Erst als er sich einigermassen geborgen und vergessen wusste, konnte er das Begonnene in Ruhe zu Ende führen.

Von den angegebenen Unterbrechungen abgesehn, war indess noch eine Eigenthümlichkeit seiner Muse dem stetigen Fortschritt der Produktion hinderlich. Milton gehörte nicht zu den glücklichen Geistern, die, fortgerissen durch einen rastlosen inneren Drang, ohne Rücksicht auf äusserliche Umstände den einmal gefassten künstlerischen Gedanken wie in einem Guss ausgestalten. Es gab Monate, in denen er so gut wie gar nichts vor sich brachte. Sein Neffe versichert, dass ihm von Anfang an bei seinen Besuchen das Gedicht, wie es allmählich entstand und wuchs, mitgetheilt worden sei, je nachdem zehn, zwanzig, dreissig Verse. Der Dichter musste sie so lange im Kopfe behalten, „bis jemand zur Hand war", der sie niederschreiben konnte. Eines Tages — es war beim Herannahen des Sommers — frug Phillips den Oheim, warum er so lange nichts von dem Gedichte zu sehn bekommen habe. Milton erwiderte ihm, „dass seine poetische Ader nur von der Herbst- bis zur Frühlings-Nachtgleiche glücklich fliesse. Nichts falle zu seiner Befriedigung aus, was er ausserdem versuche, wie sehr er seine Phantasie auch anstrenge". Auch Milton's Frau Elisabeth bestätigt dies. „Ihr Mann — erzählte sie später — pflegte besonders im Winter zu dichten und diktirte ihr, wenn er Morgens erwacht war, mitunter zwanzig, dreissig Verse". Es wäre nicht zu verwundern, wenn bei dieser langsamen und unbehilflichen Art der Komposition die erste Handschrift des verlorenen Paradieses ein sehr unordentliches Ansehn gewonnen hätte. Ausstreichungen, Zusätze, Veränderungen bis herab zur Rechtschreibung und Interpunktion nach der Anweisung des Blinden waren unvermeidlich. Selbst als das Werk vollendet war, mag noch längere Zeit darüber verstrichen sein, bis es in einem reinlichen Manuskript diesem und jenem Freunde vorgelegt werden konnte(1). Mit der Veröffentlichung wurde selbst dann noch, aus welchem Grunde auch immer, zurückgehalten.

Eine erste verlässliche Angabe über das Dasein des Gedichtes stammt aus dem Jahre 1665. Dieses Jahr war für die Stadt London von verhängnisvoller Bedeutung. Seit kurzem war der Krieg zwischen England und Holland, den Cromwell

einst zu einem glücklichen Ende gebracht hatte, mit erneuter Gewalt wieder ausgebrochen. Mit Spannung lauschte die englische Hauptstadt den Siegesnachrichten, die von der Flotte anlangten, aber der Jubel über die Erfolge, deren man sich rühmen konnte, gieng unter in den angstvollen Klagen, die sich am eigenen Heerde erhoben. Die Pest, die während Milton's Jugend mehr als ein Mal gewüthet hatte, trat damals mit einer Gewalt auf, welche alles früher Erlebte hinter sich liess. Es gab Wochen, in denen die Todtenlisten an 10000 Opfer zählten, und man rechnete, dass im ganzen gegen 100000 Menschen der furchtbaren Krankheit erlagen. Ihretwegen kam im Herbst das Parlament nicht in London sondern in Oxford zusammen. Eine allgemeine Panik ergriff die Bevölkerung. Wer dazu im Stande war, suchte das Weite. Die Nachbarschaft von Milton's Wohnung musste als besonders gefährdet erscheinen. Damals begann man die Felder von Bunhill als einen öffentlichen Begräbnisplatz zu benutzen und die Opfer der Krankheit haufenweise in ihnen zu betten (1).

Milton hielt es für rathsam, der verpesteten Luft der Hauptstadt für einige Zeit zu entfliehen und sich auf dem Lande einzumiethen. Er wandte sich zu dem Ende an jenen jungen Quäker Thomas Ellwood, der zu seinen gelehrigsten Schülern gehört hatte und damals im Hause der Familie Pennington lebte. Es war die Zeit, da die Sekte durch die neuen Strafgesetze am schwersten betroffen wurde. Ellwood selbst ward am 1. Juli 1665 mit mehreren Genossen, im Begriff einem der Freunde das letzte Geleit zu geben, auf Befehl eines Friedensrichters verhaftet und in das Gefängnis von Aylesbury abgeführt. Indess noch vorher hatte er für Milton ein „hübsches Häuschen" miethen können, etwa eine englische Meile von der Wohnung der Penningtons entfernt, in Chalfont St. Giles. Als Milton mit seiner Familie vor der furchtbaren Krankheit in diesem ländlichen Asyl Zuflucht suchte, sassen Pennington und Ellwood noch in Haft. Ueber einen Monat wurden sie festgehalten. Nicht sobald waren sie in Freiheit gesetzt, als Ellwood seinen alten Lehrer aufsuchte. Er war es dann, der damals, als einer der ersten, von dem

Kunstwerk Kenntnis nahm, das nach ihm tausende zur Bewunderung hingerissen hat. „Nachdem wir uns eine Zeit lang unterhalten hatten — so schildert Ellwood jenen Besuch bei Milton — liess er ein Manuskript herbeiholen. Er übergab es mir und gestattete mir, es mit mir zu nehmen und in Musse durchzulesen, damit ich ihm bei der Rückgabe mein Urtheil sagen könnte. Als ich nach Hause kam und zu lesen begann, fand ich, dass es jenes herrliche Gedicht sei, welches er das verlorene Paradies betitelt hatte. Ich las es mit grösster Aufmerksamkeit durch und gab ihm bei meinem nächsten Besuche mit bestem Dank für die Gunst, die er mir durch die Mittheilung erzeigt hatte, sein Buch zurück. Er frug mich, wie es mir gefiele und was ich davon hielte, und ich sprach mich mit Bescheidenheit aber Freimuth darüber aus“.

Es ist schwer denkbar, dass das Gedicht, mit dem sich Ellwood vertraut machen durfte, seinen Gönnern, den Penningtons, unbekannt hätte bleiben, dass der Dichter selbst nicht auch dieser Familie, mit der ihn so manches geistige Band verknüpfte, sehr nahe hätte treten sollen. Und so mag man sich sein Still-Leben im reizendsten Lichte ausmalen. Er selbst im Gefühle der Befriedigung über ein lange vorbereitetes, endlich zum Abschluss gebrachtes Werk, in seiner unmittelbaren Nähe ein junger Freund, der mit Begeisterung an seinen Lippen hieng, ausser ihm jene religiös gestimmte Genossenschaft charakterfester Männer und anmuthiger Frauen, deren Gesinnung und Schicksale ihn zur Theilnahme aufforderten, ein Kreis, dem bald nachher die Verbindung mit William Penn eine noch höhere Bedeutung gab. Der kleine Fleck englischer Erde, auf dem sich diese Persönlichkeiten zusammenfanden, ist durch die Erinnerung an jene Tage gleichsam für immer geheiligt worden. Freilich blieb der Genuss dieses vertraulichen Daseins nicht lange ungetrübt. Die Pest forderte auch in Chalfont ihre Opfer. Isaac Pennington wurde schon einen Monat nach seiner Rückkehr wieder gefänglich eingezogen. Dreiviertel Jahre lang lag er im Kerker von Aylesbury, wo gleichfalls die Krankheit wüthete. Seine Familie wurde aus dem Hause vertrieben, seine Frau mit den

jüngeren Kindern begab sich zu dem Gefangenen, bis sie in einer kleinen Farm in Chalfont ein Obdach gefunden hatte. Dorthin kehrte auch ihre Tochter Guli zurück, die nach Bristol zu Bekannten geflüchtet war, von Ellwood geleitet. Dieser selbst blieb nur kurze Zeit im Besitz seiner Freiheit. Derselbe Friedensrichter, der erst kurz zuvor so entschieden gegen die Quäker dieser Gegend aufgetreten war, löste eine jener Versammlungen auf, bei der sich Ellwood eingefunden hatte, und nahm ihn mit einigen anderen im März 1666 gefangen.

Milton hat einen Theil dieser Verfolgungen seiner Freunde noch an Ort und Stelle erlebt. Alle die Fragen, die er so oft durchdacht, für die er so oft die Feder ergriffen hatte, traten ihm hier, da es sich um den Kampf des Staates mit einer neuen religiösen Gemeinschaft handelte, noch einmal lebendig entgegen. Hätte er irgend einer Bestärkung seiner früheren freien Ansichten bedurft, die Erfahrungen, die er damals machte, hätten sie ihm gewährt. Es bleibt ungewiss, wie lange er in Chalfont verweilte. Nach Ellwood's Zeugnis kehrte er erst dann nach London zurück, „als die Krankheit vorüber, die Stadt gereinigt und wieder sicher bewohnbar war" (1). Sein Aufenthalt in Chalfont könnte daher noch den Winter über gedauert und sich bis in's Jahr 1665 hineinerstreckt haben. Jedenfalls hat er das neue grössere Unheil, von dem London in diesem „annus mirabilis" betroffen wurde, daselbst durchmachen müssen.

Es war der grosse Brand, der am 2. September in Pudding-Lane, einem der bevölkertsten Quartiere, ausbrach, mit rasender Schnelligkeit die Holzhäuser und Magazine der Nachbarschaft ergriff und durch einen starken Ostwind alsbald über die engen und winkeligen Strassen verbreitet wurde. Die Unschlüssigkeit des Lordmayor, der es nicht über sich gewinnen konnte rechtzeitig eine Anzahl von Häusern niederreissen zu lassen, und die Verzweiflung der Bürger, die nur auf Rettung ihres Lebens und ihrer Habe bedacht waren, gestatteten dem rasenden Element immer weiter um sich zu greifen. Fünf Tage und fünf Nächte lang glich die City einem

gewaltigen Flammenmeer. Die Thürme der Kirchen, unter ihnen derjenige der Kathedrale von St. Paul, stürzten zertrümmert in die Gluthen. Die Themse, bedeckt mit Schiffen und Booten, wurde durch einen sprühenden Funkenregen überschüttet. Meilenweit sah man die dichtgeballte schwarze Rauchwolke, die über der zerstörten Hauptstadt lagerte. Ein blinder Argwohn, der Fremde und Katholiken als Brandstifter bezeichnete, trug dazu bei, die Aufregung der Masse zu steigern, die obdachlos und zusammengewürfelt auf den Feldern kampirte. Als man dazu kam, den Schaden zu überschlagen, fand sich, dass der ungeheure Halbkreis vom Tempel über Cripplegate bis gegen den Tower hin, mehr als 13000 Häuser, 89 Kirchen und die meisten der übrigen öffentlichen Gebäude, einem einzigen Schutthaufen glich. An Eigenthum waren gegen eilf Millionen £. zu Grunde gegangen, während man glücklich genug war nur wenig Menschenleben beklagen zu müssen. Auch die Strasse, in der Milton das Licht der Welt erblickt, in der er seine Jugend verbracht hatte, war ein Opfer der Flammen geworden, und mit ihr das väterliche Haus „zum fliegenden Adler" (1).

Zu diesem Ruin der Hauptstadt gesellte sich der bedenkliche Verlauf des Krieges. Dryden glaubte in seinem grossen Gedicht über das „wundersame Jahr" noch prophezeien zu dürfen, dass man einen zweiten punischen Krieg erleben würde. Aber seine Voraussagung wurde nur zu bald durch die Thatsachen Lügen gestraft. England sah sich in dem schweren Kampfe, den es unternommen hatte, völlig vereinzelt, während sein Gegner an Frankreich und Dänemark einen Rückhalt fand. Die gewaltigen Rüstungen und Seeschlachten des Sommers 1666 hatten die Kraft des Reiches schon beinahe errchöpft, als jenes plötzliche Unheil eine allgemeine Verwirrung aller Geschäfte hervorrief. Man war zu stolz um sogleich auf die Fortsetzung des Krieges zu verzichten, aber es liess sich voraussehn, dass die Mittel des Staates auf die Dauer sich unzureichend erweisen würden. Die Flotte war denen der Gegner nicht gewachsen. Die Festungswerke an der Küste waren nicht im besten Stande. Im Lande regten sich die unterdrückten Parteien. Ausser-

halb der Grenzen wiesen die verjagten Königsrichter und Republikaner schadenfroh auf die sichtbaren Strafen des Himmels hin oder traten wohl gar mit den Feinden ihres Vaterlandes in Verbindung. Die Holländer machten sich die ausserordentliche Gunst der Umstände zu Nutze, um einen Schlag gegen ihren Feind zu führen, der seine ganze Schwäche enthüllte und ihn vor den Augen der Welt auf's tiefste demüthigte. Schon war zwischen Ludwig XIV. und Karl II. das beste Einvernehmen hergestellt, seit dem Mai 1667 tagte der Friedenskongress in Breda, man durfte hoffen, dass hier eine Verständigung zwischen den Niederlanden und England erreicht werden würde. Als indessen die holländischen Forderungen Widerstand fanden, und der Republik selbst durch die Wendung der europäischen Angelegenheiten Gefahr drohte, entschloss sie sich unter Leitung Johann's de Witt zu einer Ueberraschung des Feindes, die ihn zum Frieden zwingen sollte. Den 8. Juni erschien eine starke holländische Flotte an der Themsemündung. Eine Abtheilung nahm Sheerness, erzwang sich den Eingang in den Medway, warf in drei Kriegsschiffe, die hier vor Anker lagen, Feuer und kehrte ungestraft zu der Hauptmacht unter de Ruyter zurück. Einige Wochen lang konnte der feindliche Admiral triumphirend als Herrscher des Kanals die englische Küste unsicher machen. Damals, als der Donner der holländischen Kanonen in London gehört wurde, erwachte selbst in loyalen Kreisen die Erinnerung an den Heros der puritanischen Revolution. „Jedermann — erzählt der gute Royalist Samuel Pepys — denkt an Oliver und spricht von seinen tapferen Thaten, und wie alle Nachbarfürsten ihn fürchteten" (1). Wie sollte Milton dies Gefühl nicht getheilt haben, der Cromwell so viel näher gestanden hatte als tausend andere!

In dieser Zeit, als man eben anfieng nach den Eindrücken so vieler erschütternder Ereignisse aufzuathmen, erschien das verlorene Paradies. Der Vertheidiger der Pressfreiheit musste sich wohl oder übel bequemen sein Manuskript dem Censor einzureichen. Durch eine Akte von 1662 waren die Censurbehörden erneuert. Milton's Werk fiel in die Domäne des

damaligen Erzbischofs von Canterbury, Dr. Gilbert Sheldon, der durch seine Kapläne das Censoren-Amt verwalten liess. Das verlorene Paradies wurde dem erzbischöflichen Hauskaplan Thomas Tomkyns, zur Beurtheilung überwiesen, einem jungen Manne, der sich indessen bereits durch ein paar Schriften als Streiter für Thron und Altar bekannt gemacht hatte. Später hat er ein Werk über „die Unzuträglichkeiten der Toleranz" verfasst, und seine Grabschrift weiss von ihm zu rühmen, dass er die anglikanische Kirche wacker „gegen die Schismatiker" vertheidigt habe(1). Milton's Name war bekannt genug, als dass ein Censor von Tomkyns' Gesinnungen sich nicht versucht haben sollte ihm scharf auf die Finger zu sehn. Auch wird versichert, dass er gezögert habe die Druckerlaubnis zu ertheilen. Unter den Stellen die ihm Anstoss erregten, war namentlich (I. 594 ff.) ein Vergleich des verdunkelten Glanzes Satan's mit dem der Sonne, die durch den Mond verfinstert, ein verhängnisvolles Zwielicht auf die Erde wirft, sodass Könige

Aus Furcht vor einem Schicksalswechsel zittern.

Schliesslich beruhigte sich indessen der Eifer des loyalen Kaplans. Man besitzt noch das erste Buch des Gedichtes in der Handschrift, welche ihm zur Durchsicht eingeliefert wurde, mit seiner Bescheinigung, dass dem Drucke nichts entgegenstehe. Die übrigen Bücher haben sich nicht vorgefunden.

Nachdem dieser Akt vorüber war, galt es sich mit einem Verleger zu einigen. Unter den Buchhändlern, mit denen Milton bisher zu thun gehabt hatte, war Matthew Simmons gewesen, derselbe, bei dem „das Urtheil Butzer's" „das Recht der Könige", der „Bilderstürmer" erschienen war. Dessen Sohn war vermuthlich jener Samuel Simmons „in Aldersgate-Street, die nächste Thür beim goldenen Löwen", welcher den Druck und Verlag des verlorenen Paradieses übernahm. Der Vertrag zwischen ihm und dem Dichter vom 27. April 1667 mit Milton's Siegel und mit einer Namensunterschrift, die nicht von seiner Hand herrühren kann, zählt heute zu den am meisten angestaunten Reliquien des britischen Museums. Er gehört zu den schlagendsten Beweisen dafür, in einem wie geringen

Verhältnis der irdische Gewinn des Genies zu seinem Ruhme bei der Nachwelt stehn kann. Fünf Pfund zahlte der Buchhändler dem Dichter für Ueberlassung seines Werkes aus. Dieselbe Summe versprach er ihm zu geben, sobald die erste Auflage erschöpft sei, und ebensoviel für eine zweite und dritte. Mit dem Verkauf von dreizehnhundert Exemplaren sollte die erste Auflage für erschöpft gelten, doch war es, wohl mit Rücksicht auf die Vergabung von Widmungsexemplaren, dem Verleger gestattet, fünfzehnhundert zu drucken. Noch dauerte es beinahe vier Monate, bis der übliche Eintrag in die Register der Stationers erfolgte. Man ersieht aus ihm, dass das Gedicht bei seinem ersten Erscheinen nur zehn Gesänge enthielt. Erst später hat sich Milton entschlossen, das, was ursprünglich den siebenten und zehnten Gesang bildete, noch einmal zu theilen. In einigen Abzügen war der Verfasser mit vollem Namen genannt, in anderen waren nur die Anfangsbuchstaben desselben zu sehn, wie denn in den Titeln, und selbst über diese hinaus, manche Abweichungen der Exemplare jener ersten Ausgabe zu bemerken sind (1).

Seit Voltaire in seinem Essay über die epische Poesie seine Vermuthung über den Ursprung des verlorenen Paradieses in die Welt geworfen, hat man nicht aufgehört den Quellen nachzuforschen, aus denen der Dichter habe schöpfen können, und auf frühere poetische Erzeugnisse hinzuweisen, die ihm die erste Idee seines eigenen Werkes sollen eingegeben haben. Der Vorwurf masslosen Plagiats, den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein gewissenloser Fälscher gegen Milton erhob, diente nur dazu, der Frage eine noch grössere Anziehungskraft zu verleihen. Im Laufe der Zeit sind ein paar dutzend von Schriftstellern genannt worden, bei denen der Dichter des verlorenen Paradieses zu Gaste gegangen sein soll. Heute, nachdem man die gesammte Literatur der Völker Europas darauf hin durchsucht hat, dürfte es schwer sein, diese Liste noch zu bereichern. Einen unläugbaren Vortheil hat diese Durchmusterung gehabt. Sie hat demjenigen, der es vorher noch nicht gewusst hatte, die Augen darüber geöffnet, dass

der tiefsinnigste Mythus des alten Testaments in Verbindung mit der ausgebildeten Engellehre ein uralter und oft benutzter poetischer Vorwurf war. Sie hat auf's deutlichste erkennen lassen, dass das verlorene Paradies mit den frühesten Offenbarungen des germanisch-christlichen Dichtergeistes durch eine lange, unzerreissbare Kette verbunden ist.

Als Michelangelo die eine Schmalwand der Sixtina mit der Darstellung des jüngsten Gerichtes schmückte, behandelte er einen Gegenstand, an dem sich hunderte vor ihm versucht hatten. Die Idee des Ganzen war niemandem fremd. Die Anordnung im grossen war durch eine geheiligte Ueberlieferung gegeben. Und doch denkt sich heute unwillkürlich jeder unter dem Bilde des jüngsten Gerichts jenes einzigartige Erzeugnis einer gigantischen Phantasie, welches selbst in dem traurigen Zustande seiner Verdunkelung zeigt, dass der Künstler aus einem sattsam ausgenutzten Stoff etwas bis dahin Ungeahntes geformt habe. Milton, auf den die Wand- und Deckengemälde eben dieser sixtinischen Kapelle einst Eindruck gemacht haben mögen, befand sich in einer ähnlichen Lage wie ihr Schöpfer. Der alte angelsächsische Dichter, der unter Caedmon's Namen gieng, hatte von den Geschlechtern der Engel, dem Falle des obersten derselben und seiner Genossen, der Erschaffung der Erde, der Versuchung des ersten Menschenpaares gesungen. In den geistlichen Spielen des Mittelalters war dieses Thema, selbst in dramatischer Form, lebendig im Volksbewusstsein geblieben. In lateinischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, französischer, holländischer und englischer Sprache gab es eine Reihe von Dichtungen, die es in seiner Allgemeinheit oder doch von einer bestimmten Seite behandelten. Milton gehörte zu den am meisten belesenen Menschen seiner Zeit. Auch abgelegene Werke der Literatur, wie das alte lateinische Epos des Alcimus Ecdicius Avitus über den Ursprung der Welt, den Sündenfall, das Gericht Gottes, die Sarcotis des Jesuiten Jakob Masenius u. a. m. mögen ihm bekannt gewesen sein. Sein gutes Gedächtnis musste ihm namentlich nach der Erblindung unschätzbar werden. Was liegt näher als die An-

nahme, er habe diesen und jenen Zug einem seiner Vorgänger entlehnt, wohl selbst zu einigen bedeutenden Wendungen von ihnen sich leiten lassen. Man hat es im einzelnen nachzuweisen gesucht, ohne immer die richtige Grenze innezuhalten, völlig abzuläugnen wird es nicht sein. Namentlich ein Blick auf das Werk des du Bartas wird die Ueberzeugung erwecken, dass in Milton die Jugenderinnerung an dies hochangesehene Lehrgedicht mit seinen eingeflochtenen Schilderungen, astronomischen Betrachtungen, Anrufungen der Gottheit keineswegs erstorben war (s. o. I. 38). Ebenso ist der geistigen Einwirkung der beiden Fletcher auf den Schöpfer des verlorenen Paradieses schon gedacht worden (s, o. I. 172). In Abraham Cowley's Davideis war ihm die Gestalt des Lucifer entgegengetreten, als „des mächtigen Gefangenen, stolz in seinem Weh und Tyrann in seinen Ketten". Aehnlich erschien sie in der jüngeren Genesis, welche eine Lücke der sog. Caedmon'schen Genesis ausfüllte, und von diesen Gedichten hatte Milton vielleicht durch seinen Freund F. Junius gelegentliche Kunde erhalten. Diese und jene Episode, die als originell zu bewundern man bei flüchtiger Betrachtung besonders geneigt sein könnte, wie z. B. die Erfindung von Pulver und die Herstellung von Artillerie durch Satan während des Himmelskampfes, erscheint bei genauerem Studium auch nur als Nachahmung fremder Vorlagen.

Allein was beweist alles dies für den Ursprung des Gedichtes? Hier kann nicht, wie beim Comus, eine Summe von einzelnen Momenten der Aehnlichkeit geltend gemacht werden, da Handlung, Charaktere, Tendenz gleichsam eine grosse Erbschaft ausmachen, die ein Geschlecht dem anderen überliefert hatte. Es müssen sehr viel stärkere Gründe in's Feld geführt werden, um uns mit dem Glauben an eine erste äussere Anregung zu erfüllen. Betrachtet man aber die hauptsächlichsten Werke, die sich hier anführen lassen, so wird man sehr misstrauisch gegen voreilig gemachte Schlüsse werden. Der Adamo Andreini's, auf den Voltaire hingewiesen hat, ist seitdem einer gründlichen Kritik unterzogen worden. Dafür, dass Milton das biblische Drama dieses Dichters in Italien habe aufführen

sehn, liegt auch nicht die Spur eines Beweises vor. Auch bleibt es nur eine geistreiche Vermuthung, dass er es in einer der beiden Ausgaben, die damals vorhanden waren (von 1613 und 1617), mit sich nach England genommen habe. Seine eigenen dramatischen Entwürfe zeigen allerdings in ihrem Personenregister eine gewisse Uebereinstimmung mit demjenigen Andreini's. Aber wenn sie neben den Gestalten Adam's und Eva's, des Erzengels Michael und Lucifer's u. a. gleichfalls dem Neide, dem Hunger, der Arbeit, der Krankheit u. s. w. eine Stelle einräumen, so folgen sie darin nur der allgemeinen Ueberlieferung, wie sie z. B. auch bei du Bartas hervortritt. Sie kommen damit ausserdem nur der auf das Allegorische gerichteten Neigung des Zeitalters entgegen. Die Chöre bei Andreini dienen nicht unwesentlich selbstständigen musikalischen und ballettmässigen Aufführungen, bei Milton sind sie offenbar mehr als recitirende Kommentatoren der Handlung gedacht, in der Art, wie sie ihm in den antiken Tragödien erscheinen mochten. Die Handlung selbst endlich hätte nach Milton's Skizze einen würdigeren, einfacheren Verlauf genommen als bei seinem italienischen Vorgänger, der sich in einer bunten Fülle schnörkelhafter Zuthaten gefiel. Bezeichnend ist, dass dieser sich nichts daraus macht, Gott Vater auf die Bühne zu bringen, während Milton höchstens an die Darstellung des Begriffes der „himmlischen Liebe" zu denken wagte und auch davon in dem ausführlichsten Entwurf abgekommen zu sein scheint.

Blieb der Adamo Andreini's aller Wahrscheinlichkeit nach Milton vollkommen fremd, so lag es ihm um so näher, von dem „vertriebenen Adam" des Hugo Grotius Kenntnis zu nehmen, je lebhafter er sich seines persönlichen Zusammentreffens mit dem grossen Gelehrten in Paris erinnern musste. Das genannte lateinische Drama war 1601 von dem jungen Grotius veröffentlicht worden und konnte Milton leicht zugänglich sein. Auch mag man annehmen, dass einzelne Züge sich seinem Gedächtnis der Art eingeprägt hatten, dass sie ihm bei Beginn seines eigenen Werkes vorschwebten, so das Gespräch Adam's und des Engels im zweiten Akt, die Be-

schreibung der Schlange u. a. m. Indessen daraus schliessen zu wollen, dass der Plan des verlorenen Paradieses auf Grotius Einwirkung zurückzuführen sei, wäre um so mehr gewagt, da bei Grotius der Kampf um den Himmel gar nicht zur Geltung kommt.

Nicht anders verhält es sich mit Vondel's Lucifer. Das grossartige Drama des berühmten holländischen Dichters war dreizehn Jahre vor dem verlorenen Paradies im Druck erschienen. Es konnte Milton um so leichter bekannt werden, da er vielfache Beziehungen zu den Niederlanden hatte und durch Roger Williams in die holländische Literatur eingeführt wurde. Auch stellt sich nicht selten eine überraschende Aehnlichkeit zwischen beiden Werken heraus. Das Motiv der Rebellion Satan's ist zwar bei Vondel ein anderes. Auch hat sein Satan noch die Wahl Rebell zu werden oder nicht, und es fehlt ihm die titanenhafte Grösse und Sicherheit der Schöpfung Milton's. Aber unverkennbar sind die Ansätze zu der Charakteristik des Milton'schen Satan schon bei Vondel vorhanden. Unverkennbar ist auch die gleiche, von der Ueberlieferung so sehr abweichende Auffassung der übrigen Engelsgestalten. Und dazu kommen so manche auffallende Anklänge im einzelnen wie z. B. in der Schilderung der Empörung und der Himmelsschlacht, in epigrammatisch zugespitzten Aussprüchen, dass man sich der Ueberzeugung nicht wohl erwehren kann, Milton habe Vondel hie und da geradezu als Vorbild benutzt. Allein an eine Einwirkung auf die Konception ist auch hier nicht zu denken, da die dramatischen Entwürfe Milton's viel älter sind als Vondel's Tragödie. Und was sich von Vondel'schen Zügen im verlorenen Paradies vorfindet, ist wieder so eigenthümlich verarbeitet, dass sich ein mögliches Plagiat in eine Neuschöpfung verwandelt (1).

Ueberblickt man alles, was Sammelfleiss und Scharfsinn zur Aufhellung der Frage versucht haben, so wird man in das Urtheil Chateaubriand's einstimmen: „Ein originaler Schriftsteller ist nicht der, welcher niemanden nachahmt, sondern der, welchen niemand nachzuahmen im Stande ist" (2).

Milton selbst scheint denn auch in der Einleitung seines Gedichtes die Ursprünglichkeit der Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen. Doch will es noch etwas mehr bedeuten, wenn er hier äussert, er wolle Dinge singen, „an die sich Vers und Prosa nie gewagt“. Auch Ariost hatte sich einst vorgesetzt, zu künden „Cosa non detta in prosa mai, nè in rima“. Aber Milton, der die Worte von ihm entlehnt, fühlt, dass er sich in ganz anderen Bahnen bewegen wird wie seine grossen Vorgänger. Was waren ihm der Zorn des Peliden, die Irrfahrten des Dulders Odysseus, die Thaten des frommen Aeneas oder des frommen Gottfried von Bouillon, die vielgerühmten Kämpfe und Liebesgeschichten tapferer Ritter und schöner Damen, verglichen mit dem erhabenen Gegenstande, den er sich erwählt hatte:

Vom Fall des ersten Menschen, dem Genuss
Von des verbotnen Baumes Frucht, die Tod
Und alles Weh gebracht hat in die Welt,
Uns Eden raubte, bis ein grössrer Mensch
Den Sitz des Heils uns wiederum errang,
Sing' Himmelsmuse, die du auf des Horeb,
Auf Sinai's verborgnem Gipfel einst
Den Hirten hast begeistert, der zuerst
Dem auserwählten Volke kundgethan,
Wie Erd und Himmel aus dem Chaos stiegen.

So ist es denn, wie er an anderer Stelle sagt „keine der neun Musen“, die er anruft, keine von denen, „die auf der Höhe des alten Olymp wohnen“. Es ist „die Sionitin“, die Muse der religiösen Poesie, die „Nachts seinem Schlummer naht und ihn besucht, wenn den Ost der Morgen purpurn färbt“. Sie ist ihm gleichbedeutend mit dem heiligen Geiste, „der von Anbeginn war und einer Taube gleich mit mächtig ausgespreiztem Flügelpaar über dem ungeheuren Abgrund brütete“. Der Dichter selbst, den sie inspirirt, fühlt sich ein höheres Wesen werden. Er nähert sich jenem Ideale des Poeten, das er vor Jahren den Dichterlingen des Tages in leuchtender Erhabenheit vorgeführt hatte (s. o. I. 257). Er

wird zum Lehrer, zum Prediger, denn er will sich nicht frei dem Spiele seiner Phantasie überlassen, sondern

Rechtfertigen die ew'ge Vorsehung
Und Gottes Wege vor den Menschen preisen.

Die ganze eigenthümliche Grösse, aber auch die ganze unvermeidliche Schwäche, welche die Wahl des Gegenstandes mit sich brachte, war in diesen Worten gegeben. Die erhabensten, furchtbarsten und lieblichsten Schilderungen, zu denen Himmel, Hölle und Erde den Anlass boten, drohten abzuwechseln mit den trockensten, nüchternsten und schwerfälligsten Auseinandersetzungen über die Prädestination, die Verwerfung und Erwählung. Der Fortschritt der Handlung konnte beständig unterbrochen werden durch lehrhafte Vorträge. Die Freiheit der Erfindung musste sich nicht selten gehemmt sehn durch die Rücksicht auf die kirchliche Ueberlieferung. Der Dichter wurde zum Theologen, das Epos wurde zur Theodicee.

Man hat mitunter das lebhafteste Bedauern darüber ausgesprochen, dass Milton einen solchen Stoff gewählt habe, einen Stoff, den Goethe keinen Anstand nimmt als „abscheulich, äusserlich scheinbar und innerlich wurmstichig und hohl" zu bezeichnen(1). Man hat bemerkt, dass sich die Artussage, die Milton in seiner Jugend gefesselt hatte, aus rein poetischen Gründen weit eher empfohlen haben würde. So hoch das verlorene Paradies auch stehe, er habe, wenn er seiner ersten Neigung treu geblieben wäre, noch Höheres schaffen können. Hypothetische Betrachtungen der Art fallen nicht unter die Aufgabe des Biographen. Für diesen muss es genügen darauf hinzuweisen, dass Milton so gewählt hat und warum er so gewählt hat, wie es geschehn ist. Die Jahrzehnte gewaltigster Erschütterungen, welche sein Vaterland erlebt, die Kämpfe und Sorgen, die er selbst auszuhalten gehabt hatte, waren auch an seinem dichterischen Genius nicht spurlos vorübergegangen. Von jeher hatte dieser einen puritanischen Anhauch gehabt. Von jeher war ihm eine didaktische Neigung eigen gewesen. Aber die unbefangene Freude am Schönen, auf welcher Seite es sich finden mochte, die mächtige Einwirkung der Antike,

das strahlende Vorbild Edmund Spenser's: alles dies hatte in Milton's Seele ein glückliches Gegengewicht gegen Einseitigkeit und Tendenz gebildet. In seiner Jugend erschien er als begeisterter Herold der Renaissance, wenn auch von einer religiösen Grundstimmung beherrscht. In seinem Alter erscheint er als der grosse Dichter des Puritanismus, wenn auch durch die Vorstellungen der Renaissance bereichert. Er war zum Manne geworden während einer Umwälzung, welche dem religiösen Gefühl einen mächtigen Impuls gab. Er selbst hatte sich, an den Ereignissen lebhaft betheiligt, in eine Stimmung versetzt, die an den höchsten Fragen der Spekulation viel mehr Gefallen fand als an den bunten Bildern ritterlicher Romantik. Die umfassenden Kenntnisse, die er sich aneignete, hiengen sich wie schwere Fesseln an seine ursprüngliche Dichterkraft. Die theologischen Studien, denen er sich hingab, lenkten ihn auf natürliche Weise biblischen Stoffen zu. Trübe häusliche Erfahrungen, ein schweres körperliches Gebrechen, bittere Enttäuschungen jeder Art mussten nothwendig den Ernst und die Strenge des Dichters steigern. Seine Muse bedurfte eines „grossen Gegenstandes", d. h. eines solchen, der sich von selbst „zur Höhe des Heldengedichtes erhöbe", auch ohne von Helden im üblichen Sinne zu handeln. Und so fiel „nach langer Wahl" die Entscheidung. Einst im Allegro hatte sich der Dichter mit Wonne „unter das geschäftige Summen der Menge" versetzt, zum glänzenden Turnier, wo vor schönen Damen die Ritter und Barone um die Ehre kämpfen, „zu Pomp und Fest und Schmauserei". Diese Zeiten waren vorüber. Nun hielt er es recht im Gegensatze zum Geschmack der herrschenden Kreise für unwürdig, sogenannte „heroische" Thaten zu besingen, „mythische Schlachten . . fabelhafte Ritter",

> Wettlauf und Turnier
> Das Kampfgeräth, der Schilde Wappenprunk,
> Mit närrischen Emblemen, das Getrab
> Der goldbefransten Rosse, Ritters Schmuck
> Beim Ring- und Lanzenstechen und das Mahl,
> Von Seneschall und Truchsess aufgetischt.

Das alte Testament hatte die Heldensage verdrängt. Die Frage nach dem Fall Adam's und Eva's war wichtiger als die Frage nach dem Verrath Mordred's. Die Kämpfe zwischen den himmlischen Heerschaaren und den rebellischen Engeln bedeuteten mehr als die Kämpfe sämmtlicher Ritter der Tafelrunde gegen Riesen und Ungeheuer. Die unschuldigen Wonnen des Paradieses überstrahlten alle Wunder des Zauberwaldes von Breceliand.

Es war kein schmerzliches Opfer, das der Dichter brachte, wenn er den spröderen Stoff wählte. Er fühlte sich vielmehr durch eine immer stärker werdende Neigung zu ihm hingezogen. In diesem Stoff war eingeschlossen, was ihn und tausende seiner Zeitgenossen mit ihm bewegte: die grosse Streitfrage über den Ursprung des Uebels, die Vorherbestimmung des Schöpfers und den freien Willen der nach seinem Bilde Geschaffenen, eine Streitfrage, welche ebenso sehr an die ersten Anfänge des Menschengeschlechts anknüpfte, wie sie zu Ausblicken auf den Verlauf seiner ganzen Geschichte nöthigte. Der Kampf des bösen und des guten Princips, die schreckensvollen Gebilde von Sünde und Tod, die verneinenden und zerstörenden Kräfte in der Gestalt Satan's: alles das lebte mehr oder weniger klar in den Vorstellungen grosser Volksmassen und wartete nur auf die Hand des Künstlers, um feste Formen zu gewinnen.

Der Gegenstand des verlorenen Paradieses ist als gegeben zu betrachten. Statt Milton einen Vorwurf daraus zu machen, dass er ihn gewählt, wird man fragen müssen, wie er ihn verwerthet hat. Sucht man sich hierüber Rechenschaft abzulegen, so wird nichts so bald auffallen wie die vielfachen Anklänge des Milton'schen Epos an die Form des Dramas. Man erinnert sich, dass der Dichter den Stoff ursprünglich für diese bestimmt hatte. Indem er noch unter dem Banne dieser früheren Idee stand, gewann er den unschätzbaren



Vortheil, der Handlung einen straffen, energischen Zug verleihen und der psychologischen Entwicklung der Charaktere eine vornehme Stelle einräumen zu müssen. Eine grosse Gefahr, welche sein Thema mit sich führte, die Versuchung, sich lehrhafte Abschweifungen zu gestatten, wurde damit zwar durchaus nicht abgewandt, aber doch in etwas gemindert. Andrerseits wurde der natürlichste Anlass gegeben, die drei Anfangskapitel der Genesis, um die es sich in erster Linie handelte, ohne Anstoss poetisch auszufüllen. — Ein kurzer Ueberblick über den Gang der Fabel wird ihren dramatischen Aufbau in's Licht stellen.

Hält man sich an die Eintheilung in zwölf Bücher, zu der Milton selbst sich in der zweiten Auflage entschloss, so wird man diese unschwer in drei gleich starke Gruppen theilen können. Die ersten vier Bücher eröffnen Hölle, Himmel und Erde vor unseren Blicken und zeigen uns das erste Menschenpaar, ahnungslos zwischen die streitenden Mächte von Gut und Uebel gestellt. Der Sturz der rebellischen Engel wird im Beginne des Gedichtes als eben geschehen gedacht. Satan's Erwachen aus dem Flammenpfuhl des bodenlosen Abgrunds, seine trotzige Unterredung mit Beelzebub, dem Genossen seiner Qual, bilden gleichsam die erste Scene. Die Besitzergreifung des höllischen Reiches schliesst sich daran. Eine Musterung der teuflischen Heerschaaren führt kriegerische Massen auf die Bühne, die der heroischen Ansprache des Führers mit geschwungenen Waffen zujubeln. Die Versammlung des Teufelsparlamentes, des grossen Rathes der Hölle, im kunstvollen Pandämonium entrollt ein anderes jener Bilder, die dem historischen Drama geläufig waren. Eine pomphafte Ansprache des Fürsten, wechselnde Rathschläge seiner Paladine, der Beschluss, sich an Gott zu rächen durch einen Angriff „auf jene andere Welt, den seligen Sitz des neuerschaffenen Volkes, Mensch genannt“: das alles reiht sich in lebendigem Fortschritt an einander. Die grosse Staatsaktion ist vorbereitet. Satan selbst nimmt es auf sich, den erwählten Angriffspunkt zu rekognosciren. Sünde und Tod, phantastische Gebilde von unfassbarem Graus, öffnen die

Höllenpforten. Er gelangt emporfliegend in's Reich des Chaos und der alten Nacht und erfragt von ihnen den Weg nach jener neuen Welt, die vom Himmel herabhängt „an goldner Kette schwebend, an Umfang gleich einem Stern von letzter Grösse dicht am Mond".

Die Scene wechselt, indem wir dem Gegenbilde der Hölle, der hohen himmlischen Wohnung, angenähert werden. Auch hier entwickelt sich das Gedicht in dialogischer Form. Gott Vater, „der das Einst und Jetzt und Künft'ge sieht", weist seinen Sohn auf das Unternehmen Satan's hin und sagt den Fall der Menschen voraus. Gott der Sohn legt Fürbitte für das Menschengeschlecht ein und erbietet sich als Mittler. Das Opfer des himmlischen „Vicekönigs" wird angenommen, und wie der Chor der Teufel den Rathschluss ihres Hauptes mit Jubel begrüsst, so erschallt der purpurglänzende Himmel von den heiligen Gesängen und den goldenen Harfen der Engel. Währenddess ist Satan, mit Mühe durch das Chaos sich durcharbeitend, an die Grenze des Weltsystems, zu dem die Erde gehört, gekommen. Es ist die „erste Wölbung", welche die „leuchtenden kleineren Sphären" in sich einschliesst. Sie hat an ihrem oberen Pol eine Oeffnung, dieselbe, durch die ein Weg zum Thor des Himmels führt. Durch diese erblickt Satan die ganze neue Welt. Er nimmt durch unzählbare Sterne, „um deren glückliche Bewohner er sich nicht kümmert", den Weg zur Sonne, deren Glanz ihn am meisten anzieht. Dort findet er Uriel, einen der sieben Erzengel. In der Verkleidung eines Cherub weiss er ihm die Kunde zu entlocken, welches unter den Sternen die Erde ist, und wo auf der Erde das Paradies. Beim Anblick desselben verhärtet er sich, seiner Leidenschaft Luft machend, in seinem Vorsatz, überspringt die bewaldete Gebirgsmauer und lässt sich als ein Rabe auf den Baum des Lebens nieder. Von dort aus „sieht er voll Grimm die ganze Pracht Eden's, die Ueppigkeit der Pflanzen, die Fülle der friedlich bei einander wohnenden Thiere, das erste Paar der Menschen, von allen Reizen der Jugend und Unschuld umspielt. Er verwandelt sich in dies und jenes der Thiere, um das holde Geplauder Adam's und Eva's besser belauschen zu

können. Jener spricht von dem Verbote Gottes, die Früchte des Baumes der Erkenntnis zu kosten. Diese gedenkt ihres ersten Erwachens unter Blumenschatten, ihres ersten Begegnisses mit dem Geliebten. Mit Neid sieht Satan seitwärts auf ihre Küsse, auf das „glücklichere Eden, eins in des anderen Arm“. Er beschliesst, sie zu verderben, indem er jene Lust der Erkenntnis in ihnen wecken will, die Gott ihnen versagt.

Während er im Hintergrund verschwindet, und die Sonne sinkt, gleitet Uriel auf einem ihrer Strahlen hernieder. Er hat die Maske des Erzfeindes durchschaut, sein Beginnen verfolgt und warnt die Wächter des Paradieses. Die Abenddämmerung bricht an. Adam und Eva suchen nach einfachem, formlosem Gebet in duftender Laube ihr weiches Lager auf und entschlummern nach sündlosem Liebesgenuss „von Nachtigallen eingesungen, von Rosen überstreut“. Zu Eva's Ohr schleicht Satan, als Kröte hingestreckt, um ihre Phantasie durch lockende Träume zu reizen. Ihn finden zwei der Engels-Wächter. Vom Speer des einen berührt, schnellt er in seiner wirklichen Gestalt empor und lässt sich vor Gabriel führen, den Obersten der paradiesischen Hut, um ihn und seine Schaar zum Kampfe herauszufordern. Aber der Ewige hängt seine „Wage“, in der er jegliches Erschaffene wog, am Himmel aus. Satan's Schale steigt, er flieht, „und mit ihm flieht die Dunkelheit der Nacht“.

In den nächsten vier Büchern kommt die Handlung so gut wie zum Stehen. Als der Morgen naht, schlägt Adam die Augen auf und sieht Eva mit wirren Locken und glühender Wange noch unruhig schlafen. Von ihm geweckt, erzählt sie ihren Traum, in dem sie, durch eine Engelserscheinung verführt, von der verbotenen Frucht gekostet hat. Adam tröstet sie und küsst ihr die Thränen aus den Augen. Sie sprechen ihr Morgengebet, wiederum ein reiner Ausdruck der Naturreligion und wiederum „unvorbedacht“, wie es ihnen ihr Herz eben eingiebt. Dann eilen sie zu ihrem gewöhnlichen Tagewerk, der einzigen „Arbeit“, die das Paradies kennt, schwankende Blumenstengel zu stützen, den üppigen Trieb früchtebeladener Bäume zu hemmen, die Ulme mit der

Rebe zu umranken. Es sind harmlose Gegenstände tändelnder Geschäftigkeit, wenig ernster, als diejenige der Elfen im Sommernachtstraum. Mitleidig sieht sie Gott und beauftragt den Engel Raphael, als Warner zu Adam zu eilen, „auf dass er nicht mit Wissen sündigend als Vorwand Ueberraschung nennen kann“. — Es ist schwüler Mittag, als der Engel im Paradiese anlangt. Adam sieht ihn von weitem vor seiner Laube, während Eva drinnen das Mahl aus „schmackhaften Früchten“ bereitet. Man wird einig, den hohen Gast einzuladen, und Eva beeilt sich hausmütterlich, noch für einige ausserordentliche Gänge zu sorgen, selbstverständlich streng nach vegetarianischer Vorschrift. Bei Tische spricht der himmlische Bote Speise und Trank ganz menschlich zu, gleich als wäre es „Engelskost“. Adam, wissbegierig, schon ohne vom Baume der Erkenntnis gegessen zu haben, nimmt daher Gelegenheit, dem herablassenden Fremden mit einer harmlosen Wendung Kunde „von den Dingen über seiner Welt“ zu entlocken.

Und nun folgt nach geschickter Ueberleitung ein ausführlicher Bericht von dem, was vor dem Beginne des Gedichtes und vor der Schöpfung „dieser Welt“ als geschehen zu denken ist: von der Proklamation des einzigen, eingeborenen Gottessohnes als „Vicekönigs“ des Reiches, von der Empörung eines der ersten Erzengel — „jetzt heisst er Satan, sein früh'rer Name ward getilgt im Himmel“ — und seiner Genossen gegen diesen Herrscherspruch, von dem gewaltigen Kampf um den Himmel und den Thaten ewigen Ruhmes, die der Erzähler mit erlebt hat, von der Besiegung der Rebellen durch den Gottessohn, der sie mit seinen „zehntausend Donnern, von glänzendem Streitwagen herabgeschleudert, niederschmettert zum schwarzen Schlund der Hölle. Die Moral der Geschichte ist eine ernstliche Warnung vor dem Ungehorsam, vor den Lockungen des Versuchers. Adam verspricht für sich und „seine schwächere Gefährtin“ Gottes Gebote zu halten. Aber „wie einer, der den Durst sich kaum gelöscht, zum Strom hinabblickt, dessen Rauschen ihm auf's neue Durst erweckt“, so wünscht Adam weitere Kunde über das ihm näher Liegende, über die Entstehung von Himmel.

Luft und Erde zu hören. Der Engel giebt einen kurzen Abriss der Schöpfungsgeschichte, nach welcher Gott der Sohn im Auftrag Gott des Vaters die Welt in's Leben gerufen hat. Adam würde vollkommen dadurch befriedigt sein, wenn ihm jene astronomischen Zweifel benommen würden, über die sich Raphael in sehr bemerkenswerthen, früher angeführten Worten ausspricht (s. B. I. 279). Schon beim Beginne dieses wissenschaftlichen Gesprächs zieht Eva es vor, sich zu entfernen. Adam aber erzählt, nachdem sein Wissensdrang vorläufig befriedigt ist, dem Gaste seinerseits von seines Daseins Anfang, von seiner Sehnsucht nach einem gleichartigen Geschöpf, von der Erfüllung seines Wunsches, als Gott ihm Eva geschenkt hatte:

Ich sah sie
Ganz wie ich sie im Traum erblickt, geschmückt
Mit allem, was sie liebenswerth zu machen
Nur Erd und Himmel spenden kann. Sie kam,
Von ihres unsichtbaren Bildners Ruf
Geleitet, näher, eingeweiht durch ihn
In Heiligkeit und Brauch des Ehebunds,
Anmuth in jedem Schritt, in ihrem Auge
Der ganze Himmel, voller Huld und Würde.
Und wonnetrunken rief ich jubelnd aus:
„Nun ist mein Wunsch vollendet, ja du hast
Erfüllt, Allgüt'ger, was du mir versprachst,
Neidloser Geber alles Schönen, dies
Ist deiner Gaben schönste" . . . .
Sie hörte mich; geführt von Gott empfand
Sie doch jungfräulich Beben, holde Scham,
Des reinen Frauenwerthes sich bewusst,
Der ungeworben nicht, nicht ungesucht
Von selbst sich hingiebt, lieblich widerstrebt,
Damit Gewährung doppelt köstlich sei.
Unwissend, was sie that, gehorchte sie
Der Stimme der Natur und wandte sich
Bei meinem Anblick ab. Ich folgte ihr;
Mit keuscher Würde, stolzer Fügsamkeit
Gab sie mir nach. Zur hochzeitlichen Laube
Führt' ich die morgengleich Erröthende.
Der Himmel und die Sterne gossen Licht
Des Glücks auf diese Stunde aus, die Erde

Rief unserm Bund von jedem Hügel Heil,
Die Vögel jauchzten, sanfter Lüftchen Hauch
Durchflüsterte den Hain, von ihren Schwingen
Streuten sie Rosenduft und würz'gen Balsam,
Bis uns die Nachtigall das Brautlied sang
Und eilen hiess den nahen Abendstern,
Damit er uns die Hochzeitsfackel zünde.

Mit solchem Entzücken schildert unser Urahn sein eheliches Glück, dass der Engel ihm sehr puritanisch vorhält, nicht „Liebe" und „Leidenschaft" zu verwechseln und mit einer nochmaligen ernsten Verwarnung, „festzustehn" von dem gastfreundlichen Heim des ersten Menschenpaares Abschied nimmt.

In den letzten vier Büchern schreitet die Handlung wieder fort. Sieben Tage und Nächte hat Satan die Erde umkreist. In der achten Nacht weiss er auf's neue in das Paradies einzudringen und schlüpft, den Zwang dieser Selbsterniedrigung verfluchend, in eine schlafende Schlange, als das geeignetste Werkzeug seiner Anschläge. Beim Anbruch des Morgens, des letzten der paradiesischen Unschuld, schlägt Eva dem Gefährten eine kurze Trennung vor, da die „Arbeit" beiden besser von der Hand gehn werde, wenn Geplauder und Gekose sie nicht unterbreche. Adam ist nicht sehr erbaut von diesem Vorschlag. Er erlaubt sich, Eva daran zu erinnern, dass ihr allein leicht Gefahr und Verführung drohen. Sie schmollt ein wenig, beide werden in Rede und Gegenrede etwas gereizt, zuletzt behält sie ihren Willen. Sie geht mit ihrem „Gartengeräth", lieblich wie „Pomona" oder die „jungfräuliche Ceres", um hängende Blumenkronen mit Myrthenreisern emporzurichten, „sie selbst, der Blumen schönste, stützelos, so fern dem besten Halt, so nah dem Sturm". Sogar Satan, als Schlange näher kriechend, wird einen Augenblick zur Bewunderung hingerissen und bleibt eine Weile „dummgut entwaffnet, seiner eigenen Bosheit entfremdet". Dann aber erwacht die „heisse Hölle" wieder in seiner Brust. Emporgeringelt mit erhobenem Kopf — so wie die Schlange auf so manchen der altdeutschen und italienischen Bilder erscheint — umtanzt das Thier Eva, küsst die Spur ihrer

Füsse und redet sie schmeichelnd an. Dass es reden kann, erklärt es selbst der Verwunderten als Folge des Genusses der verbotenen Frucht und reizt dadurch ihre Neugier nur noch mehr. Der Zug gehört Milton an und nicht der Bibel, aber wie er wenige Verse derselben zu verwerthen, psychologisch zu vertiefen und rhetorisch auszuschmücken weiss, zeigt vielleicht keine Stelle seines Gedichtes so deutlich wie die Ausmalung dieser ganzen Scene.

Die That ist geschehen. „Die Erde fühlte die Wunde, tief seufzte die Natur in ihrem ganzen Bau vor Schmerz, dass alles nun verloren war.“ Eva aber, erhitzt und berauscht, segnet den Baum, ja erweist ihm Götzendienst. Sie denkt einen Augenblick daran, „die Ueberlegenheit der Kenntnis für sich zu behalten,“ dadurch die Schwäche ihres Geschlechts auszugleichen und Adam's Liebe zu steigern. Wie aber, wenn Gott sie mit dem Tode strafte, wenn Adam, „mit einer anderen Eva verbunden“, leben bliebe? Lieber soll er Wohl oder Wehe mit ihr tragen. Sehnsüchtig kommt er ihr schon entgegen mit einem Kranze, den er für sie gewunden hat. Seinem Entsetzen, nachdem er ihr Bekenntnis gehört, folgt sein Entschluss, ihr Loos zu theilen. Er nimmt aus ihrer Hand die Frucht und isst, „von Frauenreize sanft besiegt“. Und wieder „erbebt der Erde Schoos, stöhnt die Natur ein zweites Mal; der Himmel verdunkelt sich und weint dumpfdonnernd schwere Tropfen“. — Die erste Folge des Sündenfalles ist das Entbrennen „fleischlicher Begierden“. Die Unschuld ist dahin, beide sind wie „von neuem Weine trunken“, und zum ersten Male dient ihr schattiges Blumenbett der wilden Lust der Sinne. Sie erwachen, anders wie sonst, aus wüstem Schlafe, dunklen Sinnes, beschämt über ihre Nacktheit. Der Schurz aus Feigenblättern, die sie sich pflücken, kann ihre Schuld nicht verdecken, mit Weinen, Klagen und Vorwürfen verbringen sie die Stunden.

Indessen hat der Himmel von Gott Vater erfahren, was dieser „längst vorausgesagt“ hatte, wird Gott der Sohn entsandt, die Gefallenen zu richten. Dieser spielt demnach die Rolle, die nach der Genesis dem einigen Gotte zukommt. Er spricht

den Fluch über die Schlange, das Urtheil über die Menschen aus und kleidet sie mitleidig in Thierfelle. Satan war vor dem Anblick des Göttlichen aus Furcht vor augenblicklicher Strafe geflohen. Nachts kehrt er zurück, belauscht Adam's und Eva's traurige Gespräche und entnimmt aus ihnen, dass sein Urtheil — gemäss dem mystischen, über die Schlange ausgesprochenen Fluche — erst in Zukunft vollzogen werden soll. Beruhigt und triumphirend eilt er seinem Reiche zu und trifft unterwegs auf seine Kinder, Sünde und Tod, die gleich nach dem Falle des Menschen, „den Hauch der Sterblichkeit witternd", eine kunstvolle und bequeme Brücke von der Hölle über das Chaos zur neuen Welt geschlagen haben. Er eilt zu seinem Herrschersitz und verkündet seinen Getreuen den Sieg, aber statt des erwarteten Beifalls muss er ein misstöniges Zischen hören. Die Teufel sind sämmtlich in Schlangen verwandelt, er selbst sträubt sich vergeblich gegen diese Metamorphose. Zugleich erwächst vor ihren Augen ein Hain mit lockenden Früchten, aber diese werden, als sie sich gierig darauf stürzen, zu bitterer Asche. Satan und seine Genossen erhalten, wenn die Qual lange genug gedauert hat, zwar ihre wahre Gestalt wieder, aber, „wie einige sagen", müssen sie in jedem Jahre gewisse Tage diese Demüthigung erdulden. Man bemerke, wie dem alttestamentarischen Stoff romantische Züge beigemischt werden, gleich diesem, deren richtige Stelle in den Märchen von Hexen und Zauberern oder bei Ariost und Spenser zu suchen wäre.

Weit besser fügt sich dem Ganzen jene durchgeführte Allegorie von Sünde und Tod ein, deren Ankunft im Paradiese mit grellen Farben geschildert wird. Sie beginnen ihr Zerstörungswerk bei Pflanzen und Thieren. Die Zwietracht, der Sünde Tochter, verhetzt die Geschöpfe zum Kampf um's Dasein. Gott sieht der Verwüstung seiner „schönen Welt" nicht nur gelassen zu, da er des endlichen Sieges seines Sohnes über Sünde und Tod gewiss sein kann, sondern thut noch das Seinige, um seine Schöpfung zum Schlechteren zu „verändern". So wenigstens erscheint in diesem Zusammenhange alles das, was wenig mehr denn ein Jahrhundert später

Herder's „Ideen" als Zeichen der „Harmonie, Güte und Weisheit" zu preisen nicht müde wurden: die Schiefe der Ekliptik, die Verschiedenheit der Zonen, der Wechsel der Jahreszeiten, der Widerstreit der Winde. Mit Schrecken sieht Adam, wie die Thiere ihn fliehen oder grimmig nach ihm blicken. Er fühlt das „Elend nach der Seligkeit", den Fluch des Todes, in den sich der Segen Gottes „seid fruchtbar und mehret euch" verwandelt hat. Er sehnt die Sterbestunde herbei, um nicht die Verwünschungen der Enkel hören zu müssen. Aber wird der Tod ihm die Wohlthat völliger Vernichtung bringen, wird er sich nicht verewigen in dem „endlosen Jammer" seines ganzen Geschlechts, das er nicht zu entsühnen vermag? Seine Gedanken finden keinen Ausweg aus diesen Geheimnissen. Die dunkle Nacht hört seine Klagen. Eva naht sich ihm, um ihn zu trösten, er stösst mit Zornesworten die „Schlange hinweg aus seinem Angesichte". Sie wirft sich ihm zu Füssen, und er kann ihren Thränen, ihren flehenden Worten nicht widerstehn. Es folgt die Versöhnungsscene, in deren Schilderung der Dichter vielleicht das selbst Erlebte verarbeitet hat (s. o. B. II. 337). Eva's exaltirter Vorschlag, durch Selbstmord alle Qualen zu enden und dem göttlichen Urtheil die Spitze abzubrechen, weist der kühler gewordene Adam zurück. Er sinnt schon auf Mittel, das menschliche Dasein erträglich zu machen. Er hofft „durch Reibung von zwei Körpern" Feuer zu gewinnen und entwickelt vorahnend eine Art Geschichte primitiver Kultur. Beide finden Trost im reuigen Gebet. Der Messias legt es am Thron des Vaters nieder, und dieser gewährt die Bitte, dem Menschen eine Frist des Lebens zu gönnen. Aber ihn länger im Paradiese zu belassen, verbietet das Gesetz der Natur. Eine Thronrede macht den versammelten Engeln hiervon officielle Mittheilung. Der Erzengel Michael erhält den Befehl, mit einer Kohorte von Cherubim das Beschlossene auszuführen.

Noch ahnen die Menschen nicht, was ihnen bevorsteht, aber böse Vorzeichen künden ihnen Unheil an. Sie vernehmen Michael's Botschaft. Eva jammert, dass sie ihre „Blumen", ihre „hochzeitliche Laube" lassen soll, Adam bangt vor dem Gedanken, dass eine Verbannung aus dem Paradies eine Ver-

bannung aus der Nähe Gottes sein werde. Der Erzengel tröstet ihn mit dem Hinweis auf die göttliche Allgegenwart. Zur Bestätigung dessen verspricht er ihm, seinem Auftrag gemäss, ein Bild „zukünftiger Tage" zu zeigen, den „Kampf der göttlichen Gnade mit menschlicher Sünde", daraus Geduld zu lernen, zu lernen „durch fromme Furcht die Freude mässigen, Günst'ges und Widriges mit Gleichmuth tragen". Während Eva in Schlaf versinkt, folgt Adam dem Engel auf einen hohen Hügel. Er überblickt von dort die ganze Bühne der künftigen Thaten und Leiden seines Geschlechts. Eine Vision fortlaufender Bilder, an die sich die Belehrung seines Führers anreiht, zeigt ihm die Geschichte der Menschen von Abel's Tod bis zur Sindfluth, von der Sindfluth bis zur Erlösung durch den Messias, und selbst die Ausbreitung des Christenthums und sein Verfall nach dem Eindringen priesterlicher „Wölfe" wird mit ein paar flüchtigen Strichen angedeutet. Zuletzt prophezeit der Erzengel einen „Weltbrand", in dem Satan zu Grunde gehn, eine neue Erde und ein neuer Himmel entstehn wird. Beim Entrollen dieses Abrisses der Geschichte, soweit sie sich dem Rahmen der Bibel einfügen lässt, einem mit Recht bewunderten „Meisterstück poetischer Oekonomie", lösen sich Rede und Gegenrede des staunenden Zuschauers und des kundigen Erklärers beständig ab. Scenen des Krieges und des Friedens — wie auf dem homerischen Schilde des Achilleus — Darstellungen von Lebenslust, Arbeit, Kunstübung, von Krankheit, Verzweiflung, Tod wechseln mit einander und regen sich widersprechende Gefühle auf. Das ganze vielverschlungene Gewebe des menschlichen Daseins breitet sich aus, und die Eröffnung einer unendlichen Perspektive hebt den Geist über den Schmerz des Augenblicks empor. Adam bezweifelt nicht mehr, dass der Mensch, wenn er mit „dem Wissen" die gute „That" verbindet, „ein schöneres Paradies" in sich selbst tragen wird. Und so findet er Eva wieder, schon erwacht und durch heilverkündenden Traum getröstet. Sie folgt ihm gerne: „du bist mein alles unterm Himmelszelt, mit dir gehn, heisst im Paradiese bleiben".

Schon ziehen die Cherubim näher, „vor ihnen Gottes Flam-

menschwert wie ein Komet". An der Hand des Engels gelangt das Menschenpaar zum Thore. Noch einmal schauen sie sich um nach den Schreckgestalten und weinen. Aber bald trocknen sie ihre Thränen.

> Vor ihnen lag die weite Welt zur Wahl
> Der neuen Ruhestatt, ihr Führer: Gott.
> Sie nahmen Hand in Hand mit zagem Schritt
> Durch Eden langsam ihren stillen Weg.

Es wird nicht mehr auffallend erscheinen, warum das verlorene Paradies das am meisten dramatische aller epischen Gedichte genannt worden ist. In der That, wenn man von dem Stillstand der mittleren vier Bücher und von der Digression in den zwei letzten einmal absieht, so fällt es nicht schwer, sich den Rest zu einer bühnenmässigen Handlung umgestaltet zu denken. Die Form, in der sich die Dichtung bewegt, ist vorwiegend die des Dialogs oder des Selbstgesprächs. Der Schauplatz wechselt mit einer Leichtigkeit, die für die grossen dramatischen Dichter England's zur Mode geworden war. Hie und da glaubt man auf Effekte der Beleuchtung und Dekoration zu stossen, die wie dem Theater entlehnt erscheinen. Fasst man aber die Charaktere in's Auge, durch deren Spiel und Widerspiel Milton die Handlung sich entwickeln lässt, so wird man alsbald seine Schwäche gegenüber den grossen Meistern der dramatischen Poesie seines Landes gewahr werden. Für ihn giebt es nicht jenen geheimnisvollen seelischen Hintergrund, auf dem die Gedanken sich haschen und fliehen wie die verschwommenen Bilder eines hin- und herschwankenden Spiegels, jenes Gemisch von Neigung und Abneigung, Erinnerung und Ahnung, Stärke und Schwäche, aus dem die Entschlüsse sich bilden und die Thaten hervorgehn. Seine Charaktere sind fast niemals verwickelt, sondern in der Regel einfach, durchsichtig, ja mitunter ohne individuelles Leben, in blosse Schemen aufgelöst, eben gut genug, dem Dichter als Maske zu dienen, durch deren Mund er nach Gefallen rhetorisch, polemisch, dialektisch seine eigene Mei-

nung an den Mann zu bringen sucht. Eben damit hängt sein auffallender Mangel an Humor zusammen. Es giebt vielleicht keinen zweiten englischen Dichter, dem diese glückliche echt englische Gabe in dem Grade abgienge wie ihm. Er kann sich das Leben nicht als ein buntes, leicht bewegliches Kaleidoskop denken, in welchem Scherz und Ernst, Lachen und Weinen in raschem Wechsel sich ablösen und in einander übergehn, weil er selbst einer solchen Beweglichkeit der Stimmung nicht fähig ist. Versucht er es je einmal, das Gebiet des Komischen zu streifen, so geräth er in Gefahr, grotesk zu werden oder sich mit geschmacklosen Wortspielen abzufinden. Immer ist es seine Subjektivität, welche durchbricht, seine sittliche Hoheit, sein Pathos, sein Idealismus, und selbst die Verkörperung des bösen Princips lässt uns den Schöpfer nicht über seiner Schöpfung vergessen.

Es wird wenig Leser des verlorenen Paradieses geben, auf welche die Figur des Satan nicht die grösste Anziehungskraft unter allen den Charakteren ausübt, die überhaupt in dem Gedichte vorgeführt werden. Seine Gestalt drängt sich so sehr hervor, dass Addison keinen Anstand genommen hat, ihn den „Heros“ des Epos zu nennen. Und ohne Zweifel lässt dieses Wort sich rechtfertigen. Es ist freilich unbestreitbar, dass Milton, der „den Fall des ersten Menschen“ besingen wollte, von einem epischen Helden im üblichen Sinne mit vollem Bewusstsein absah. Allein unvermerkt wächst die Figur des Satan in diese Rolle hinein. Er ist der Führer im Kampf und der erste im Rath, gleich den Völkerhirten der nationalen und romantischen Epen. Er erdenkt die listigsten Anschläge und besteht die gefährlichsten Abenteuer gleich Odysseus und Orlando. Seine Kraft ist selbst nach seinem Sturz mit menschlichen Begriffen nicht zu messen. Sein Körper bedeckt, auf dem Flammenpfuhl schwimmend, „weit ausgestreckt, viele Hufen“. Gegen seinen Speer gehalten, ist die grösste norwegische Fichte, die einem Admiralschiff als Mastbaum dienen soll, „nur eine dünne Gerte“. — Gigantisch wie alles, was mit seiner äusseren Erscheinung zusammenhängt, stellt sein geistiges Wesen sich dar. Wir verlieren

niemals aus dem Auge, dass dieser Teufel ein gefallener Engel ist, „einer der Erzengel, wenn nicht der Erzengel erster", von Haus aus mit allen grössten Anlagen ausgerüstet. Nur eine Eigenschaft beraubt sie sämmtlich ihres Werthes: unbezähmbarer Ehrgeiz, der ihn, den Prometheus der christlichen Mythologie, den Vorläufer des Byron'schen Lucifer, zur Empörung treibt. Aber eben diesen Grundzug seines Charakters sind wir am leichtesten geneigt zu verzeihen. Es fehlt nicht viel, dass wir für den stolzen Revolutionär Partei nehmen, der sich einem verletzenden Ceremonialgebot nicht fügen will. Es wird uns schwer, das Rachegefühl des Besiegten zu tadeln, der nur dem „Donner", der physischen Gewalt, erlegen ist. Ein Satan, der ungebrochenen Muthes, glühenden Hasses voll, den Schmerz besiegend, in die eines Cäsar's würdigen Worte ausbricht „Besser in der Hölle herrschen, als Knecht im Himmel sein", stellt sich als ein Wesen dar, aus nicht gemeinem Stoff gemacht. Und wiederum ein Satan, der fast zu Thränen gerührt wird, als er zum ersten Male des unschuldigen Menschenpaares ansichtig wird, beweist deutlich genug, dass er kein „wissentlicher Feind" ist, dass er das Böse nicht aus Lust am Bösen sucht. Mit einem Worte: diese Gestalt entlockt uns eben diejenige Empfindung, welche nach Lessing dem „Helden der Epopoe" zukommt. Wir „bewundern" diesen, während wir den Helden des Trauerspiels „bemitleiden" (1).

Es ist klar, dass mit dieser Zeichnung des Satan ein ungeheurer Fortschritt über die volksthümliche Auffassung hinaus gemacht wurde. Freilich der Milton'sche Teufel ist noch nicht zu dem spöttischen Mephistopheles, dem bösen Geist der modernen Gesellschaft, zusammengeschrumpft, der im grossen nichts vernichten kann und es nun im kleinen anfängt. Aber er ist auch nicht mehr das nordische Phantom mit Hörnern, Schweif und Klauen. Man hat wohl Recht gehabt, zu behaupten, dass Milton zuerst den Satan und seine Wohnstätte der noch obwaltenden popularen Verzerrung mit Erfolg entrissen habe. Eine solche Umwandlung gieng freilich nicht ganz ohne Schaden für die plastische Greifbarkeit ab.

Kolossal, wie die Milton'sche Hölle und der Milton'sche Teufel erscheinen, fehlen ihnen doch die bestimmten Umrisse und Farben, welche der angstvollen Phantasie des gemeinen Mannes unentbehrlich waren. Aber der Eindruck des Grausigen und Unheimlichen wird dadurch verstärkt, dass die körperliche Erscheinung der höllischen Mächte, eines mannichfachen Wechsels fähig, in geheimnisvollem Helldunkel auf- und abschwankt (1).

Mitunter ist die Frage aufgeworfen worden, ob zu Milton's Satan nicht eine der grossen Persönlichkeiten Modell gesessen habe, die in den gewaltigen Kämpfen seiner Zeit auf den Schauplatz getreten waren. Die Frage liegt um so näher, für je wahrscheinlicher man es hält, dass Vondel's Lucifer dem englischen Dichter bekannt war. Auch in Vondel's Drama hat man Anspielungen auf die Geschichte seines Vaterlandes gefunden, und die Holländer erblicken im Lucifer den rebellischen „Statthalter", Wilhelm von Oranien. Dem würde es am besten entsprechen, das Urbild zu Milton's Satan in Cromwell zu suchen. In der That ist dieser Gedanke aufgetaucht, und er hat unläugbar viel Bestechendes. Das überaus Kraftvolle, Beherrschende, Selbstbewusste, das titanenhafte sich Aufbäumen dessen, der sich gegen den „gesalbten" Himmelskönig empört hat, um Tyrann in der Hölle zu werden: das alles waren Züge, die sich in Oliver Cromwell vorfanden. Wenn Satan sich auf die „Wahl" seiner Genossen beruft, die ihn um seiner Verdienste willen an die Spitze gestellt haben, wenn er beständig mit Freiheit athmenden Reden seine diktatorische Gewalt rechtfertigt, wenn er sich zur Entschuldigung seines Thuns auf den Staatszweck beruft, auf die „Nothwendigkeit", „den Rechtsgrund der Tyrannen", wie Milton hinzufügt, so glaubt man den gewaltigen Protektor selbst, sogar nach dem Wortlaute seiner Reden, wiederzuerkennen. Allein wie viel auch immer von Cromwell's Helden- und Herrschernatur auf die Gestalt des Satan übertragen worden sein mag, dass mit diesem eine Satire des Protektors gegeben werden sollte, ist nicht zu erweisen. Es ist wahr: Milton hatte keinen Grund dazu, Cromwell als seinen Abgott zu verehren, aber

er brauchte ihn darum noch nicht als den obersten der Teufel zu hassen. Und er hätte ein gutes Stück seiner eigenen Vergangenheit verurtheilt, wenn er damals unter den Augen der übermüthigen Sieger den Heros des Puritanismus in teuflischer Maske dargestellt und dem Spotte preisgegeben hätte. Auch gab es noch andere Grössen seiner Zeit, deren Andenken neben dem Andenken Cromwell's sich wie von selbst der Einbildungskraft des Poeten aufdrängen mochte. Wer hatte eine unbeugsamere Willenskraft, eine stolzere Haltung zur Schau getragen als Strafford? Wo war ein besseres Urbild des Despoten, des Listigen, des noch im Unglück Vornehmen und Fesselnden zu finden als in Karl I.? Wer hiess dem Dichter mit mehr Recht ein schlauer Heuchler, ein Verräther der Freiheit, der „um schändlicher Dinge willen nach Ehre strebt" als Monk? Man wird eben nur dies sagen dürfen, dass eine Reihe politischer Charaktere, die vor Milton's Augen ihre Rolle gespielt hatten, ihm für die Zeichnung der Centralfigur seines Epos brauchbare Züge lieferte, ohne dass man seiner frei schaffenden Phantasie irgendwie Gewalt anthun dürfte (1).

Nicht weniger gemahnen die Genossen Satan's in ihrer scharf ausgesprochenen Individualität an diese und jene Gestalt des wirklichen Lebens. In Whitehall oder in Westminster ist der Dichter ihnen schon begegnet. Er hat sie alle gelegentlich kennen gelernt: jenen Moloch, den wilden Kriegsteufel, dessen Sinn nur auf Mord und Zerstörung steht, jenen Belial, den „graciösesten Kavalier der Hölle", von aussen „erhaben und würdig, aber innen falsch und hohl, dessen Zunge von Manna überfliesst", jenen Mammon, den gemeinen Geldteufel, der am Himmel nichts mehr bewundert als den Schmuck von Gold und Edelsteinen, jenen Beelzebub, den Senator von gedankenschwerer Miene, der als ein „Pfeiler des Staates", als ein „Weiser mit Atlantenschultern" sich darstellt. Die grosse Meisterschaft, mit der die ganze höllische Rathsversammlung geschildert wird, lässt die Vertrautheit des Dichters mit dem Gange lebhafter parlamentarischer Debatten erkennen. Und in dem wilden Sturm der gefallenen Engel

gegen die „geschlossene Phalanx“ der himmlischen Heerschaaren erbraust auf's neue der kecke Angriff von Rupert's Reiterschaaren gegen die eiserne Schlachtreihe der gottbegeisterten Heiligen.

Gegenüber der Hölle und ihren Geschöpfen ist der Himmel mit seinen Bewohnern entschieden zu kurz gekommen. Hier ist die Stelle, an der ein Poet am ehesten scheitern musste, den seine Aufgabe dazu verlockte, die höchsten Gegenstände der Theologie sinnlich vorzustellen, und in dem doch der Theologe zu stark war, als dass er hätte wagen können, seiner anthropomorphischen Neigung die Zügel schiessen zu lassen. Das Ergebnis war ein Kompromiss, das die Frommen nicht befriedigen kann und die Dichtung nicht rettet. Wir fühlen uns in dem Milton'schen Himmel unbehaglich wie auf dem glatten Parkett eines grossen Palastes und bei jedem Schritt stossen wir auf die steife Grandezza einer vornehmen Hofhaltung. In diesem durchdufteten, blumengeschmückten Raume, in dem es auch an reichbesetzten Tafeln mit Perlenglanz und Goldgefässen nicht fehlt, glaubt man sich in der That, mit einem geistreichen Franzosen zu reden, wie nach Whitehall versetzt([1]). Die Hofkapelle der Engel musicirt, und das sogar „eine ganze Nacht lang“, Tänze werden aufgeführt, bei Gelegenheit des grossen Staatsaktes wird ein ausserordentlicher militärischer Pomp entfaltet, alles mit gehöriger Abstufung von „Hierarchieen, Ordnungen und Graden“. Gott selbst erscheint nicht in der lebendigen Hoheit der grossen nationalen Epen oder des alten Testaments, so manche einzelne Züge ihnen auch abgeborgt worden sind. Er repräsentirt wie ein Monarch. Die Etikette Karls I. umgiebt ihn, und sein Mund fliesst von der theologischen Weisheit Jakob's I. über. Er ist allmächtig und bespricht sich doch mit seinem Sohne über die drohende Gefahr, das Reich zu verlieren. Er ist allgütig und lässt es doch zu, dass sich seiner Allgüte zum Trotz die Sünde in seine neue Schöpfung einschleicht.

Wir werden noch Gelegenheit haben, zu bemerken, inwiefern Milton bei der Erläuterung des göttlichen Willens von den Satzungen des strengen Calvinismus abwich. So viel

ist gewiss: auch seine Erklärung des Centraldogmas der reformirten Kirche kann der poetischen Gestaltung des Göttlichen nicht zu statten kommen. Ein Kampf der höheren Gewalten, über dessen Ausgang man ernstlich zweifelhaft wäre, oder das Walten einer dunklen, selbst vom göttlichen Willen nicht schlechthin abhängigen Schicksalsmacht ist für den Dichter von christlich-reformirter Anschauung unmöglich geworden. Der Wille seines Gottes ist das „Fatum“. Bleibt auch dem menschlichen Willen gegenüber diesem noch ein weiter Spielraum, der ihm die Wahl zwischen Gut und Böse gestattet, so hat doch das göttliche Wesen wenigstens mit aller Sicherheit „vorhergewusst“, wohin sich diese Wahl neigen werde. Die ganze himmlische Maschinerie kann daher wohl als eine Art von Observatorium für die menschlichen Handlungen gelten, aber sie greift recht wirksam in dem Augenblick erst in das irdische Dasein ein, nachdem die entscheidende That geschehen ist und die Strafe herausfordert.

Man könnte glauben, dieser so fühlbar lückenhafte poetische Zusammenhang zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos würde durch die Gestalt des Messias hergestellt, der sich als die schöpferische erscheinende Gottheit enthüllt. Allein auch hier wieder sah sich Milton genöthigt, den Anforderungen der religiösen Formel die dichterische Wirkung aufzuopfern. Seine Auffassung des göttlichen Sohnes entfernt sich zwar nicht weniger weit vom Standpunkt der Rechtgläubigkeit wie seine Auffassung des göttlichen Willens, aber gleichfalls ohne sonderlichen Nutzen für die Bedürfnisse seiner Dichtung. Man fühlt es, welchen Schaden diese durch jene Theilung der Gewalten leiden musste. Der eine väterlich ehrwürdige Gott der Genesis ist verschwunden. Für den Messias, den „Vicekönig des Himmels“, muss erst mit aller Anstrengung ein Feld der Thätigkeit gesucht werden. Seine Gestalt liesse sich mit Leichtigkeit aus dem Gedicht herausnehmen. Selbst zu der Empörung Satan's und seiner Genossen hätte sich unschwer ein Motiv erfinden lassen, für das die Figur des zu einem höheren Range erhobenen Gottessohnes entbehrlich gewesen wäre. Wie einfach, erhaben und doch

persönlich greifbar wirkt nach dem Vorbilde des Buches Hiob „der Herr“ im Prolog zum Faust, so wenig Worte er auch spricht. Wie kalt, ceremoniell und abgeblasst bleiben Gott Vater und Gott Sohn bei Milton mit allen den theologischen Dissertationen, die sie uns zum besten geben. — Man wird sich ebenso wenig durch die verschiedenen Engelsgestalten befriedigt fühlen, die er kommen und gehen lässt. Sie sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich, kaum dass sich hie und da der Ansatz zu einer individuellen Charakteristik findet. Will der Dichter die Vorgänge und die Gestalten des Himmels unserem Verständnisse näher bringen, so weiss er wenig besseres zu thun, als auf antike Vorbilder zurückzugreifen. Die Himmelsspeise ist Nektar und Ambrosia, der Kampf mit den rebellischen Engeln nimmt die Formen des Titanenkampfes an, und Raphael, im Begriff, zum Paradiese hinabzufliegen, sieht sich herrlich an „wie Maja's Sohn“.

Milton täuscht sich nicht darüber, welches sein „Heimatelement“ sei, weder die Hölle noch der Himmel, sondern die Erde. Hier fühlt man sich, nachdem man die unteren und oberen Regionen an seiner Hand durchwandelt hat, mit ihm zu Hause. In den sprachbegabten Bewohnern dieser kleinen Welt erkennt man mit Freude seines gleichen. Wenn alle übrigen Theile des Milton'schen Epos veralten sollten, das anmuthige Idyll des paradiesischen Lebens, das durch den Gegensatz zu den beiden anderen Schauplätzen der Handlung noch mehr gehoben wird, würde immer im frischen Glanze ewiger Jugend strahlen. Der Dichter kann es bei dieser Schilderung des seligen, unschuldigen Daseins mit den grossen Meistern anderer Künste dreist aufnehmen, mag er nun ein wundervolles Bild üppiger Landschaft entwerfen oder das erste Menschenpaar inmitten dieser Schönheit und Frieden athmenden Umgebung uns vor Augen führen. Man glaubt die unsterblichen, reinen Klänge der Haydn'schen Schöpfung zu hören, wenn Adam und Eva, vom Satan belauscht, zuerst in die Erscheinung treten, die beiden „edlen Gestalten, aufrecht, schlank, mit angeborner Würde angethan, in nackter Majestät“.

Sein Wesen ernstes Denken, tapfre That,
Ihr Wesen milde Anmuth, süsser Reiz,
Er nur für Gott, und sie für Gott in ihm.
Sein kühner Blick, die schöne hohe Stirn
Verkündeten den Herrscher. Kraus und dicht
Hieng von dem Scheitel ihm das dunkle Haar
Bis auf der Schultern breiten Bau herab.
Ihr flossen goldne Locken, luftig, frei
In losen Ringeln ohne fremden Schmuck,
Gleich einem Schleier um die schlanke Hüfte . . .
Sie giengen Hand in Hand; ein hold'res Paar
Hat nie seitdem in Liebe sich umarmt.
Adam, der schönste seiner Menschensöhne,
Und Eva ihrer Töchter lieblichste.

Es sind ein paar Naturkinder, Ideale von Schönheit, Gesundheit und Naivetät, etwa so, wie sich das achtzehnte Jahrhundert die glücklichen Bewohner der Südseeinseln auszumalen liebte. Oder vielmehr sie sollten es sein, wenn nicht der Dichter selbst allzu häufig einen Strich durch die Rechnung machte und die Anschauungen, welche ihm und seinem Zeitalter eigen sind, auf das Paradies zu übertragen sich gedrungen fühlte.

Allerdings wird es immer bewundernswerth bleiben, mit welcher Feinheit er gewisse allgemein menschliche Züge, und eben solche, die zur unterscheidenden Charakteristik des Seelenlebens der beiden Geschlechter dienen, zu treffen gewusst hat. Es ist ihm vorzüglich gelungen, den Forschungstrieb, den Thatendrang und die Selbstbeherrschung des Mannes in Gegensatz zu der grösseren Genügsamkeit, Empfänglichkeit und Nervosität des Weibes zu stellen. Adam's erstes Geschäft, nachdem er zum Dasein erwacht, ist, den Himmel zu betrachten, aufzuspringen und Land und Thiere ringsum in Augenschein zu nehmen. Eva blickt zuerst in den Spiegel eines klaren Teiches und freut sich ihres reizenden Bildes. Adam kann sich nicht satt hören an dem Bericht von fremden Dingen, den ihm der Erzengel Raphael ertheilt. Eva „spart sich den Genuss, bis Adam Erzähler sei, sie einz'ge Hörerin; sein Wort zog sie des Engels Worten vor“. Adam verstummt vor Schmerz, als er vernimmt, dass die Verbannung aus dem

Paradiese unabwendbar sei. Eva verräth durch lautes Jammern das Versteck, in dem sie die Botschaft gehört hat. Diese Züge werden wegen ihrer psychologischen Wahrheit zu allen Zeiten ansprechen, andere indessen, die dem Bilde des ersten Menschenpaares angehören, werden den modernen Leser abstossen. Mit so lebhaften Farben Milton das Glück ihres Zusammenseins schildert, so lässt er doch darüber keinen Zweifel aufkommen, dass er das Weib für ein Wesen von untergeordnetem Range hält. Er sagt es ausdrücklich: die beiden Geschöpfe stehen sich „nicht gleich". Er versäumt keine Gelegenheit, diesen Gedanken eindringlich zu wiederholen. Eva äussert sich gegenüber Adam mit einer Unterwürfigkeit, die freilich so ernst nicht gemeint ist, von ihm aber doch als baare Münze angenommen wird. Die himmlischen Besucher des Paradieses behandeln sie sämmtlich mit ausgesuchter Unhöflichkeit. Alles, was sie reizend und unwiderstehlich macht, die Schönheit ihrer Erscheinung, die Schmeichelkunst ihrer Rede, bildet nur die Folie zu ihrer Schwäche, welche die beständige Führung des Mannes erfordert. Der puritanische Republikaner Milton begegnet sich in diesem Punkte mit dem ultramontanen Legitimisten Bonald. Man wird nicht irre gehn, wenn man in der herben Beurtheilung des weiblichen Geschlechts eine Nachwirkung eigener Lebenserfahrungen des Dichters erblickt. Seitdem er die erste Schrift über die Ehescheidung geschrieben hatte, stand seine Meinung hierüber fest. In seinem theologischen Traktate, mit dem er sich bis gegen das Ende seines Lebens beschäftigte, nahm er keinen Anstand, sie in aller Schärfe zu wiederholen. Aber man muss zu gleicher Zeit bedenken, wie sehr sein Thema dieser Auffassung entgegen kam. Nach der Bibel war das Weib geschaffen, um eine „Gehülfin" des Mannes zu sein. Es war das Weib, welches der Versuchung der Schlange erlag. Des Weibes Wille wurde ausdrücklich von Gott dem Willen des Mannes „unterworfen". Kein Wunder, wenn Milton hierin eine Bestätigung seiner eigenen Ideen fand und gleichsam gezwungen wurde, sich in ihnen zu bestärken.

Es wird noch etwas anderes zu erwägen sein, um der

Zeichnung der ersten Menschen, wie sie Milton gefallen hat, vollkommen gerecht zu werden. Er unternahm es, menschliche Wesen zu schildern, deren Vergangenheit beinahe einem unbeschriebenen Blatte glich, deren Blicke nie über die Grenzen ihres schönen Gartens hinausgeschweift waren, deren Erinnerungen beschränkter waren als die eines Kindes. Mit ihnen fieng die Geschichte der Menschheit an. Sie zuerst hatten die Erfahrungen der einfachsten Vorgänge ihres eigenen Lebens und der sie umgebenden Natur zu machen. Wie schwierig musste es sein, nur ihrem Gespräche die richtige Färbung zu geben, nur für ihre tägliche Beschäftigung von allen Voraussetzungen abzusehn, die für den paradiesischen Bildungszustand, wenn das Wort erlaubt ist, zu hoch gegriffen gewesen wären. Hier hätte ein Homer bei jedem Schritte straucheln müssen, man darf einem Milton nicht übel nehmen, wenn sein Gang unsicher wird. Er war sich dieser bedenklichen Seite seiner Aufgabe wohl bewusst, bei keiner Stelle mehr, als wo der Erzengel seinen Gastfreunden vom Kampf um den Himmel erzählt. Er lässt ihn sagen, dass er versuchen müsse, „Himmlisches mit irdischem Masse zu messen“, aber was konnte diese Herablassung seinen Zuhörern nützen, für welche die Begriffe Standarte und Streitwagen wie so viele andere erst einer weitläuftigen Erklärung bedurft hätten, da sie auch mit „irdischem Masse“ für sie nicht messbar waren. Man wird einen ähnlichen Einwand machen, wenn Adam sich danach sehnt, in der Erde zu ruhn, wie „in seiner Mutter Schooss“, er, der keine Mutter gehabt hat, oder wenn Eva vorschlägt, die üppigen Gebüsche „zu beschneiden“, sie, deren Hausrat so geringfügig ist, dass sie sich die Thränen mit ihren blonden Locken trocknen muss. Beständig drängt sich die Unmöglichkeit auf, vom historischen Menschen zu abstrahiren und sich in einen reinen Naturzustand zu versetzen.

Allein es wäre eben so pedantisch, Milton deshalb einen Vorwurf zu machen, wie sich darüber aufzuhalten, dass er das Problem der Entstehung der Sprache in derselben naiven Weise gelöst sein lässt wie die Bibel. Die ästhetische Wirkung wird dadurch nicht berührt. Sobald aber dies in Folge

des Hineintragens fremder Begriffe der Fall ist, werden wir den Dichter verantwortlich machen. Es geht nun freilich zu weit, wenn man in Adam den ehrenfesten Wähler seiner Grafschaft, das whigistische Mitglied des Hauses der Gemeinen, in Eva das Muster der wackeren, auf Haus und Hof bedachten Landlady hat finden wollen, obwohl dem Bilde der ersten Menschen von dem englischen Dichter einige nationale Züge ganz natürlich beigemischt worden sind. Hätte er es indessen nur bei diesen bewenden lassen, würfe er den nackten Gestalten der unschuldigen Kinder nicht dann und wann den faltigen, schwarzen Talar um die Schultern, drückte er ihnen nicht von Zeit zu Zeit die viereckige Kappe auf's lockige Haupt, so dass sie sich in dieser Verkleidung wie Baccalaurei von Oxford und Cambridge geriren, um mit einer Weisheit und mit einem Eifer, die auf das Katheder passen würden, diese und jene These zu verfechten! Vor allem Adam leistet in dieser Verkleidung das Stärkste. Er docirt gegenüber Gott über die Unvollkommenheit des Junggesellenlebens, gegenüber dem Erzengel Raphael über die Freiheit des Willens, gegenüber Eva über die Unwürdigkeit des Müssigganges, über die Vortrefflichkeit eines haushälterischen Weibes, über die gefährlichen Wirkungen der Phantasie, über die höheren Zwecke der Liebe und über was sonst nicht.

Alles zusammengefasst: die Charakteristik der handelnden Personen des verlorenen Paradieses bleibt hinter dem Aufbau der Handlung an Reichthum und Folgerichtigkeit bedeutend zurück. Die Gestalten der Hölle werden am besten, diejenigen des Himmels am wenigsten gelungen erscheinen. Die Menschen stehn auch hier in der Mitte, sie werden das Auge oft im höchsten Grade entzücken, oft im höchsten Grade ermüden. —

Von der Fabel wie von den Charakteren des Gedichtes mag eine wenn auch leichthingeworfene Skizze einigermassen einen Begriff geben. Diejenigen seiner Schönheiten, welche ihm recht eigentlich sein episches Gepräge verleihen, können nur gewürdigt werden, wenn man sich die lohnende Mühe nimmt, das Werk in der Ursprache zu studiren. So mächtig

das dramatische Element in ihm hervortritt, so kommt doch auch, wie man bemerkt haben wird, das deskriptive durchaus zu seiner Geltung. In den grandiosen und lieblichen Schilderungen, in Bildern und Vergleichen von unerhörter Grossartigkeit und Mannichfaltigkeit, in der Erfindung der kühnsten und wirksamsten Allegorieen feiert die Phantasie des Dichters ihre höchsten Triumphe. Das Alter hat ihr nichts an Kraft entzogen, die Blindheit hat ihr nichts an Feuer genommen. Ja man darf vielleicht sagen, dass, was das Unglück des Menschen war, dem Dichter hie und da zu statten gekommen ist. Wenn sich so auffallend viele Stellen in dem verlorenen Paradiese vorfinden, in denen Lichtwirkungen der verschiedensten Art und Abstufung mit ausserordentlichem Glück auf's feinste ausgemalt und poetisch verwendet werden, so wird man zu der Frage gedrängt, ob nicht manche dieser berühmten Verse eben der Blindheit ihres Autors zu verdanken sein mögen. Er schilderte den Glanz der Sonne, den Schimmer des Mondes, die Gluth emporlohender Flammen und das Farbenspiel bunter Blumen nicht mit dem Behagen dessen, dem jeder Tag diesen Anblick gewähren kann, sondern mit der Sehnsucht dessen, dem dieser Anblick auf immer geraubt ist. Umgeben von undurchdringlicher Nacht, suchte er sich in einer Art schmerzlicher Lust gerade diejenigen Bilder zurückzurufen, welche den grössten Gegensatz zu diesem Dunkel ausmachten. Allein diese gezwungene Abgeschiedenheit von der Aussenwelt hatte noch einen anderen Vortheil. Ungestört durch den zerstreuenden Eindruck der Gegenstände des täglichen Lebens, erhob sich der Dichter zu den ungewohntesten und umfassendsten Vorstellungen. Der übliche Mass-Stab war ihm abhanden gekommen. Ein grenzenloses Gebiet that sich vor seinem geistigen Auge auf, um sich jeder beliebigen Eintheilung und Füllung zu fügen. So baut er über dem unermesslichen Chaos den unermesslichen Himmel auf. So lässt er nach Niederwerfung der Empörung Satan's ein Stück des Chaos als Sitz der Hölle ausscheiden, ein anderes durch den göttlichen Schöpfungsakt zu dem gebildet werden, was uns das Weltall ist. Und doch erscheint dieses

Universum mit allen seinen unzählbaren Gestirnen dem Satan von ferne nicht grösser als uns einer der kleinsten Sterne. Selten hat die Einbildungskraft eines Dichters der sinnlichen Anschauung etwas ähnliches zugemuthet.

Hier entsteht nun die Frage, zu welchem astronomischen Systeme sich Milton bekannt habe, und ob es dasselbe sei, welches er der Maschinerie seines Gedichtes zu Grunde gelegt hat. Darüber, dass dieses das ptolemäisch-alphonsinische war, kann für den aufmerksamen Leser des Werkes kein Zweifel übrig bleiben. Eine Anzahl von Stellen beweist es, und es sind eben solche, in denen der Dichter nicht etwa andere sprechen lässt, sondern selbst das Wort nimmt(1). Aber es wäre ebenso voreilig, daraus schliessen zu wollen, dass er von der Richtigkeit dieses Systems überzeugt gewesen wäre, wie gelegentliche poetische Phrasen vom guten und bösen Einfluss der Gestirne zu benutzen, um ihn zu einem Anhänger der Astrologie zu stempeln. Man bedenke, welcher Aufgabe er sich gegenüber befand. Seine nächste Vorlage war auch hier das alte Testament. Von dessen Schöpfungsgeschichte durfte er so wenig wie möglich abweichen, wenn er die theologische Grundlage seines Werkes nicht überhaupt zertrümmern, das Auge seiner bibelkundigen Leser nicht auf's schwerste beleidigen wollte. Mit welchem Systeme liess sich aber die biblische Kosmologie besser verbinden: mit demjenigen, das erst eben im Begriffe war, dem kopernikanischen den Platz zu räumen oder mit diesem, das noch keineswegs zu den Schätzen des allgemeinen Bewusstseins gehörte? Im verlorenen Paradiese mussten nothwendig Sonne, Mond und Sterne zum Nutzen der Erde gemacht sein, musste die Erde nothwendig als Mittelpunkt der „neuen Schöpfung“ gedacht werden, da sie und ihre menschlichen Bewohner auch im Mittelpunkte des gesammten Interesses standen. Auf diese Weise liess sich durch die sinnlichsten Mittel ein leichtfasslicher und greifbarer Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des poetischen Universums, Hölle, Chaos, Welt und Himmel, herstellen. Auf diese Weise wurde ferner am besten Raum gewonnen für die Anlage jenes „Narrenparadieses“, mit

dessen luftigen Gestalten sich im Verlaufe der Menschheitsgeschichte die äussere Oberfläche der letzten Sphäre füllen sollte. Auch dieses war nur eine Ausgeburt der Phantasie, auch hierauf liesse sich das Goethe'sche „Willst du Dichter ganz verstehn, musst in Dichters Lande gehn" mit vollem Rechte anwenden. Aber mit demselben Rechte gilt es für die ganze Kosmologie, zu der sich Milton aus poetischen Gründen verstand.

Er lässt es indess an deutlichen Fingerzeigen in Betreff seiner wahren Ansicht nicht fehlen. Es ist doch sehr bemerkenswerth, wie fast an jeder Stelle des Gedichtes, wo ein naturwissenschaftlicher Zweifel sich vordrängen kann, gleichsam zur Beschwichtigung desselben, ein abschwächender oder erläuternder Zusatz gemacht wird. Als von den klimatischen Veränderungen die Rede ist, die nach dem Sündenfall in Folge der eintretenden Schiefe der Ekliptik fühlbar werden, heisst es ausdrücklich, dass diese Neuerungen nicht plötzlich, sondern „langsam" erfolgt seien. Als Satan durch unzählbare Sterne auf die Sonne zufliegt, sind diese Sterne nicht einfach am Firmament aufgehängte Lampen, sondern „andere Welten", von deren Bewohnern indessen nichts Näheres gesagt wird, da Satan die Glücklichen nicht heimsucht. Adam „scheint es" nur so, als ob die Leuchten des Himmels ausschliesslich für die Bedürfnisse der Erde bestimmt seien, aber er ist nicht ganz gewiss darüber. Und in derselben zweifelnden Weise werden das alte und das neue astronomische System nebeneinander gestellt, als Uriel's Reise auf einem Strahl der Sonne zu erwähnen ist. Am stärksten drängt sich indessen jenes Gespräch zwischen Raphael und Adam der Beachtung auf, in welchem die Grundzüge der beiden Systeme entwickelt werden (s. o. B. I. 279). Es ist im höchsten Grade bewundernswerth, wie der Dichter durch ungezwungene Einflechtung dieser Stelle die grosse Schwierigkeit überwunden hat, die darin gelegen war, jene ihm unentbehrliche Maschinerie beizubehalten und doch durchschimmern zu lassen, dass auch sie in späterer Zeit, wenn Zweifel und Forschen unwiderruflich an Stelle des gläubigen Vertrauens treten werde, mit dem „verlorenen Pa-

radies" verloren gehen müsse. Zu gleicher Zeit aber gab er seiner eigenen Meinung einen ziemlich unverblümten Ausdruck. Es wäre höchst unpassend gewesen, sich durch den Mund des Erzengels etwa mit der Bestimmtheit zu äussern, die sich Davenant in seinem Gondibert gestatten durfte (1). Aber der Spott, mit dem alle jene vergeblichen Anstrengungen verlacht werden, die Schäden der alten Lehre auszuflicken, ist zu bitter, als dass es ferner erlaubt wäre, Milton unter ihre aufrichtigen Verehrer zu zählen. Ja eine Wendung kommt in dieser Auseinandersetzung des Erzengels Raphael vor, die mir zu beweisen scheint, dass Milton viel tiefer in die naturwissenschaftlichen Forschungen seiner Zeit eingedrungen war als man gewöhnlich annimmt. Er begnügt sich nämlich nicht, von einer „dreifachen Bewegung" der Erde zu sprechen (2). Er wirft VIII. 122 ff. die Frage auf, denn anders lassen sich seine Worte nicht verstehn, ob nicht eine gegenseitige Anziehung der Sonne, als des Mittelpunktes der Welt, und der anderen Gestirne stattfinde.

> What if the sun
> Be centre to the world and other stars,
> By his attractive virtue and their own
> Incited, dance about him various rounds.

So schreibt er zwei Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Newton's „Principia".

Man sieht: es war nicht allein die Erinnerung an Galilei, die in Milton nachwirkte. Er hatte auch nicht ohne Gewinn den Umgang so mancher der Männer genossen, die zu den Mitgliedern der Royal Society gehörten. Mögen sich in seinen Jugendgedichten Ausdrücke vorfinden, welche beweisen, dass er damals noch in den mittelalterlichen Anschauungen der Sternkunde befangen war, in seinen späteren Jahren hatte er sich nicht nur aus diesen herausgearbeitet, sondern er hatte auch, soweit das einem theilnehmenden Laien möglich war, für die grösste naturwissenschaftliche Idee seiner Epoche Verständnis gewonnen. Ueber die blosse Skeptik Bacon's, dessen Anregung er sonst so viel verdankte, war er weit hinausgeschritten, und dennoch durfte er es wagen, an

einer poetischen Illusion festzuhalten, an der vielleicht selbst Bacon Anstoss genommen haben würde ([1]). Er durfte es, weil sein Zeitalter doch nur eine geringe Anzahl von Köpfen besass, in denen hinlängliche Klarheit herrschte, um durch den frommen Betrug des Dichters verletzt werden zu können. Die grosse Masse war den Fortschritten der Forschung noch nicht gefolgt, die allgemeinen Vorstellungen bewegten sich höchstens in einem unsicheren Dämmerlicht, und zwischen Theologie und Wissenschaft eine Grenze zu ziehn, mochte den wenigsten möglich werden. Aber man wird sagen dürfen, dass für einen Versuch der Art, wie ihn Milton unternahm, nie wieder die Möglichkeit gegeben worden ist. Jeder spätere Dichter hatte in einem ähnlichen Fall mit dem wissenschaftlichen Gemeingefühl seiner Zeit zu rechnen, und es war ihm nicht erlaubt, sich ungestraft in Widerspruch mit ihm zu versetzen.

Ein geistreicher Bewunderer des Milton'schen Gedichtes hat die Bemerkung gemacht, dass es gleichsam die vier paradiesischen Ströme der Poesie in sich aufnehme, die man den vier Armen des Stromes von Eden vergleichen kann. Haben wir auf die starken dramatischen Züge hingewiesen, die trotz der epischen Grundform sich vordrängen, so dürfen wir über die vorwiegend lyrischen und didaktischen Elemente, die das verlorene Paradies enthält, nicht hinwegsehn. Es giebt in der That keinen Gesang dieses Buches, der dem Leser nicht die ehrwürdige Gestalt, den edlen Charakter des Dichters vor Augen führte. Was er jemals genossen und gelitten, was er ersehnt und entbehrt hatte, die Ideale des Jünglings, die Kämpfe des Mannes, die Enttäuschungen des Greises, Urtheile über Menschen und Dinge, Erfahrungen des häuslichen und politischen Lebens, Worte bitterer Satire und Sprüche ruhiger Weisheit: das alles, für jeden theilnehmenden Leser unvergesslich, war in die Verse seines Gedichtes verwoben. Auch er konnte in mehr als einem Sinne sagen, dass er sein Paradies verloren habe, und Trauer bildet den Grundton seiner Leier. Er ruft das „heilige Licht“ an, die „Erstgeburt-

des Himmels, gleich ewig mit dem Ewigen", aber nur um sich zu erinnern, dass es ihm nicht mehr leuchtet:

> Wohl wiederkehrt
> Der Jahreszeiten Lauf; mir kehrt kein Tag
> Zurück, kein Morgen- und kein Abendroth,
> Nicht süsse Frühlingsblüthen, nicht die Rose
> Des Sommers und der Heerden muntres Spiel,
> Mir lacht der Menschen göttlich Antlitz nicht.

Er weiss, dass er nicht auf den Beifall der Menschen zu rechnen hat, er, das Mitglied der besiegten Partei, im Widerstreit mit den herrschenden Mächten und mit dem herrschenden Geschmack:

> In bösen Tagen, unter bösen Zungen,
> Von Finsternis, Gefahr und Einsamkeit
> Umringt.

Mitunter beschleichen ihn rührende Zweifel an der Kraft seines Genius:

> Ob nicht
> Die stumpfgeword'ne Zeit, das kalte Land,
> Des Alters schwerer Druck die Schwingen lähmt.

Aber immer wieder erhebt ihn eine heldenmüthige Anstrengung über die melancholischen Gedanken und den Schmerz herber Enttäuschungen empor. Er fühlt „das schönere Paradies" in sich selbst. Je dunklere Nacht ihn umfängt, desto heller strahlt ihm „das himmlische Licht im Inneren". Je weniger Hörer er für sein Lied zu finden erwartet, desto stolzer ist er darauf, dass sie würdig seien, es zu vernehmen. Mit den grossen blinden Sängern und Sehern der Vorzeit will er wetteifern:

> Begeistert von Gedanken, die sich selbst
> Zu Mass und Wohllaut fügen, wie versteckt
> Aus dichtestem Gebüsch, im Dunkel wach,
> Die Nachtigall ihr Lied erschallen lässt. —

Der Vergleich war schön, aber er war nicht erschöpfend. Die Muse Milton's war zu feurig und zu streitbar, um sich dabei zu begnügen, das schmachtende Lied der Nachtigall nachzuahmen. Sie stimmte eben so oft den alten Schlachtgesang an, der die zersprengten Kampfgenossen um die zerfetzte

Fahne sammeln und zum Trotz der übermüthigen Sieger weithin erschallen sollte. Man brauchte nicht lange zu suchen, um die „frechen Miethlinge der Kirche“ zu finden, die „jedes Gewissen mit weltlichem Zwang binden wollten“. Man hatte nur nach Whitehall zu gehn, um „das erkaufte Lächeln feiler Dirnen“ zu erblicken oder den „rohen Lärm“ der tobenden Bacchanten zu hören.

Die Zelte, die so reizend schienen, sind
Der Bösen Wohnungen, in ihnen haust
Des Brudermörders Stamm. Wohl sind sie klug,
Bedacht auf Künste, die das Leben schmücken,
Doch ihres Schöpfers, der sie klug gemacht
Vergessen sie, verachten seine Gaben...
Du sahest jene schöne Frauenschaar,
Göttinnen gleich, so schmeichelnd, fröhlich, hold,
Doch jeder Ehre baar, mit der geschmückt
Das Weib des Hauses edle Zierde wird,
Erzogen nur für Sinnenlust und Tand
Zu frechem Tanz und lüsternem Gesang,
Zum Zungendreschen und zum Augenspiel.
Für sie wird jener ernste Männerstamm,
So fromm, dass man sie Gottes Söhne hiess,
Die Tugend schmählich opfern und den Ruhm.
Besiegt vom buhlerischen, süssen Reiz
Gottloser Schönen, schwimmen sie in Lust.
Jetzt lachen sie — bald schwemmt die Fluth sie weg,
Und einen Strom von Thränen weint die Welt.

Es ist der Erzengel Michael, der diese Worte an Adam richtet, indem er ihm die Verbindung derer, welche als „Söhne Gottes“ erschienen waren, mit den Töchtern Kain's vorführt. Aber jeder fühlt, dass der Dichter auch seine eigene Zeit im Auge hat, die Lockerung von Zucht und Sitte, für welche die höheren Stände das Beispiel gaben, die Herrschaft leichtfertiger Schönen, die mitunter erst aus dem Ausland eingedrungen waren, die Verweichlichung englischer Männer, die erst wenige Jahre vorher unter dem Scepter puritanischer Strenge gestanden hatten. Und so bricht an zahlreichen Stellen des Gedichtes die religiöse, politische oder ethische Tendenz der besiegten Partei durch, sei es im Lobe des improvisirten Ge-

betes der ersten Menschen oder in der Verweisung des mönchischen „Plunders“ in's Narrenparadies, in der Anempfehlung des Masshaltens beim Genuss oder in den Ausfällen gegen „fürstlichen Pomp und goldbetresste Schranzen“. So oft die Fragen von Befehl und Gehorsam, Herrschen und Dienen berührt werden, erkennt man den Verfasser des Bilderstürmers und der Vertheidigung des englischen Volkes wieder. Er hält die Grundsätze aufrecht, die er damals verfochten hat, und wenn einer der gefallenen Engel seine Genossen auffordert, „die harte Freiheit dem leichten Joch glänzenden Dienstes vorzuziehen“, so scheint der Gegner des Salmasius wieder wie vor Jahren mahnend zu seinen Landsleuten zu sprechen. Aber er täuscht sich auch nicht darüber, dass jene „äussere Freiheit“ ohne Bändigung der „inneren unwürdigen Mächte“ nicht zu erringen ist. Er kennt keine politische Reform ohne sittliche Grundlage. Und so lange es an dieser fehlt, erscheint ihm die Herrschaft eines „starken Herrn“ als ein Ausfluss der göttlichen Gerechtigkeit. Es war eine grosse Summe schmerzlicher Erfahrungen in den wenigen Worten zusammengepresst:

Tyrannei muss sein,
Doch mindert dies nicht des Tyrannen Schuld.

So entsagungsvoll dieser Ausspruch auch klingt, so ist es doch nicht der Eindruck verzweifelnder Resignation, mit dem der Dichter uns entlässt. Die Weltanschauung, welche aus seinen Versen hervorleuchtet, die Moral, die er aus seinem Gegenstande zu ziehen weiss, lässt der Hoffnung Raum und fordert zu muthigem Handeln auf. Didaktisch wie sein Werk nach seinen ersten Zeilen sich einführte, gipfelte es in einer Lehre, die beiläufig schon oft genug in den früheren Schriften Milton's aufgetaucht war, hier aber den philosophischen Hintergrund für das ganze Gedicht bildete. Die Weltgeschichte ist dem Dichter ein beständiger Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und dem Teufel. Für das böse Princip wird die Möglichkeit des Eingriffs gegeben durch die Willensfreiheit des Menschen. Denn gleich seinem hingerich-

teten Freunde Henry Vane kann Milton sich nicht dazu entschliessen, die menschliche „Fähigkeit des Urtheilens und Wählens“ zu Gunsten einer starren höheren Macht abdanken zu lassen (1). Er lässt vielmehr Gott vom Menschen wie von den Engeln sagen (III. 98 ff.):

Ich schuf ihn gut und recht,
Kräftig zum Stehen, doch fähig auch des Falls.
So schuf ich auch des Himmels Geisterschaar,
Die treu Geblieb'nen, die Gefall'nen frei.
Denn wären sie nicht frei, was spräche mir
Für ihre Liebe und Beständigkeit?
Wenn sie nur thäten, was sie thun gemusst,
Nicht, was sie wollten? Welches Lob für sie,
Und am Gehorsam welche Lust für mich? . . .
Sie klagen fälschlich ihren Schöpfer an,
Ihr Dasein, ihr Geschick, als hätt' ein Schluss
Von unbedingter Kraft, Vorherbestimmung,
Voraussicht ihren Willen übermannt.
Sie selbst beschlossen ihren Fall, nicht ich.
Dass ich die Sünde schon vorher gewusst,
Macht sie nicht minder schuldig. Sicherlich,
Auch unvorhergewusst, trat Sünde ein.

Eben dieser Gedanke von der Möglichkeit zwischen Gutem und Bösem zu wählen, von der Freiheit „zu stehn oder zu fallen“ wird in den mannichfaltigsten Wendungen variirt. Gieng nach der Wahl der ersten Menschen das Paradies auch verloren, so verbleibt ihrem Stamm doch die Fähigkeit, gleichfalls durch Bethätigung der Willensfreiheit seine Zurückeroberung zu versuchen. Die Idee der allmählichen Entwicklung der Menschheit durch ihre eigene Arbeit war erst damit gegeben. Und Milton's Optimismus hält an dem Glauben fest, dass diese Entwicklung eine „Erhebung nach Stufen des Verdienstes“ zum Göttlichen sein wird. Auch der Teufel ist ihm nur ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Die ganze neue Welt war hervorgerufen, um einen Ersatz für die Empörung Satan's zu bieten. Der Sündenfall selbst bildete „einen Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit“. Die beiden idealsten Naturen, welche der englische und der deutsche Boden hervorgebracht hat, begeg-

nen sich in demselben erhabenen Gedanken. — Die Engel singen von Gott:

> Wer sich vermisst
> Dich zu verkleinern, wider Willen dient
> Er deiner Macht, und was er Uebles will,
> Weiss deine Hand zu grösserem Gut zu nutzen.

Und Adam giebt, nachdem er von den Schicksalen seines Geschlechtes Kunde erhalten hat, seiner feurigen Bewunderung Ausdruck:

> O ew'ge Güte, Güte ohne Mass
> Die all dies Gute selbst aus Bösem schafft
> Und selbst das Böse noch in Gutes wendet:
> Weit wunderbarer als die Schöpfung war,
> Die Licht zuerst aus Finternis erschuf.

Es wird kein Zweifel darüber bestehn: das Epos Milton's ist das grossartigste Denkmal des Puritanismus. Er würde an idealem Schimmer unendlich in der Geschichte verlieren, wenn er dieser poetischen Urkunde beraubt wäre. Man stellt ihr mitunter eine zweite an die Seite, auf die er unbestreitbar gleichfalls ein Recht hat, stolz zu sein, die Pilgerreise John Bunyan's. Zu der Zeit, als das verlorene Paradies erschien, hatte der arme Kesselflicker von Elstow, der während des Protektorats zum feurigen Baptisten-Prediger geworden war, erst einen Theil seiner fast zwölfjährigen Haft hinter sich. In der Gefangenschaft begann er das Werk, das seinen Namen einige Jahre nach Milton's Tode berühmt gemacht hat. Und mit gutem Grunde hat es bis zum heutigen Tage seine ausserordentliche Volksthümlichkeit bewahrt. Die Ungezwungenheit der Allegorie, die Lebhaftigkeit des Dialogs, die Sicherheit der Charakterzeichnung, die eigenthümliche Verbindung kindlichen Humors mit pathetischem Ernst, endlich eine Sprache, die jeder Bauersmann und Handwerker fassen konnte, haben die Pilgerreise nächst der Bibel vielleicht zum verbreitetsten Buche englischer Zunge gemacht. Die Gespräche Adam's und

Eva's erschienen gekünstelt, verglichen mit den Gesprächen des christlichen Pilgers und der Herren Biegsam, Weltklug und Hoffnungsvoll. Wer die Milton'sche Hölle und den Milton'schen Himmel vollständig würdigen wollte, bedurfte eines wissenschaftlichen Kommentars. Das Thal des Todesschattens, die Burg des Zweifels und die Stadt Sion's waren jedem verständlich, auch wenn er nie etwas von Mulciber oder von Ambrosiaduft gehört hatte. Und dennoch wäre es eine unverzeihliche Verkennung der künstlerischen und der allgemeingeschichtlichen Bedeutung beider Werke ihnen den gleichen Rang anzuweisen oder gar Bunyan als poetisches Genie und als poetischen Vertreter des Puritanismus über Milton zu erheben.

In jenem erschien der Puritanismus der Heiligen, erfüllt von Visionen, aber ohne höhere Kultur, ein laut redendes Zeugnis für die schwärmerischen Ideen, welche gewisse Schichten einer Nation in einer kurzen Epoche bewegt hatten. Mit diesem suchte der Puritanismus an alle Elemente der Bildung anzuknüpfen, die während der Jahrtausende der Menschheitsgeschichte wie zu einem grossen Gemeingut angesammelt waren. Die Sagen und Erzählungen des Orients, die Mythologie der Griechen und Römer, rabbinische und patristische Ueberlieferung, antike und moderne Poesie, Philosophie und Theologie, Geographie, Geschichte und Astronomie: alles dies war dem Dichter geläufig, aus allem suchte er Steine für den Rohbau oder für die Ausschmückung seines Werkes zu brechen. Je schwerer er an der Masse des überkommenen Bildungsstoffes zu tragen hatte, desto bewundernswerther erscheint es, dass sich seine Phantasie, wenn nicht immer, so doch vielfach über das Hindernis lastender Gelehrsamkeit emporzuschwingen wusste. Je weiter sein geistiger Horizont sich ausdehnte, desto mehr Gestaltungskraft erforderte es, ihn mit poetischen Gebilden anzufüllen, stark genug, um die Träger seiner Gedanken zu werden. Für den ehrlichen Kesselflicker, der nur die Bibel, das Buch der Märtyrer und die Geschichte des Sir Bevis von Southampton gelesen hatte, waren freilich Schwierigkeiten, wie sie sich dem Genius Milton's entgegenstellten, nicht zu überwinden. Dafür

wusste er auch nicht Bilder vorzuführen, deren Erhabenheit oder Lieblichkeit ihres gleichen sucht, Jamben zu dichten, deren Kraft und Anmuth sich für immer dem Gedächtnis einprägt und dem Rahmen einer uralten morgenländischen Mythe eine ganze Weltanschauung einzufügen.

Mit anderen berühmten Dichtungen hat man das verlorene Paradies zu vergleichen, um ihm den verdienten Platz in der Weltliteratur anzuweisen. Ein Epos von religiösem Inhalt, wie es nun ein Mal ist, stellt es sich neben die grössten epischen Werke desselben Charakters in deutscher und italienischer Sprache(1). Es wäre eine Aufgabe für sich, zu zeigen, welchen Einfluss Milton auf die Entwicklung der deutschen Dichtung im achtzehnten Jahrhundert gehabt hat. So viel steht ausser allem Zweifel, dass einer der ersten Geister, dem wir die Wiederbelebung unserer schönen Literatur verdanken, die nachhaltigsten Einwirkungen von seinem englischen Vorgänger empfangen hat. Zwischen Klopstock und Milton, so verschieden übrigens ihre Naturen waren, bestand eine Art von Wahlverwandtschaft, und die Messiade, wie sie vorliegt, ist kaum zu denken ohne das verlorene Paradies. Auch die Entstehungsgeschichte beider Werke bietet mehr als eine Analogie. Klopstock wie Milton suchte zuerst nach einem vaterländischen Helden, als Gegenstand für ein Epos. Heinrich der Vogler war dem Deutschen, was König Arthur dem Engländer. Als der eine wie der andere Dichter den biblischen Vorwurf wählte, geschah es nicht so sehr aus ästhetischen Gründen als aus innerem religiösem Drang. Beide bereiteten sich durch sorgfältige Studien für ihre Aufgabe vor, beide gebrauchten Jahre, sie zu lösen.

Wer wollte indessen den gewaltigen Unterschied verkennen, der zwischen dem einen und dem anderen Werke besteht. Ich wage es auszusprechen: Die Messiade überragt an literaturgeschichtlicher Bedeutung das verlorene Paradies um eben so viel, als sie an dauerndem künstlerischem Werth hinter ihm zurückbleibt. Klopstock kam mit freudiger Begeisterung den Erwartungen und Anforderungen des Zeitalters entgegen und erregte daher einen Enthusiasmus der

Nation, der ohne gleichen war. Milton wandte sich stolz und ernst von den Idolen des herrschenden Geschmacks hinweg und blieb Jahre lang der Liebling einer auserwählten, nur langsam wachsenden Gemeinde. Auf Klopstock sah eine schwärmerische Genossenschaft nachstrebender Jünger als auf den bahnbrechenden Meister. Milton verharrte in einsamer Grösse für sich, ohne einen Bund gleichgesinnter Barden um sich zu sammeln. Klopstock war schöpferisch nicht nur im Stoff, sondern auch als Erneuerer und Vorbildner der Form. Milton brauchte das übliche poetische Handwerkszeug nur zu ergreifen und blieb bei der Wahl seiner Versform ohne nennenswerthe Nachahmer. Und dennoch droht der eine Dichter für sein Volk ein blosser Name zu werden, während der andere für das seinige noch immer eine lebendig wirkende Kraft ist. Heutzutage ist man fast versucht, das bekannte Lessingsche Epigramm noch für zu milde zu halten. Klopstock wird in Wahrheit von jedem gelobt, aber fast von niemandem gelesen. Milton dagegen gehört nicht nur noch immer zu den Lieblingsdichtern der Gebildeten englischer Zunge, sondern ist auch bei uns in zahlreichen Uebersetzungen verbreitet. Der Grund davon ist nicht schwer zu erkennen. Die theologischen Vorträge und die lehrhaften Abschweifungen bei Milton kann man überschlagen, und man wird dennoch übergenug von reiner, erquickender Poesie zurückbehalten. Bei Klopstock hingegen geht es nicht an, einzelnes unseren Geschmack Abstossendes auszuscheiden, man hat sich durch das ganze, unergründliche Meer von Gefühlsweichheit und Ueberschwänglichkeit hindurchzuarbeiten. An Milton's Hand fühlt man sich sicher geführt, man wird genöthigt, der dramatischen Entwickelung zu folgen, man findet sich immer bestimmten Charakteren gegenüber, wenn sie auch mitunter an Folgerichtigkeit und Lebenswahrheit etwas zu wünschen übrig lassen. Den Faden des Klopstock'schen Epos verliert man über den lyrischen Ergüssen und rhetorischen Weitschweifigkeiten hundert Mal aus dem Gesicht, und die Theilnahme erlahmt, da dem Dichter die Fähigkeit plastischer Gestaltung so gut wie ganz abgeht. Die Hexameter der Messiade fallen immer

gleich volltönend in's Ohr, aber man vergisst auch leicht, bei ihnen etwas anderes als die musikalische Wirkung zu empfinden, weil man nicht mehr fähig ist, mit dem Dichter in „Thränen der Wonne“ oder in „Entzückungen stammelnder Freude zu zerfliessen“. Die Jamben Milton's wollen anschauliche Bilder vor das Auge stellen, welche ihren Reiz behalten, so lange ihre Gegenstände den Menschen noch anziehen und das menschliche Auge dasselbe bleibt. —

Klopstock wird je länger je mehr gegen Milton verlieren. Dante hält ihm vollkommen das Gegengewicht. Wie oft man auch eine Parallele zwischen dem italienischen und dem englischen Sänger gezogen hat, man wird immer auf's neue durch die Aehnlichkeit ihrer Schicksale und ihrer Individualitäten überrascht. Beide sind verflochten in die gewaltigen Kämpfe ihrer Zeit. Beide sind erfüllt von hohen Idealen einer Umgestaltung des kirchlichen und staatlichen Lebens. Beiden raubt der Gang der Ereignisse ihre theuersten Hoffnungen. Beiden bleibt der Trost stolzen Selbstgefühls und melancholischer Betrachtung. Und so sammeln sie beide in Jahre langer Arbeit ihre beste Kraft zur Ausführung zweier Kunstwerke, die auf ihre ganze Laufbahn einen unauslöschlichen Glanz zurückwerfen. Sie zeigen erst hier ihren Genius in voller Entfaltung. Sie erscheinen ausgerüstet mit allen Schätzen des Wissens ihrer Zeit. Sie umspannen Irdisches und Ueberirdisches in einem weiten Rahmen. Nicht weniger als Milton weiss Dante alles, was er jemals empfunden und erfahren hat, seine Freuden und Schmerzen, seine Hoffnungen und Befürchtungen in sein Gedicht zu legen und es in erhabenem Zorne zu einem Spiegel seines Zeitalters zu machen. Nicht weniger als bei Milton löst sich bei Dante der spröde, lehrhafte Stoff nicht immer in die reine poetische Form auf, ohne dass die Kraft des Dichters in den ermüdenden, scholastischen Spitzfindigkeiten völlig verloren gienge.

Allein bei aller Aehnlichkeit doch auch welche Verschiedenheit! Schon dadurch büsst der Vergleich sehr viel an Richtigkeit ein, dass Dante Italien erst eine volksthümliche Schriftsprache geschaffen hat, während Milton eine fein ausgebildete

Schriftsprache vorfand, deren Vergangenheit nach Jahrhunderten zählte. Der eine wird der Vater der Poesie seines Volkes, der andere steht am Ende der grössten poetischen Periode des seinigen. Sodann bedingt der Aufbau beider Kunstwerke ihre Ungleichartigkeit. Dort eine Reihe sich ablösender Bilder, die langsam am Auge des Dichters vorüberziehen, aber er selbst immer die Hauptperson, dessen wunderbare Wanderung, dessen Fragen und Betrachtungen sie mit einander verknüpfen. Hier eine dramatisch bewegte Erzählung, ein Kampf zwischen den himmlischen und höllischen Mächten, über dessen Schilderung der Dichter zwar sich selbst nicht vergisst, in den er aber keinen Anlass hat, sich einzudrängen. Bei der Ausmalung im einzelnen dort eine Kraft und oft bizarre Naivetät der Zeichnung, der man es anmerkt, dass der Zeichner mit scharfen Augen seine Studien nach der Natur gemacht hat, hier eine Fülle gewaltiger aber schwankender Vorstellungen und Gleichnisse, die dem Stubengelehrten grossen Theils aus seinen Büchern bekannt geworden waren. Bei Dante blickt einer der Verdammten die Wanderer an „mit dem Augenblinzeln eines Schneiders, der eine Nadel einfädelt“. Bei Milton schlagen Tod und Sünde eine Brücke zur neuen Welt, „gleich der des Xerxes, durch die er Asien an Europa band“. Die Dante'sche Hölle, der Trichter im Schooss der Erde, in eine bestimmte Anzahl von Ringen getheilt, erscheint messbar und darstellbar. Die Milton'sche Hölle, der bodenlose Abgrund unterhalb des Chaos, der als ein „ewigbrennendes Schwefelmeer“ in „äusserster Finsternis“ ruht, entzieht sich jeder bildlichen Wiedergabe. Der Dante'sche Lucifer steht dank den genauen Angaben des Dichters in festen, schauerlichen Zügen vor uns. Es ist ein dreiköpfiges Monstrum, mit einem rothen, einem schwarzen und einem gelblichweissen Gesicht. Er hat sechs Flügel, grösser als irgend ein Segel, das Dante jemals gesehen hat, ohne Federn, wie die der Fledermaus. Aus seinen sechs Augen strömen Thränen und blutiger Geifer auf seine drei Kinne. Mit seinen drei Mäulern zermalmt er drei Verdammte „wie in einer Hanfbreche“. Der Milton'sche Satan wechselt beständig seine

Gestalt. Bald gleicht er dem Meerthier Leviathan, in dessen Schuppenhaut der Schiffer, im Glauben, es sei eine Insel, seinen Anker wirft. Bald ragt sein Wuchs in die Wolken „wie der Atlas oder Teneriffa“. Bald schreitet er „gleich einem gemeinen Soldaten letzten Ranges“ durch die teuflischen Schaaren.

Und doch, obwohl die ehernen Terzinen der göttlichen Komödie unzählige Bilder von unvergesslicher Lebenswahrheit und Anschaulichkeit vorführen: der Sinn des Ganzen und der Sinn des Einzelnen ist geheimnisvoll-dunkel, während das verlorene Paradies dem Leser keine Räthsel aufgeben will. Milton erzählt, als sei alles, was er meldet, wirklich geschehen, seine Worte sind buchstäblich und lediglich buchstäblich aufzufassen. Dante bewegt sich in beständigen Allegorieen, seine Rede ist beladen mit „Sphinx- und Themis-Sprüchen“ wie die seiner Beatrice und fordert eine mehrfache Deutung heraus. Der eine ist eben ein Kind des Mittelalters, der andere ist ein Kind der Neuzeit. Wenn jener das ptolemäische System mit gläubigem Vertrauen annimmt, so überhäuft dieser es, obwohl es ihm für seine poetische Maschinerie unentbehrlich ist, mit bitterem Spott. Wenn jener sich für eine Weltmonarchie und für ein gereinigtes Pabstthum begeistert, so findet dieser sein Ideal in einem freien, nationalen Gemeinwesen und in der Trennung von Kirche und Staat. Die göttliche Komödie mündet aus in eine traumhafte Vision, für deren Schilderung „die Sprache nicht mehr genügt“, in das selige Anschauen des Göttlichen, vor dessen Strahlen alles menschliche Wollen zerschmilzt. Das verlorene Paradies endigt mit dem Ausblick auf die arbeitsvolle Geschichte des menschlichen Geschlechts, dessen energischer Wille dazu berufen wird, sich ein neues Eden in sich selbst zu erobern.

Erhabene Denkmale zweier Weltanschauungen in grossartiger künstlerischer Fassung überdauern beide Dichtungen die Jahrhunderte, während der Strom der Zeit die schwach gezimmerten Götzen des Tages erbarmungslos wegschwemmt.

Viertes Kapitel.

Das wiedergewonnene Paradies. Simson der Athlet.

Das verlorene Paradies war ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk. Die poetische Aufgabe war, so weit der Gegenstand es zuliess, vollständig gelöst. Wer sich durch diese Lösung nicht befriedigt fühlte, wer eine Fortsetzung forderte, konnte wohl aus theologischen, aber nicht aus ästhetischen Gründen dazu bestimmt werden. Dies war der Fall des jungen Quäkers Thomas Ellwood, dem Milton zuerst in Chalfont Einsicht in das Manuskript gegönnt hatte. Ellwood selbst theilt uns mit, wie er bei der Rückgabe der Handschrift Milton gegenüber diesen Gedanken geäussert, und wie der Dichter seine Worte aufgenommen habe. „Nach einigem weiterem Gespräch über sein Werk sagte ich im Scherz zu ihm: Du hast uns viel vom verlorenen Paradies erzählt, aber was hast du uns vom gefundenen zu berichten? Er antwortete mir nicht, sondern blieb eine Zeit lang in Nachdenken versunken. Dann brach er das Gespräch ab und verfiel auf einen anderen Gegenstand. Als die Pest vorüber, die Stadt gereinigt und wieder sicher bewohnbar war, kehrte er dorthin zurück. Und als ich ihn hierauf dort besuchte, was ich selten zu thun versäumte, so oft ich gelegentlich nach London kam, zeigte er mir ein zweites Gedicht, das wiedergewonnene Paradies, und sagte scherzend zu mir: Dies verdankt man

dir, denn die Frage, die du in Chalfont an mich gerichtet hast, hat mich dazu geführt, während ich vorher nicht daran gedacht hatte" (1).

Gebührt somit Ellwood das Verdienst, die erste Anregung zu dem Plane des zweiten Epos gegeben zu haben, so hatte dieser Plan an sich für Milton einen grossen Reiz. Und kam in den Worten des Quäkers, dessen eigene Poesieen wenig Talent verrathen, nur ein religiöser Wunsch zum Ausdruck, so suchte der Dichter ihm, unbeschadet seiner früheren Schöpfung, so gut es angieng, künstlerisch gerecht zu werden. Im verlorenen Paradies hatte er einen Weheruf erhoben über den Lauf der Welt, die dahin geht „den Guten feindlich und den Schlechten hold, erseufzend unter ihrer eignen Last". Er hatte den Sieg der teuflischen Gewalten an dem ersten grossen Beispiel gezeigt, das er an der Schwelle der Menschheitsgeschichte vorfand. Aber dies war nicht der Weisheit letzter Schluss. Niemand sollte darüber in Zweifel sein, dass das Licht zuletzt doch über die Finsternis triumphiren werde. Da sich dieser Triumph für Milton nothwendig in die Formen des christlichen Glaubens kleiden musste, so wurde der Mythus des alten Testamentes mit beständigen Hinweisungen auf die Gestalt des Messias erfüllt. Durch seine Erscheinung wurde das verlorene Paradies wiedergewonnen, und den dunklen Mächten der sicher geglaubte Sieg wieder entrissen. Eine Messiade zu schreiben, das ganze Wirken und Leiden des Erlösers zu schildern, würde dennoch dem Zwecke Milton's wenig entsprochen haben. Für ihn kam es darauf an, einen Moment aus diesem Leben herauszugreifen, in dem der Gegensatz des verlockenden Bösen und des unerschütterten Tugendhaften dramatisch hervortrat. Er konnte die Figur des Satan, die im verlorenen Paradies fast die Rolle des Heros gespielt hatte, nicht entbehren. Er suchte nach einer Situation, die eben diesen Satan im Ringen mit Jesus zeigte. Da bot sich ihm jener sinnige Mythus von der Versuchung Christi in der Wüste dar. Man weiss, dass auch dieser Stoff schon mehrfach dichterisch behandelt war, u. a. in dem „Sieg und Triumph Christi" von Giles Fletcher. Aber

es wäre unbillig, dies zu Ungunsten der Ursprünglichkeit Milton's geltend zu machen, der seinen Vorgängern höchstens einzelne Züge zu entlehnen hatte. Indem er den biblischen Mythus mit anderen Stellen der Evangelisten verknüpfte und das einfache Gerüst der Handlung mit den Schätzen seiner Erfindung und Gelehrsamkeit ausschmückte, wusste er dem verlorenen Paradies ein Gegenbild zu schaffen, das man ganz falsch beurtheilt, wenn man es für ein Bruchstück hält(1).

Freilich an Reichthum und Farbenglanz kann es nicht mit dem grossen Epos verglichen werden. Es fehlt der in überwältigenden und lieblichen Bildern wechselnde Schauplatz, die Masse der handelnden Personen, die Steigerung der Handlung, das Pathos der Sprache, der Schmelz der Schilderung. Die vier kurzen Bücher, in die der Stoff getheilt ist, sind kaum ein Epos zu nennen, sondern etwa eine didaktische Erzählung in Versen(2). Allerdings hat Milton dafür gesorgt, dass der Leser immer an sein früheres Werk erinnert wird. Gleich die ersten Zeilen weisen darauf zurück:

> Der ich gesungen, wie das Paradies
> Verloren ward durch eines Menschen Schuld,
> Besinge nun, wie eines Menschen Treu
> Der ganzen Menschheit es zurückgewann.

Auch hier wird ein Höllenparlament gehalten, in dem Satan sich mit seinen „mächtigen Pairs“ berathschlagt. Auch hier erklingt der Himmel vom Worte des Höchsten und von den Chören der Engel. Aber die übersinnliche Maschinerie spielt eine sehr nebensächliche Rolle. Das Interesse koncentrirt sich auf die Gespräche zwischen Satan und Jesus, und diese selbst sind möglichst auf ein irdisches Niveau herabgedrückt. Satan hat nur wenige Augenblicke, in denen er als der trotzige Rebell, prometheisch und titanenhaft, erscheint, wie wir ihn von früher her kennen. Er hat sein heroisches Zeitalter gehabt, die Jahrtausende der Thätigkeit, die er unserem Planeten gewidmet hat, haben ihn civilisirt, wennschon er noch nicht in dem Grade von der Kultur beleckt worden ist wie Goethe's Mephistopheles. Nicht minder ver-

ändert ist die Gestalt Christi. Es ist nicht der Vicekönig des Himmels, der siegreich auf glänzendem Streitwagen einherfahrende Gottessohn, der uns entgegentritt, sondern der „vollkommene Mensch", der Mann von unerschütterlichen Grundsätzen, das Ideal eines Puritaners. Aus puritanischem Geiste sind beide Werke hervorgegangen. Das wiedergewonnene Paradies ist ebenso von einer bestimmten Tendenz durchzogen wie das verlorene Paradies. Es richtet gleichfalls strafende Worte an das entartete Zeitalter und stellt ihm die Möglichkeit des Sieges über verführerische Mächte an dem edelsten Muster vor Augen. Es ist daher erklärlich, das dem Dichter dieses Kind seiner Muse nicht weniger lieb war als jenes und wohl glaublich, dass er mit Unmuth hörte, wenn man das eine nicht gleich günstig beurtheilte wie das andere. Die „Thaten", die er neuerdings pries, erschienen ihm „mehr als heldenhaft, wenn auch still vollführt, ungerühmt Jahrhunderte lang, obwohl wie keine des Besingens werth".

Vergleicht man das Gedicht mit den beiden kurzen Stellen des Evangeliums Matthaei und Lucae, so bemerkt man, wie viel Spielraum der ergänzenden Phantasie Milton's gelassen war. Er hütet sich, sofort mit der eigentlichen Handlung zu beginnen, sondern schickt ihr eine Einleitung voraus, die den grössten Theil des ersten Buches füllt. Bei der Taufe „dessen, der für den Sohn Joseph's galt", bei der Verkündigung, dass der Getaufte der Sohn Gottes sei, lässt er Satan zugegen sein. Der böse Feind ahnt, dass die Stunde nahe, da der Fall Adam's gesühnt und seine Herrschaft über den Menschen gebrochen werden soll. Wie ehemals erbietet er sich vor seinen Genossen, um Gottes Absichten zu kreuzen, die Expedition auf die Erde zu unternehmen. Wie ehemals sieht Gott herab auf sein Unterfangen, dies Mal gewiss, dass „des Weibes Same allen Versuchungen wiederstehn werde". Ein langes Selbstgespräch, das Jesus in der Wüste führt, giebt Gelegenheit seinen Charakter zu entfalten. Man hat wohl nicht Unrecht, zu vermuthen, dass Milton bei der warmen Schilderung des frühreifen Lerneifers und des idealistischen Strebens seiner eigenen glücklichen Jugend gedacht

habe. Erst hierauf nimmt der erste Akt der Versuchung seinen Anfang, mit dem vierzigsten Tage jenes Aufenthaltes Jesu in der Wüste, als der Hunger den Wanderer zu quälen beginnt. Satan naht sich in der Verkleidung eines alten Landmannes, der jene Offenbarung nach der Taufe mitangehört haben will. Er fordert Jesus auf, wenn er wirklich der Sohn Gottes sei, ein Wunder zu thun und die Steine in Brot zu verwandeln. Erst als er sich zurückgewiesen und durchschaut sieht, lässt er die Maske fallen, aber nur um schmeichlerisch-beredt die Vorurtheile zu zerstreuen, die über ihn, den Teufel, im Schwange seien. Er läugnet, ein „Feind des Menschengeschlechts" zu sein, durch das er nichts verloren, sondern etwas gewonnen hat. Vielmehr suche er den Menschen in Zeichen und Träumen guten Rath zu geben, bewundere alles Schöne und Herrliche und wünsche daher auch durch die Weisheit dessen gefördert zu werden, zu dem er spricht. Dieser zerreisst das Gewebe seiner Sophistik, nennt ihn einen Geist, der es trefflich verstehe, der Lüge etwas Wahrheit beizumischen und führt, ächt christlich, den Missbrauch der heidnischen Orakel auf teuflischen Trug zurück. Satan behält seine unterwürfige Haltung bei und sucht die Anwendung gelegentlicher Nothlügen zu rechtfertigen, zu der der „Unglückliche" so leicht gedrängt werde. Aber er bittet wenigstens um die Gunst, sich demjenigen ferner nahen und Worte der Wahrheit aus dessen Munde hören zu dürfen, dessen Vater ja auch den „heuchlerischen und gottesläugnerischen Priester" an seinem Altar dulde. Jesus stellt es in sein Belieben. Da die Nacht anbricht, nimmt der Versucher mit der Verbeugung eines höflichen Kavaliers von ihm Abschied.

Der Anfang des zweiten Buches, Klagen der Jünger und Maria's über das räthselhafte Verschwinden ihres Sohnes, ist sichtlich nur, um den Rahmen der dürftigen Handlung zu füllen, gedichtet worden. Die neue Berufung des höllischen Parlaments steht dagegen mit dem Gegenstande der Fabel in natürlichem Zusammenhang. Satan berichtet von seinem Misserfolge. Er hat sich überzeugt, dass es diesmal ganz anderer

Anstrengungen bedürfen werde als gegenüber Adam und fordert guten Rath von den Genossen. Belial, seiner alten Natur getreu, ist der Meinung, man solle dem Messias Weiber vor Augen und in den Weg stellen. Durch das Weib war der Mann schon einmal zu Fall gebracht worden, was lag näher, als ihn auf's neue durch „die schönsten Töchter der Menschen" zu verführen. Aber Satan weist diesen Rath zurück. Er wirft Belial vor, dass er andere mit eigenem Mass-Stab messe. Er führt ihm schulmeisterlich die Beispiele eines Alexander und Scipio Africanus vor Augen, die mit geringerer Widerstandskraft Frauenreizen nicht erlegen seien. Mit „männlicheren Dingen" will er Jesus verblenden, mit „Ehre, Ruhm und Volksgunst, Klippen, woran die grössten Menschen scheiterten", und eine Schaar dienstbarer Geister soll ihm seinen neuen Plan ausführen helfen. Währenddess ist Jesus hungrig eingeschlafen und hat von Speise und Trank geträumt. Dem Erwachenden naht Satan dies Mal in zierlicher Höflingstracht. Er zeigt ihm von weitem einen Tisch, auf dem aufgehäuft ist, was immer alle Welttheile hervorbringen, den Gaumen zu reizen. Schöne Jünglinge, liebliche Mädchen stehen bereit den Gast zu bedienen, die Luft ist von Wohlgerüchen geschwängert, süsse Musik erschallt; „wie schlicht war gegen diese Leckerbissen der Apfel, der einst Eva's Sinn verlockt". Und „diese Früchte, bemerkt Satan, sind nicht verboten". Aber Jesus wehrt sich gegen die Versuchung um „des Gebers" willen. Wie in so manchen Episoden der romantischen Epen verschwindet mit einem Schlage der ganze Zauber. Nur der Versucher bleibt zurück, unwillig aber nicht entmuthigt.

Er macht Anstalten, sich seinem Ziele von einer anderen Seite zu nahen. Ich merke, ruft er dem Messias zu, dass nicht gemeiner Hunger dich verzehrt, sondern der Hunger nach grossen Thaten. Aber sie können nicht vollführt werden ohne grosse Mittel, und Reichthum, den auszuspenden in meiner Hand liegt, ist eines der mächtigsten. — Es war ein Stück eigener Lebenserfahrung, wenn der Dichter den Erzfeind sagen liess:

Das Geld bringt Ehre, Freunde, Herrschaft, Sieg,
Indessen Tugend, Muth und Weisheit darben.

Mit überlegener Ruhe entzieht sich Jesus dieser neuen Schlinge. Auch er entfaltet wunderbarer Weise überraschende historische Kenntnisse, wie er denn seinen Widerpart an die Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit eines Cincinnatus, Fabritius, Curius Dentatus, Regulus erinnert. Nicht minder erscheint ihm die Krone des Herrschers verächtlich, die ihm Reichthümer verschaffen sollen. Ganz puritanisch, als sollte der Hof Karl's II. ihn hören, ruft er aus:

Die Krone,
Von aussen Gold, ist nur ein Dornenkranz,
Und seinem Träger bringt das Diadem
Gefahr und Sorgen, Nächte ohne Schlaf,
Die Bürde aller ruht auf seinen Schultern.
Darin besteht ja eines Königs Amt,
Sein Ruhm, Verdienst und Werth, sein höchstes Lob,
Dass er für's Ganze solche Lasten trägt.
Doch wahrer König ist, wer sich beherrscht,
Wer meistern kann Begierde, Wunsch und Furcht,
Und jeden Edlen ziert dies Königthum.

Einen Augenblick steht Satan beschämt und sprachlos da. Dann macht er seiner Bewunderung über so viel Weisheit Luft, aber auch seinem Bedauern, dass sie in der Wüste begraben sein soll. Er sucht seinen Hörer dazu aufzureizen, sich Ruhm zu gewinnen und hält ihm eine kleine Vorlesung über die Heroen des Alterthums, die auf dieser Bahn vorangegangen sind. Jesus erwidert:

Was ist der Ruhm als leerer Zungen Hauch,
Des Volkes Lob und selten reines Lob?
Und was ist Volk als eine wirre Heerde,
Ein bunter Haufe, der Gemeines preist,
Das, wohl erwogen, keinen Preis verdient.
Es lobt, bewundert und es weiss nicht was,
Nicht wen, der eine spricht dem andren nach.
Ist es ein Glück, der Menge zu gefallen,
In deren Mund als ihr Geschwätz zu leben,
Die den am höchsten ehren, den sie schmähn?

Mit gleicher Bitterkeit hatte sich der Verfasser des „Bilderstürmers“ über die „grosse Masse“ ausgesprochen. Sein eigenes zürnendes Urtheil vernimmt man auch in den folgenden Worten, mit denen Jesus den herkömmlichen Ruhm der kriegerischen Eroberer brandmarkt. Es war nur eine Variation des Spruches, den der Erzengel Michael, selbst ein tapferer Krieger, im verlorenen Paradiese während der Vision Adam's über die „Menschenschlächterei“ gefällt hatte.

Im Irrthum lebt, wer es für rühmlich hält,
Ein weites Reich gewinnen mit Gewalt,
Das Land verheeren, grosse Schlachten schlagen
Und Städte stürmen. Ist es heldenhaft
Zu rauben, brennen, morden, friedliche
Nationen, die der Freiheit würd'ger sind
Als ihre Dränger, nah und fern zu knechten,
Nichts hinter sich zu lassen weit umher
Als Schutt- und Trümmerhaufen und durch Krieg
Des Friedens blüh'nde Werke zu zerstören?
Und dann, von Stolz geschwellt, sich Götter nennen,
Wohlthäter für die Menschheit und Befreier,
Mit Tempeln, Priestern, Opferdienst verehrt?
Der nennt sich Sohn des Zeus und der des Mars,
Bis der Erobrer Tod die lasterhaft
Entwürdigten für Menschen kaum erkennt.

Nicht die Vertheidigungskriege zur „Befreiung des Vaterlandes“ trifft diese herbe Anklage. Es wäre auch ein seltsamer Widerspruch gewesen, wenn derselbe Milton durch den Mund des Weisesten tapferen Waffenthaten schlechthin ihren Ruhm abgesprochen hätte, der einst zum Ruhmesherold des independentischen Heeres geworden war. Aber am höchsten stehen ihm doch die unblutigen Siege des Geistes, die anspruchslosen Thaten dessen, der für die Wahrheit kämpft und duldet. Hiob und Sokrates — der Messias nennt sie in einem Athem — sind seine Ideale. Ihr Ruhm bleibt hinter dem der stolzesten Eroberer nicht zurück.

Satan giebt seine Stellung noch nicht verloren, aber er sucht einen würdigeren Gegenstand des Ruhmes vor Augen zu führen. Sein Volk zu befreien, sich als Retter an seine

Spitze zu stellen, zeigt er als ein Ziel, der edelsten Anstrengung werth. Aber er giebt zu, dass ein Eingreifen in die grosse Politik ohne vorangegangene Schulung und Einsicht in die Weltlage nicht möglich sei. Hier wurde der biblische Mythus nach der Anordnung des Evangeliums Lucae wieder brauchbar. Mit grosser Kunst wird jener Scene des Ausblicks von dem hohen Berge über alle Reiche der Welt eine Schilderung der politischen Verhältnisse der ersten Jahrzehnte unserer Zeitrechnung eingeflochten. Kleine geschichtliche Versehen laufen mit unter. Aber im ganzen und grossen ist die historisch-politische Auseinandersetzung geistvoll und richtig. Der Vorschlag, zunächst eine Anlehnung bei den Parthern gegen die Römer zu suchen, um alsdann nach Befreiung der „zehn Stämme" ein selbstständiges Reich zwischen den rivalisirenden Mächten zu bilden, macht der satanischen Staatskunst alle Ehre. Diese „politischen Maximen" finden aber bei dem Hörer keinen Anklang. Kriegsgeräth ist ihm „ein Beweis der Schwäche, nicht der Stärke der Menschen". Die „tiefen Pläne von Feinden, Beistand, Schlachten, Bündnissen" dünken ihn werthlos. Seine abgefallenen Brüder, die zehn Stämme, hält er seines Befreiungswerkes nicht für würdig. Er giebt zu verstehn, dass seine Aufgabe eine höhere sei. Satan geht auch auf diesen Gedanken ein, in der Meinung, es handle sich nicht um die Gründung eines nationalen Reiches, sondern um die Erwerbung der Weltherrschaft. Er lässt daher das Bild der gebietenden Siebenhügelstadt auftauchen mit allem, was sie Grossartiges enthält. Es ist ein glänzendes Gemälde, das der Blinde nach seinen liebsten jugendlichen Erinnerungen und seinen umfassenden antiquarischen Kenntnissen sich rekonstruiren konnte. Zuletzt erscheint die Gestalt des Tiberius auf Capri in seine Lüste versunken, und der Verführer schliesst mit der Aufforderung, mit seiner Hilfe „dies Ungeheuer vom Thron zu stossen". Jesus bleibt auch durch diese „sogenannte Herrlichkeit" ungerührt. Er entwirft das finstere Gegenbild der faulen römischen Kultur, die alle Laster erzeugt habe:

> Welch Weiser, Tapfrer möchte wohl sich mühn,
> Sie, durch sich selbst geknechtet, zu befrein?
> Wer schafft ein freies Volk aus Sklavenseelen?
> Kommt meine Zeit, besteig' ich David's Thron,
> Und meines Reiches wird kein Ende sein.

Durch diese neue Ablehnung gereizt, vergisst Satan seine Rolle. Er zeigt sich als der Teufel, der er ist, indem er als Bedingung für seine Geschenke fordert, dass Jesus niederfalle und ihn anbete. Alsbald, gehörig zurechtgewiesen, nimmt er seinen höflichen Ton wieder an und geht zu dem letzten Appell an den Ehrgeiz über, der noch möglich war. Wer Kriegsruhm und irdische Herrschaft verschmähte, mochte dafür empfänglich sein, mit den Lorbeeren von Kunst und Wissenschaft geschmückt, ein Herrscher im Reiche der Geister genannt zu werden. Nicht glücklicher liess sich dies Motiv ausführen als durch eine blendende Schilderung griechischer Bildung. War Rom der eine Brennpunkt antiker Kultur, so war Athen der andere. Die „Mutter der Künste und Beredtsamkeit" stellt sich von weitem den Blicken dar, der „Olivenhain der Akademie", die „Schulen der alten Weisen", die geheime Macht „der Harmonie" in den Gesängen der lyrischen und epischen Dichter, die Chöre und Jamben der „erhabenen Tragiker", die unwiderstehliche Gewalt der „berühmten Redner". Was Milton jemals bei zunehmender Bekanntschaft mit den Schätzen des griechischen Genius an Entzücken gefühlt hatte, findet hier in den Worten des Satan ein volltönendes Echo. Aber dem Messias erscheint auch dies alles als teuflische Lockung.

> Wer Licht
> Von oben, aus dem Quell des Lichts, empfängt,
> Braucht andre Lehren, wär's auch Wahrheit, nicht.
> Doch falsch sind jene, wenig mehr als Träume,
> Vermuthung, Phantasien auf Sand gebaut.

Die Ueberlegenheit des reineren Gottesbegriffes, die der Spross des auserwählten Volkes sich eigen weiss, reisst ihn zu einer höchst parteiischen Vergleichung der beiden Kulturelemente fort, aus deren Verbindung erst eine neue Epoche für die Geschichte der Menschheit beginnen konnte. Die Systeme der griechischen Philosophen finden keine Gnade vor

seinen Augen, „denn auch der Weiseste bekannte nur das zu wissen, dass er nichts wisse“. Die Poesie der Hellenen kann sich nicht messen mit den Gedichten der „Muttersprache“. mit ihren Hymnen und Psalmen. Die griechischen Rhetoren stehen weit zurück hinter den von Gott begeisterten Propheten. Hier ist „Einfachheit und Majestät“, „wahrer Preis des Heiligsten“, „gediegene Regierungsweisheit“, dort nur ein „Trugbild der Wahrheit“, gotteslästerlicher und schamloser Fabelwust, „Schwulst von Beiwörtern, dick aufgelegt wie Schminke auf einer Buhlin Wangen“. — Wie viel oder wie wenig Milton selbst von diesem Urtheil angehören mag, das wird man sagen dürfen, dass er es in seiner Jugend schwerlich, selbst durch den Mund eines anderen, ausgesprochen haben würde. Auch dazu hatte er durch die Sturm- und Drangperiode des Puritanismus hindurchgehen müssen, um den Teufel zum Verherrlicher der antiken Bildung zu machen und die specifisch christliche, aus dem Schoosse des Judenthums erwachsene Idee ihr feindselig und triumphirend gegenüberzustellen.

Der zweite Tag der Versuchung, dessen Schilderung sich tief bis in das vierte Buch des Gedichtes hinein erstreckt, ist damit zu Ende. Der letzte Akt des Mythus nach der Anordnung des Evangeliums Lucae blieb noch übrig, die Versuchung auf der Zinne des Tempels von Jerusalem, welche der Dichter auf den dritten Tag verlegt. Auch diesen Schlussakt hat er mit dem schönsten Schmuck seiner Phantasie verschwenderisch bedacht. Die Schilderung der vorangehenden Gewitternacht, des anbrechenden Morgens ist reich an frischen, gesättigten Farben. Das Gespräch, welches dem Zauberfluge zum Tempel vorausgeht, erinnert mitunter an das grossartige Pathos des verlorenen Paradieses. Das Ende hinterlässt einen erhebenden und beruhigenden Eindruck. Jesus kehrt „unbemerkt“, als Mann, der seinen Lohn in sich selbst trägt, in das einfache Haus seiner Mutter zurück. Aber der Chor der triumphirenden Engel lässt einen Freudengesang erschallen, in welchem noch einmal die Erinnerung an das grosse Epos nachklingt:

Jetzt ward durch deinen reinen Sieg gerächt
Die Ueberlistung Adam's, und zurück
Gewonnen das verlorne Paradies;
Vereitelt ist, was einst Betrug geraubt.

Bleibt der innige Zusammenhang der beiden Gedichte somit bis zum Schluss erhalten, so gemahnt das wiedergewonnene Paradies zugleich beständig an das erste grössere poetische Erzeugnis der Milton'schen Jugend. Einem unbefangenen Leser wird sich der Vergleich mit dem Comus sofort aufdrängen. Wie dort so ist hier die leitende Idee der Triumph der Tugend über die Verführung. Wie dort so kleidet sich hier der Kampf zwischen dem guten und zwischen dem bösen Princip in pomphafte Rhetorik. In beiden Fällen tritt die dramatische Gestaltungskraft hinter dem ausgesprochenen Lehrzweck zurück. Aber weit entschiedener als das Jugendgedicht trägt diese Schöpfung des Alters den Stempel ernster, fast finsterer Lebensanschauung. Der Schmelz der heiteren Renaissance ist beinahe verflogen, die sorglose Freude an der Antike hat der religiösen Beschaulichkeit Platz gemacht.

In einer anderen Beziehung hingegen hat die Antike sichtlich, je älter Milton wurde, einen immer stärkeren Einfluss auf ihn gewonnen. Es wird kaum einen grossen englischen Schriftsteller geben, dessen Latinismen einen solchen Umfang erreichen, als es bei Milton nachweisbar erscheint. Die beständige Beschäftigung mit den Autoren des römischen Alterthums, die frühe Angewöhnung ihrer Sprache zum poetischen und prosaischen Gebrauche, die Nothwendigkeit bei den wichtigsten Gelegenheiten im Amt und ausser dem Amt, zum Angriff, wie zur Abwehr sich des Lateinischen zu bedienen: alles dies hatte auf die Ausbildung des Milton'schen Englisch einen wesentlichen Einfluss ausgeübt und ihm ein bestimmtes, im Laufe der Zeit immer schärfer werdendes Gepräge gegeben. Es ist hier nicht nur von dem Milton'schen Sprachschatz die Rede und von dem Verhältnis, in welchem sich die angelsächsischen und romanischen Bestandtheile seines Vokabulars befinden. Allerdings schon eine Betrachtung dieses Gegenstandes hat zu interessanten Ergebnissen geführt. Man

hat die poetischen Werke Milton's einer genaueren Untersuchung auf diese Frage hin gewürdigt und gefunden, dass von den etwa 8000 verschiedenen Worten, die in ihnen vorkommen, ungefähr 5300 nicht-germanischen Ursprungs sind. Was Shakespeare betrifft, so hält man sich zu der Annahme berechtigt, dass von der Summe der 15000 Worte, die seinen poetischen Sprachschatz ausmachen mögen, etwa 6000 nicht dem angelsächsischen Stamm angehören. Milton's Zurückgreifen auf nicht germanische Formen in seinen Gedichten würde demnach zwar nicht absolut aber relativ bei weitem bedeutender erscheinen, als es bei Shakespeare der Fall ist. Unter diesen nicht germanischen Wortformen sind viele, die erst Milton in die englische Sprache eingeführt hat, wenngleich es über jedes erlaubte Mass hinausgehen wird, mit Tocqueville ihre Zahl auf sechshundert anzusetzen. Unläugbar aber ist, dass die Jugendgedichte einen geringeren Procentsatz nicht-sächsischer Worte enthalten als die Gedichte des Alters.

Und zugleich legen diese beim ersten Blick vollgiltiges Zeugnis für das Vorherrschen von Latinismen nach anderer Richtung hin ab. Die Syntax Milton's zeigt eine entschiedene Hinneigung zu der der lateinischen Sprache und dies je mehr, je älter er wurde, je häufiger er selbst Veranlassung gehabt hatte die lateinische Sprache anzuwenden. In seinen Jugendgedichten herrscht noch der leichte natürliche Satzbau des elisabethanischen Zeitalters vor, doch drängen sich bereits Wendungen ein, die wie ungeschickt aus dem Lateinischen übersetzt erscheinen. In den früheren seiner englischen Prosaschriften tritt die Einwirkung antiker Vorbilder schon deutlicher hervor. Im späteren Mannesalter, als er jene fein ausgearbeiteten Streitschriften verfasst hatte, die alsbald einen europäischen Ruf erlangten, dachte er, auch wenn er englisch schrieb, mit Vorliebe in lateinischen Formen. Konstruktionen, welche dem Genius der englischen Sprache von Haus aus fremd waren, Participialverbindungen, Verkürzungen durch die Anwendung des absoluten Casus, Auslassungen, Verschränkungen, Vertauschungen einzelner Redetheile werden immer häufiger. Das wiedergewonnene Paradies

nicht minder wie das verlorene Paradies sind von Latinismen der Art erfüllt, und der moderne Leser wird sich nicht selten an einzelnen Härten der Diktion stossen, welche auf diesen Ursprung zurückzuführen sind (1).

Die Form des wiedergewonnenen wie des verlorenen Paradieses zeigt aber noch nach einer anderen Richtung hin eine Abweichung von den heimischen Gewohnheiten. Alle bedeutenden epischen Dichtungen Englands waren in das Gewand gereimter Verse gekleidet. Milton wagte es für die beiden Epen, die seinem Alter angehörten, den fünffüssigen, reimlosen Jambus zu wählen. Diese Verwendung des üblichen Versmasses des Dramas für die erzählende Poesie konnte als eine kühne Neuerung gelten. Sie erschien um so kühner, da der Reim in jener Zeit sich der höchsten Gunst erfreute und selbst Gebiete zu erobern drohte, die ihm bis dahin verschlossen gewesen waren. In Butler's Hudibras waren eben durch die gewagtesten, keckesten Reime höchst komische Wirkungen hervorgebracht worden. Dryden feierte durch die geschickte Handhabung der heroischen Stanze die grössten Triumphe. Mit ihm vor allem drang der Reim, nach dem verführerischen, französischen Muster, zeitweise sogar in's Drama ein. Erst wenige Jahre zuvor hatte Dryden selbst für die Zwecke der Bühne den Reim gerechtfertigt, weil „er die Phantasie am besten regele". In seinem Essay „über die dramatische Poesie" (1667) hatte er diese Ansicht näher ausgeführt. Von Robert Howard deshalb angegriffen, hatte er in der Vertheidigung seines Essays (1668) die Sache des Reimes im Drama nochmals verfochten. In seinem Aufsatz über „heroische Schauspiele" (1672) kam er auf die Frage zurück und erst sechs Jahre später bequemte er sich dazu eine Manier aufzugeben, die dem Genius seines Volkes widerstrebte (2). Hatte sich nun aber der Reim gegen Ende von Milton's Leben selbst der Bühne zu bemächtigen gewusst, so schaltete er in der epischen Dichtung als legitimer Herrscher. Allein auch dieser Legitimität gegenüber erhob sich in Milton der Revolutionär. Der übertriebene Kultus des Reimes, zu dem man sich herabliess, reizte ihn erst recht zum Widerspruch. Er bekannte sich ohne Zweifel mit Wycherley zu

der Ansicht, „dass in Folge des Reimes mystischer Nonsens von den Kritikern oft für witzig, und Doppelsinnigkeiten von den Damen für zart und rührend gehalten würden". Dieses Urtheil schimmert sichtlich durch die Worte hindurch, mit denen er genöthigt ward seine unerhörte Neuerung in Schutz zu nehmen (1).

Denn kaum war das verlorene Paradies erschienen, als nach der Versicherung des Verlegers viele Leser an der Reimlosigkeit des Gedichtes „Anstoss nahmen". Er brachte daher 1668 eine Reihe von Exemplaren auf den Markt, denen nicht nur, nach lebhaft geäussertem Wunsche, ein Inhaltsverzeichnis der einzelnen Gesänge vorgedruckt war, sondern die auch eine kürze Vorbemerkung Milton's über „den Vers" enthielten. In dieser nannte er den Reim geradezu „die Erfindung eines barbarischen Zeitalters" und, namentlich wenn es sich um „längere Werke" handle, nur dazu dienlich, „schlechten Inhalt und lahmes Metrum zu verbrämen". Er gab zu, „dass einige berühmte moderne Dichter" sich der Mode des „trivialen Reimgeklingels" anbequemt hätten. Aber er hielt sich davon überzeugt, dass dieser „Zwang" der Güte ihrer Leistungen nur Eintrag gethan habe. Für sein Unterfangen, diese „Fesseln abzuschütteln", „als der erste in England dem Epos seine Freiheit zurückzuerobern", berief er sich auf das Beispiel Homer's und Virgil's, der „besten englischen Tragiker" und „einiger italienischer und spanischer Dichter ersten Ranges" (2). Immerhin war diese Methode der Vertheidigung eine sehr bedenkliche. Denn darüber konnte kein Zweifel obwalten, dass die vorzüglichsten epischen Werke der Neuzeit bei allen Völkern die Form des Reimes zur Verwendung gebracht und eben durch sie einen nicht geringen Theil ihrer Volksthümlichkeit erworben hatten. Auch hat der Vorgang Milton's auf die Dichter seines Vaterlandes wenig Eindruck gemacht. Allein er gieng auch hier stolz und unbekümmert den Weg, den er für den richtigen hielt. Indem er für das wiedergewonnene Paradies dieselbe Form wählte, die einige Jahre vorher in seinem grossen Epos Anstoss erregt hatte, zeigte er, dass er nicht gesonnen sei, dem Geschmack des Tages das kleinste Zugeständnis zu machen (3).

Es wird dem Biographen eines grossen Künstlers erlaubt sein, über die eigenthümliche Technik, deren sich derselbe bediente, noch ein Wort zu sagen. Sucht man sich darüber klar zu werden, welcher Art Milton mit der erwählten Form zu schalten gewusst hat, so wird man seinem poetischen Takt vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im Drama erhält der reimlose Jambus schon durch den Austausch von Rede und Gegenrede, der mitten in einem Verse einsetzen kann, diejenige Abwechselung, ohne welche er von unerträglicher Eintönigkeit werden würde. Im gleichmässig einherwallenden Fluss des Epos müssen andere Mittel zur Anwendung kommen, um das Ohr nicht zu ermüden. Das Geheimnis des Milton'schen Versbaues liegt nun darin, dass er sich von dem Ideal des strengen zehnsilbigen Jambus möglichst weit entfernt. Jeder seiner Verse trägt zwar die ihm zukommende Bürde fünfmaliger, hervorgehobener Betonung, aber diese Bürde ist in den verschiedenen Versen sehr verschieden vertheilt. Mitunter nehmen zwei Silben die Stelle von einer ein, mitunter genügt eine Silbe, wo die Regel deren zwei erfordern würde. Dadurch wird die Möglichkeit gegeben, den Sinn dem Rhythmus anzupassen und bald den Eindruck einer spielenden Beschleunigung bald den einer bedeutungsvollen Zurückhaltung hervorzubringen. Zu diesen Mitteln der Tonmalerei kommen andere, die der Dichter mit nicht weniger feinem Gefühl angewandt hat, vor allem der weise Gebrauch der Alliteration und der Assonanz. — Es lässt sich allerdings nicht läugnen, dass die Behandlung des reimlosen Jambus im wiedergewonnenen Paradies hinter derjenigen im verlorenen Paradies zurücksteht. Hier erreicht die Milton'sche Verskunst ihre Höhe. Sie erhebt sich über die weichere, glättere Manier des Comus zu männlicher Kraft und Würde, ohne deshalb rauh und unmelodisch zu werden. In dem zweiten Epos dagegen scheint dem Dichter die Empfindung für die Wirkung des Metrums sehr wesentlich abhanden gekommen zu sein. Die eilfsilbigen Verse häufen sich im Uebermass, die Alliterationen und Assonanzen nehmen ab. Es ist, als wenn auch in diesem Punkte das Alter sich fühlbar machte, welches

stark sinnliche Mittel verschmähte. In noch höherem Masse gilt dies von der Versifikation des Dramas, mit dem die künstlerische Thätigkeit Milton's abschliesst ([1]).

Seiner poetischen Individualität würde ein unentbehrlicher Zug fehlen, wenn das wiedergewonnene Paradies das letzte Wort des Dichters geblieben wäre. Man erkennt allerdings in dieser Aeusserung seines Geistes die fromme Ergebenheit, die sittliche Hoheit und den Glauben an den Sieg des Guten, die sein Alter vor Verbitterung und Verzweiflung bewahrten. Aber man fühlt, dass noch etwas Unausgesprochenes in seiner Seele schlummert. Er konnte sich wohl über den Lauf der Welt zur Hoffnung auf bessere Zeiten erheben, aber er konnte sich nicht mit ihm versöhnen. Er durfte sich nicht damit begnügen die leidende Tugend zu preisen, deren Grösse in der Abwehr und Verneinung bestand, er lechzte nach einer befreienden, männlichen That. Der „sanfte Heiland" mochte das Werk der Vergeltung dem göttlichen Vater überlassen, er war ein Mensch, ein Parteimann, mit Hass und Groll gegen die freudetrunkenen Sieger erfüllt, welche seine Ideale verhöhnten und auf dem Grabe seiner Hoffnungen ihre triumphirenden Tänze aufführten. Sein Schwanengesang wurde zum Fluch über ihre Herrschaft, zur Prophezeiung ihres Falles.

Die christliche Sanftmuth der evangelischen Erzählungen vertrug sich freilich sehr wenig mit einer solchen Stimmung. Der Dichter wandte sich daher zurück zum alten Testament, der unversieglichen Quelle puritanischer Leidenschaft, und fand in „der Geschichte Simson's, des Athleten", den gewaltigen Stoff, aus dem er mit der Kraft eines Michel Angelo ein reckenhaftes Denkmal seines eigenen Schmerzes und Zornes herausschlug. Und so erschienen 1671 die beiden einander ergänzenden poetischen Zeugnisse des Puritanismus gemeinsam: das wiedergewonnene Paradies, ein Lobgesang des siegreichen Duldens, Simson, eine Verherrlichung der rächenden That. Vielleicht hatte der Dichter, um diese Zusammen-

stellung zu ermöglichen, darauf verzichtet, sein zweites Epos früher zum Abdruck zu bringen. Denn so viel darf man aus den Worten des Quäkers Ellwood entnehmen, dass es, wenn nicht früher, so doch jedenfalls vollendet wurde, als Milton nach der Pestzeit vom Lande in die Stadt zurückgekehrt war, und ohne Zweifel vollendet war, als das verlorene Paradies bekannt wurde. In den nächsten vier Jahren muss der Simson entstanden sein. Auch dieser Gegenstand hatte unter den dramatischen Entwürfen von Milton's Jugend eine Stelle gefunden, so zwar dass für ihn zwei verschiedene Tragödien in Aussicht genommen waren, deren eine das vierzehnte und funfzehnte, die andere das sechzehnte Kapitel des Buches der Richter umfassen sollte. Aber nichts spricht dafür, dass an die Ausführung dieser Idee schon in früherer Zeit Hand gelegt worden wäre. Gelegentlich wird einmal die Sage von Simson zu einem Vergleich in einer der kirchenpolitischen Schriften benutzt (s. o. II. 102). Besonderes Interesse für den Stoff tritt nicht hervor. Erst im Alter erweckte er eine natürliche Theilnahme, und die Dichtung erschien nun, als Anhang zu dem wiedergewonnenen Paradiese, wie ein Werk aus einem Gusse. Dies Mal scheint Milton selbst die Druckkosten übernommen und in einem Buchhändler, mit dem er sonst noch nicht in Verbindung getreten war, nur einen Agenten für den Vertrieb gewonnen zu haben (1).

Lassen wir zunächst den Inhalt des Werkes bei Seite, um seiner Form unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nach langen Jahren wagte sich Milton wieder an eine dramatische Dichtung, von der er erst einmal, in dem Maskenspiele des Comus, eine Probe gegeben hatte. Seit dieser Zeit hatte. wenn nicht alles trügt, seine Beurtheilung der dramatischen Poesie eine Veränderung erlitten, die wie so vieles in der Entwicklungsgeschichte seiner Ideen auf Rechnung des mächtig erstarkenden Puritanismus zu setzen ist. Zwar gieng er keineswegs so weit, das Theater als solches zu verwerfen. Aber vergeblich sucht man in seinen Schriften eine Wiederholung der Ausdrücke, mit denen er einst die nationale Bühne gepriesen hatte. In seiner Schrift über das Wesen der Kirchen-

verfassung hatte er Gelegenheit genommen, sich über dramatische Dichtung auszusprechen. Aber es waren nicht mehr „der süsseste Shakespeare“ und „der gelehrte Ben Jonson“, die er als Muster aufführte, sondern die Tragödien des Sophokles und Euripides, wo nicht gar das „Pastoraldrama“, des hohen Liedes oder die „Scenen und Chöre“ der Apokalypse. Es kam die Zeit, in der das Theater ganz unterdrückt war, hierauf die Epoche des Rückschlags, in der es sich für den angethanen Zwang rächte und zum brauchbaren Hilfsmittel der zügellosen Reaktion herabsank. Für Milton war das ein Grund mehr, sich von der allgemein angenommenen Form abzuwenden.

Wieder stellte er sich in den schärfsten Gegensatz zu dem angesehensten Dichter des Tages, zu John Dryden. In seinem Essay über die dramatische Poesie (1668) hatte dieser u. a. die Ueberlegenheit des modernen über das antike Drama behauptet. Er hielt immer daran fest, dass das „Muster der Alten zu klein für die englische Tragödie“ sei. Milton im Gegentheile bestärkte sich immer mehr in der Ueberzeugung, dass die Form des antiken Dramas am höchsten stehe. Dieser Ueberzeugung gab er in einem kurzen Vorwort zum Simson „über diejenige Art dramatischer Poesie, die man Tragödie nennt,“ einen unverhohlenen Ausdruck. Er beginnt mit einer Vertheidigung der dramatischen Poesie überhaupt und beruft sich, wie schon in dem Motto seines Werkes, auf Aristoteles. Wenn er dann weiter eine Anzahl von Gewährsmännern herbeizieht, unter denen selbst der Apostel Paulus und Gregor von Nazianz nicht fehlen, so gemahnt das fast an eine der alten Vertheidigungen des Schauspiels aus den Tagen Elisabeth's. Er hält indess eine solche Vertheidigung für nöthig, weil die Tragödie zu seiner Zeit „bei vielen in Missachtung und sogar in Verruf gekommen sei“. Diese puritanische Verurtheilung erklärt er aus dem Verschulden der Dichter selbst, da sie „dem Ernst und der Würde der Tragödie komischen Stoff beimischen oder niedere und gemeine Personen in ihr auftreten lassen“. Ein derartiges Verfahren gilt „allen Verständigen als absurd und taktlos“. Es dient nur dazu, „auf

unerlaubte Weise die Gunst der grossen Masse zu gewinnen". Hingegen giebt es ein anderes Ideal der Tragödie, das nicht der leiseste Vorwurf treffen kann. Es ist dasjenige der Alten, das Ideal, welches Aeschylus, Sophokles, Euripides zu verwirklichen gesucht haben, „die drei tragischen Dichter, die noch niemand sonst erreicht hat". Es giebt „kein besseres Muster für irgend jemanden, der eine Tragödie zu schreiben unternimmt". Ihnen will, nach dem Vorgang italienischer Dichter, auch Milton folgen. Er führt den alten Chor wieder ein, ohne diese Neuerung mit der Ausführlichkeit zu rechtfertigen, wie Schiller es im Vorwort zur Braut von Messina versucht hat. Die Zahl der handelnden Personen ist wie im griechischen Trauerspiel äusserst beschränkt. Wie hier ist dem „Boten" die Aufgabe zugewiesen, über die Katastrophe, die sich dem Auge des Zuschauers entzieht, ausführlich Bericht zu erstatten. Der Schauplatz bleibt von Anfang bis zu Ende derselbe. Die Handlung spielt sich „nach alter Regel und den besten Mustern" in vierundzwanzig Stunden ab. Unwillkürlich fühlt man sich mitunter an den gefesselten Prometheus, mitunter an den Oedipus oder Philoktetes gemahnt. —

Man braucht nicht zu sagen, dass Milton einen Weg betrat, auf dem er vereinsamt bleiben musste. Empört über die theatralischen Erscheinungen des Tages, sprach er ein Verdammungsurtheil aus, das zwischen der eingebürgerten Kunstform und ihren Auswüchsen keinen Unterschied machte, und vor welchem Shakespeare so wenig bestehn konnte wie irgend einer der Dramatiker der Restauration. Auch hat er selbst sich nicht darüber getäuscht, dass seine Stimme kein Echo finden werde. Er hatte, wie er sagt, sein Werk „niemals für die Bühne bestimmt" und daher auch jede Eintheilung in Akte oder Scenen unterlassen. Bei alledem war es ein glücklicher Griff, dem biblischen Stoffe die Form des antiken Dramas zu geben. Wurde er damit auch der Bühne entzogen, so blieb ihm jene religiöse Weihe bewahrt, die sich auf keine bessere Weise erhalten liess. Und unverloren ist das Werk auch in dieser Gestalt der Nachwelt nicht gewesen. Der Mund des Schauspielers hat Milton's Dichtung freilich nicht zum Gemeingut

gemacht. Aber in Händel's majestätischen Tönen hat sie ein unvergängliches Dasein gewonnen.

Fasst man den Inhalt des Simson in's Auge, so hat man ausser den vier bezüglichen Kapiteln des Buches der Richter kaum eine andere Stelle des alten Testamentes als Quelle des Trauerspiels heranzuziehn. Mit demselben poetischen Takt wie in den beiden Epen sucht Milton den biblischen Stoff auszunutzen und durch glücklich angebrachte Motive zu beleben. Der letzte Tag Simson's schliesst die ganze Handlung ein. Nur durch Rückblicke wird seine grosse Vergangenheit beleuchtet, und der historische Hintergrund erhellt. Es ist der Tag, an dem die Philister ihrem Götzen Dagon ein Fest feiern und dem blinden, zu niederer Sklavenarbeit verurtheilten Helden gestatten in frischer Luft zu rasten. Er wird zu einer Ruhebank geleitet und bejammert sein schweres Loos, dessen gedenkend, „was er einst war und was er nun ist".

Am lautesten erschallt seine Klage über die Blindheit:

Blind unter Feinden — ach ein härter Weh
Als Ketten, Kerker, Armuth, Alters Druck.
Das Licht, das erste Gotteswerk, erlosch
Für mich, mir bleibt kein Quell des Trostes mehr . . .
Oh Dunkel, Dunkel, Dunkel bei dem Glanz
Des Mittags, ew'ge dichte Nacht und nie
Die Hoffnung neuen Tag's!
Du erstgeschaffner Strahl, du grosses Wort:
„Es werde Licht, und Licht ward überall"
Wie bin ich deines Segens so beraubt?
Schwarz ist die Sonne mir
Und schweigend wie der Mond,
Wenn er die Nacht verlässt,
In seiner finstren Höhle still versteckt.
Da Licht dem Leben so nothwendig ist,
Das Leben selbst ist, wenn es wahr, dass Licht
Auch in der Seele wohnt,
Und diese allen Theilen gleich gehört,
Warum ward auf des Auges zarten Ball,
So leicht getroffen und so schnell zerstört,
Von der Natur die Kraft des Sehns beschränkt?
Warum lässt sie es nicht wie das Gefühl
Durch alle Poren gleicher Weise strömen? . . .

Der Chor tritt auf, eine Schaar der Landsleute und Freunde Simson's, um ihn zu trösten. Sein alter Vater Manoa erscheint zu gleichem Zweck. Er will versuchen ihn durch Zahlung eines Lösegeldes zu befreien und entfernt sich um seine Bemühungen fortzusetzen. Nach einem tiefsinnigen Chorgesang über den Wechsel des menschlichen Schicksals naht Delila, Simson's Weib, um seine Verzeihung zu erflehn. Ein Zwiegespräch voll Schärfe und Leidenschaft führt keine Versöhnung herbei. Nach dem Abgang Delila's spricht sich der Chor in einer Weise über die Ehe und das Verhältnis von Mann und Frau aus, die Milton's eigene Meinung wiederspiegelt (1):

Gottes heilige Gesetzesrollen
Geben dem Manne Herrschermacht
Ueber die Frau. Drum halte er Wacht,
Dass er sie zügle durch strenges Wollen,
Möge sie schmeicheln, möge sie schmollen;
Sonst bezwingt sie ihn, eh' er's gedacht.

Der Riese Harapha von Gath, der hierauf vor Simson tritt, ist eine Zuthat Milton's, dem zweiten Buche Samuelis (Kap. 21) entlehnt. Der Riese hat grosse Worte, aber er wagt nicht den angebotenen Kampf anzunehmen. Seine spöttischen Reden haben nur dazu gedient, das alte Kraftgefühl in dem blinden Helden zu wecken, und die Zustimmung des Chores hebt ihn noch mehr. Ein Bote fordert von ihm im Namen seiner „Lords“, zu Ehren Dagon's auf dem Festplatz eine Probe seiner Kraft zu geben, ein Anschlag, den ohne Zweifel der beleidigte Riese eingegeben hatte. Simson weigert sich unter „Athleten, Kunstreitern, Taschenspielern, Tänzern und Komödianten“ aufzutreten. Es bedarf des Zuredens des Chores und neuer energischer Mahnung des Boten, um ihn zum Gehen zu bewegen. Er geht, das Herz von heroischen Entschlüssen erfüllt. Eine Ahnung sagt ihm, dass dieser Tag durch eine grosse That bezeichnet oder der letzte seines Lebens sein werde. Manoa kehrt zurück und macht den Chor zum Vertrauten seiner frohen Hoffnungen. Während ihres Gespräches erschallt ein brausender Lärm, es ist der Beifall des Volkes, das Simson's Kraftentfaltung zu-

jauchzt. Sie sprechen weiter, da lässt sich ein neues, furchtbareres Getöse hören, „ein allgemeiner Seufzer, als wär' ein ganzes Volk dahingestorben". Verstört und athemlos kommt ein Hebräer gelaufen, welcher dem Ruin entronnen ist. Er sagt das Schlimmste zuerst: Simson ist todt, durch eigene Hand gefällt, aber in seinem Sturze hat er seine Feinde begraben. Erst darauf sammelt er sich zu einer gedrängten Schilderung des Herganges, die es mit jedem antiken Musterstück der Art aufnehmen kann([1]). Die Hörer geben ihren Gefühlen lebhaften Ausdruck, Manoa, gefasst und erhoben, fordert zu einer grossartigen Leichenfeier auf, und der Chor mit seiner Hindeutung auf die Weisheit des Höchsten schliesst das Ganze würdig ab.

Auch in dieser Dichtung springen einige Mängel sofort in die Augen. Man hat nicht ohne Grund in den einzelnen aneinandergereihten Scenen jede dramatische Steigerung vermisst. Man hat auch hier die Vordringlichkeit der Milton'schen Gelehrsamkeit bemerkt. Simson spricht von „verzauberten Bechern und lockendem Gesang", als wären ihm die Mythen von Circe und den Sirenen bekannt. Der Chor der Hebräer vergleicht die Tugend mit dem „Vogel, der aus seiner Asche ersteht", als wäre ihm die Sage vom Phönix gegenwärtig. Wortspiele und Bilder, welche an die Künsteleien der Donne'schen Schule erinnern, drängen sich ein. Aber nicht leicht wird jemand Milton's Tragödie aus der Hand legen, ohne von ihrer einfachen Grösse ergriffen worden zu sein. Die Charaktere werden klar und bestimmt durchgeführt. Die Sprache ist von natürlicher Würde und Hoheit. In den Chorgesängen zeigt sich zwar ein bedenklicher Mangel des freien, lyrischen Schwunges, desto besser wird der Ton reflektirender Theilnahme getroffen, die sich zu allgemeinen Betrachtungen erhebt. Die Verflechtung des Chores in den Dialog erscheint keineswegs, wie man befürchten sollte, als ein trauriger Nothbehelf. Allerdings hat Milton die lyrische Bedeutung des Chores noch auf andere Weise abgeschwächt. Er verzichtete auf die Theilung in Strophe, Antistrophe und Epode, weil, wie er im Vorworte zu seiner Tragödie sagt, seine

Chöre gar nicht auf den Gesang berechnet waren. Dafür entschloss er, sich hie und da den Reim anzubringen, dem er noch kurz zuvor auf einem anderen Felde den Krieg erklärt hatte.

Den grössten Reiz erhält das Werk durch seine beständig merklichen Beziehungen auf die Schicksale und auf die Persönlichkeit des Dichters. Man fühlt es, dass er mit dem Blute seines Herzens und mit dem Safte seiner Nerven schreibt. Wie Simson, so war auch er ein starker Held gewesen im Kampfe für eine verlorene Sache. Wie Simson, so war auch er zum Spott seiner Feinde geworden, der Philister der Revolution. Auch er hatte immer wie ein „Verlobter Gottes“ Enthaltsamkeit geübt und den Wahn der anderen nicht getheilt, dass „Wein und starkes Getränke“ besondere Kraft gebe. Auch ihn hatte einst ein Weib aus feindlichem Lager umstrickt, und der Missgriff hatte ihm die schönsten Jahre des Lebens verbittert. Endlich die elende Nacht der Blindheit war ihm gemein mit dem alttestamentarischen Heroen. Simson spricht es aus, aber es gab Momente, in denen Milton es ihm nachempfand:

> Ich fühl' es, wie das Leben in mir sinkt,
> Verwelkt ist all mein Hoffen, die Natur
> Erschlafft in mir, wie müde ihrer selbst.
> Die Bahn des Ruhms, der Schande lief ich durch,
> Bei denen bin ich bald, die friedlich ruhn.

Und nicht bloss die Betrachtung seines persönlichen Schicksals legte dem Dichter einen Vergleich nahe. Der allgemeine historisch-politische Hintergrund, von dem sich die Gestalt seines Helden abhob, machte sein Werk zu einem ernsten Denkmal seiner eigenen Zeit. Wenn Simson die Häupter Israels schilt, welche „die grossen Thaten der Befreiung missachteten, die Gott durch ihn vollführt hatte“, wem sollten nicht die Mahnungen einfallen, die der Gegner des Salmasius ehemals an seine Landsleute gerichtet hatte? Schmerzbewegt ruft er aus:

> Wie oft geschieht's, dass ein entartet Volk
> Durch seine Laster bald zum Sklaven wird,

Die Fesseln höher als die Freiheit schätzt,
Höher als schlichte Freiheit goldne Fesseln.
Dann schleudern sie Verleumdung, Argwohn, Neid
Auf ihn, den Gottes hohe Gunst erweckt,
Sie zu befrei'n. Bleibt er der Fahne treu,
So lassen sie den Muthigen im Stich.
Und häufen Undank auf die wackre That.

Er gedenkt der „ungerechten Tribunale“, des feindlichen Schwertes der Abgöttischen, das die „Leichen der Erwählten den Hunden und Vögeln zum Frass giebt“, und man hört den trauernden Freund der Cromwell, Bradshaw und Vane reden. Er schildert die verschiedenen Klassen der Sieger, die „stolzen und racheschnaubenden Verehrer Dagon's und seiner Priesterschaft“, die Gewinnsüchtigen, welche für ihren Privatvortheil „Gott und den Staat zu verschachern bereit sind“, die Milderen, die sich mit einem Lösegeld begnügen wollen, und man fühlt durch, dass er die Männer der Hochkirche und der Kavalierpartei nach dem Leben abzeichnet. Diese Erinnerungen an Selbsterlebtes verstärken den melancholischen Hauch, der über das ganze Drama ausgebreitet ist. Aber sie erscheinen verbunden mit dem stolzen Gefühle siegesfreudiger Zuversicht. „Der ganze Kampf ist zwischen Gott und Dagon“ ruft Simson aus, und Milton ruft es mit ihm. Er weiss, dass der Sieg bei Gott verbleiben wird, bei dem Gotte, in dessen Namen die edelsten Söhne des Puritanismus ihr Banner erhoben hatten. — Er hat die zweite glorreiche Revolution nicht mehr erlebt, aber weissagend schildert er, wie sie gleich dem erstarkten Helden an den Säulen der stuartischen Herrschaft rütteln und den gleissenden Bau der Restauration in Trümmer legen werde.

In dieser Gestalt des zürnenden Propheten sollten die folgenden Geschlechter das Bild des blinden Dichters festhalten.

Fünftes Kapitel.

Abschluss der gelehrten Arbeiten.

Im Gedächtnis der Nachwelt wird Milton immer vorzugsweise als Schöpfer jener drei grossartigen Dichtungen fortleben, deren Hervorbringung ihm eine unfreiwillige Musse nach der Wiederherstellung des Königthums ermöglichte. Ihm selbst galt die Arbeit des Lebens damit nur als zur Hälfte gethan. Mit dem Dichter Milton hatte, nicht eben zu dessen Vortheil, der Gelehrte Milton von jeher gewetteifert. Als er sich einst, um den Tageskämpfen nicht vom sicheren Ufer aus zuzuschauen, „auf der stürmischen See lärmenden und groben Gezänkes eingeschifft hatte", waren es doch nicht bloss poetische Träume seiner „ruhigen und lieblichen Einsamkeit" gewesen, aus denen er sich hatte losreissen müssen. Er hatte zugleich jene ernsten und nüchternen Studien einzuschränken gehabt, die, ohne Rücksicht auf obwaltende Streitigkeiten betrieben, ihren Lohn lediglich in sich selbst trugen. Doch waren diese rein wissenschaftlichen Bestrebungen deshalb keineswegs ganz in Vergessenheit gerathen. Drei grosse Arbeiten gelehrten Charakters waren in Angriff genommen worden und zum Theil schon ziemlich weit vorgerückt, als der Eintritt in den Staatsdienst eine neue Unterbrechung herbeiführte. Der Verlust des Augenlichtes musste die Vollendung jener Aufgaben noch mehr verzögern. Erst nach langen Jahren ward es möglich, wenigstens einige jener

Werke zu einem gewissen Abschluss zu bringen und ihnen ein paar kleinere Erzeugnisse des Gelehrtenfleisses hinzuzufügen.

Unter jenen schon längst begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten hatten sich die Vorbereitungen zur Herstellung eines lateinischen Wörterbuches befunden. Es gehört zu den scheinbaren Widersprüchen im Genius Milton's, dass er, dessen Phantasie Himmel, Hölle und Erde zu umspannen wagte, sich in der peinlichen Sorgfalt des Excerpirens und Kompilirens gefiel. Wie er sich mehrere wohlgeordnete Sammlungen von Lesefrüchten in besonderen Heften anlegte, deren eines erst kürzlich zum Vorschein gekommen ist, so wünschte er seine umfassende Kenntnis der römischen Literatur in einer praktischen Weise, die den höchsten Beifall Hartlib's und Comenius' gefunden haben würde, weiter zu verwerthen. Bemühungen dieser Art mussten, nachdem er erblindet war, eine schwer zu überwindende Schranke finden. So begreift man es, dass die Vollendung jenes lexikalischen Unternehmens am ehesten unmöglich wurde. Nach Phillip's Bericht fuhr er zwar „fast bis zu seinem Todestage mit den Sammlungen aus seiner Lektüre fort", die zur Herausgabe eines „neuen thesaurus linguae latinae nach der Art des Stephanus" dienen sollten. Allein die bezüglichen Papiere fanden sich nach seinem Tode „in einem so verwirrten und mangelhaften Zustande vor, dass sie als unbrauchbar für den Druck erschienen". Sie sind indessen doch nicht ganz werthlos geblieben. „Was von ihnen vorhanden war", fährt Phillips fort, „wurde für ein anderes Wörterbuch benutzt", und in der That erklären die Herausgeber des sg. Cambridge-Wörterbuchs von 1693, die sich enge an Adam Littleton's Wörterbuch von 1678 anschlossen, wie dieser selbst, in der Vorrede, dass sie „drei grosse Manuskriptbände in Folio, alphabetisch geordnet und von dem gelehrten John Milton angefertigt", hätten ausbeuten können (1). Es ist vermuthet worden, dass Edward Phillips selbst diese Papiere aus dem Nachlasse seines Oheims bereitwillig zur Verfügung gestellt habe. Jedenfalls scheinen sie sich eine Zeit lang in seiner Hand befunden zu

haben. Auch mögen sie ihm für eigene Veröffentlichungen, ein „Enchiridion" und ein „speculum linguae latinae" (1684), zu gute gekommen sein ([1]).

Ein genügendes Wörterbuch war nicht das einzige Hilfsmittel zur Erleichterung der lateinischen Studien, auf dessen Zurüstung Milton Mühe und Zeit verwandt hat,

Seit lange hatte ihn die Frage, auf welche Weise die lateinische Sprache am leichtesten erlernt werden könnte, lebhaft beschäftigt. In seiner Jugend mit Lily's veralteter Grammatik aufgezogen, musste er das Bedürfnis eines neueren Lehrmittels bei seiner eigenen pädagogischen Thätigkeit häufig empfinden. Durch die Bestrebungen des Comenius wurde er angeregt, sich mit diesem Thema weiter zu beschäftigen. Während er auf Hartlib's Wunsch seine Ideen über die Erziehung entwickelte, tauchte es auf's neue vor ihm auf, und Hartlib selbst hatte es ein Jahrzehnt danach auf seine Art behandelt. Im Jahre 1669 fasste Milton die Ergebnisse seines Nachdenkens in einer kurzen englisch geschriebenen Grammatik zusammen ([2]). In einem Vorwort an den Leser bemerkt er, wie seit lange, nicht ohne Ursache, darüber geklat worden sei, „dass mit einer noch dazu sehr mittelmässigen Erlernung der lateinischen Sprache der zehnte Theil eines Menschenlebens daraufgehe". Eine Hauptursache davon scheint ihm darin zu liegen, dass die Anfangsgründe, wie die höhere Grammatik, gesondert und gleich in lateinischer Sprache gelehrt werden, noch ehe die Schüler diese verstehn. Milton's Reform, und er schmeichelt sich in der That, wie er sie einführt, der erste zu sein, besteht also darin, dass er die elementaren und höheren Theile der Grammatik verbindet und zwar in englischer Sprache. „Was Buchstaben und Silben betrifft", so ist das darüber zu Sagende weggeblieben, da es „vorher und mit geringen Abweichungen aus der englischen Fibel gelernt sein wird, und da sich doch nur wenige werden übereden lassen, das Lateinische anders auszusprechen wie ihr eigenes Englisch." Anderes, wie Unregelmässigkeiten von Deklination, Geschlecht, Konstruktion ist absichtlich ausgelassen, um nicht das Büchlein „durch

Kataloge zu überbürden“ und „die Reihenfolge der Regeln zu oft zu unterbrechen“. Ein „Wörterbuch mit guten Belegstellen“ scheint Milton für diesen Zweck besser zu dienen. Er tadelt trotz aller sonstigen Anerkennung an seinem Vorgänger Linacre, der eine lateinische Elementargrammatik in englischer Sprache für die Prinzessin Maria, Heinrichs VIII. Tochter, geschrieben hatte, dass er anderer Meinung gewesen sei. — Man sieht, das vornehmste Bestreben Milton's war darauf gerichtet, einen möglichst praktischen Leitfaden herzustellen, nicht nur für den Unterricht Jüngerer, sondern auch zur Selbstbelehrung Aelterer. Es hat wiederum etwas Rührendes, zu bemerken, wie er dem nützlichen Zweck zu Gefallen minder bedeutenden Aufgaben seine Kraft zuwandte.

Ein Werk von bei weitem grösserer Wichtigkeit, ja ohne Zweifel eines der interessantesten, das der Reihe seiner prosaischen Schriften angehört, liess er ein Jahr darauf erscheinen. Es ist die „Geschichte Britanniens, vorzüglich desjenigen Theiles, der heute England genannt wird, von den ersten sagenhaften Anfängen bis zur normannischen Eroberung“ (1). Das Buch war von einem Bilde des zweiundsechzigjährigen Autors begleitet, welches der berühmte Kupferstecher William Faithorne nach dem Leben angefertigt hatte. Dies war die zweite jener grossen Arbeiten, die schon seit Jahren begonnen, in ihrer Fortführung aber oft genug unterbrochen worden waren. Vier Bücher waren vollendet gewesen, als Milton dem Rufe des republikanischen Staatsrathes folgte. Zwei weitere Bücher traten im Laufe der Zeit hinzu, und der Aufschub der Veröffentlichung konnte der Ausfeilung des Ganzen nur zu statten kommen. Ursprünglich war der Plan des Werkes noch grossartiger gewesen. Es sollte die vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten an „bis auf die Gegenwart“ umfassen. Allein der Erblindete war der Lösung einer solchen Riesenaufgabe nicht mehr gewachsen. Auch so indess ist seine Leistung, beschränkt auf einen kleineren Umfang, aller Achtung werth.

Während der Revolution war in politischen Schriften häufig eine entschiedene Hinneigung zu den vornormannischen

Zeiten hervorgetreten. Die bekämpften Zustände waren nicht selten in künstlicher Weise auf die Feudalmonarchie, als ihre hauptsächlichste Ursache, zurückgeführt worden(1). Milton, der geistige Vorfechter jener Revolution, war der erste, welcher eine ausführliche und wohlgeordnete Geschichte der früheren überlaut gepriesenen Epoche in der Muttersprache zu schreiben den Muth fand. Freilich hat erst anderthalb Jahrhunderte später das Zusammenwirken von Alterthumskunde, Sprachforschung und Rechtswissenschaft ein richtigeres Verständnis jener dunklen Zeiten erschlossen. Allein schon die Kühnheit, mit der sich Milton nach seiner Art einen Weg durch das Dickicht der Ueberlieferung zu brechen suchte, würde ihm für immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der englischen Historiographie sichern, auch wenn seine Arbeit nicht noch durch andere Vorzüge ausgezeichnet wäre.

Allerdings wird man zunächst einen leisen Zweifel an der Befähigung des Schriftstellers für die Lösung seiner Aufgabe nicht unterdrücken können. Man hat Milton mitunter den historischen Sinn ganz abgesprochen. Niemand wird läugnen, dass die Art seines literarischen Eingreifens in die bewegenden Fragen des Tages Gründe genug für die Abgabe dieses Urtheils liefert. Mit schonungslosem Radikalismus hatte er mehr als einmal für einen vollständigen Bruch mit der Vergangenheit gesprochen. Der abstrakten Idee, nach der er die Dinge in Kirche und Staat umgestaltet wissen wollte, sollte sich der vorhandene spröde Stoff wohl oder übel fügen. Oft schien er dem Baumeister zu gleichen, der sich daran genügen lässt, einen kühnen Riss zu entwerfen, ohne sich zu fragen, ob er Hände und Steine zu seiner Ausführung finden werde. Allein er hatte doch auch niemals das Bedürfnis verläugnet, seine Theorieen durch den Hinweis auf geschichtliche Vorgänge zu stützen. Er hatte, wenn auch oft genug gewaltsam, den Zustand, den die Revolution geschaffen, an einen früheren Zustand der Nation anzuknüpfen gesucht. Seine Kenntnis ihrer historischen und rechtshistorischen Denkmäler war beinahe auf jeder Seite seiner Schriften hervorgetreten. Dazu kam, dass das Studium der heimischen Vor-

zeit für ihn noch einen besonderen Zweck hatte. Lange Zeit von dem Gedanken erfüllt, den sagenhaften und geschichtlichen Schatz der nationalen Vergangenheit in epischer oder dramatischer Form poetisch zu verwerthen, hatte er sich die Mühe nicht verdriessen lassen, sich mit den Quellen der älteren englischen Geschichte genau bekannt zu machen. In jener Liste dichterischer Entwürfe, die er bald nach der Rückkehr aus Italien angelegt zu haben scheint, war eine ganze Anzahl ihm wohlbekannter Autoritäten angeführt. Die grossen Sammlungen der englischen Chronisten von Parker, Savile und vor allem von William Camden waren ihm zugänglich. Ein erster Abdruck der angelsächsischen Chronik, der ihm sehr zu statten kommen musste, war wenige Jahre, ehe er ernstlich Hand an sein Werk legte, erfolgt. Die Bekanntschaft mit Franz Junius konnte dazu dienen, ihn über die Zustände der angelsächsischen Epoche mannichfach zu belehren. Von Arbeiten über die schottische und dänische Geschichte waren ihm wenigstens solche allgemeinen Charakters, wie diejenigen von Buchanan und Pontanus nicht fremd. Mit den Autoren des klassischen Alterthums endlich, von denen namentlich Cäsar und Tacitus für ihn in Betracht kamen, war er seit seiner Jugend vertraut. Es war mit einem Worte kein kleines Material, dessen er sich zu bemächtigen gewusst hatte, und die genaue Angabe der Belegstellen konnte die Zuverlässigkeit des Geschichtsschreibers verbürgen.

Indessen ohne kritische Sichtung wäre für den Erzähler die Fülle des Stoffes eher vom Uebel als vom Guten gewesen. Heutige Leser von billigem Urtheil, die sich hüten, den Massstab der Gegenwart an Milton's Leistung zu legen, werden finden, dass er auch in dieser Beziehung sich seiner Aufgabe wohl gewachsen zeigte. Man darf sagen, dass ihm der erste Grundsatz historischer Forschung, möglichst auf die gleichzeitigen Quellen zurückzugehn, unwiderruflich feststeht. Er scheidet ohne Schonung vieles aus der beglaubigten Ueberlieferung aus, was er als „absurde Erfindung“, als „grossartige Fabel“ kennzeichnet, ohne deshalb läugnen zu wollen, dass man „oft in Erzählungen, die als fabelhaft gegolten haben,

später Spuren und Reste von etwas Wahrem erkannt hat". Ueber den sehr verschiedenen Werth der Quellen giebt er sich keiner Täuschung hin. Mehr als einmal äussert sich sein Urtheil in harten Worten. So wohl ihm ist, wenn er sich auf Gewährsmänner der griechisch-römischen Kultur berufen kann, so gerne er sich der Führung eines Baeda anvertraut, so heftig sträubt sich sein kritischer und protestantischer Sinn gegen eine gewisse „Sorte" von mittelalterlichen Autoren. Sie stehen zwar oft „den Dingen, die sie beschreiben, nahe genug, da sie sich in ihrem Vaterlande ereignen. Der Zeit nach sind sie von den Ereignissen nicht gar weit entfernt, einige gehören sogar derselben Epoche an. Aber sie sind barbarisch in ihrer Sprache, unzuverlässig, wenn es sich um politische Angelegenheiten handelt, Lobredner dessen, was sie die heilige Kirche nennen, womit sie in Wahrheit sich selbst meinen, in Betreff der meisten anderen Fragen der Religion blind, dumm und abergläubisch: mit einem Worte Mönche". Es widersteht ihm, „ihre Legenden für gute Geschichte anzunehmen". Er erklärt, dass, „um einen Band schnell mit solchem Bettel zu füllen, nur zwei Dinge, Musse und Glauben, beim Schreiber wie beim Leser vorauszusetzen wären". Die angelsächsischen Annalen schätzt er hoch als „Hauptquelle" der nationalen Geschichte, als „Grundlage, die den späteren Mönchen für ihre Glossen und Kommentare gedient hat" (S. 202). Allein „der Gedanke erscheint ihm qualvoll", alle die „Bände eines Florenz von Worcester, Roger von Hoveden, Matthäus von Westminster und vieler anderer von geringerem Ruf mit allen ihren Möncherelen durchlesen zu müssen". Findet Wilhelm von Malmesbury, „was den Stil und das Urtheil anbetrifft", noch eher Gnade vor seinen Augen, so kennt sein Spott und sein Unwille keine Grenzen, wenn er auf die „Fabeleien" Gottfried's von Monmouth zu sprechen kommt. Aber auch modernen Geschichtsschreibern weist er einzelne Irrthümer nach. Buchanan muss sich von ihm sagen lassen, dass „die angeborene Eitelkeit von solchen, die ohne Recht Historiker genannt werden, oder das Bestreben, die eigene Nation wahrheitswidrig zu preisen", oft dazu führe, „ohne

weiteres zu erfinden, was dazu dienlich scheine, das Geschichtswerk zu schmücken oder den vaterländischen Ruhm zu erhöhen" (S. 104).

Man sollte wünschen, dass die Kritik Milton's sich hie und da nicht bloss auf eine bequeme Negative beschränkt hätte. Nicht selten kehren Bemerkungen wieder, wie die, „er wolle über Ungewissheiten nicht länger streiten", es „habe keinen Zweck, die verschiedenen Königsgenealogieen abzuschreiben und sein Buch mit barbarischen Namen anzufüllen". Er überlässt es häufig dem Leser, sich selbst ein Urtheil zu bilden und begnügt sich, die verschiedenen einander widersprechenden Ueberlieferungen neben einander zu stellen. Noch öfter hält er es für erlaubt, einzelne Ereignisse ganz zu übergehen, deren wirkliches Geschehen ihm nicht hinlänglich begründet erscheint. Es ist indessen zu bedenken, von welchem Gesichtspunkt aus er seine Arbeit unternommen und auf welchen Leserkreis er sie berechnet hatte. An mehr als einer Stelle betont er den populären Charakter seines Werkes. Es sollte nicht Untersuchungen bieten, sondern die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassen. Mochten immerhin streitige Fragen den „Erforschern der Antiquitäten" vorbehalten bleiben, ihm kam es auf eine „kurze und glatte" Darstellung an, die man „bis dahin am meisten entbehrt habe". Eben deshalb gönnt er, immer mit kritischen Vorbehalten, auch den „verrufenen Fabeln", die nun einmal Eigenthum des Volksbewusstseins geworden waren, Aufnahme. Er gönnt sie ihnen, „wäre es auch nur zu Gunsten der englischen Poeten und Rhetoren, die ihrer Kunst gemäss wohl wissen werden, sie mit Verstand auszunutzen" (¹). So wird vor allem die Artussage, die ihn schon früher als poetischer Gegenstand gefesselt hatte, in ihren Grundzügen mitgetheilt, wennschon es ungewiss bleibt, „wer Arthur war, und ob überhaupt jemals ein solcher in Britannien regiert hat". Von den bedeutenden historischen Persönlichkeiten steht ihm, wie man denken kann, keine höher als die Alfred's des Grossen. Auch mit diesem hatte sich seine dichterische Phantasie einst lebhaft beschäftigt. In den Blättern seines Geschichtswerkes

setzte er ihm nun ein Denkmal. Er galt ihm offenbar als der edelste Vertreter des rein germanischen Staatsgedankens, während er die normannische Feudalmonarchie als das „Joch des fremden Eroberers" betrachtete.

Das bisher Gesagte bezieht sich ausschliesslich auf den Inhalt der „Geschichte Englands", allein um ihre Bedeutung vollkommen zu würdigen, wird man auch ihre Form in's Auge fassen müssen. Milton hatte einst in einem Privatbriefe seine Gedanken über historischen Stil in Kürze ausgesprochen. Er setzte beim Geschichtsschreiber Gesinnungen und Kenntnisse voraus, die der Bedeutung seines Gegenstandes angemessen wären. Er forderte eine „reine und ungeschminkte, klare und würdige Darstellung". Auf besonderen Schmuck derselben legte er weniger Gewicht. „Denn", dies hatte er hinzugefügt, ich frage einem Historiker nach, nicht einem Redner. Ich bin kein Freund häufiger Betrachtungen und weitläuftiger Urtheile über das Geschehene, weil der Faden der Erzählung dadurch unterbrochen wird, und der Historiker damit dem Politiker in's Amt greift." Von allen Geschichtsschreibern lateinischer Sprache erkannte er dem Salust den Preis zu, und selbst Tacitus schien ihm keines höheren Lobes würdig zu sein, als dass er sich bestrebt habe, „mit allen Kräften den Salust nachzuahmen". Bei diesem fand er alle seine Anforderungen erfüllt, vorzüglich jene Fähigkeit, „mit wenig Worten viel zu sagen", die sich niemand „ohne den feinsten Takt und eine gewisse Mässigung" zu eigen machen könne([1]). Dieses historiographische Ideal vor Augen, befleissigte er sich, ihm nachzueifern, ohne deshalb zum sklavischen Kopisten zu werden. Seine Sprache ist einfach und nüchtern. Die Sätze sind gedankenreich, mitunter gedrungen. Bilder und Vergleiche werden verschmäht, ebenso „wohlgesetzte Reden, wie sie einige Historiker, um die Nachwelt zu täuschen, erfunden haben". Nur selten erhebt sich die Darstellung zu höherem Schwunge, wie in der Einleitung zum zweiten Buche, die dem Preise der griechisch-römischen Kultur gilt.

Mit den bezeichneten stilistischen Eigenthümlichkeiten verbinden sich andere, welche in diesem prosaischen Werke

Milton's nicht zuerst, aber nur in wenigen der früheren mit gleicher Stärke auftreten.

Es ist schon von den Latinismen die Rede gewesen, die mit immer steigendem Umfange in die Gedichte Milton's eindrangen. Seine englischen Schriften in ungebundener Rede haben dasselbe Schicksal gehabt. Auch sie erscheinen von den Eigenthümlichkeiten des lateinischen Idioms durchtränkt, und die grosse geschichtliche Arbeit nimmt an dieser Manier einen stärkeren Antheil als irgend eine andere. Noch hatte sich eine gleichmässige englische Prosa nicht gebildet, aber dass man ein durchsichtiges, ja sogar ein anmuthiges Englisch schreiben könne, wurde der Nachwelt durch manches Memoirenwerk, durch Cowley und selbst durch Clarendon hinlänglich bewiesen. Dagegen die vaterländische Geschichte Milton's obwohl für einen weiten Leserkreis bestimmt, glänzte nicht in dem leichten, gefälligen Gewande, das die Massen entzückt und einem Schriftsteller die grösste Volksthümlichkeit sichert. Sie liess auf jeder Seite den genauen Kenner des antiken Stiles durchblicken und stellte Forderungen an die Denkweise der Leser, welche nur in einem beschränkten Kreise derselben erfüllt werden konnten.

Es wäre möglich, die Bemerkungen über Milton's englische Geschichte hiermit abzuschliessen, wenn sie der Kritik nicht noch eine sehr beachtenswerthe Seite darböte. Er hatte allerdings seine Abneigung gegen „häufige Betrachtungen und weitläuftige Urtheile" in einer historischen Arbeit ausgesprochen, allein man darf nicht glauben, dass deshalb seine Persönlichkeit hinter der reinen Erzählung ganz zurücktrete. Im Gegentheile hat er sich keineswegs enthalten, kurze Anspielungen auf neuere Ereignisse, gelegentliche Parallelen und moralische Aussprüche anzubringen, Von einem Manne, der einen so regen Antheil an der Politik genommen hatte, war es kaum anders zu erwarten, als dass er die Vergangenheit wie einen Spiegel für die Gegenwart betrachtete. Die Absicht, aus den früheren Schicksalen der Nation eine patriotische Nutzanwendung für das lebende Geschlecht zu ziehen, bricht oft genug durch. In diesem Sinne mag man das wissenschaft-

liche Unternehmen Milton's nicht völlig von dem Vorwurfe der Tendenz freisprechen. — Er leitete sein fünftes Buch mit der Bemerkung ein: „Wenn Gottes Rathschlüsse einem sündigen Volke die Knechtschaft zugedacht haben, als den einzigen Zustand, der seinen Lastern angemessen ist, so sind alle Verfassungsformen gleich unfähig, dies zu vermeiden". Er knüpfte an eine Schilderung König Cnut's die Sentenz an: „Es ist eine Lieblingsgewohnheit vieler Grossen, erst dann ihre Gewaltsamkeiten aufzugeben, wenn sie das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht haben, und zu glauben, Gott versöhnen zu können, indem sie ihn mit einem Stück der Beute abfinden". Noch deutlicheren Bezug auf zeitgenössische Vorgänge hatte es, wenn er die frühere „Harmlosigkeit" der Irländer mit dem Charakter ihrer Nachkommenschaft „heutigen Tages" in Gegensatz stellte, oder wenn er dem „Heiden Penda", der „das Anhören des Evangeliums in seinem Reich nicht verhindert habe", vor „vielen angeblichen Christen seiner und der modernen Zeit" den Vorzug gab. Gänzlich liess er sodann die Maske fallen, indem er gelegentlich den „Presbyterianern unseres Zeitalters" einen Hieb versetzte, die sehr verschieden von gewissen Geistlichen des vierten Jahrhunderts „mit grossem Vergnügen auf öffentliche Kosten in einer Synode sitzen", ohne deshalb Freunde „der Armuth" zu sein (¹).

Alle diese Anzüglichkeiten werden indess übertroffen durch eine sehr wichtige Ausführung, die Milton selbst als eine „Digression" bezeichnet, und an welcher der Censor so viel Anstoss nahm, dass er es für seine Pflicht hielt, sie zu streichen. Sie ist nur dadurch gerettet worden, dass Milton einem Bekannten eine Abschrift zum Geschenk machte. Es war der Graf von Anglesey, der schon als Mr. Arthur Annesley zur Zeit des Interregnums keine unbedeutende Rolle gespielt hatte. Man darf sich billig wundern, einen Mann unter der Zahl von Milton's Freunden zu finden, dessen Verdienste um die Restauration mit der Grafenwürde belohnt wurden, und dem ein Zeitgenosse nachsagt, dass ihm keine Partei mehr traute, weil er sich selbst nur zu oft an den meist Bietenden verkauft hatte. Allein abgesehen von der Unzu-

verlässigkeit dieses Zeugen, hat der Graf von Anglesey als ein Freund religiöser Toleranz und ein Gönner der Wissenschaften sich einen Namen gemacht. So trug er denn auch kein Bedenken, Milton „häufig zu besuchen, liebte seine Unterhaltung" und empfieng aus seiner Hand jene Blätter, die vor dem Censor keine Gnade gefunden hatten. Im Jahre 1681 wurde diese unterdrückte Stelle mit einer Vorrede besonders veröffentlicht(1). Man findet sie in den gesammelten Werken des Dichters nach den ersten Sätzen des dritten Buches der englischen Geschichte vollständig abgedruckt. Er bemerkt zur Einleitung dieses Buches, dass es eine „mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit verdiene". Er findet nämlich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Lage der alten Briten nach dem Aufhören der römischen Herrschaft und der Lage der neuen Briten im Verlaufe der „letzten Revolution". In beiden Fällen war eine Art von „Interregnum" eingetreten. Beide Male war dem Volke seine volle, „lange ersehnte Freiheit" zurückgegeben. Beide Male wusste es dieselbe „nicht richtig zu benutzen". Eine solche Parallele zu ziehn, scheint ihm, als Geschichtsschreiber, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Nation erhält dadurch ein Mittel zur „Selbsterkenntnis", das ihr mehr nützen wird, als die „gewöhnlichen Schmeicheleien und Lobhudeleien". Sie kann aus ihrer eigenen Vergangenheit für ihre Zukunft lernen. Und nun folgt ein Rückblick auf jene Ereignisse, die er mithandelnd erlebt hatte, in dem man den tiefen Schmerz eines um seine schönsten Hoffnungen betrogenen Patrioten erkennen wird.

Er läugnet, dass zu seiner Zeit wie damals vor mehr als einem Jahrtausend „Mangel an Kraft oder kriegerischem Muth" das Versäumnis der „guten Gelegenheit" verschuldet habe. Es waren „andere Ursachen", ehedem wie neuerdings gleicher Weise, die „so viel Arbeit, Blutvergiessen und Verluste an Hab und Gut" als nutzlose Opfer erscheinen liessen. Unter diesen „anderen Ursachen" stellt er das Verhalten des langen Parlaments an die Spitze. Ein grosser Theil von dessen Mitgliedern verdankte nach seiner Ansicht Sitz und Stimme nicht sowohl wirklichen „Verdiensten", als vielmehr

„Reichthümern“ und „ehrgeizigen Umtrieben“. Sobald sich ihr „oberflächlicher Eifer“ für die Sache des Volkes abgekühlt hatte, „zog jeder seine Privatzwecke dem öffentlichen Wohle vor und handelte je nach seinem Vortheil und Interesse“. „Da wurde das Recht verzögert und bald ganz geweigert, Gunst und Hass entschied alles. Daher kam das Faktionswesen und Verrath im Inneren und gegenüber dem Feinde. Ueberall war Unrecht und Unterdrückung. Schändliche und verabscheuungswürdige Thaten wurden täglich begangen und im geheimen oder öffentlich geschützt. Manche, die ohne irgend ein Verdienst aus dem Laden oder Magazin weggeholt waren, um im höchsten Rathe der Nation und in den Committees zu sitzen, trieben ihrem gewohnten Gewerbe gemäss Schacher mit dem Gemeinwohl. Es gab Leute, die es vortrefflich verstanden, ihnen zu schmeicheln und sich in ihre Launen zu schicken. Wer am meisten zahlen, wer sich unter dem Schein eines heuchlerischen Eifers einzuschmeicheln wusste, der empfieng, mochte er noch so unwürdig sein, den Lohn der Gelehrsamkeit und Treue oder entgieng der Strafe seiner Verbrechen und Missethaten. Ihre Beschlüsse und Ordonnanzen, die der Erwartung des Volkes gemäss schlechte Gesetze aufheben und bessere einführen sollten, enthielten nichts als neue Auflagen, Zölle und Steuern, jährliche, monatliche, wöchentliche.“ Er fügte, gewiss nicht ohne in seinem Kreise Erfahrungen der Art gemacht zu haben, hinzu: „Den treuesten Anhängern der guten Sache, die ihre Person oder ihr Vermögen eingesetzt hatten, wurden ihre gerechten Ansprüche durch habgierige Sequestratoren abgestritten. Mit der Bittschrift in der Hand wurden sie nach langem Warten von einem Committee zum anderen geschickt, ohne irgendwo etwas auszurichten. Wenn man ihnen je einmal aus Scham und Klugheit wenigstens einen Schein von Recht zugestand, so weigerten sich die Mitglieder der Unterausschüsse in den Provinzen, meistens Leute von unersättlicher Habgier und notorischer Schlechtigkeit. die Befehle auszuführen, was sie nimmer gewagt haben würden, ohne mit einigen einflussreichen Männern der oberen Behörden im Einverständnis zu sein“.

Es ist, als könnte er dieses Thema, dem er einst in seinem Sonett an Fairfax den kräftigsten Ausdruck gegeben hatte, gar nicht erschöpfen. Immer wieder kommt er auf die „unzähligen Diebe im Amt", auf die Entheiliger des „öffentlichen Vertrauens" zurück, die „ungeheure Summen verbraucht", das Kirchengut zu ihrem Privatvortheil „verschlungen", Malignanten und Gutgesinnte in gleicher Weise bedrückt und den Staat dem „Bankerott" entgegen geführt hätten. Er giebt zu verstehen, dass die „Süssigkeit betrügerischen Gewinns, die Lust zu herrschen, das Gefühl der eigenen Schuld und die Furcht vor dem Tage der Rechenschaft" einzelne selbst dazu vermocht habe, „heimlich die Unruhen des Staates zu nähren, die sie heilen sollten". „Immer waren sie auf neue Arbeit, auf neuen Aufschub bedacht, damit ja der schreckliche Moment nicht käme, in dem sie aus Mangel an Geschäften ihre Macht niederlegen müssten, und das zum Verderben des ganzen Volkes." Es hätte nur noch gefehlt, dass er dem Gewaltstreiche Cromwell's, der die Versammlung auseinandersprengte, seinen ausdrücklichen Beifall geschenkt hätte. Allein soweit lässt er sich nicht fortreissen. Die Zeit des Protektorates bleibt überhaupt von diesem Rückblick ausgeschlossen, der sich nunmehr den kirchlichen Zuständen zuwendet.

Schon bis hierher waren doch vornehmlich, wenn auch nicht ausschliesslich, die Presbyterianer bedacht worden. Auf sie allein ist gemünzt, was über die religiösen Verhältnisse gesagt wird. Vorzüglich der Westminster-Synode gilt der Zorn des Autors. Zunächst wird die Art ihrer Zusammensetzung durch Wahl des Parlaments von ihm getadelt. Er behauptet, dass man „durch Frömmigkeit und Kenntnisse hervorragende Männer ausgelassen habe". „Der grösste Theil der Synode bestand aus Männern, die mit dem Anschein grossen Eifers von der Kanzel herab gegen die Habsucht und Pfründenhäufung der Bischöfe und Prälaten gedonnert hatten. Aber diese gewissenhaften Leute waren kühn genug, ehe irgend etwas von ihren Aufgaben erfüllt war, zur Schande ihres geistlichen Berufs und ihrer oft gerühmten Reformbestre-

bungen, mit wahrer Gier oder doch mit grossem Vergnügen Masterstellen in den Colleges der Universitäten und wohl dotirte Lecturerstellen in den Städten anzunehmen . . . Auf diese Weise wurden sie, die heftigsten Gegner der Non-Residenz, der Abwesenheit des Geistlichen von seinem Amtssitz, ihrerseits sehr rasch zu Pfründenhäufern und Non-Residenten umgewandelt . . . Und doch lief die Hauptlehre, für die sie so schnöden Sold nahmen und die sie für heiliger hielten als das Evangelium darauf hinaus, dass die geistliche Macht ihres Amtes nichts werth sei, im Vergleich mit dem körperlichen Zwange. Diesen anzuwenden ermuthigten sie die Obrigkeit auf alle Weise. Sie erachteten ihn für ein besseres Mittel, die Gewissen zu gewinnen als evangelische Ueberredung. Sie sprachen für Zwang ohne Ueberzeugung, während sie sich noch kurz zuvor beklagt hatten, dass man gegen sie unchristlicher Weise Gewalt gebrauche. Damit enthüllten sie, dass ihre Absichten selbst antichristliche waren. Sie wollten eine geistliche Tyrannei durch die Staatsmacht aufrichten lassen, um ihre eigene Autorität über die der Obrigkeit zu erheben. Sie wollten diese zu ihrem Executor machen, um kirchliche Vergehen zu strafen, die für das bürgerliche Recht nicht vorhanden sind". Wie die Lehrer, so die Schüler. Diejenigen, welche sie als „eifrige und gottselige Männer" empfohlen hatten, füllten ihre Stellen aus, „wie die Kinder des Teufels", ungläubig, ungerecht, sittlich verderbt, so dass dem Werke der Reform ein Schlag versetzt, den Feinden Gottes und der Wahrheit eine Gelegenheit zum Lästern gegeben wurde, stärker „als jemals seit der ersten Predigt der Reformation".

So war der Zustand in Staat und Kirche. Die Politiker sah das Volk „ohne Charakter und Beständigkeit, in Kleinigkeiten sehr geschäftig, in der Hauptsache müssig". Es fieng an, „diejenigen zu verachten, die es einst geehrt hatte, sie zu verlassen, sie zu bekämpfen oder gegen sie zu konspiriren". Die Männer der Kirche erschienen ihm als „schlaue Heuchler, als habgierige und unwissende Verfolger, ganz ähnlich ihren Vorgängern, gegen die sie ihre Anklagen geschleudert hatten".

Nach einer erkünstelten Hitze von Scheinheiligkeit wurde es daher „kälter und verstockter als zuvor, lüderlich oder geradezu atheistisch". Mit einem Worte: dem begeisterten Aufschwunge folgte eine allgemeine Ermattung. „Die, welche wir noch vor kurzem als unsere glorreichen Befreier priesen, denen das Volk verehrungsvoll anhieng, sie haben nicht nur ihre eigene Unfähigkeit verrathen, die versprochene Freiheit zu geben, sie haben auch die Nation untauglich gemacht, überhaupt irgend eine Freiheit zu empfangen oder zu ertragen . . Denn die Freiheit hat ein scharfes, zweischneidiges Schwert, das nur gerechte und tugendhafte Männer führen können. Für die Schlechten und Sittenlosen wird es in ihrer eigenen Hand gefährlich und unlenksam." —

Wie oft hatte er früher hervorgehoben, dass es zwar Sache der Staatsweisheit sei, durch die Gesetze „den Verbrechern den nöthigen Zaum anzulegen", aber ohne damit die Rechte der „Guten" zu verletzen. Wie häufig hatte er auf die erste politische Pflicht hingewiesen, rechtzeitig zu suchen, die „Beschwerden des Volkes zu erkennen und ihnen Abhilfe zu verschaffen." Hier kommt er darauf zurück, allein er findet, dass, was er voraussetzt, über den Gesichtskreis jener „beschränkten Staatsmänner" weit hinausgieng. Ihm, der früher mit solchem Stolz von seinem gottbegnadeten England gesprochen hatte, scheint nun, nachdem er so bittere Erfahrungen gemacht hat, das selbstgenügsame Engländerthum, die insulare Abgeschlossenheit eine hauptsächliche Ursache jener Enttäuschungen zu sein. Auch wurde die politische Korruption, wie sie unter dem Scepter Karls II. in üppigster Blüthe stand, unzweifelhaft in dem folgenden harten Urtheil mit betroffen: „Britannien, um eine Wahrheit auszusprechen, die nicht oft gesagt wird, ist zwar ein Land, fruchtbar an starken und muthigen Männern für den Krieg, aber durchaus von Natur nicht überreich an Männern, die im Frieden rechtschaffen und weise zu herrschen vermöchten. Man vertraut bei uns zu viel auf seinen Mutterwitz und vergisst, dass Bildung, Einsicht, selbstlose Hingabe an das Gemeinwesen ohne Rücksicht auf Geld oder eitle Ehren auf diesem Boden

gewissermassen fremde Früchte sind. Sie gedeihen hier nur in solchen Geistern, die eine sehr sorgsame und gründliche Erziehung erhalten haben. Wie Wein und Oel von auswärts bei uns eingeführt werden, so brauchen wir auch eine Einfuhr gereiften Verständnisses und vieler bürgerlicher Tugenden aus fremden Schriften und aus den Beispielen der besten Jahrhunderte. Andernfalls werden wir immer scheitern und niemals eine grosse Unternehmung glücklich zu Ende führen."

Es liegt auf der Hand, warum diese Stelle dem Censor verdächtig vorkam. Mochte sie immerhin zunächst gegen eine Partei gerichtet sein, deren Schonung den herrschenden Gewalten gar nicht am Herzen lag, sie enthielt doch auch vieles, was diese selbst sehr unangenehm berühren musste. Nur das bleibt auffällig, dass andere Aeusserungen Milton's der officiellen Spürkraft entgiengen. Wenn bei der Ausführung der Parallele davon die Rede war, dass „Lüge und Falschheit in Ansehn standen", dass „Schurkerei geehrt und als Tugend belohnt wurde", dass Frivolität und „Trunkenheit" vorherrschten, so passte alles dies, obwohl es von den alten Briten gesagt war, ebensowohl auf das erneute Stuart'sche Königthum. Und so wandte sich der Schluss des ganzen Werkes, das bei der höchst einseitigen Schilderung der normannischen Eroberung und des ihr voraufgehenden bedenklichen Zustandes abbrach, mit einer mahnenden Frage an die Mitwelt: „Sind dies die Ursachen des Elends und der Knechtschaft unserer Ahnen gewesen, womit kann ich besser endigen, als hier das lebende Geschlecht inmitten seiner Sicherheit zeitig daran zu erinnern, von denselben unverbesserlichen Lastern die Wiederkehr gleichen Unheils zu fürchten?" (1).

Als Geschichtsschreiber mochte Milton immerhin den Ruhm einer gewissen Selbstständigkeit behaupten, als Philosoph musste er auf einen solchen Anspruch verzichten. Auch war es nicht seine Absicht diesen zu erheben als er der „Geschichte Britanniens" zwei Jahre später eine „Logik" folgen

liess. Er wählte absichtlich diesen Ausdruck für die „Kunst gut zu räsonniren" statt des noch von Petrus Ramus gebrauchten „Dialektik". Uebrigens schloss er sich durchaus an die Methode dieses Philosophen an, für den er eine hohe Verehrung äusserte und dem er nur eine allzugrosse Kürze vorwarf. Als Student hatte er die Qualen der üblichen scholastischen Abrichtung empfunden und sich bitter über die Misshandlungen der Logik, „der Königin der Wissenschaften", geäussert. Vielleicht waren ihm schon damals die Schriften des Ramus als rettende Thaten erschienen. In jedem Falle widmete er ihnen später ein genaues Studium. Auch die Lebensgeschichte des kühnen Bekämpfers der aristotelischen Logik, welcher der Bartholomäusnacht zum Opfer gefallen war, hatte für Milton ein leicht begreifliches Interesse. Er hielt es für angemessen, eine kurze Biographie des berühmten Franzosen nach J. T. Freigius seinem Lehrbuch anzufügen (¹).

Man erkennt in diesem auf Schritt und Tritt das fremde Vorbild wieder. Das Widerstreben gegen „gehäufte, lästige Regeln", die Erhebung der „Natur" gegenüber der „Kunst", die Verwahrung gegen die „Einmischung von Physik, Ethik, Theologie in die Logik": alles dies war im Geiste des Ramus gedacht. Seine Eintheilung der Logik wird im Grunde beibehalten, obwohl sich Milton die Miene giebt, hiebei von seinem Vorbild etwas abzuweichen. Auch er unterscheidet die Lehre von der Auffindung und von der Anordnung der Gründe und vergleicht diese Eintheilung mit der der Grammatik in die „Lehre von den einzelnen Worten und Syntax". Desgleichen folgt er dem Ramus in der Herbeiziehung zahlreicher Stellen klassischer Autoren, als erläuternder Beispiele, ohne bei seinem guten Gedächtnis zu sklavischer Nachahmung genöthigt zu sein. Ich finde nicht, dass sich in Milton's Schrift ein Fortschritt über die Tradition der ramistischen Schule kundgäbe. Das Wesentliche ist, dass auch er die Vorstellungen ausser aller Beziehung zu den Sachen setzt und lediglich die Form des Denkens und Redens in's Auge zu fassen sucht. Uebrigens stellte er, den prosaischen Versuchen seiner Jugend getreu, den gesunden Menschenverstand über „alle Kunst".

„Wendet man diese zu ängstlich, zu subtil und unnöthiger Weise an, so dient sie nur dazu einen an sich scharfen Geist, statt ihn noch mehr zu schärfen, vielmehr abzustumpfen, wie der überflüssige oder unnöthige Gebrauch von Arzneimitteln die Gesundheit untergräbt, statt sie zu stärken". Die blosse Spekulation galt ihm einem Umherirren auf dürrer Heide gleich.

Milton hatte sich in seiner Logik gegen jede Einmischung theologischer Begriffe verwahrt, aber er hatte sich doch nicht enthalten, seinerseits bei der Auswahl erläuternder Beispiele an mehr als einer Stelle auf das theologische Gebiet zurückzugreifen. Es war nicht schwer, schon aus solchen Stellen zu erkennen, wie er über gewisse dogmatische Grundfragen, das Wesen des göttlichen Willens, die göttliche Vorsehung, das Verhältnis von Gott dem Vater zu Gott dem Sohne, u. a. m. dachte. Indessen hat er auf andere Weise noch viel gründlicher dafür gesorgt, die Nachwelt über die Gesammtheit seiner religiösen Anschauungen aufzuklären. Zu den längst begonnenen gelehrten Arbeiten hatte die Abfassung eines „vollkommenen Systems der Theologie" gehört. Mehrere Jahre vor Uebernahme des Staatsamts hatte er angefangen, seinen Schülern von Zeit zu Zeit aus brauchbaren Handbüchern zu diktiren, was für die Vorbereitung eines solchen Werkes passend erschien (s. o. II. 398). Es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, wie weit diese Vorarbeit in den folgenden Jahren gefördert wurde. Mit dem Eintritt der völligen Erblindung wurde die Herstellung der endgiltigen Redaktion begreiflicher Weise sehr erschwert. Es mag sein, dass im Jahre 1655 mit dieser der Anfang gemacht worden war, und man darf vielleicht aus einigen früher angeführten Worten Milton's folgern, dass er 1659 sein Diktat noch keineswegs abgeschlossen hatte (s. o. III. 219). Wie der reife Inhalt des ganzen Werkes, so sprechen auch äussere Gründe für die Annahme, dass es erst im Alter des Dichters vollendet worden ist. Prüft man das noch vorhandene Manuskript des Buches, so

erkennt man auf den ersten Blick, dass von den 735 Seiten, die es enthält, die letzten 539 einer in Absätzen diktirten Kladde gleichen, in welcher zahlreiche Verbesserungen und Zusätze, mitunter auf eingeklebten Blättern, von verschiedenen Händen erscheinen. Dass der Schreiber dieses grösseren Theiles des Werkes die griechischen und hebräischen Buchstaben nur sehr steif und mühsam auf's Papier brachte, ist klar. Ueber seine Persönlichkeit lässt sich aber nichts weiter feststellen, als dass er ein Amanuensis gewesen ist, dessen Dienste Milton vom Jahre 1658 an mehrfach in Anspruch nahm. Die ersten 196 Seiten dagegen machen durchaus den Eindruck einer für die Veröffentlichung berechneten Reinschrift. Sie weisen eine schöne, gewandte Hand auf, und eben diese hat guten Theils den Rest des Manuskripts durchkorrigirt, vermuthlich auch die durchgehende Paginirung und Ueberschriften über den einzelnen Kapiteln angebracht. Es ist dieselbe Hand, von welcher eine vollständige Abschrift der Milton'schen Staatsbriefe vorliegt, gleichfalls sichtlich zu dem Zwecke angefertigt als Vorlage für den Druck zu dienen.

Es haben sich Mittel gefunden, die Indentität dieses Schreibers vollkommen festzustellen. Es war Daniel Skinner, der Sohn eines londoner Kaufmannes, ohne Zweifel ein Verwandter, vielleicht der Neffe jenes Cyriack Skinner, der Milton so nahe stand. Vermuthlich durch eben jenen wurde er dem Dichter empfohlen. Er kann nur gegen das Ende von dessen Leben genauer mit ihm bekannt geworden sein, denn er hatte erst 1673 in Cambridge den Grad des Baccalaureus erworben. Später hat er sich gegen den Verdacht vertheidigen zu müssen geglaubt, als ob er „im mindesten von irgend einem der Grundsätze Milton's angesteckt worden sei". Es war „lediglich die Liebe zur Wissenschaft", „der Wunsch etwas von Milton zu lernen", was ihn öfter zu ihm in's Haus führte. Sehr bald indessen wurde er, wie erwähnt, einer der nützlichsten Gehilfen für seine Arbeiten. In seinen Händen verblieb beim Tode des Dichters sowohl jene Kopie der Staatsbriefe wie das Manuskript des theologischen Traktates. Er wandte sich zum Zwecke der Veröffentlichung beider

Stücke an die Elzevir'sche Buchhandlung in Amsterdam, ohne etwas Böses dabei zu denken. Zu seinem Glücke zögerte Elzevir mit der Herausgabe. Als 1676 in England eine unrechtmässig erworbene und verstümmelte Ausgabe der Staatsbriefe erschien, bat Daniel Skinner, ihm zu gestatten seine vollständigere Kopie drucken lassen zu dürfen oder die unrechtmässige Edition seines Nebenbuhlers zu verfolgen. Allein nun wurden die Behörden auf die nachgelassenen Papiere eines Schriftstellers, den sie noch im Tode fürchteten, erst recht aufmerksam gemacht. Skinner, der als ein „kecker" und „wilder junger Mann" bezeichnet wurde, gerieth in die grössten Ungelegenheiten, obgleich sowohl er selbst wie Elzevir die feierliche Versicherung gaben, dass nichts von Milton's Manuskripten veröffentlicht werden sollte. Skinner nahm sie darauf aus den Händen des Buchhändlers wieder in Empfang und nach einigen Zwischenfällen erhielt er in einer fetten Stelle seines College reichlichen Lohn, ohne Zweifel nicht nur für die loyale Gesinnung, die er zur Schau getragen hatte, sondern auch für die Auslieferung jener verdächtigen Papiere, welche in's Staatsarchiv wanderten. Hier hat man sie im Jahre 1823 entdeckt. Zwei Jahre später wurde das theologische Werk bekannt gemacht, und im Anschluss an diese Veröffentlichung erschien der berühmte Essay des jungen Macaulay (1).

Das freudige Erstaunen, mit dem man in England die unvermuthet zum Vorschein gekommene Reliquie Milton's begrüsste, war durchaus berechtigt. Man lernte ein Werk kennen, in welchem sich die Fortschritte seiner religiösen Anschauungen deutlich verfolgen liessen, und aus welchem seine umfassende Gelehrsamkeit, sein rastloser Forschungstrieb, seine erstaunliche Kühnheit glänzend hervorleuchteten. Was andere Schöpfungen seines Geistes bereits hatten durchblicken lassen, erhielt hier eine vollkommene Bestätigung. Er hatte als Independent nicht nur in Fragen der kirchlichen Verfassung und des kirchlichen Ritus mit dem Programm des strengen Calvinismus gebrochen, das für seine Jugend bestimmend gewesen war, auch im Dogmatischen war er über

die geheiligte Tradition mit einer Unerschrockenheit hinausgeschritten, welche die grosse Masse der Rechtgläubigen schaudern lassen musste. Freilich fanden sich auch in dieser Arbeit alle jene Eigenthümlichkeiten wieder, welche die Schwächen mancher seiner früheren Schriften ausgemacht hatten: ein ängstliches Anklammern an den Buchstaben der Bibel, während er die starre Wortgläubigkeit seinerseits verurtheilt, eine sophistische Auslegung einzelner biblischer Stellen, während er gegen die Sophistereien früherer Theologen eifert, eine häufige Vermischung alttestamentarischer und neutestamentarischer Ueberlieferung, während er doch nicht weniger häufig den Unterschied in der Anwendbarkeit von Gesetz und Evangelium festzuhalten sucht. Man erhält auch hier das Bild eines freien und reichen Geistes, der sich über den engen Gesichtskreis der Mitlebenden zu erheben strebt, ohne sich von dem Grund und Boden der Bildung, auf dem er mit ihnen erwachsen ist, loslösen zu können.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dieser grossen theologischen Arbeit und früheren kleineren desselben Autors tritt sofort hervor. Sie ist frei von dem heftigen, polemischen Tone, den er so häufig angewandt hatte. Allerdings enthält sie gelegentliche Ausfälle gegen katholische wie protestantische Lehrsätze und Schriftsteller, gegen akademische Institute und kirchliche Privilegien. Sie erklärt an einer Stelle sogar ganz puritanisch den „Hass gegen die Feinde Gottes und der Kirche für eine religiöse Pflicht“ (V. 101). Aber niemals werden wir an jene rohen Sitten literarischer Klopffechterei erinnert, welche so manche theologische Ausführung in anderen Werken Milton's entstellen. Hier befleissigt er sich einer ruhigen, leidenschaftslosen Sprache. Auch dichterische Bilder und Vergleiche werden vermieden. Nur eine einzige Anspielung auf die Zeitverhältnisse kommt vor, durch die, wie einst im Lycidas, die pflichtvergessene, „beutelustige“ Geistlichkeit getroffen wird (IV. 460). Nur eine einzige Beziehung auf eigene Arbeiten lässt sich nachweisen, welche durch die erneute Behandlung der Ehescheidungsfrage nahe gelegt wurde (IV. 249).

Der Zweck des Werkes erklärt seinen eigenartigen Charakter. In der Vorrede, die sich an „alle Kirchen Christi und an alle Bekenner des christlichen Glaubens in der Welt“ richtet, spricht sich der Verfasser mit einer eigenthümlichen Mischung von Stolz und Bescheidenheit über seine Absicht aus. Er gesteht, dass die Arbeiten seiner Vorgänger ihn nicht befriedigt haben, und dass er das Ergebnis seiner Forschungen für seinen „besten und reichsten Schatz“ halte. Aber indem er „der ganzen Welt“ mittheilen will, was zunächst nur „für ihn selbst“ zu eigener Aufklärung und Erinnerung bestimmt gewesen war, fordert er die Kritik gelehrter und verständiger Richter heraus und verwahrt sich gegen den möglichen Einwand, als wolle er seine Ansichten dem Leser aufdringen. Er hofft vielmehr, dass sein Beispiel Nachahmung finde. Er wünscht, dass „andere durch ihn bewogen werden, sich nach derselben Art zu belehren wie er“. Denn von diesem protestantischen Ursatz, der ihn sein ganzes Leben hindurch leitete, geht er auch hier wieder aus: „In den göttlichen Dingen darf man sich nicht auf den Glauben oder das Urtheil anderer verlassen“. „Wer erlöst werden will, der muss seinen eigenen persönlichen Glauben haben .. Alle Verheissungen Gottes gelten nicht einer trägen Rechtgläubigkeit, sondern einem beständigen Fleiss, einem unermüdlichen Suchen nach Wahrheit.“ „Die Autorität der ganzen Körperschaft der Theologen und des ehrwürdigen Namens der Mutter Kirche“ darf das Recht „der freien Forschung und Erörterung“ nicht einschränken und sich dem „individuellen Glauben und der individuellen Ueberzeugung“ nicht entgegenstellen. „Ohne diese Freiheit giebt es keine Religion und kein Evangelium, sondern nur noch Gewalt, deren Unterstützung die christliche Religion schändet. Ohne diese Freiheit sind wir noch immer Sklaven, nicht mehr wie früher des Gesetzes Gottes, sondern eines Gesetzes der Menschen, oder richtiger einer barbarischen Tyrannei.“ Daher der Anspruch, selbstständig „über jedes Dogma denken und schreiben zu dürfen“, die vorbeugende Bitte „an alle Parteien“, es freundlich aufzunehmen, wenn er etwas vorbringe, „was von

gewissen recipirten Ansichten abweiche“, der Wunsch, „nicht mit dem gehässigen Namen eines Ketzers gebrandmarkt zu werden, ohne dass seine Lehre an dem Zeugnis der Schrift geprüft worden sei“.

Es ist etwas Lessing'sches in dieser kraftvollen Vertheidigung des Rechtes individueller Kritik. Nur die letzten Worte dieser Vertheidigung deuten an, worin Milton wesentlich hinter den kühnen Bahnbrechern der folgenden Zeiten zurückbleiben musste. Das Zeugnis der Schrift ist das einzige, das ihm verbindlich erscheint. Die christliche Religion „steht und fällt — ihm wie dem Pastor Goeze — mit der Bibel“. Nur dass er nicht müde wird, wie sonst, so auch hier, als ächter Independent die „äussere Autorität des Glaubens in der Schrift“ der „inneren des Geistes“ unterzuordnen, des jedem Einzelnen innewohnenden „heiligen Geistes“, unter dessen „Führung“ allein ein richtiges Verständnis der biblischen Urkunden zu erlangen sei Er hatte sich genau ebenso in einer Stelle des verlorenen Paradieses geäussert (XII. 511 ff.). Ihm galt

die Wahrheit
A l l e i n in jenen Schriften rein erhalten,
Jedoch nur zu verstehen durch den Geist . . .

Diesem Grundsatz zufolge verschmäht er auch hier die blosse „Spekulation“. Er will nicht nach der Art seiner meisten Vorgänger „ganze Seiten mit der Erläuterung seiner eigenen Ansichten anfüllen und nur am Rande auf Kapitel und Verse der Bibel verweisen“. Er will „im Gegentheil seine Blätter selbst zum Ueberfluss mit Stellen aus der Schrift anfüllen und seinen eigenen Worten so wenig Raum als möglich gönnen“. Indem er sich an das herkömmliche dogmatische Schema anschliesst, trägt er die sämmtlichen einschlagenden Stellen des alten und neuen Testamentes zusammen und sucht „aus der so gewonnenen, rein biblischen Terminologie das Dogma darzustellen und zu erklären“. Er bietet mit einem Worte, wie man ganz richtig gesagt hat, einen der ersten Versuche zu einer rein biblischen Theologie. Und hierin liegt ein um so grösseres Verdienst, da in seinem Jahrhundert

„die exegetischen Vorlesungen von den Universitäten fast verschwinden, und der Scholasticismus der Dogmatik nur nach traditionellen Autoritäten sucht". Dass Milton zur Durchführung der erwählten Methode besonders befähigt war, wird niemand läugnen wollen. Er war seit seiner frühesten Jugend mit den biblischen Schriften auf's innigste vertraut. Er kannte sie ohne Zweifel guten Theils auswendig. Er befand sich im vollen Besitz der nöthigen philologischen Kenntnisse, soweit sie im siebzehnten Jahrhundert zu erwerben waren. Er handhabte mit Geschick und Unerschrockenheit die biblische Kritik, soweit sich sein Zeitalter überhaupt zu ihr erhoben hatte. Häufig geht er auf die Lesarten der verschiedenen alten Handschriften und Versionen zurück (z. B. IV. 94, 112, 371). Einmal erklärt er, dass „Moses das Buch der Genesis viel später geschrieben zu haben scheine als die Verkündigung des Gesetzes" (IV. 223).

Indessen, wenn er sich zunächst an die Worte der Bibel hält, so lässt er deshalb nicht unberücksichtigt, was die Gelehrsamkeit so vieler Jahrhunderte bei der Verarbeitung dieses Stoffes zusammengetragen hatte. Das Studium älterer Kompendien hatte ihn zur Abfassung seines eigenen Werkes angeregt. Diktate aus den weit verbreiteten Büchern des Niederländers Wilhelm Ames und des Schweizers Johannes Wolleb hatten seine Zusammenstellung vorbereitet. An beide schloss er sich nicht nur in der Eintheilung, sondern auch in der Auswahl der Citate und in einzelnen Ausdrücken sichtlich an, wennschon er im sachlichen Urtheil nicht selten von ihnen abwich. Aber daneben waren ihm die Werke Calvin's, Beza's, Polanus', Episcopius', Curcellaeus' u. a. sicherlich zur Hand. In der patristischen Literatur zeigte er sich wohl bewandert. Mit den Klassikern war er zu gut bekannt, als dass es ihn nicht hätte gelüsten sollen, hie und da inmitten der Bibelverse einen heidnischen Ausspruch des Thucydides und Euripides, Virgil's und Ovid's gelegentlich anzubringen (IV. 259, 278. etc.).

Wenn das Milton'sche Werk darin originell erscheint, dass es eine rein biblische Theologie herzustellen versucht,

so ist es nicht weniger beachtenswerth wegen der engen Verbindung von Dogmatik und Ethik, die in ihm durchgeführt wird. Allerdings fand Milton hierfür in Ames und Wolleb ein Vorbild. Aber im allgemeinen war man im siebzehnten Jahrhundert auch in der reformirten Kirche daran gewöhnt, wenn nicht Glaubenslehre und Sittenlehre zu trennen, so doch der letzten häufig nur eine oberflächliche Betrachtung zu widmen. Hier dagegen werden beide ganz gleichwerthig behandelt. Beschäftigt sich das erste umfangreichere Buch mit der „Kenntnis Gottes", so nimmt das zweite, das „vom Kultus Gottes" betitelt ist, auf die Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen seinen Nächsten besondere Rücksicht, weil „wir in der Erfüllung dieser Pflichten Gott dienen, so lange wir uns dabei den göttlichen Vorschriften unterordnen". Man hat also den Vortheil, Milton, als Systematiker einer christlichen Tugendlehre, mitunter als Meister einer überfeinen Kasuistik, über eine Masse praktischer Fragen des täglichen Lebens, allerdings unter beständiger Beziehung auf die Bibel, sich aussprechen zu hören. Handelt er über die Stellung des Weibes zum Manne, über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern, über die würdigste Art des Benehmens und der Unterhaltung, über das Gebot, Leid und Unrecht männlich zu tragen, so glaubt man darin einen Kommentar zu seinem eigenen Leben, einen Niederschlag seiner persönlichen Erfahrungen zu finden. Erklärt er es mit dem Worte Gottes für vollkommen verträglich, einen religiösen Eid zu leisten oder Kriegsdienste zu thun, billigt er ausdrücklich die Sitte, dass „die Weiber unter der Gemeine schweigen", so scheint darin eine Abwehr gegen die Lehren gewisser Sekten seiner Zeit, und namentlich der Quäker, zu liegen. Auch sonst bemerkt man beständig den mächtigen Einfluss der ganzen Epoche, zu deren begeistertem Dolmetscher er sich früher so oft gemacht hatte. Die Lehre vom Widerstandsrechte des Volkes gegen den Tyrannen, von dem allgemeinen Verhältnis des Staates zu den kirchlichen Genossenschaften, insbesondere von der Ungehörigkeit, Kultussteuern auf die Gesammtheit der Staatsbürger zu legen und das Institut der Zehnten auf-

recht zu erhalten, von dem „rein bürgerlichen" Charakter der Ehe und des Begräbnisses: alle diese bedeutenden Gegenstände, die seine Feder in früheren Jahren so vielfach in Bewegung gesetzt hatten, finden hier in einem grösseren Rahmen ihren Platz. Mitunter drückt er sich etwas vorsichtiger aus als es ehemals nöthig gewesen war, wie wenn er zugiebt, „aus Gründen des öffentlichen Friedens und der persönlichen Sicherheit" erscheine es hie und da geboten, „auch den Befehlen eines Tyrannen in gesetzlichen Dingen Gehorsam zu leisten" (V. 156). Mitunter äussert er seinen Gegensatz zu dem kirchlichen Formalismus noch entschiedener als jemals sonst, wie wenn er die ein für alle Mal „festgesetzte" Uebung zwingender Ritualien für „überflüssig" erklärt oder die „Heilighaltung eines bestimmten Sabbathtages" als eine Folge lediglich menschlicher Auswahl betrachtet (V. 31, 74).

Wer an der Hand Milton's das ganze ungeheure Gebiet durchwandelt, das er in diesem Werke umspannt, wird auf Schritt und Tritt an die grossen Gedichte seines Alters erinnert werden. Vor allem zu dem verlorenen Paradiese bemerkt man fast auf jeder Seite Parallelstellen. Oft stimmen einzelne Wendungen bis auf den Buchstaben überein, aus keinem anderen Grunde, als weil für das poetische wie für das prosaische Werk der gleiche Satz aus der Bibel herübergenommen ist. Eine solche Vergleichung lässt erst in voller Klarheit erkennen, wie viel Theologie in das verlorene Paradies hineinverarbeitet worden ist, und wie sehr die Gewissenhaftigkeit und Belesenheit des Gottesgelehrten Milton der Naivetät und Ursprünglichkeit des Dichters Milton nothwendig den schwersten Eintrag thun musste. Andrerseits wird man nicht länger bezweifeln dürfen, dass vieles, was als freies Gebilde dichterischer Phantasie Bewunderung erregen mochte, im Grunde nichts ist, als der wirkliche Ausdruck ernstester religiöser Ueberzeugung. Vom Glauben an Hexerei und Astrologie, dem sein Zeitalter noch sehr ergeben war, scheint Milton, der Verehrer der Naturwissenschaft, sich frei gemacht zu haben (1). Den Glauben an Engel und Teufel, die ihm in der Bibel leibhaftig entgegentraten, hielt er um so entschiedener

fest. Er weiss, dass die guten Engel um den Thron Gottes stehn, dass Christus ihr Haupt ist, und dass ihrer sieben das besondere Geschäft haben, Gottes Aufträge zur Erde zu überbringen. Er zweifelt nicht daran, dass auch die Teufel ihren Fürsten haben, dass sie sich in verschiedene Rangklassen theilen, und dass die Hölle „an einem Orte äusserster Finsternis, aber nicht in den Eingeweiden der Erde“ gelegen sei. Er ist des Eintreffens des jüngsten Tages versichert, an dem die bösen Engel und die ganze Menschheit gerichtet werden, die sündige Welt verbrennt, und nach welchem ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht, der Wohnort eines verjüngten Geschlechtes, der „Gerechten“, wie er gesungen hatte, denen „goldene Tage ewigen Glückes“ beschieden sind. Dass er nicht etwa nur poetisch schwärmte, sondern sehr nüchtern räsonnirte, beweist die Wichtigkeit, mit der er einzelne Fragen behandelte, wie z. B. ob der jüngste Tag wirklich nur vierundzwanzig Stunden dauern werde, oder ob das Wort „Tag“ nicht in einem weiteren Sinne zu nehmen sei, „da es sich um das Urtheil über so viele Myriaden von Menschen und Engeln handle“ (IV. 484). Bedenkt man, dass Hartlib sehr ernsthaft mit einem Freunde darüber korrespondirte, ob die Engel Bärte haben oder nicht, dass Robert Boyle sich sehr ausführlich über die Eigenschaften der Engel verbreitet([1]), so wird man nicht erstaunt sein, Milton an gewissen mythologischen Vorstellungen festhalten zu sehn, die seine poetische Einbildungskraft nur im einzelnen auszumalen nöthig hatte.

Ein anderes Ergebnis der Vergleichung zwischen dem verlorenen Paradiese und dem theologischen Traktate wird noch wichtiger erscheinen. Für das grosse Gedicht bildete gleichsam den philosophischen Hintergrund die Frage vom Ursprunge des Uebels. Es war nicht möglich sie nur zu streifen ohne zu dem Centraldogma des Calvinismus, dem Dogma der Prädestination, entschieden Stellung zu nehmen. Wir wissen, wie Milton in früheren Jahren hierüber gedacht hat. Er hatte sich einst wiederholt als Gegner des Arminianismus erklärt. Er hatte den Arminius selbst einen „Verführten“

genannt, freilich ohne sich einzugestehn, dass er seinerseits schon halb und halb derselben „Verführung“ erlegen sei. (S. o. II. 185, 313.) Im Verlauf der Jahre entfernte er sich immer weiter vom Standpunkte der calvinistischen Orthodoxie. Derselbe Freiheitsdrang, der ihn an so vielen anderen Stellen die Schranken des genfer Systems durchbrechen liess, machte ihm auch das harte Dogma unerträglich, welches das ganze Lehrgebäude des genfer Reformators beherrscht. Das dritte Kapitel des ersten Buches seiner umfassenden theologischen Arbeit handelt „von den göttlichen Dekreten“, das vierte „von der Prädestination“, das achte „von der Vorsehung“, das eilfte „vom Falle der ersten Menschen und von der Sünde“. Durchliest man diese Kapitel, zieht man die zahlreichen Stellen des verlorenen Paradieses, welche eben diese Gegenstände behandeln, zur Vergleichung herbei, so bemerkt man hier wie dort völlig dieselbe Anschauung, deren entschiedene Abweichung von den recipirten Glaubenssätzen in die Augen springt. Diese Anschauung steht mit dem independentischen Glaubensbekenntnis der Savoy-Synode von 1659 in Widerspruch, während sie hie und da an die verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Baptisten erinnert (1).

Als Grundlage der ganzen Beweisführung sucht Milton aus zahlreichen Bibelstellen darzuthun, dass Gott nicht alle Dinge absolut beschlossen hat. Den Gegnern dieser Ansicht, den Verfechtern der unerbittlichen Prädestinationslehre, wird der Vorwurf gemacht, dass nach ihrer Ansicht „alle Freiheit des Handelns in menschlichen Dingen aufhören würde, so wie jedes Bestreben und jeder Wunsch, das Rechte zu thun. Denn wir könnten so argumentiren: Wenn Gott für alle Fälle meine Erlösung beschlossen hat, so werde ich, ich mag handeln, wie immer ich will, nicht untergehn. Aber Gott hat auch beschlossen, als Mittel zur Erlösung, dass du recht handeln sollst. Ich muss also nothwendig ein oder das andere Mal recht handeln, da Gott es so beschlossen hat; inzwischen will ich nach meinem Gefallen handeln. Wenn ich niemals recht handle, so wird sich zeigen, dass ich niemals für die Erlösung vorherbestimmt gewesen bin, und dass, was für

Gutes ich auch immer hätte thun mögen, es vergeblich gewesen sein würde" (IV. 33). Kein Zweifel, dass Milton hier bewusst den Finger in die grosse Wunde des calvinistischen Dogmas legt. Er bezeichnet als nothwendige Folge desselben jenen sittlichen Fatalismus, eine Folge, der Calvin selbst nur durch ein inkonsequentes Verlassen seiner Theorie vorzubeugen gewusst hatte ([1]). Milton im Gegentheil will den Glauben an den freien Willen des Menschen nicht aufgeben. Und so beurtheilt er den Sündenfall in den prosaischen Sätzen seiner Dogmatik nicht anders wie in den kunstvoll gefügten Jamben seines Epos. „Was immer dem freien Willen der ersten Menschen überlassen war, konnte nicht unabänderlich oder absolut von aller Ewigkeit vorherbestimmt sein . . Gott wusste vorher, dass Adam in Folge seines eigenen freien Willens fallen würde, sein Fall war also gewiss, aber nicht nothwendig, da er von seinem eigenen freien Willen abhieng, der mit der Nothwendigkeit unvereinbar ist." Dies Verhältnis des göttlichen Vorherwissens und der Willensfreiheit der geschaffenen Wesen wird noch einmal in den unzweideutigen Worten zusammengefasst: „Gott beschloss in seiner Weisheit, Menschen und Engel als vernünftige Wesen zu schaffen, d. h. als solche, die frei handeln. Aber er sah zugleich voraus, wohin sich in der Benutzung ihrer ungehemmten Freiheit der Antrieb ihres Willens neigen würde. Wie also, werden wir sagen, dass diese Voraussicht oder dies Vorherwissen auf Seiten Gottes ihnen die Nothwendigkeit auferlegte, in irgend einer bestimmten Weise zu handeln? Nicht mehr, als wenn der künftige Erfolg von irgend einem menschlichen Wesen vorhergesehn gewesen wäre" (IV. 38—41). Es ist nur nöthig, einen Rückblick auf die klassische Stelle aus dem verlorenen Paradiese (s. o. S. 96) zu werfen, um genau dieselbe dogmatische Auseinandersetzung in Versen zu geniessen ([2]). Eben diesem Gedankengange entsprach es, wenn Milton gegen „die Uebung der Schulen" ankämpfte, „das Wort Prädestination nicht allein im Sinne der Wahl, sondern auch im Sinne der Verwerfung zu gebrauchen". Für ihn, der „keine Verwerfung Einzelner von aller Ewigkeit her kennt", ist Prädesti-

nation gleichbedeutend mit dem uranfänglichen göttlichen Vorsatz, „aus Mitleid für das Menschengeschlecht diejenigen zu erretten, welche glauben und im Glauben verharren würden“.

Man sieht, wie Verstand und Gefühl des poetischen Theologen und des theologischen Poeten sich abmühen, das Mysterium des Glaubens aufzuhellen. Aber man bemerkt auch, dass es ihm so wenig wie tausend anderen gelingt, unvereinbare Widersprüche zu beseitigen. Es geht ihm nicht besser als seinen gefallenen Engeln, von denen ein Theil, um sich die Zeit zu vertreiben, über eben dies Thema disputirt „und findet aus dem Irrsal keinen Weg“. Das Wollen und das Wissen Gottes sind nicht im Einklang. Die freie Entscheidung des Geschöpfs läuft der absoluten Vorsehung des Schöpfers entgegen. Das Böse war nicht im Weltplan gelegen, und doch weiss es sich in die Welt einzudrängen. Ein Dualismus der Anschauung bleibt bestehen, aber mit ihm wird wenigstens der Gedanke der Selbstbestimmung gerettet, auf dem das höchste menschliche Streben beruht.

Milton's Abweichung von der strengen Doktrin des Calvinismus wird allgemein zugegeben. Seine ketzerische Auffassung der Dreieinigkeitslehre hat man mitunter zu verdecken gesucht. Zwar erscheint er in seiner Jugend und im früheren Mannesalter, auch was diesen Punkt betrifft, noch durchaus orthodox. Zahlreiche Aeusserungen in gebundener und ungebundener Rede liegen vor, welche dies zur Genüge beweisen (1). Aber wie er allmählich vom strengen Calvinisten zum Arminianer wurde. so konnte er sich der „Ansteckung der Arianer“ nicht erwehren, vor der er ehemals gewarnt hatte. Wiederum war es in erster Linie das verlorene Paradies, aus dem sich diese Umwandlung erkennen liess. Schon De Foe hat sie herausgefühlt und unter anderen scharfen Anmerkungen hervorgehoben, dass „Milton in diesem Punkte nicht rechtgläubig sei“ (2). Als man in Italien 1758 das Gedicht auf den Index der verbotenen Bücher setzte, wurde unter den Ketzereien, die es enthalte, namentlich angeführt, „dass die Menschwerdung Christi seine Trennung vom Vater erfordert habe, dass Jesus Christus nicht der natürliche, sondern

der Adoptivsohn des Ewigen sei, nicht ihm gleich, sondern ihm ähnlich" (1). Ein Theil dieser Worte erscheint zu stark, ein Theil trifft das Richtige. Allerdings ist es so gut wie unmöglich, einzelne Widersprüche aufzuheben, die sich in der poetischen Behandlung dieses Gegenstandes vorfinden. Auch ist unschwer zu bemerken, dass der Dichter sich eine gewisse Zurückhaltung auflegt, wie sie durch die Natur seiner Aufgabe geboten war. Er hält sich wie gewöhnlich an die Sprache der Bibel und überlässt es dem Leser, sich aus ihren poetisch verwertheten Aeusserungen ein Gesammtbild herzustellen. Aber die Nothwendigkeit, „selbst am Throne des Allerhöchsten dramatisches Leben zu entfalten", in Rede und Gegenrede einen bestimmten Gedankenaustausch zwischen Gott Vater und Gott Sohn stattfinden zu lassen, begünstigt seinen Abfall vom strengen Dogma der Trinität. Während der heilige Geist überhaupt nur als die inspirirende Muse auftritt, ohne in die Handlung einzugreifen, erscheint Gott der Sohn, der „Vicekönig" des Höchsten im Himmel und sein Vermittler auf Erden, als „Erstling der Schöpfung", durch den, „als durch sein Wort, der Vater alle Wesen schuf". Er ist zwar „der Abglanz seines Ruhmes", eins mit ihm im Wollen und Vollbringen, aber er stellt sich doch dar als ihm untergeordnet, und einmal ist von seiner „Aehnlichkeit" statt von seiner Gleichheit mit Gott die Rede. Das wiedergewonnene Paradies, das dazu bestimmt war, in Christus einzig den „vollkommenen Menschen" zu verherrlichen, bot keinen Anlass dar, den Eindruck dieser heterodoxen Anschauungen Milton's abzuschwächen. Man durfte ihn dreist den Arianern zuzählen, auch ehe sein theologisches Werk bekannt war.

Aus diesem ergiebt sich nun mit voller Klarheit, dass auch hiebei zwischen dem Dichter und dem Gottesgelehrten Milton die entschiedenste Uebereinstimmung herrscht. Die Einleitung zu dem Kapitel „vom Sohne Gottes" macht kein Hehl daraus, dass hier etwas vorgebracht werden soll, was dem Autor „glaubwürdiger" erscheint als das „allgemein anerkannte Dogma". Er hält es für nöthig, die „Freiheit", die

er sich nehmen will, zu entschuldigen und er thut es, indem er wiederum das Recht ungehinderter Forschung auf Grundlage der Schrift für sich, als Glied der reformirten Kirche, in Anspruch nimmt. In der Bibel findet er aber „nur einen wahren absoluten und höchsten Gott“. Wenn der Sohn nichtsdestoweniger auch Gott genannt wird, so muss er „den göttlichen Namen und die göttliche Natur von Gott dem Vater nach dessen Willen empfangen haben“, seine Einheit mit dem Vater ist „keine Einheit des Wesens“, er hat zwar existirt „ehe die Welt erschaffen war“, aber „nicht von aller Ewigkeit an“. Ganz gegen seine Gewohnheit ruft er sich bei diesem Thema neben den biblischen Citaten auch die „Vernunft“ zu Hilfe, und heftiger als er es sonst in diesem Werke zu thun pflegt, eifert er gegen „gewisse Individuen, die durch betrügerische Kunststücke den klaren Sinn der Schriftstellen zu verdunkeln . . und sophistischer Weise absurde Paradoxen aufrechtzuhalten suchen“. Es lässt sich denken, dass dieser Widerstreit mit der herrschenden Dreieinigkeitslehre noch eine Verschärfung erfahren musste in dem Kapitel „vom heiligen Geiste“, der seinerseits sowohl „dem Vater wie dem Sohne untergeordnet“ erscheint.

Wenn diese Ideen an theologische Begriffe anknüpfen und in der theologischen Schulsprache auftreten, so enthält das grosse Werk Milton's einige andere beachtenswerthe Aeusserungen einer kühnen Kritik, die man ausschliesslich dem philosophischen Gebiete zuweisen wird. Wir haben keine Nachricht darüber, ob der Dichter die Schriften Giordano Bruno's gelesen hatte, dessen Schicksal ihm schwerlich verborgen geblieben war. Wir wissen auch nicht, ob er von dem Genius Spinoza's Kunde hatte, von dessen Leben und Lehre Robert Boyle wie Heinrich Oldenburg ihm mit Leichtigkeit etwas hätten berichten können(1). Aber so wenig Gemeinsamkeit Milton mit den Verkündigern des Pantheismus sonst zu haben scheint, so legen gewisse Sätze seines theologischen Traktates die Vermuthung nahe, dass doch eine geistige Berührung zwischen ihm und jenen stattgefunden habe. Indem er in gewohnter Weise die Lehre „von der Schöpfung“ entwickelt,

streitet er lebhaft gegen den Gedanken, „dass die Welt aus nichts geschaffen sei". „Es ist klar, — zu diesem Schlusse gelangt er — dass die Welt aus Materie gebildet ward. Denn da Thätigkeit und Leiden Begriffe sind, die einander bedingen, so kann keine Thätigkeit wirken, ohne dass ein Leidendes (wie die Materie) vorhanden ist". Auch hier wieder drängt sich neben der „Schrift" die „Vernunft" ein, und diese führt ihn noch einen Schritt weiter. Die Materie muss „von Ewigkeit her" bestanden haben, weil es unbegreiflich wäre, „von welchem Zeitpunkt an sie entstanden sein sollte". Ist sie aber ewig, so kann sie nicht neben Gott bestanden haben, „es bleibt nur das eine übrig", dass sie Gott immanent war, dass Gott sie aus sich entwickelte. „Es ist ein Beweis der höchsten Macht und Güte, dass eine solche verschiedenartige, vielförmige und unerschöpfliche Anlage substantiell in Gott gelegen war und nicht in ihm schlummern blieb, sondern sich so weit und der Art ergoss, fortpflanzte und ausdehnte, wie es sein Wille war." Wie die Materie von Ewigkeit an war, so ist sie auch in Ewigkeit unzerstörbar. „Wenn alle Dinge nicht nur von Gott, sondern auch aus Gott sind, so kann kein erschaffenes Ding jemals aufhören zu sein . . Gott ist nicht Willens, oder, besser gesagt, nicht fähig, irgend ein Ding zu vernichten." Selbst bei dem Hinweis auf den „Weltbrand" wird „nur eine Umwandlung der Substanz" als möglich vorausgesetzt (1) (IV. 177—181, 488).

In engem Zusammenhange mit diesen Betrachtungen stehen diejenigen, die sich auf das Wesen der menschlichen Seele und des menschlichen Körpers beziehen. „Der Mensch, ein Theil der sichtbaren Schöpfung; ist ein individuelles Ganzes, nicht zusammengesetzt oder trennbar, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus zwei verschiedenen Naturen, Seele und Leib, zusammengefügt, vielmehr der ganze Mensch ist Seele, und die Seele ist die individuelle, belebte, empfindende und vernünftige Substanz". Undenkbar, „gegen die Schrift, Natur und Vernunft", ist „das Dasein der menschlichen Seele, abgesondert vom Körper". Auch wird die „menschliche Seele nicht täglich durch unmittelbares Eingreifen Gottes geschaffen,

sondern auf natürlichem Wege, wie der Leib, vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt." Gleicher Weise „kann auch der Tod keine Trennung von Seele und Leib genannt werden". Der ganze Mensch stirbt. „Jeder Theil seines Wesens kehrt zu den Elementen zurück" (1).

Unvermittelt stehen diese Aussprüche neben früher erwähnten desselben Autors. Er fühlt wohl, dass es nach diesem philosophischen Bekenntnis noch schwerer wird, den Ursprung des Uebels zu erklären, da die „Materie wesentlich gut war, da sie unverdorben von Gott ausgieng", und so „die Seele, die individuelle, belebte, empfindende und vernünftige Substanz, rein von ihm empfangen werden musste". Aber er zerreisst die geschlossene Kette der Ideen mit derselben gläubigen Sorglosigkeit, mit der er die „ausserordentliche Vorsehung Gottes" durch ein Wunder in die gesetzliche „Ordnung der Natur" willkürlich eingreifen lässt (IV. 212).

Es wird nun nicht mehr auffallend erscheinen, warum Milton im Vorwort seines Buches so sehr darauf bedacht war, sich im voraus gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen. Allein noch einige andere Stellen seines Traktates neben jenen von dogmatisch-philosophischem Charakter waren vorhanden, an die sich Anklage und Verleumdung der aufgeschreckten Zionswächter mit Leichtigkeit hängen konnten. Die freie Auffassung des Scheidungsrechtes, wie sie sich der Verfasser des Tetrachordon gebildet hatte, wird, wie bemerkt, wiederum mit alter Unerschrockenheit vorgetragen. Unerwartet ist es, ihn auch über die Taufe eine Meinung äussern zu hören, die sich mit der herrschenden Uebung in Widerspruch setzt. Die Sitte der Kindertaufe fand er nur durch „hohle Argumente" gestützt. Mit den angeblichen Beweisen aus der Bibel wurde es ihm nicht schwer fertig zu werden, und die Vernunft sagte ihm, dass Unmündige ebenso wenig Gewinn aus dem an ihnen vorgenommenen Akte ziehen könnten wie „Erwachsene aus dem Anhören einer ihnen unbekannten Sprache". Geht er auch nicht so weit, eine Wiedertaufe zu fordern, so setzt er doch bei den Täuflingen ein Alter voraus, in dem sie „der

Erkenntnis und des Glaubens" fähig seien. Auch scheint ihm, wie er bereits im verlorenen Paradiese XII. 442 angedeutet hatte, das Eintauchen in fliessendes Wasser die unerlässliche Form zu sein (IV. 404 ff.). Am meisten muss es indessen überraschen, in Milton einen Vertheidiger der Polygamie zu entdecken. Hier ist einer der Punkte, wo ihm seine mangelnde Kritik in der richtigen Schätzung alttestamentarischer Ueberlieferungen und Institute, seine Beurtheilung der Schrift, als eines vollständigen Codex der Moral, einen Streich gespielt hat, den ihm auch ein grosser Theil der Nachwelt nicht leicht vergeben wird. Er fand, dass die „heiligen Patriarchen, die Grundpfeiler unseres Glaubens", mit voller Billigung Gottes mehrere Weiber zu gleicher Zeit gehabt hatten. Er war sich nicht bewusst, dass das neue Testament die Vielweiberei ausdrücklich verboten habe. Alle Bibelstellen, die man ihm entgegenhalten konnte, suchte er zu widerlegen, und mitunter mag ihm auch das abfällige Urtheil, dem er überhaupt das schöne Geschlecht im Gegensatz zum starken unterwarf, die Feder geführt haben. Immerhin wird man anerkennen, wie er selbst in dieser Frage, unbekümmert um die Meinung anderer, mit Freimuth seine Behauptung zu begründen versucht (IV. 225).

Ueberblickt man die ganze Masse von Ideen, die in dem theologischen System verarbeitet worden ist, so wird man die Richtigkeit des Ausspruches Milton's, „dass er keiner Sekte angehören wolle", vollkommen würdigen (1). Seine Kinder scheinen die Kirche regelmässig besucht zn haben. Von ihm selbst wird berichtet, dass er gegen Ende seines Lebens kein erklärtes Mitglied irgend einer Religionsgenossenschaft gewesen sei, an keiner ihrer Versammlungen Antheil genommen oder in seiner Familie von ihrem besonderen Ritus Gebrauch gemacht habe. Man hat es durch seine Blindheit einigermassen erklären wollen, dass er es vorzog, dem sonntäglichen Gottesdienst seiner Pfarrkirche fern zu bleiben. Aber man wird beachten müssen, dass er die Religionsübung des Einzelnen, von der Gemeinschaft mit anderen Getrennten, ausdrücklich in Schutz nahm, woferne „das Gewissen dabei seine

Befriedigung findet" (1). Jene stillen und ernsten „Kontemplationen" über ein ihm vorgelesenes Stück der Bibel, mit denen er den Tag begann, machten seinen Gottesdienst aus. Uebrigens war er weit entfernt davon, anderen seine Art aufzudrängen. Er handelte auch hierin als ein freier Mensch.

Sechstes Kapitel.

Des Lebens Ende.

Das Tagewerk Milton's war seinem Abschlusse nahe. Die grossen Vorsätze, mit denen er sich seit Jahren getragen, waren erfüllt. Dem müden Arbeiter gleich konnte er die Hand sinken lassen. Mochte so mancher der stolzen Träume, in denen der schwärmerische Jüngling Vaterland und Menschheit umfasst hatte, zerronnen sein, mochten sich in den Stürmen, durch die er hindurchgegangen, seiner Stirn und seinem Denken die scharfen Linien sorgenvoller Strenge eingegraben haben, in einem war der Milton des Alters dem Milton der Jugend gleich geblieben: in dem Streben nach Wahrheit, in der Begeisterung für das Schöne, in dem Gefühle sich „immer wie unter dem Auge seines grossen Werkmeisters“ zu befinden.

Nur von ferne drangen die Nachrichten aus der grossen Welt an sein Ohr. Er konnte es mit stiller Genugthuung begrüssen, als Clarendon von seiner stolzen Höhe stürzte. Er mochte die allgemeine Freude theilen, als Englands Bündnis mit Holland und Schweden bekannt wurde. Aber solche Momente der Zufriedenheit mit dem Laufe der öffentlichen Angelegenheiten dauerten nur kurze Zeit an. Lange genug hatte er an der Politik thätigen Antheil genommen, um aus den Berichten der Freunde erkennen zu können, dass

Europa schweren Kämpfen entgegengehe, und dass England in ihnen eine sehr unwürdige Stellung einzunehmen im Begriff sei. In seiner Jugend hatte beständig das Schreckbild einer habsburgischen Universalmonarchie gedroht. In seinen alten Tagen warf das Schreckbild einer bourbonischen Universalmonarchie schon düstere Schatten voraus. Ludwig XIV. begann das Zeitalter zu beherrschen, und Karl II. hatte seine Gründe, auf's neue die schmähliche Rolle seines Vasallen auf sich zu nehmen. Die Triple-Allianz, auf englische Anregung gegen Frankreichs erobernde Uebermacht abgeschlossen, hatte keinen gefährlicheren Gegner als den englischen König. Er arbeitete im geheimen an ihrer Auflösung. Er erschien als Bundesgenosse Frankreichs gegen die Niederlande. Mit welchem Wechsel der Empfindungen musste der aufhorchende Blinde von den erschütternden Ereignissen erzählen hören, deren Kunde den Welttheil bewegte, von dem jähen Ruin der niederländischen Macht, von dem furchtbaren Schicksale der Brüder de Witt, von dem heldenmüthigen Widerstande des Oraniers, von den gewaltigen Kämpfen zu Land und zur See!

Es waren nicht bloss ernste Betrachtungen politischer Natur, zu denen diese Vorgänge den denkenden Engländer anregten. Seit einigen Jahren war in der Nation eine religiöse Bewegung wieder mächtig geworden, die sich von Tag zu Tage lebhafter äusserte. Auch hier wiederholten sich für Milton die Eindrücke früherer Zeiten. Er war aufgewachsen mit dem puritanischen Gefühle der Angst vor einer gewaltsamen Zurückführung zum Katholicismus und mit dem puritanischen Gefühle des Hasses gegen alles, was mit dem Katholicismus in Verbindung stand. Er erlebte, dass diese Gesinnungen in der Brust seiner Mitbürger mit verstärkter Gewalt wieder aufwachten und im Parlamente den Ausdruck der heftigsten Opposition fanden. Alles, was in einer früheren Epoche den finstersten Argwohn gegen die Regierung Jakob's I. und Karl's I. geweckt hatte, weckte ihn nun gegen die Regierung Karl's II., nur dass die Rolle, die ehemals von Spanien gespielt worden zu sein schien, neuerdings auf Frankreich

übergegangen war. Zwar blieben die Verhandlungen mit Ludwig XIV., welche dazu bestimmt waren, die Wiederherstellung des Katholicismus anzubahnen, in ein tiefes Geheimnis gehüllt. Allein das Land hatte eine dunkle Ahnung von den Gefahren, welche die französische Allianz sowohl für die parlamentarische Verfassung wie für die anglikanische Kirche in sich berge. Auch damals wieder war es das Loos der englischen Katholiken, dass ihrer Sache durch ihre Vertheidiger am meisten geschadet wurde. Auch damals wieder musste die Idee der Toleranz den Massen in dem bedenklichen Licht einer Gefährdung der Landesfreiheiten und der Landeskirche erscheinen. Noch war die Erinnerung an die Pulververschwörung und an den irischen Aufstand in den Gemüthern lebendig. Man glaubte die ganze bewaffnete Macht des Reiches papistischen Händen ausgeliefert. Der Herzog von York, dessen Uebertritt zum Katholicismus bald offenkundig wurde, kommandirte die Flotte. Katholische Officiere standen in den Regimentern, die zum Zweck einer Invasion Holland's zusammengebracht waren. Den Gesetzen gegen die Rekusanten zum Trotz wuchs die Anzahl der katholischen Kapellen und Bethäuser, der Priester und Jesuiten, der Brüderschaften und Klöster, und der König selbst schien diese Fortschritte mit günstigen Augen anzusehn.

Seine Indulgenz-Erklärung, unmittelbar vor dem Ausbruch des holländischen Krieges erlassen, gab den populären Befürchtungen neue Nahrung. Dass sie den protestantischen Dissenters Freiheit des Kultus in Aussicht stellte, erschien nur als Deckung jener anderen Klausel, welche die Strafgesetze gegen die Katholiken aufhob, woferne sie sich auf den häuslichen Gottesdienst beschränkten (15. März 1672). Das Parlament weigerte sich anzuerkennen, dass die Prärogative der Krone auf kirchlichem Gebiet bis zu einer Aufhebung bestehender Gesetze ausgedehnt werden dürfe und machte die Bewilligung von Geldmitteln für den Krieg von der Zurückziehung der königlichen Deklaration abhängig. Karl II., ohne Hoffnung, diesen Widerstand mit Gewalt brechen

zu können, entschloss sich nachzugeben. Aber mit diesem Siege war das Gefühl der allgemeinen Unruhe nicht befriedigt. Man glaubte der drohenden Gefahr durch Annahme der Test-Akte begegnen zu müssen, durch welche sich jeder von der Bekleidung eines öffentlichen Amtes ausgeschlossen sah, dem sein Gewissen verbot, das Dogma von der Transsubstantiation abzuschwören und das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen (1673). Der Herzog von York legte seine Admiralswürde nieder. Thomas Clifford, dessen Name den Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung jenes schmachvollen Cabal-Ministeriums gebildet hatte, schied aus dem Schatzamt aus. Nicht wenige Inhaber militärischer und civiler Posten waren genöthigt, ihrem Beispiel zu folgen. Die Nachricht, dass der Bruder des Königs im Begriff stehe, den Interessen Frankreichs und des Katholicismus gemäss, eine modenesische Prinzessin heimzuführen, erweckte neue Besorgnisse für die Zukunft des Landes und steigerte die Erregung gegen die Mitglieder einer Kirche, deren Eroberungspläne man durch die königliche Familie selbst befördert zu sehn fürchten musste. — Es erschien wünschenswerth in demselben Augenblicke, da man das Verhältnis zum Katholicismus in einem eben so argwöhnischen wie unduldsamen Geiste ordnete, die protestantischen Nonkonformisten um so entschiedener mit der herrschenden Landeskirche zu versöhnen. Allein die Verhandlungen, deren Zweck es war, die harten Bestimmungen der letzten Jahre zu mildern, endeten, ohne durch Erlass eines Gesetzes den erwünschten Abschluss zu erhalten.

Man muss sich diese Vorgänge vergegenwärtigen, um es richtig zu würdigen, dass Milton ein Jahr vor seinem Tode noch einmal mit einer Schrift hervortrat, welche die öffentlichen Angelegenheiten berührte(1). Nach langer Pause erhob er wieder seine Stimme in den Kämpfen des Tages, durch innere Neigung unwiderstehlich dazu gedrängt, wenn auch vielleicht von wenigen nur beachtet. „Von wahrer Religion,

Ketzerei, Schisma, Toleranz" unternahm er zu sprechen. Die Untersuchung, „welche Mittel am besten gegen das Wachsthum des Papismus anzuwenden seien", sollte ihn besonders beschäftigen. Er kehrte damit zu Gegenständen zurück, denen die Kraft seiner Mannesjahre gehört hatte, und jede Seite seiner Schrift legte Zeugnis dafür ab, dass er in seinen Stärken wie in seinen Schwächen der Alte geblieben war. Er erklärt es nur für eine einfache Pflichterfüllung, dem guten Zweck „der Warnung des Volkes vor dem Wachsthum des römischen Unkrauts" auch seine Hand zu leihen. Aber seine Methode sollte sich von derjenigen anderer Schriftsteller, die neuerdings in dieser Frage das Wort genommen hatten, unterscheiden. Er will nicht „in das Labyrinth der Koncilien und Kirchenväter eindringen", jenen „Urwald, in dem der Papist zu kämpfen liebt, nicht aus Hoffnung auf den Sieg, sondern um die Schande seiner Niederlage verdecken zu können". Er will sich vielmehr an „die gewönliche Fassungskraft" wenden und die Entscheidung aus allgemeinen Grundsätzen ableiten. Eine Erläuterung dessen, was er unter „wahrer Religion" begreift, macht daher billig den Anfang. Der bekannten Formel gemäss besteht sie nur in derjenigen Art der Gottesverehrung, die aus dem Worte Gottes selbst, d. h. aus der Bibel gelernt wird. Aber das Recht der freien Auslegung bleibt dabei gewahrt. Allerdings darf „allein das Wort Gottes die Norm wahrer Religion bilden", aber niemand soll gezwungen sein, „zu glauben gegen oder ohne Autorität der Schrift", nur weil „die Kirche so glaubt". Diese beiden Grundsätze scheinen Milton Gemeingut des gesammten Protestantismus zu sein. Er bezweifelt nicht, dass, wenn sie aufmerksam befolgt worden wären, „viele Debatten und Streitigkeiten, viele Spaltungen und Verfolgungen" in der protestantischen Welt sich hätten vermeiden, und dafür alle Kräfte „gegen den gemeinsamen Feind" vereinigen lassen. Aus dem Begriff der „wahren Religion" ergiebt sich der Begriff der „Ketzerei". Ketzerei besteht in einer Religion, „welche aus menschlicher Tradition und aus Zusätzen zum Worte Gottes geschöpft und danach geglaubt wird". „Daraus

folgt mit voller Klarheit, dass von allen bekannten Sekten oder vorgeblichen Religionen in der Christenheit der Papismus heutigen Tages die einzige oder grösste Ketzerei ist, und der halsstarrige Papist, der so schnell bei der Hand ist alle anderen als Ketzer zu brandmarken, selbst der einzige Ketzer."

Von diesen theoretischen Vordersätzen aus gilt es die Anwendung auf's praktische Leben zu machen. Was zunächst den Protestantismus betrifft, so hiesse es von seinem wichtigsten Princip abfallen, wenn man sich durch die schreckenden Worte Schisma und Sekten dazu verführen lassen wollte, den Begriff der Ketzerei auf die verschiedenen Denominationen anzuwenden, die sich auf Grund der Reformation gebildet haben. Denn darin sind sie sich alle gleich, dass sie „einzig das Wort Gottes als Glaubensregel anerkennen und sich mit allem Eifer und aller Aufrichtigkeit des Herzens bemühen, sie durch Lesen und Studium und Gebet um Erleuchtung des heiligen Geistes zu verstehn". Sie können darin irren, aber „Irrthum ist eine menschliche Schwäche, und niemand ist hier auf Erden unfehlbar". Von einem höheren Gesichtspunkt aus erscheinen daher alle die Unterschiede zwischen den Anhängern der reformirten Lehre als geringfügig. „Der Lutheraner glaubt an die Konsubstantiation; es ist in der That ein Irrthum, aber kein tödtlicher. Dem Calvinisten legt man den Prädestinationsglauben zur Last, und dass er Gott zum Urheber der Sünde mache, allein er thut es ohne irgendwie unehrerbietig von Gott zu denken, indem er möglicher Weise seine absolute Gewalt übereifrig betont und nicht ohne sich auf die Schrift zu berufen. Den Anabaptisten klagt man an, dass er den unmündigen Kindern das Recht auf die Taufe abspreche, auch er behauptet, ihnen nichts zu verweigern, als was ihnen gleichfalls durch die Schrift verweigert wird. Der Arianer und Socinianer wird beschuldigt, die Lehre von der Dreieinigkeit zu läugnen, indess sie versichern nach der Schrift und dem apostolischen Bekenntnis an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist zu glauben, während sie allerdings die Ausdrücke Trinität, Triunität,

Koëssentialität, Tripersonalität und dergleichen als scholastische Begriffe, die sich in der Schrift nicht vorfinden, verwerfen. Der Arminianer endlich wird deshalb verdammt, weil er den freien Willen gegen die freie Gnade behauptet, aber er weist diese Beschuldigung in allen seinen Schriften zurück und gründet sich ausführlich nur auf die Schrift". Man erkennt in diesen Sätzen den Autor des grossen theologischen Systems wieder. Er hat sich sein eigenes Haus nach reiflicher Ueberlegung gegründet, aber er ist tolerant gegen die Nachbarn, die auf demselben Boden mit ihm, wennschon nach einem anderen Stil, gebaut haben.

„Fragt man nun, wie weit sie geduldet werden sollen, so antworte ich: zweifellos in gleicher Weise, da sie alle Protestanten sind." Man gebe ihnen daher vollkommene Freiheit des Kultus und der Rede, Freiheit „durch Disputationen, Predigen in ihren Gemeinden, Veröffentlichung von Druckschriften von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen". Es war die ausgesprochene Verurtheilung der Politik, welche seit der Restauration die Gesetzgebung gegenüber den Dissenters beherrscht hatte, die Forderung der Toleranz für alle Bekenner des Protestantismus in einem weiteren Umfang, als sie Cromwell jemals gewährt, als sie Milton selbst in einer Zeit zu verlangen gewagt hatte, da die besiegte bischöfliche Kirche dem strengen Puritaner als „abgöttisch" erschienen war.

Ganz anders stellt er sich zum Katholicismus, „die einzige und grösste Ketzerei", wie er ihn definirt hatte. Wir wissen bereits, dass er weit davon entfernt war, eine Gleichgiltigkeit der staatlichen Gewalten gegenüber Ketzerei, dies Wort in seinem Sinne aufgefasst, in Schutz zu nehmen. Schon aus diesem Grunde hat er sich niemals dazu verstehn können, den Grundsatz der Toleranz in gleicher Weite auf Protestanten und Katholiken anzuwenden. Immer aber, und in der damaligen erregten Zeit mit doppeltem Gewicht, war noch etwas anderes hinzugetreten. „Beim Pabstthum hat man es mit einem Zwiefachen zu thun. Es beansprucht eine doppelte Macht, eine kirchliche und politische, beide usurpirt, aber

sich gegenseitig stützend. . . In diesem gemischten Charakter giebt der Pabst vor, ein Recht auf Königreiche und Staaten und insbesondere auf dies englische Reich zu haben. Er setzt Könige ein und ab und entbindet das Volk des Gehorsams gegen sie . . Auch jetzt hat er, obgleich wir sein babylonisches Joch abgeschüttelt haben, nicht aufgehört, durch seine Spione und Agenten, seine Bullen und Emissäre auf die Vernichtung von König und Parlament hinzuwirken und so viele als möglich aus dem Volke zu verführen, zu korrumpiren und zum Abfall zu bringen". — Es ist nicht anders: Milton bleibt auch darin ein beschränktes Kind seiner Zeit, dass er den Katholiken schlechtweg als Staatsfeind, die blosse Zugehörigkeit zur katholischen Kirche als Zeichen einer Gesinnung auffasst, die als solche Strafe verdiene. Auf die Frage, ob „Leute von diesen religiösen Grundsätzen gegenüber dem Staate" überhaupt in der bürgerlichen Gesellschaft zu dulden seien, will er sich indess nicht einlassen. Dies ist Sache „der Obrigkeit, die am besten fähig ist, für ihre eigene und die öffentliche Sicherheit zu sorgen". Für ihn handelt es sich, das Dasein von Katholiken im Staatsverbande einmal als ungefährlich zugegeben, um jene andere Frage, „in wie weit die Ausübung ihrer Religion zu dulden sei". Und in diesem Punkte ist er unerbittlich. Jeder Kultus kann entweder „öffentlich oder privat" sein, aber der Kultus der katholischen Religion, „insoferne er abgöttisch ist, darf weder auf die eine noch auf die andere Weise geduldet werden, weder öffentlich, ohne damit allen gewissenhaften Zuschauern den stärksten und unerträglichsten Anstoss zu geben, noch privatim ohne eine schwere Beleidigung Gottes, der sich gegen alle Art Idolatrie, auch die geheime, erklärt hat". Der katholische „Bilderdienst und seine gesammte Zubehör" darf nach seiner Ansicht selbst mit Verletzung katholischer Gewissen entfernt werden. Wer sich zum Katholicismus bekennt, soll wenigstens nicht das Recht haben, es vor der Welt zu zeigen. Ausgenommen bleiben selbstverständlich „Fremde (Gesandte), die durch das Völkerrecht privilegirt sind".

Man sollte hienach erwarten, dass die harten Pönalgesetze

den vollen Beifall Milton's finden würden, allein so weit lässt ihn sein independentisches Gefühl wieder nicht gehn. Den Katholiken „um ihrer Religion willen körperliche Strafe oder Geldbusse aufzulegen" scheint ihm weder die Milde des Evangeliums zu gestatten, noch die Sicherheit des Staates zu erfordern. Disputationen mit den Katholiken hält er nur dann für wünschenswerth, wenn sie die Schrift allein als Norm anerkennen wollen. Das Hauptmittel „um dem Wachsthum des Papismus entgegenzuarbeiten" sieht er indessen in einer eifrigen Lektüre der biblischen Urkunden, die in englischer Uebersetzung „jedem Stande" zugänglich gemacht worden sind, und in einer „Besserung der Sitten", ohne die man es immer sehr bequem finden wird, sich der römischen Kirche mit ihrer „leichten Beichte und Absolution, mit ihren Indulgenzen und Messen, Agnus Dei und Reliquien" in die Arme zu werfen. In einer Zeit, die nicht müde wurde, über den biblischen Jargon der Heiligen zn spotten, wollte er es nicht gelten lassen, dass sich „der Landmann, der Kaufmann, der Jurist, der Arzt, der Staatsmann durch seine Geschäfte für entschuldigt halten dürfe kein eifriges Studium der Bibel zu treiben". Unter einem Geschlecht, in welchem „in den letzten Jahren Stolz, Luxus, Trunkenheit, Unzucht, Schwören und Fluchen . . immer mehr zugenommen hatten", wagte er es, dem Grabe nahe, noch einmal den Warnruf des puritanischen Moralpredigers erschallen zu lassen.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, bemänteln zu wollen, dass eben die puritanische Denkungsart dem Toleranzbegriff Milton's bis zu seinem letzten Athemzuge eine unübersteigliche Schranke gesetzt hat. Nur ein gänzliches Verkennen der thatsächlichen Verhältnisse konnte einen ehrlosen Schwindler veranlassen, Milton einige Jahre nach seinem Tode als Mitglied eines „papistischen Klubs" zu bezeichnen ([1]). Er hatte einst den Worten Roger Williams' gelauscht. Aber er ist niemals zu jener Freiheit der Anschauung vorgedrungen wie der Gründer von Rhode-Island, der hochbetagt aber ungebrochen auf dem zukunftreichen Boden jenseits des Oceans

noch immer das glänzende Banner aufrecht hielt, das er zuerst den Muth gehabt hatte zu entfalten([1]).

Zu eben der Zeit als Milton's Schrift „von wahrer Religion“ erschien, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit noch in anderer Weise wiederum auf seinen Namen hingelenkt. Milton war nur einer von vielen gewesen, die sich durch die Tagesereignisse veranlasst gesehen hatten, das unerschöpfliche Thema von der Zuständigkeit der Staatsgewalt in Fragen des kirchlichen Lebens auf's neue zu behandeln. Aus der grossen Literatur, die sich damals um diesen Gegenstand drehte, hatte das Werk Samuel Parker's über die „Kirchenpolitik“ nicht das geringste Aufsehn gemacht, theils wegen des Inhaltes des Buches, das allen puritanischen Geistern höchst anstössig sein musste, theils wegen der Persönlichkeit des Autors, den sie als einen Abtrünnigen zu betrachten Grund genug hatten. Denn Parker war in jungen Jahren eine Säule der independentischen Partei gewesen, um nicht lange nach der Restauration seinen Frieden mit den herrschenden Mächten in Staat und Kirche zu machen und unter Jakob II., vielfach für einen Proselyten des Katholicismus gehalten, als Bischof von Oxford zu enden. Sein kirchenpolitisches Werk verwickelte ihn in heftige literarische Streitigkeiten. Anfangs nicht ohne gewisse Erfolge, hatte er das Unglück, dass auch Milton's Freund, der geistreiche Andrew Marvell, gegen ihn auftrat. Dieser setzte ihm mit so viel Witz und Derbheit zu, dass er nach Burnet's Urtheil alle Freunde des Humors auf seine Seite brachte und „vom König bis zum Krämer“ eifrige Leser fand. Parker blieb indessen die Antwort nicht schuldig. Auch nahmen zahlreiche Vertheidiger seine Partei. Und einer von ihnen benutzte, wie Parker selbst, die Gelegenheit, nicht nur Marvell alles Böse nachzusagen, sondern auch seinen Freund Milton, gleich als wäre dieser sein heimlichen Mitarbeiter gewesen, an den Pranger zu stellen. Es ist als hätte man es darauf abgesehn gehabt, ihn mit Gewalt in eine Fehde hineinzuziehn, die ihm von Haus

aus ganz fremd war. Seine politische Thätigkeit wird in Erinnerung gebracht, die wichtigsten seiner Schriften werden durchgenommen. Er ist, wie er es schon für frühere Gegner gewesen war, der „blinde Schulmeister“, er hat durch seine Schriften über die Ehescheidung „die Unzucht geheiligt“, selbst daraus wird ihm ein Verbrechen gemacht, dass er sich im verlorenen Paradies für den reimlosen Jambus entschieden hat.

Marvell hielt es für seine Pflicht, den alten Genossen zu vertheidigen. Milton ist, in dieser Weise lässt er sich vernehmen, ein Mann von so grosser Gelehrsamkeit und von so grossem Verstande wie irgend einer. Es war sein Unglück in einer stürmischen Zeit zu leben und auf die unterliegende Seite geschleudert zu werden, und er hat inmitten des Kampfes gewisse gefährliche Traktate geschrieben. . . Bei der Rückkehr des Königs hat er, wie du selbst, vor diesem Gnade gefunden und seitdem in stiller Zurückgezogenheit seine Vergangenheit abgebüsst. Ich habe dich einige Zeit danach in Milton's Hause zufällig getroffen. . . Damals wandertest du Moorfields auf und ab und suchtest in den Sternen zu lesen, wie lange wohl die Herrschaft des Königs dauern könnte. Das war die Zeit, in der du Milton unablässig besuchtest und Tag für Tag in seinem Hause zu finden warest.“ — Wie man hieraus ersieht, hatte Samuel Parker selbst in früheren Jahren zu Milton's Bekanntenkreise gehört. Um so grösser war Marvell's Erbitterung, als er die Verleumdungen seines Freundes gewahr wurde. Doch that er Parker darin ohne Zweifel Unrecht, dass er sie sämmtlich auf dessen Rechnung schrieb. Sie scheinen grössten Theils aus der Feder eines gewissen Richard Leigh geflossen zu sein, der, ohne seinen Namen zu nennen, gegen Marvell in die Schranken getreten war ([1]). Vielleicht war es dieser ungenannte Denunciant, dem Milton noch selbst das Handwerk zu legen gewillt war. Wenigstens will sich sein Neffe erinnern, „dass er eine Erwiderung auf ein possenhaftes Libell eines kleinen marktschreierischen Skribenten in London für den Druck vorbereitet hatte“. Doch fügt er hinzu, dass „diese Erwiderung niemals herausgekommen sei, entweder auf das Abrathen

von Freunden, welche den Burschen seiner Beachtung nicht werth fanden oder aus irgend einem anderen unbekannten Grunde"(1).

Eine andere Schrift, ein kurzer Abriss einer geographisch-historischen Beschreibung des russischen Reiches und der angrenzenden östlichen Länder ist erst acht Jahre nach Milton's Tode erschienen (2). Das Werkchen war, wie der Herausgeber in einer Vorbemerkung versicherte, „von der eigenen Hand des Autors geschrieben, ehe er sein Augenlicht verlor, und er hatte kurz vor seinem Tode den Druck verfügt". Der Buchhändler hatte indess gehofft, noch „irgend ein anderes passendes Stück von der Hand desselben Autors" zur Ergänzung dieser Kleinigkeit zu erhalten und aus diesem Grunde die Edition verschoben. Auf eine genaue Beschäftigung mit der Geographie Russland's hatten bereits mehrere Stellen des verlorenen Paradieses schliessen lassen. Dass die Arbeit schon „vor vielen Jahren" vollendet war, bestätigt auch die kurze Vorrede, welche Milton gegen Ende seines Lebens im Hinblick auf die Veröffentlichung abgefasst hatte. Zugleich spricht er sich hier über den Zweck seiner Studie aus. Sie sollte, wie es scheint, nur den ersten Theil eines grösseren Ganzen bilden, einer Sammlung von Traktaten, welche die politische Geographie einzelner Länder mit besonderer Rücksicht auf die Sitten, die Religion, die Regierung ihrer Bewohner darzustellen bestimmt waren. Der Mangel einer solchen Sammlung war Milton vermuthlich beim Unterricht aufgefallen. Was er vorfand, erschien ihm wenig genügend, „entweder zu kurz und lückenhaft" oder „zu umfangreich und ermüdend" sowie auch „angefüllt mit langen Geschichten von lächerlichen, abergläubischen Vorstellungen, Ceremonieen, wunderlichen Gewohnheiten und anderen unbedeutenden und gleichgiltigen Dingen". Ein nachahmenswerthes Vorbild erblickte er in Paolo Giovio's „Descriptio Britanniae, Scotiae, Hiberniae et Orcadum nec non Moscoviae" (1571), auch geht man wohl nicht irre, wenn man annimmt, dass ihm Tacitus' Germania als höchstes Muster vorgeschwebt habe.. Das ganze Unternehmen gehörte so recht in den Kreis der encyklopä-

distischen Bestrebungen, welche sich, wenn auch vorzüglich nach anderer Richtung hin, in Comenius und Hartlib geäussert hatten (1). Es galt auch hier das vorhandene Material zu sammeln und in allgemein verständlicher Form einem grösseren Leserkreis zugänglich zu machen. Erste, entschiedene Versuche einer Popularisirung der Wissenschaft, die im folgenden Jahrhundert eine ungeahnte Ausdehnung erlangten. Wie sehr die Stimmung der Zeit der Ausführung eines solchen Planes entgegenkam, bewies der grosse Absatz, den die berühmte Sammlung der Elzevier'schen Republiken fand.

Nach dem Gesagten wäre es unbillig, an Milton's Arbeit den Anspruch selbstständiger Forschung zu stellen. Er war darauf angewiesen, aus zweiter Hand zu schöpfen und verzichtete auf eine einlässliche Kritik. Unter den von ihm benutzten Reisebeschreibungen, mit deren Register er seine Skizze beschliesst, sind ihm vorzüglich diejenigen zu Statten gekommen, die er in den Sammelwerken von Richard Hakluyt und Samuel Purchas vorfand. Einige Notizen verdankte er vielleicht auch seinem Freunde Marvell, der 1663 als Sekretär Lord Carlisle's eine Reise nach dem Norden unternommen hatte. Was ihm die verschiedenen Berichte darboten, hat er nicht ohne Geschick, in knapper aber ansprechender Form verarbeitet. Irre ich nicht, so zeigt sogar das Englische dieses Büchleins einen leichteren Fluss, als man ihn sonst in Milton's Schriften zu finden gewohnt ist. Man wird es begreiflich finden, dass die Geschichte des Demetrius den Dichter besonders angezogen zu haben scheint. Wenn er an einer Stelle hervorhebt, dass das russische Gesetz dem Manne im Falle „äussersten Widerwillens" die Scheidung erlaube, so hat er sich dabei ohne Zweifel seiner eigenen Beschäftigung mit eben dieser Frage erinnert.

Es mag sein, dass Milton durch diese erneute Beschäftigung mit den Angelegenheiten der östlichen Völker und durch eine Aufforderung des Buchhändlers dazu bewogen wurde, eine Arbeit zu veröffentlichen, für die man vergeblich nach einem tieferen Grunde sucht. Es war eine englische Uebersetzung der lateinischen Deklaration, welche die Wahl Johann Sobieski's

zum König von Polen verkündigte. Immerhin war sowohl die Heldengestalt des neuen Königs wie auch der staatsrechtliche Akt, dem er seine Würde verdankte, wohl fähig die Theilnahme eines Mannes zu erregen, welcher sich noch der Zeiten erinnern konnte, da einem Cromwell von einem englischen „Reichstag“ die Krone angeboten worden war. Auch konnte das Aktenstück in gewissem Sinn zur Bekräftigung der politischen Theorie dienen, die Milton einst im Kampfe für den Begriff der Volkssouveränetät mit offenem Visier verfochten hatte, nun aber unter veränderten Verhältnissen nur durch den Hinweis auf auswärtige Ereignisse seinen Landsleuten nahe legen durfte(1).

Von grösserem Werthe für die Freunde des Dichters war es, dass ein Jahr vor seinem Tode eine neue Ausgabe seiner vermischten Gedichte nöthig wurde, der er einen Abdruck des Traktates „über die Erziehung“ beifügte(2). Achtzehn Jahre waren verflossen, seit diese Gedichtsammlung zuerst erschienen war, doch war die Vermehrung, welche sie nach einem so langen Zeitraum erfuhr, nicht sehr bedeutend. Ausser demjenigen, was nach dem Jahre 1645 entstanden war, fanden auch zwei poetische Jugendversuche, welche früher gefehlt hatten, hier Aufnahme. Dagegen erschien es bedenklich, vier der Sonette zum Abdruck zu bringen, in denen die antiroyalistische Gesinnung des Autors unverhüllt hervortrat, die Sonette auf Fairfax, Vane, Cromwell und das zweite, welches Cyriack Skinner gewidmet war. Auch das Widmungsschreiben Lawes' zum Comus und der schmeichelhafte Brief Henry Wotton's blieben fort. — Wurde die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums in dieser Weise wieder auf Milton gelenkt, so war es begreiflich, dass ein unternehmungslustiger Buchhändler sich noch anderer Schöpfungen seines Geistes zu bemächtigen suchte. Derselbe Verleger, bei dem die Deklaration der Polen und nach Milton's Tode der Abriss der russischen Geschichte erschien, Brabazon Aylmer, wusste aus dieser beinahe erschöpften Mine noch einen Gewinn zu ziehn. B. Aylmer war nach der Schilderung eines Zeitgenossen nicht nur „ein sehr gerechter und frommer

Mann", sondern „mit den Erfordernissen seines Geschäftes wohl vertraut und so gut wie irgend ein anderer seiner Berufsgenossen mit höchst nützlichen Unternehmungen beschäftigt". Seiner Gewandtheit ist es später sogar gelungen, vorübergehend den Verlag des „verlorenen Paradieses" zu erwerben. Was er damals erlangte, war von anderer Art. Dank der ausserordentlichen Sorgfalt Milton's waren Abschriften von einunddreissig seiner lateinischen Privatbriefe vorhanden, die er des Abdruckes nicht für unwerth hielt. Da diese aber nicht einmal ein mässiges Bändchen füllten, so liess ihn der Verleger „durch einen gemeinschaftlichen Freund" ersuchen, auf irgend eine Ergänzung bedacht zu sein. Das einzige, was sich ihm darbot, waren jene sieben rhetorischen Essays, die der cambridger Studienzeit angehörten, und er glaubte nach Brabazon Aylmer's Versicherung sich ihrer „nicht schämen zu müssen". Auf diese Weise sind uns diese anziehenden Dokumente einer früheren Epoche des Dichters, wenn auch in nachlässiger Wiedergabe, erhalten worden (1). Dagegen wurde die Absicht des Verlegers vereitelt, auch die Staatsbriefe Milton's, die aus der Zeit seines Sekretariats stammten, an's Licht zu bringen. Die Machthaber des Tages, welche die „Erlaubnis dazu hätten geben müssen", waren, wie er bemerkt, „aus gewissen Gründen dagegen". Sie sind zuerst 1676 von einem fanatischen Royalisten edirt worden, der seiner Vorrede zufolge einige Zeit schwankte, „ob er sie der Presse oder den Flammen" überliefern sollte. Im Jahre 1690 erschien eine Ausgabe in Deutschland, und 1694 hat sodann Edward Phillips eine englische Uebersetzung dieser politischen Aktenstücke veröffentlicht, der er die Biographie seines Oheims und jene vier früher ausgelassenen Sonette hinzufügte. Die Stuarts waren verjagt, und unter Wilhelm III. war es kein Verbrechen mehr ein Gedicht zum Preise Oliver Cromwell's oder Henry Vane's der Vergessenheit zu entreissen (2).

In einer anderen Publikation Edward Phillips', die nur ein Jahr nach dem Tode Milton's erschien, aber schon zwei Monate vor seinem Ende die Censur passirt hatte, fällt es nicht schwer, wenn nicht seine Hand, so doch seinen Geist

zu entdecken. Es war ein kritisch-biographisches Sammelwerk, in welchem berühmte Dichter des Alterthums und der Neuzeit behandelt wurden. Schon die Vorrede ist reich an Aeusserungen, wie sie Phillips oft genug aus dem Munde des Oheims vernommen haben mochte. Die ideale Auffassung des Dichterberufs, die Polemik gegen die Nachahmung der Franzosen, die Erhebung des „heroischen Gedichtes“, des Epos, auf die höchste Stufe unter den verschiedenen Gattungen der Poesie: alles dies deutet auf den Einfluss Milton'scher Lehren hin. Man glaubt, ihn selbst zu hören, wenn die „Grösse des Dichters“ lediglich nach der „Grösse der Erfindung“ bemessen, wenn die Kunst des Versificirens, das „leere Wortgeklingel“, dem „erhabenen Gegenstande“, „der Majestät des Vorwurfs“ nachgesetzt, wenn von dem Dichter verlangt wird, dass er nicht versäume, sich unablässigen, selbst gelehrten Studiums zu befleissigen, um bei seinen Schilderungen von Menschen und Dingen keine Fehler zu begehn. Was zum Nachtheil des Reimes gegenüber dem reimlosen Verse, zum Vortheil der antiken Tragödie gegenüber der modernen gesagt wird, klingt wie eine Erinnerung an die Vorreden zum verlorenen Paradiese und zum Samson. — Bei der Beurtheilung der einzelnen Dichter kommt wiederum Milton's Einfluss zur Geltung. Euripides, den er so hoch verehrte, ist der „Fürst und Koryphäe der griechischen Tragödie“. Shakespeare und Ben Jonson werden in einer Weise charakterisirt, welche sehr an Milton's eigene Worte erinnert (s. o. I. 253). Wenn unter den Italienern „Giacopo Gaddi“ genannt wird, der „unter den Dichtern seines Volkes berühmt sei“, so ist darin vielleicht eine schmeichelhafte Erinnerung Milton's an den florentiner Jugendfreund zu finden. Wenn Hugo Grotius' lateinische Gedichte besonders hervorgehoben werden, so sollte der „vertriebene Adam“ unter ihnen sicherlich nicht die letzte Stelle einnehmen. Und so darf man vielleicht auch Milton'sche Einwirkung in dem Urtheile erkennen, das über Corneille und Dryden ausgesprochen wird. In beiden Fällen fehlt es nicht an Worten der Anerkennung, aber zu gleicher Zeit findet der Tadel der „heroischen Schauspiele“, ihrer Unart „beständiger Reime“, ihrer

Ueberladung mit „affektirter Liebe und Ehre", mit einem Worte „jener Korruption der englischen Bühne" durch das Eindringen französischen Geschmacks einen so energischen Ausdruck, wie er dem Dichter des verlorenen Paradieses wohl angestanden hätte. Dies Epos selbst und sein Verfasser werden mehrfach in einer Weise hervorgehoben, die der Pietät wie dem Taktgefühl von Edward Phillips alle Ehre macht (1).

Milton war noch die Freude zu Theil geworden, eine zweite Auflage seines grössten Werkes vorbereiten zu können. Das Gedicht hatte denn doch trotz der Ungunst der Zeiten so viel Beifall gefunden, dass etwa anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen dreizehnhundert Exemplare verkauft worden waren. Man kennt eine Urkunde (vom 26. April 1669), durch welche der Empfang jener weiteren 5 Pfund quittirt wurde, deren Auszahlung der Buchhändler vom Absatz der erwähnten Anzahl von Exemplaren abhängig gemacht hatte. Es bleibt unklar, warum fünf Jahre verstrichen, ehe Hand an eine zweite Auflage gelegt wurde. Allein Thatsache ist, dass eine solche erst im Todesjahre Milton's erschien. Hier hatte er, von kleinen Verbesserungen abgesehen, als wichtigste Aenderung die Theilung des Ganzen in zwölf Bücher vorgenommen, welche die Zufügung einiger überleitender Verse im Anfang des achten und zwölften Buches nach sich zog. Auch fehlte es dieser zweiten Ausgabe nicht an vorgedruckten Lobversen, die zwei Freunde, der Arzt Samuel Barrow und der Dichter Andrew Marvell, beigesteuert hatten. Sie machen beide kein Hehl daraus, wie tief sie von der Grossartigkeit des Milton-schen Gedichtes durchdrungen sind, und der erste glaubt es sogar über die epischen Meisterwerke der römischen und griechischen Literatur erheben zu dürfen (2).

Noch weit besser beweist indess eine andere Thatsache, dass sich die Aufmerksamkeit auf den blinden Sänger und seine grösste Schöpfung hinlenkte. Der angesehenste Dichter des Tages war ohne Zweifel John Dryden. Er hatte 1670, zwei Jahre nach dem Tode Davenant's, auch die Würde des poeta laureatus erlangt. Nach Milton's Urtheil war sein Ruhm allerdings wenig verdient, wenn anders das scharfe

Wort „Mr. Dryden ist ein Reimer, aber kein Dichter“ wirklich von ihm gesprochen worden ist. Immerhin ward ihm der Triumph, den gefeierten und verwöhnten Liebling der vornehmen Welt als Bittenden in seiner ärmlichen Wohnung zu empfangen. Dryden gieng zu ihm und bat ihn um Erlaubnis, aus dem „verlorenen Paradiese“ ein „gereimtes Drama“ machen zu dürfen. Milton erwiderte ihm nicht ohne Ironie, er gestatte ihm „seine Verse zuzuspitzen“, indem er auf die herrschende Mode anspielte, die bunten Bänder, mit denen man sich schmückte, noch in Metallspitzen auslaufen zu lassen(1). Es war indessen nicht bloss auf ein „gereimtes Drama“ abgesehen, sondern auf ein ähnliches Experiment, wie es sich in unseren Tagen Faust und Wilhelm Meister und Hamlet haben gefallen lassen müssen. Dryden wünschte aus dem verlorenen Paradiese ein Libretto zu machen, obwohl er eine theatralische Aufführung gar nicht ernstlich in's Auge gefasst hatte. Und so erschien kurze Zeit nach Milton's Tode „der Stand der Unschuld oder der Fall des Menschen, eine Oper“. Die Freunde Milton's werden über diese Entheiligung empört gewesen sein. Man sieht ganz deutlich, wie Andrew Marvell in seinem Lobgedichte vor der zweiten Ausgabe des „verlorenen Paradieses“ sich heftig gegen Dryden wendet. Eben dieser ist es, der es „gewagt hat, die ganze Schöpfung in Scenen zu verwandeln und als Theaterstück vorzuführen“, der das „Reimgeklingel“ nicht unterlassen konnte, während Milton es verschmäht hatte.

Dryden selbst war sich der Grösse seines Vorbildes und seiner eigenen Schwäche sehr wohl bewusst. Er soll nach der ersten Lektüre des verlorenen Paradieses gesagt haben: „Dieser Mann sticht uns alle aus und die Alten dazu“, und diese Ansicht findet sich in den berühmten Versen wieder, die Dryden 1688 der vierten Ausgabe des verlorenen Paradieses beizufügen erlaubte. Aber er zögerte auch nicht, unmittelbar nach Milton's Tode in jener „Apologie für heroische Poesie und poetische Licenz“, die er der Veröffentlichung seines Operntextes vorausgehen liess, seiner Meinung öffentlich Ausdruck zu geben. Mit vollem Freimuth gesteht er ein, dass

sein Werk „seine ganze Grundlage, einen Theil seines Planes und viele seiner schönsten Stellen dem verstorbenen Autor des verlorenen Paradieses verdanke“. Er hofft zu seinem eigenen Vortheil, dass niemand sich die Mühe nehmen werde, die beiden Werke mit einander zu vergleichen, da das Urbild des seinigen „unzweifelhaft eines der grössten, edelsten und erhabensten Gedichte“ sei, die „das Zeitalter oder die Nation“ hervorgebracht habe. Ein solches Urtheil, von einem Manne in der Stellung Dryden's ausgesprochen, durfte wohl als der Ausdruck eines grösseren Kreises von Lesern gelten (¹). Freilich erst eine spätere Zeit hat dem Dichter des verlorenen Paradieses die zweite Stelle auf dem englischen Parnass angewiesen, aber der Abend seines Lebens wurde doch noch durch einige Strahlen der öffentlichen Gunst vergoldet.

Man sollte wünschen, dass sich auch das Bild seines Familienlebens in dieser letzten Zeit mit heiteren Farben ausmalen liesse, allein wir wissen nur zu gut, dass das Verhältnis der Kinder zu ihrem Vater diesem sein Alter verbitterte. Mitunter sieht man Bilder, welche den blinden Dichter darstellen, wie er in theatralischer Haltung den verzückt aufhorchenden Töchtern die Aussprüche seiner Muse in die Feder diktirt. Der Phantasie des Künstlers mag eine derartige fromme Täuschung gestattet werden. In Wahrheit liess sich von kindlichem Gefühl dieser Töchter kaum reden, und keine von ihnen wurde dem Oedipus zur Antigone. Es mag sein, dass sie sämmtlich die Herrschaft der Stiefmutter, so milde diese auch war, von Anfang an drückend fanden. Die beiden jüngeren waren des Nachschreibens und Vorlesens in Sprachen, die sie nicht verstanden, schon längst überdrüssig geworden. „Sie konnten, nach Phillips' Worten, den Aerger wegen dieser Art von Beschäftigung nicht immer verbergen, und er brach je mehr und mehr in Ausdrücken des Unwillens hervor. Zuletzt wurden sie sämmtlich, die älteste mit eingeschlossen, aus dem Hause gethan, um das Anfertigen von künstlichen und feinen Handarbeiten zu erlernen, namentlich Stickereien in Gold oder Silber.“ Auch hatte die älteste zur Zeit, da ihr Vater starb, ein Posamentir-Geschäft, „von dem sie, nach der gericht-

lichen Aussage eines Zeugen, leben konnte". Ob diese Entfernung vom väterlichen Hause wirklich auf den Willen Milton's zurückzuführen ist, machen gewisse Worte, die er selbst hat fallen lassen, einigermassen zweifelhaft, das aber wird auch sonst bezeugt, dass alle drei Töchter die letzten „vier oder fünf Jahre" seines Lebens mit ihm nicht unter einem Dache wohnten. Als Pflegerin und Genossin blieb ihm sein Weib, seine „Betty", wie er sie zu nennen liebte. Sie soll ihn wegen seiner Sorglosigkeit in Geldsachen mitunter geneckt haben (1), übrigens lebten beide in bestem Einvernehmen. In einfach-häuslicher Weise erfüllte sie ihre Pflichten, wie sie denn auch als Wittwe das Andenken des verstorbenen Gatten immer geehrt hat und einige kostbare Reliquien, die an ihn erinnerten, bis zu ihrem Tode sorgfältig aufbewahrte.

Noch schien nichts auf das nahe Ende Milton's hinzudeuten. Er war gesund, selten gebrauchte er irgend eine Medicin, nur hie und da nahm er etwas Manna. Das Brustbild des Zweiundsechzigjährigen, jener Stich Faithorne's, welcher der „Geschichte Englands" hinzugefügt worden ist, nach Aubrey's Versicherung freilich ebenso unähnlich wie die übrigen Bilder vor Miltons Büchern, giebt denjenigen Begriff von dem Aeusseren des Dichters, wie es sich der Vorstellung der Nachwelt eingeprägt hat. Ernst und einfach erscheint die Tracht: der faltenreiche, dunkle Mantel, der sich um die Schultern schlingt, der weisse, herabfallende Kragen, unter dem nur eben eine Quaste sichtbar wird. Das Haar, anscheinend noch wenig grau, in der Mitte gescheitelt und auf beiden Seiten lose niederwallend, umschliesst ein schmales, hageres Gesicht, in dem man wohl noch die Züge des Jünglings herausfinden kann, dem aber die Spuren Jahrzehnte langer äusserer und innerer Kämpfe eingeprägt worden sind. Der weiche, mädchenhafte Ausdruck ist verschwunden, scharfe Linien umspielen die festgeschlossenen Lippen, die Augen blicken starr, doch ohne deutliche Anzeichen, dass ihre Sehkraft erloschen ist. Der äusseren Erscheinung entsprach das Wesen des Mannes. Ein nicht geringer Grad von Selbstge-

fühl, verbunden mit puritanischer Strenge, verliehen der Persönlichkeit des alternden Milton etwas Imponirendes und Ehrfurcht Gebietendes, ohne dass er deshalb die Gabe anmuthiger Unterhaltung verloren hätte. „Sein Temperament war ernst, aber nicht melancholisch oder wenigstens nicht bis gegen Ende seines Lebens. Er war nicht mürrisch, grämlich oder zänkisch, sein Geist war über kleinliche Dinge erhaben.“ So fanden ihn die Freunde, die ihm geblieben waren, und auch andere, „Männer von Adel, viele Leute von ausgezeichneten Eigenschaften“ und selbst „Fremde“, die ihn „fast bis zu seinem Todestage“ aufsuchten. An warmen, sonnigen Tagen trafen sie ihn „in einem grauen groben Rock“, die frische Luft geniessend, vor der Hausthüre sitzen. Ein gewisser Dr. Wright, Geistlicher in Dorsetshire, sah ihn in seinem Hause „eine Treppe hoch“ in einem einfachen Zimmer, das „mit einer schmutzig grünen Tapete behangen war“. Der Dichter sass „in einem Armstuhl, schwarz und sauber gekleidet, blass, aber nicht leichenhaft, seine Hände und Finger geschwollen und mit Gichtknoten bedeckt. Er sagte unter anderem, wenn er von diesen Schmerzen frei wäre, würde seine Blindheit schon erträglich sein“ (1).

Es ist das letzte Bild, das wir uns vom verlöschenden Dasein Milton's machen können. Leidend wie er war, suchte er sich doch nicht niederbeugen zu lassen. Unter den Schmerzen seiner Gichtanfälle hörte man ihn scherzen und singen. Aber seine Qualen nahmen zu, und er täuschte sich nicht darüber, dass er bald ausgeduldet haben werde. Eines Vormittags gegen Ende des Juli 1674 besuchte ihn sein Bruder Christoph, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er beim Beginne der Gerichtsferien London verliess, um sich zum Landaufenthalt nach Ipswich zu begeben. Ihm, dem Juristen, erklärte der Kranke mündlich seinen letzten Willen, formlos und ohne dass seine Frau und eine Magd, Elisabeth Fisher, die sich im Zimmer befanden, zur Bezeugung herbeigerufen worden wären. Auch wurde diese Willenserklärung, von Christoph Milton später zu Papier gebracht, in einem Processe, den die drei Töchter gegen ihre Stiefmutter anstrengten, nicht

als Testament anerkannt, und sie hatte sich mit ihnen wegen der Erbschaft auseinanderzusetzen. Immerhin wird durch die Aeusserungen des Vaters, der sein Ende herannahen fühlte, und durch Zeugenaussagen, die nach seinem Tode vor dem Richter abgelegt wurden, die schwere Verschuldung der Töchter klargestellt. „Das Erbtheil — sagte der Dichter seinem Bruder —, welches mir von H. Powell, dem Vater meiner ersten Gattin, zukommt, hinterlasse ich den lieblosen Kindern (to the unkind children), die ich von ihr hatte; aber ich habe nichts davon empfangen. Meine Meinung ist, dass sie keinen anderen Genuss von meinem Vermögen haben sollen als jenes Erbtheil und was ich ausserdem noch für sie aufgewandt habe, da sie sehr pflichtvergessen mir gegenüber gewesen sind. Mein ganzes übriges Vermögen überlasse ich der Verfügung meiner lieben Frau Elisabeth.“ Sie hatte, wie er hervorhob, immer „sehr liebevoll für ihn gesorgt“. Den Kindern verblieb also der Anspruch auf die niemals ausgezahlte Mitgift ihrer Mutter, 1000 Pfund nebst den Zinsen von etwa zwanzig Jahren, und Milton mochte glauben, dass die Familie Powell ebenso fähig sein würde, die Summe auszuzahlen, wie sie dazu verpflichtet war. Auch hatte er wiederholt erklärt, dass er „zu seinen Lebzeiten für seine Kinder gesorgt“ und „den grössten Theil seines Vermögens“ darauf verwandt habe. Ausserdem hatte er noch später gegenüber seiner Frau den Wunsch ausgesprochen, dass, falls sein Nachlass 1000 Pfund übersteige, auch dieser Ueberschuss seinen Kindern zu gute kommen solle. Doch fanden sich nach seinem Tode nur etwa 900 Pfund vor, welche, wenn es nach seinen Bestimmungen gegangen wäre, die Wittwe ohne Abzug erhalten haben würde (1).

So viel sieht man deutlich: Milton wünschte seinen Kindern zu zeigen, dass sie durch ihr Benehmen wenig Dank von ihm verdient hätten. Er sprach sich seinem Bruder gegenüber „in voller Ruhe, leidenschaftslos“ darüber aus, ohne sich „auf Einzelheiten einzulassen“. Doch erinnerte sich Christoph Milton, ihn früher darüber haben klagen zu hören, dass seine Kinder „sich um ihn in seiner Blindheit nicht kümmerten und sich nichts daraus machten, ihn zu verlassen“. Nicht genug damit,

die Aussage jenes Dienstmädchens, der Elisabeth Fisher, belastete die Töchter noch schwerer. Was sie zu Protokoll gab, stützte sich auf eine schmerzliche Mittheilung Milton's selbst. Kurz vor seiner dritten Heirat habe eine Magd seiner zweiten Tochter Mary gesagt, sie höre, der Vater wolle sich wieder verehelichen, worauf Mary geantwortet: das sei nichts Neues, „aber wenn sie von seinem Tode hören könnte, das wäre etwas“. Und er habe hinzugefügt, „dass alle seine Kinder sich gegen ihn verschworen und die Magd angestachelt hätten, ihn bei ihren Markteinkäufen zu betrügen, dass sie auch einige seiner Bücher weggenommen hätten und den Rest den Kehrichtweibern verkaufen wollten“. Es ist möglich, dass einiges in dieser Aussage auf einem Missverständnis beruht, da Milton nach anderen Nachrichten einen Theil seiner Bibliothek gegen Ende seines Lebens selbst zu Geld gemacht haben soll(1). Es ist auch nicht schwer, mildernde Umstände für die Töchter geltend zu machen, die zu jener Zeit noch jung, ohne rechte Aufsicht sich selbst überlassen heranwuchsen. Namentlich die jüngste, Deborah, möchte man für schuldfrei erklären, da sie damals noch nicht eilf Jahre alt war und noch als alte Frau mit Liebe von ihrem Vater gesprochen hat. Aber alles in allem erhält man den Eindruck, dass schon von frühe an der Charakter der Töchter sich nicht auf's beste entwickelte. Man begreift nun erst recht, warum Milton sich auf Zureden eines wohlmeinenden Freundes hatte entschliessen können, in einer dritten Gattin sich eine Stütze seines Alters zu suchen. Vorher musste er sich vorkommen, wie sein Samson Agonistes, in dessen rührenden Versen (75—79) etwas von seinem eigenen Weh nachklingt:

> . . Bei'm Licht im Dunkeln, täglichem Betrug,
> Schmach, Spott, Verachtung, Unrecht ausgesetzt,
> Daheim wie draussen immer wie ein Narr,
> Schein ich kaum halb zu leben, mehr als halb
> Schon todt zu sein. . .

Die jüngste Tochter Deborah war kurz vor dem Ende Milton's mit einer Lady Merian, vielleicht einer Freundin der Lady Ranelagh, nach Irland gegangen. Ihre Schwestern waren

vermuthlich in London geblieben, aber es ist zweifelhaft, ob die Kinder am Bette ihres Vaters standen, als seine Todesstunde herannahte. Er überlebte jenes ernste Gespräch, das er mit seinem Bruder geführt hatte, nur um wenige Monate. Doch schien er noch Anfang Oktober 1674 „sehr munter und in guter Gesundheit zu sein" und plauderte über Tisch in gewohnter heiterer Weise mit seiner Frau. Danach nahmen unter erneuten Gichtanfällen seine Kräfte rasch ab. Nach einer wohl zulässigen Annahme hauchte er am Sonntag, den 8. November, seinen letzten Athem aus, und sein Todeskampf war so leicht, dass sein Ende von denen, die sich im Zimmer befanden, nicht gleich bemerkt wurde. Am 12. November wurde die Leiche Miltons am oberen Ende des Chores der kleinen Kirche St. Giles, Cripplegate, beigesetzt. In dieser Kirche waren vierundfünfzig Jahre vorher Oliver Cromwell und Elisabeth Bourchier getraut worden. In demselben Raume ruhten die Gebeine von Milton's Vater. Die Freunde und „Bewunderer" des Dichters, die sich in der Stadt befanden, gaben dem Sarge das Geleite, und es fehlte nicht an „theilnehmendem Zulauf des Volkes".

Man darf vermuthen, dass sich unter dem Trauergefolge, wenn nicht der Bruder, der vielleicht noch auf dem Lande verweilte, so doch der ältere Neffe des Verstorbenen befunden hat. Jener hatte noch eine Laufbahn vor sich, auf der man einen Milton anzutreffen nicht hätte glauben sollen. Er wurde als ein ergebener Anhänger Jakob's II. bei Gelegenheit einer parteiischen Erneuerung des Tribunals unter die Richter der Schatzkammer aufgenommen und in Whitehall zum Ritter geschlagen. Ein Werkzeug der Stuart'schen Tyrannei, soll er sogar dem königlichen Beispiele zu Gefallen zum Katholicismus übergegangen sein. Es starb 1692 im siebenundsiebzigsten Jahr mit Hinterlassung eines Sohnes und mehrerer Töchter. Der ältere Phillips überlebte den Bruder des Dichters nur um zwei Jahre und machte sich noch kurz vor seinem Tode

um das Andenken seines grossen Oheims durch die Veröffentlichung seiner Biographie verdient. Der jüngere Phillips dagegen, der bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hinein seiner gewandten Feder freien Lauf liess, gewann es über sich, ein royalistisches Geschichtswerk fortzusetzen, welches Milton als einen „unverschämten und gotteslästerlichen" Schriftsteller bezeichnete (1). — Milton's Wittwe kehrte nach einigen Jahren in ihre Heimat zurück, wo sie, möglicher Weise als Mitglied einer Baptistengemeinde, ein einfaches, bescheidenes Leben führte. Nur wenige nahmen sich die Mühe, bei ihr Erkundigungen über den Dichter des verlorenen Paradieses einzuziehn. Als sie neunundachtzig Jahre alt 1727 starb, fanden sich in ihrem Nachlasse die beiden Bilder vor, die ihn als Knaben und Jüngling darstellten. Was aus der „grossen Masse von Briefen seiner gelehrten Bekannten in England und jenseits des Kanals" geworden ist, die sie nach Aubrey's Versicherung besass, ist leider nicht festzustellen. Die sonstigen hinterlassenen Papiere des Dichters hatte sie seinem Neffen Edward Phillips gegeben (2).

Von den drei Töchtern hatte nur die jüngste lebenskräftige Nachkommenschaft. Die älteste, Anna, welche einen „Baumeister" geheiratet hatte, starb mit dem Kinde im ersten Wochenbett. Die zweite, Mary, war nie verheiratet und muss wie ihre ältere Schwester schon vor 1694 nicht mehr am Leben gewesen sein. Deborah dagegen, die dem Vater am ähnlichsten war, hatte aus einer Ehe mit Abraham Clarke aus Dublin, einem Seidenverkäufer, eine zahlreiche Familie. Unter der Regierung Jakob's II. kehrte sie nach London zurück, woselbst ihr Mann als ein „Weber in Spitalfields" sich niederliess. Sie starb daselbst in dem gleichen Jahre wie ihre Stiefmutter. In ihrem Alter, zu einer Zeit, da Milton's Ruhm schon weit verbreitet war, empfieng sie häufig Besuche von Männern, denen sie über das Leben ihres Vaters bereitwillig Aufschluss gab. Man bemerkte mit Erstaunen, dass ihr von früher her noch Stellen aus Homer und Euripides wie auch aus Ovid's Metamorphosen im Gedächtnis geblieben waren. Addison wirkte ihr bei der Prinzessin von Wales,

der späteren Königin Karoline, ein Geschenk von 50 Pfund aus. Sie hatte verschiedene Andenken an ihren Vater gerettet, und als sie bei einem Besuche des Kupferstechers Vertue eines mitgebrachten Bildes Milton's ansichtig wurde, äusserte sie ihre lebhafte Theilnahme. Sechs Söhne und zwei Töchter Deborah's waren jung gestorben, aber eine Tochter, Elisabeth, und ein Sohn, Caleb, versprachen das Geschlecht fortzusetzen. Die Tochter, mit einem Mr. Foster verheiratet, der gleichfalls als „ein Spitalfields-Weber" bezeichnet wird, gerieth in sehr bedrängte Umstände und suchte durch Eröffnung eines kleinen Spezereiladens etwas zum Erwerbe beizutragen. Man veranstaltete, um dieser Enkelin Milton's aus der Noth zu helfen, 1750 eine Benefizvorstellung des Comus, zu der Dr. Johnson einen Prolog schrieb. Ihre sieben Kinder waren sämmtlich frühe gestorben, und sie glaubte, dass ausser ihr keine Descendenz des Dichters vorhanden sei, wenn nicht in Ostindien. Dorthin war ihr Bruder in jungen Jahren ausgewandert, hatte sich in Madras einen Hausstand gegründet und hinterliess zwei Söhne, deren ältester gleichfalls in Madras angesessen war und 1727 die Geburt einer Tochter eintragen liess(1). Damit hört jede Spur der direkten Nachkommenschaft Milton's auf.

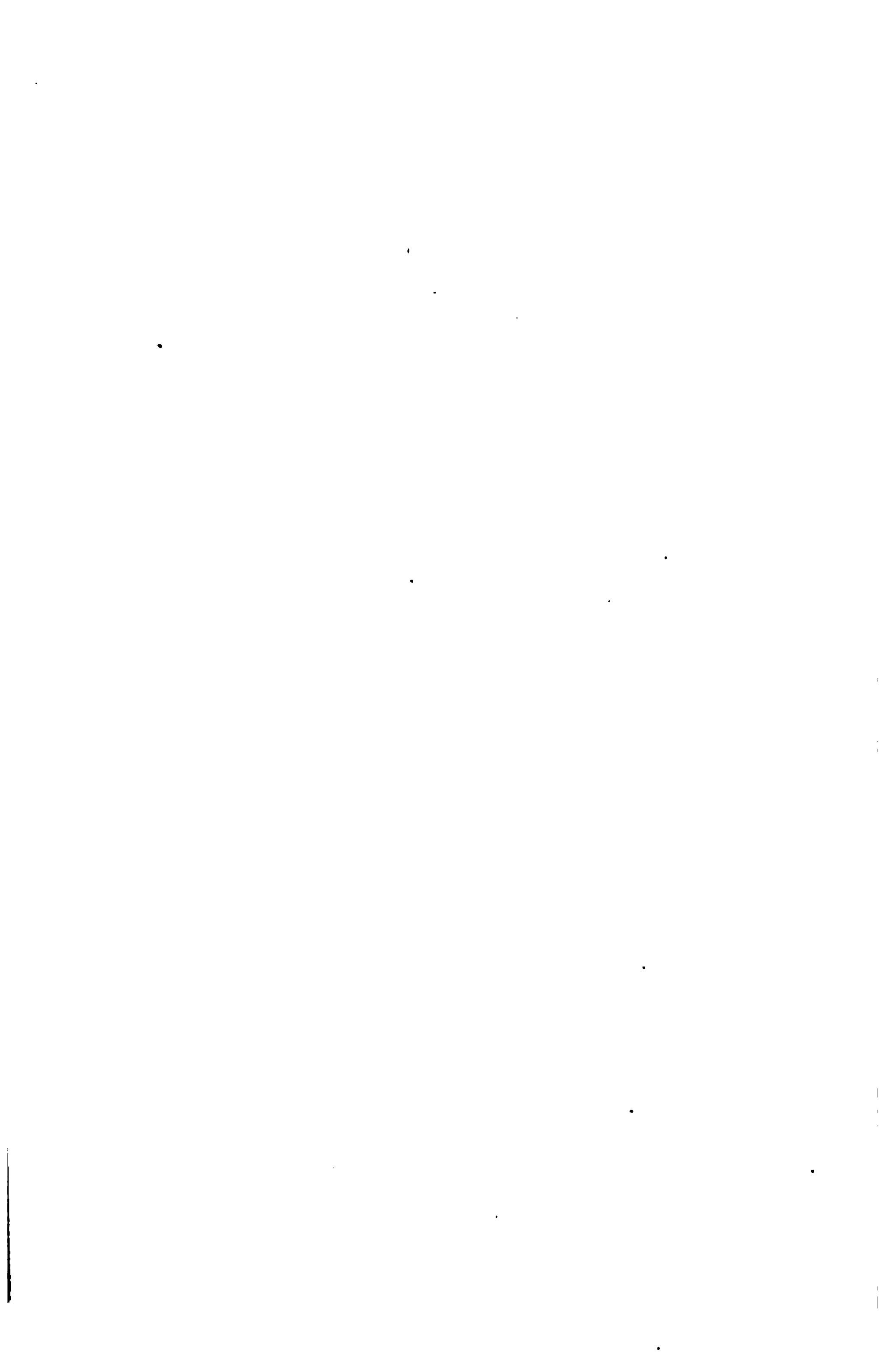
Aber sein Name ist über die heimatliche Insel hinaus nach Osten und Westen überall dahin gedrungen, wohin die Söhne seines Volkes als Pioniere der Kultur die siegreichen Schritte gewandt haben. Im üppigen Landsitz des englischen Kaufherrn an den Fluthen des Ganges wie im einfachen Blockhaus des englischen Kolonisten an den Fluthen des Missisipi hat neben der Bibel das verlorene Paradies eine Stelle erhalten, und die beredten Worte, die sein Schöpfer in Sachen der Freiheit gesprochen hat, sind zu einer fort und fort sprudelnden Quelle sittlicher und politischer Kraft geworden, welche der gesammten Menschheit zu gute kommt.

Ein echtes Kind seiner Nation und doch von so mancher nationalen Einseitigkeit frei, der erste Vorkämpfer des Puritanismus und doch über so manches puritanische Vorurtheil erhaben, ein grosser Dichter und zugleich ein Mann von um-

fassender Gelehrsamkeit, ebenso hochstehend als Genius wie als Charakter, hat Milton Aufnahme in jene Ruhmeshalle geistiger Heroen gefunden, die wir mit den Grössten unseres Geschlechtes bevölkern. Er hatte ein Recht darauf, sich „zu jenen Helden" zählen zu lassen. Er konnte „Rühmliches von sich vermelden" und seine „Wunden anzeigen" so gut wie jeder von ihnen —

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heisst ein Kämpfer sein."

Anmerkungen.



Anmerkungen.

Erstes Kapitel.

Seite

5 [1]) S. Näheres zur Ergänzung von Ludlow's Memoiren in den von mir herausgegebenen „Briefen Englischer Flüchtlinge in der Schweiz", Göttingen, Peppmüller 1874. Zwei später im Staatsarchiv von Bern aufgefundene Briefe Ludlow's habe ich in der Academy Sept. 2, 1876 zum Abdruck gebracht.

7 [1]) S. Näheres in Forster: Statesmen of the Commonwealth.

8 [1]) „Free Parliaments Quaeres . . . Printed in the year of redemption 1660" (Ms. Note „April 20"). Qu. 6 p. 2: „Whether hanging or drowning be the best waies of transportation of our late republicans to the commonwealths of Utopia or Oceana". Br. M. E. 1019.

[2]) L'Estrange His Apology etc. 1660 (Ms. Note „June 6"). 4°. Br. M. E 187. p. 157: „Particularly Milton put forth a bawling piece against Dr. Griffith and somebody else another scurrilous libel entitled Eye-Salve I did not think it much material to reply upon these, the people being already convinc'd of the right, but however being excited to it by a private friend, I return'd these following answers" (darauf folgt: „No blinde guides" etc., s. o. III. 250).

[3]) The Blazing-Star or Noll's Nose. Br. M. E. 1040 (17. Aug. 1660), s. Catalogue of prints and drawings in the Br. M. Div. 1. Political and personal satires 1870 I. No. 957.

9 [1]) Lettres de Gui Patin (Ed. 1846) III. 238.

[2]) Kennet, Register (1728) p. 180. 189. 230. 239.

[3]) E. Phillips sagt daher mit Unrecht: „so that together with John Goodwin of Coleman-Street he was only so far excepted as not to bear any office in the commonwealth".

11 [1]) C. S. P. 1650 May 17, Juli 2. K. Elze: Davenant (Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft IV. 127). Nach Wood hat Milton mit den beiden aldermen zusammengewirkt, Richardson:

Seite

Life of Milton LXXXIX nennt nur Milton. Er beruft sich auf Pope, der seine Kunde von dem Schauspieler Betterton hat. Aubrey erwähnt die Sache nicht.

11 [2]) Vor Warton in seiner zweiten Ausgabe der kleineren Gedichte Milton's p. 358 findet sich die Erzählung bei Cunningham: Hist. of great Britain I. 14. In Sloane Mss. 649 findet sich ein Brief an Hartlib (?), unterzeichnet „Amstelodami 10. Aug. 1660 a tuo Q. N. B.", in dem es heisst (f. 42a): „De Miltono et captivis quid actum fuerit aut agetur proximis tuis mihi rescribes".

[3]) Sotheby p. 129 und die Tafel nach p. 124. Phillips.

12 [1]) C. J. 12 Sept. 15, 17 Dec. 1660. Hamilton 61. Hier wird irrig eine „sechsmonatliche Haft" Milton's angenommen.

[2]) Evelyn's Diary ed. W Bray I. 360 (12. Januar 1662): „At St. James's chapel preached or rather harangued the famous orator M. Morus in French. There were present the King, Duke, French ambassador, Lord Aubigny, Earl of Bristol and a world of Roman Catholics drawn thither to hear this eloquent Protestant."

[3]) Baillie (1661. 31 Januar) III. 443. Die Anekdote bei Richardson p. c widerlegt sich schon dadurch, dass sie von einem „latin secretary" und von einer Frau Milton's zu einer Zeit spricht, da er Wittwer war.

13 [1]) Wood, Phillips, Todd 255. Keightley 75.

[2]) Paget wird C. S. P. 1650, Febr. 5 (p. 506) als „physician to the tower" genannt, vgl. C. S. P. 1651 p. 189.

[3]) Aubrey: „a gentle person, a peacefull and agreeable humour". Näheres bei Hunter 36—41 und Marsh, daselbst 46 der Taufeintrag Elisabeth's „30. Dec. 1638". Als Datum der Ehe giebt Masson P. W. I. 62, 66 den Februar 1663 an, ohne Zweifel auf urkundliches Material gestützt. Aubrey nimmt an „the yeare before the sicknesse", also 1664.

14 [1]) Phillips. Näheres über die Lage der Wohnung nach Watts in W. I. p. CLXXIV. P. W. I. 53. Bei Hunter 48 findet man den Abdruck eines „account of the hearth-money of the county of Middlesex for the year ending at Lady Day 1674" und darin den Eintrag: „John Melton 4 hearths". Hiernach heisst die Strasse „Artillery-Wall", nicht wie bei Phillips „Artillery-Walk". Nach Richardson III. und XCIII. hätte Milton eine Zeit lang bei dem Buchhändler Millington in „Little Britain" gewohnt, doch findet sich diese Nachricht nirgend sonst bestätigt.

15 [1]) Aubrey in Verbindung mit Newton's Life of Milton vor seiner Ausgabe von Milton's poetical works Ed. 1761 p. LXVI. LXVII., woselbst sich, nach mündlicher Tradition, einzelne kleine Züge finden, die bei Aubrey und Phillips fehlen. Nach Aubrey begann der Tag mit Vorlesung eines Stückes aus „the Hebrew bible", allein

Seite

es ist doch nicht glaublich, dass ein Diener („his man") dazu fähig war. Oder heisst „Hebrew bible" etwa „das alte Testament"?

16 [1]) S. die Zusammenstellung in P. W. I. 65 ff. nach Phillips, Aubrey (der in der Bezeichnung „his second daughter Deborah" irrt), Richardson: Explanatory notes and remarks on Milton's Paradise lost by J. R. father and son London 1734. Life by J. R. senior p. CXIV. Mary Milton unterschreibt ihren Namen „Millton", s. Marsh und Sotheby 177, ebenda 179 die Unterschrift von Deborah (Deboroh). Die Notiz bei Newton, die auf Mrs. Foster, eine Tochter Deborah Milton's, zurückgeht, der Dichter habe alle seine Kinder nicht schreiben lehren lassen, wird dadurch widerlegt. Nur die älteste konnte nicht schreiben, vermuthlich wegen eines körperlichen Gebrechens, das sie freilich später nicht verhinderte, Handarbeiten anzufertigen; vgl. Marsh und Sotheby 176.

17 [1]) S. den Stammbaum in Milton's Works ed. Pickering, über die Phillips: Wood, Godwin, Diary and Correspondence of John Evelyn.

[2]) Ich verbessere bei dieser Gelegenheit ein Versehen des zweiten Buches S. 152 Zeile 20. Es sollte dort heissen: „Die Thatsache, dass der Dichter mit der Familie jenes Isaac Pennington . . bekannt war" u. s. w., s. Rose: New general biogr. Dictionary.

20 [1]) History of the life of Thomas Ellwood. Ich benutze die vierte Ausgabe London 1791 p. 143 ff. 185. Unter den nachgelassenen Mss. Ellwood's werden auch angeführt: „Several Decades of Letters to particular Persons about 35 Sheets", über deren Verbleib leider nichts bekannt ist. Ein Facsimile von Ellwood's (wie auch von Marvell's und der beiden Phillips') Unterschrift bei Sotheby T. XXIV.

21 [1]) Dircks, woselbst Worthington's Correspondence und Pepys' Diary and Correspondence, wenn auch nicht erschöpfend benutzt worden sind; vgl. Evelyn's Diary und die Korrespondenz Hartlib's mit Boyle in Boyle's Works Ed. Birch. Die Thatsache, dass Hartlib gegen Jones als Zeuge aufgerufen ward, wurde mir bekannt aus „An exact and most impartial account of the judgment of 29 regicides, London 1660" p. 97.

22 [1]) So die zu II. 269 citirte Literatur, Kennet: Register s. v. Durie, dazu eine Druckschrift Durie's: „Copie d'une lettre escrite à un prince de l'Empire etc. de Zurich 19. Nov. 1662 Jean Duré", enthalten im züricher Staatsarchiv, Duraeana, ebenda die reichhaltige Korrespondenz zwischen Durie und Ulrich etc. nach dem Jahre 1660. In einem Brief vom 28. Jan. 1661 räth Durie ausdrücklich: „Et si vous voulez toucher un mot de ma negotiation avec vous . . il ne faut nullement nommer le Protecteur ny de près ny

Seite

de loin, aussi ne faut il pas mentionner avec aucun tiltre odieux le Pape ny les Papistes". Briefe für ihn soll man adressiren, für den Fall, dass er schon abgereist wäre: „To be left with Mr. Sam. Hartlib dwelling in Axeyard in Kingstreet in Westminster". Der nächste Brief an Ulrich, vom Anfang Februar 1661, datirt schon aus Amsterdam.

22 ²) Kurze Biographie Pell's in Worthington's Diary I. 57 nach Wood; vgl. I. 230. Die Thatsache, dass Pell in Amerika war, wurde mir bekannt aus Boyle's Works V. 596.

23 ¹) Birch: History of the royal society.

24 ¹) P. W. III. 107, 108.

Zweites Kapitel.

28 ¹) Evelyn: Diary and Correspondence I. 359. II. 32.

30 ¹) Der erste Theil des Hudibras erschien 1663, der zweite 1664 (beide zusammen 1674), der dritte 1678. Ich benutze die Ausgabe von R. Bell und die Uebersetzung von Eiselein. Die auf Milton bezügliche Stelle in den Fragmenten, welche Thyer veröffentlicht hat, a. a. O. I. 168: „As he who fought at barriers with Salmasius | Engaged with nothing but his stiles and phrases | Waved to assert the murder of a prince" etc. Man wäre in Versuchung, die Stelle I. 50, in der vom Paradiese, Adam, der Schlange die Rede ist, auf Milton's Gedicht zu beziehen, wenn dies 1663 schon bekannt gewesen wäre.

²) „T'is a strange age we've lived in and a lewd". Satire upon the licentious age of Charles II.

32 ¹) Ich beziehe mich auf einen Sammelband englischer Dichtungen des siebzehnten Jahrhunderts im Besitz der Bibliothek zu Göttingen.

²) Rochester: Horace's tenth satire of the first book imitated, vgl. Jesse: Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts IV. 266.

³) „Marriage! T'is but a licens'd way to sin" Rochester: A satire against marriage. — „All maidens are mortal at fourteen" Dorset: Song to Chloris.

34 ¹) „Monarchs may err, but should each private breast | Judge their ill acts, they would dispute their best | . . Whate'er faults in princes time reveal | None can be judge, where can be no appeal". Aehnlich in Secret love or the maiden queen: „The rights of subjects and of sovereigns are things distinct in nature: theirs is to enjoy propriety not empire".

35 ¹) „I saw Hamlet prince of Denmark played, but now the old plays began to disgust this refined age, since his Majesty's being so long abroad". Evelyn's Diary 1661 Nov. 26.

Seite

36 [1]) Ward: A history of English dramatic literature II. 476, s. über das Verhältnis Dryden's zu Shakespeare den Aufsatz von Delius im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft IV.

37 [1]) Ode to the pious memory of Mrs. Anne Killigrew (1686): „Oh gracious God! how far have we | Profaned the heavenly gift of poesy" etc. Man wird es nicht unbillig finden, dass in dieser Skizze auf eine umfassende Charakteristik Dryden's verzichtet wird, und dass literarische Erscheinungen wie Lee, Otway u. a., deren hauptsächliche Wirksamkeit nicht mehr in die Lebenszeit Milton's fällt, ausser Betracht geblieben sind.

41 [1]) Stoughton: Ecclesiastical history of England. The church of the restoration, London 1870 I. 100. Newcomen lehnte ab.

44 [1]) Stoughton II. 538—542.

46 [1]) Stoughton I. 346.

Drittes Kapitel.

48 [1]) S. oben II. 21, 67, 183, 189, 312, 442.

50 [1]) Phillips, Aubrey, Newton: Life of Milton p. LXXV.

51 [1]) Lingard nach Hodges und de Foe: History of the plague. (Works Ed. 1840 Vol. IX.)

53 [1]) Ellwood 205 ff. Es ist klar, dass Ellwood das Jahr mit dem 25. März beginnt. Ueber die Lage von Milton's Haus in Chalfont s. Todd I. 272. Mitford I. p. CX, daselbst hinter CLVII eine Abbildung. Aus „London Aug. 15, 1666" datirt Milton's Brief an Heimbach, Works VII. 409.

54 [1]) Lappenberg: Der grosse Brand von London, 1842, namentlich nach Evelyn und Pepys, vgl. Worthington's Diaries II. 1, 206 ff.

55 [1]) Pepys: Diary, 13. July 1667.

56 [1]) P. W. I. 1. Ueber die Erneuerung der Censurbehörde s. Hales in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Areopagitica. Eine Zeit lang war Milton's Gegner R. l'Estrange einer der Licensers.

57 [1]) S. die genauen Angaben P. W. I. 8 ff., wie denn die hier gegebene Einleitung überhaupt grundlegend für die Darstellung ist. Das Exemplar des Br. M. C. 14. a. 9 führt den Titel: Paradise lost. | A | Poem | Written in Ten Books | By John Milton | Licensed and Entred according | to Order. | London | Printed, and are to be sold by Peter Parker under Creed Church neer Aldgate; And by | Robert Boulter at the Turks Head in Bishopsgate-street; | And Matthias Walker, under St. Dunstons Church | in Fleet-street, 1667. 4°, nicht paginirt, ohne Prosa-Einleitung, ohne Inhaltsangabe der Bücher. Genaue Reproduktion dieser Ausgabe von Masson, 1877, London. Man sieht, dass Simmons' Name hier verschwindet, viel-

Seite

leicht weil in Folge des Brandes eine zeitweilige Störung seines Geschäftsbetriebes eingetreten war. In anderen Abzügen tritt er auf. Der Eintrag in den Registers der Stationers: „August 20. 1667. Mr Sam. Symons: Enterd for his Copie under the hands of Mr Thomas Tomkyns and Mr. Warden Royston A Booke Or Copie Intituled Paradise lost A Poem in Tenne bookes by J. M." Was die deutschen Uebersetzungen betrifft, so verweise ich mit Uebergehung der zahlreichen älteren nur auf diejenigen von Böttger, 4. Aufl. Leipzig 1869, und Schuhmann, 2. Aufl. Stuttgart 1877.

61 1) Ueber die Quellen zu Milton's verlorenem Paradies handeln ausführlich Todd: An inquiry into the origin of paradise lost, P. W. Introduction, J. Moers: De fontibus paradisi amissi (Bonner Dissertation 1865 P. 1). Ich habe mich auf das Wichtigste beschränken müssen. Der sehr seltene Adamo von Andreini hat mir in der Ausgabe von 1617 vorgelegen. (Ueber ihn findet sich in Phillips' theatrum poetarum, einm Werke, auf dessen Abfassung Milton doch anscheinend nicht ohne Einfluss war, nur die Bemerkung: „Giovanni Andreini another Italian author of a fantastick poem as he himself calls it entitled Olivastro, which was printed at Bologna a. 1642".) Der Adamus exul von Grotius findet sich abgedruckt in Delectus auctorum sacrorum Miltono facem praelucentium T. 2. Adcurante G. Laudero 1752, englische Uebersetzung von F. Barham 1839. Vondel's Lucifer steht in V. Werken ed. van Lennep VI. 201—310, deutsche Uebersetzung von G. H. de Wilde 1869, Leipzig, Brockhaus; vgl. Jonckbloet: Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde, 2. Ed. 1874, II. 65 ff. R. Buddensieg: Der Fall der Engel bei John Milton und J. v. d. Vondel (Grenzboten 1877 No. 33 S. 241—258) nennt Milton irrig „den Dichter von Christ-Church Cambridge" und meint, die dramatischen Entwürfe des verlorenen Paradieses seien noch nicht veröffentlicht; s. auch E. W. G. A Dutch Milton in Cornhill Magazine, May 1877, Vol. 35 p. 596—615. Unbedeutend ist Glaser: J. v. Vondel und sein Lucifer in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen XII.

2) Génie du Christianisme, Anhang, fragments sur la poésie Ch. VII.

63 1) Goethe an Schiller 31. Juli 1799.

78 1) Lessing an Nicolai November 1756, Werke herausgegeben von Lachmann-Maltzahn XII. 64.

79 1) Vgl. Masson: The three devils: Luther's, Milton's and Goethe's (Essays 1856). Elze: Milton im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft XII., namentlich p. 84. In Roskoff's Geschichte des Teufels, 1869, hätte auf Milton Rücksicht genommen werden sollen.

Seite

80 [1]) Liebert 331—339. Pauli: Aufsätze 383. Carrière: Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung IV. 664.

81 [1]) Taine: Histoire de la littérature anglaise II. 418.

89 [1]) S. III. 74, 418, 481 ff., 562 und die Bemerkungen in P. W. dazu, sowie die Introduction; vgl. Keightley 217 ff., 458 ff., der mir indess die wahre Ansicht Milton's zu verkennen scheint.

91 [1]) „Man's pride, grown to religion, he abates | By moving our loved earth, which we think fix'd, | Think all to it, and it to none relates, | With other's motions scorn to have it mix'd; | As if it were great and stately to stand still | Whilst other orbs dance on, or else think all | Those vast bright globes, to show God's needless skill, | Were made but to attendour little ball." Davenant: Gondibert B. II. Canto V, 19. 20.

[2]) S. über die dritte von Copernicus angenommene Bewegung, den Parallelismus der Erdaxe: Lalande, Astronomie I. 546.

92 [1]) Eine bezeichnende Stelle aus Baco: De Augmentis (1623) nach Ed. Spedding IV. 347, s. in P. W. III. 222. 223. Milton's Freunde, die Smectymnianer, verwarfen noch auf's entschiedenste das kopernikanische System, s. o. B. II. 83. Dass Milton ein Werk wie J. a Sacrobosco's de sphaera dem Unterricht zu Grunde legte (s. o. II. 398) beweist nur, dass ihm kein besseres zu Gebote stand. Eben dies mag ihm den nächsten Anlass gegeben haben, das alte System zu verspotten. In du Bartas wird es noch in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten.

96 [1]) S. Vane's Sätze aus „The retired man's meditations" bei Forster: Statesmen of the commonwealth 287, 288.

99 [1]) C. Hillebrand: De sacro apud Christianos carmine epico . . Parisiis 1861.

Viertes Kapitel.

105 [1]) Ellwood 213. S. 220 spricht Ellwood von seiner Anwesenheit bei einem meeting in London, das „einige Zeit" nach dem Juni 1665 gehalten worden sei.

106 [1]) In Deutschland ist dies geschehn von Löbell: Vorlesungen über die Entwicklung der deutschen Poesie I. 185; s die Gegenbemerkungen von Hettner, Wiese: Milton's verlorenes Paradies, 1863, Treitschke.

[2]) P. W. II. 1—81, III. 279—319. Ich besitze eine alte deutsche prosaische Uebersetzung: „Das wiedereroberte Paradies des Johann Milton, nebst seiner Lebensbeschreibung, einigen dramatischen und verschiedenen kleinern Gedichten. [Simson, Komus, Lycidas, l'Allegro, il Penseroso, An die Zeit, Bey einer feyerlichen Musik.] Mit allerhöchstem kaiserlichen Privilegio. Mannheim, im Verlage der

Seite

Herausgeber der ausländischen schönen Geister, 1781. 302 S. Poetische Uebersetzungen des wiedergewonnenen Paradieses bei Böttger und Schuhmann.

117 [1]) Das Gesagte, das sich auf den Samson bezieht, stützt sich auf die feinen Bemerkungen in P. W. I. p. IX—XI, LXXV—C, woselbst namentlich auf Marsh: Lectures on English Language Rücksicht genommen wird. Tocqueville: De la démocratie en Amérique, III. 107 sagt, ohne den Beweis zu erbringen: „Le seul Milton a introduit dans la langue anglaise plus de six cents mots presque tous tirés du latin, du grec et de l'hébreu".

[2]) Ward: A history of english dramatic literature 1875 II. 475, 497 ff.

118 [1]) P. W. I. p. CVII, 8, 131. III. 110—113.

[2]) Es hätte ihm doch schwer werden sollen, ausser etwa Tasso's Sette giornate noch andere Werke von Dichtern „ersten Ranges" anzuführen. Merkwürdiger Weise nimmt er auf Surrey's reimlose Uebersetzung eines Stückes der Aeneide keine Rücksicht.

[3]) Schon einige Jahre nach Milton's Tode beklagte sich einer seiner begeisterten Verehrer darüber, dass er den Reim verschmäht habe, s. das Citat aus Woodford's Paraphrase on the Canticles 1679 in Worthington's Diaries II. P. 1, 192.

120 [1]) Vgl. die feinen Bemerkungen von J. A. Symonds: The blank verse of Milton (Fortnightly Review 1874 July—December p. 767 ff.).

121 [1]) Br. M. C. 14. a. 12, 8°. Paradise | Regain'd: | A Poem: | In IV Books. | To which is added | Samson Agonistes. | The Author | John Milton. | London, | Printed by J. M. for John Starkey at the | Mitre in Fleetstreet, near Temple-Bar. | MDCXXI. | 111 S., auf der Rückseite des Blattes vor dem Titel: Licensed, | July 2. 1670, angebunden Samson | Agonistes, | A | Dramatic Poem. | The Author | John Milton. | Aristot. Poet. Cap. 6. Τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας etc. Tragoedia est imitatio actionis seriae etc. Per misericordiam et | metum perficiens talium effectuum lustrationem. | London, | Printed by J. M. for John Starkey at the | Mitre in Fleetstreet near Temple-Bar MDCLXXI. | 101 S. Dies Exemplar enthält alte handschriftliche Bemerkungen. Der Eintrag in den Registers der Stationers Company lautet: „Sept. 10. 1670. Mr. John Starkey. Entred for his Copie under the hands of Mr. Tho. Tomkyns and Mr. Warden Roper A Copie or Booke Intituled Paradice regayn'd A Poem in 4 Bookes. The Author John Milton. To which is added Samson Agonistes A dramatic Poem by the same Author." S. über Samson Ag. P. W. II. 85—158. III. 323—328. Deutsche Uebersetzung von Böttger. Eine gelegentliche Hindeutung auf die Geschichte Simson's s. in Def. prima Cap. IV, im Anfang. Ueber die Simsonsage nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung handelt Roskoff, Leipzig 1860.

Seite
125 [1]) Ich folge Liebert's Uebersetzung 391.
126 [1]) Bei dieser Stelle könnte man an eine Einwirkung des „Samson, Treurspiel v. Vondel", (1660) denken, zumal dieser Dichter, wie oben S. 61 bemerkt, Milton nicht fremd war.

Fünftes Kapitel.

130 [1]) „That they likewise used a Ms. collection in three large folios, digested into an alphabetical order made by Mr. John Milton out of all the best and purest Roman authors". S. Rob. Ainsworth in der Vorrede zum thesaurus linguae latinae 1752 p. VI.
131 [1]) Aubrey, Wood, Phillips, dessen Ausdrücke der Angabe Aubrey's, das Wörterbuch sei erst nach der Erblindung Milton's ausgearbeitet worden, widersprechen; vgl. Todd I. 171 und Sotheby 127, daselbst auch ein Auszug aus der Vorrede von „Dr. Adam Littleton's Latin Dictionary", Ed. 4, 1715. Die Notiz bei Aubrey: „He wrote a Dictionary called Idioma Linguae Latinae from Mr. Packer, who was his scholar" (nicht „for Mr. Packer", wie bei Godwin 349 steht), soll wohl nur heissen, dass Aubrey diese Nachricht von Packer empfangen hatte. Nach Aubrey hat Milton's Wittwe „all his papers, among which this dictionary imperfect" an E. Phillips gegeben, allein am Rande steht, vermuthlich auf das Wörterbuch allein bezüglich: „In the hands of Moyses Pitt", d. h. zur Zeit als Aubrey schrieb. Ein Buchhändler Moses Pitt wird erwähnt in „Letters of H. Prideaux to J. Ellis ed. J. M. Thompson, Camden-Society 1875 p. 76, 147; s. einen Brief von J. Pell an „Mr. Moses Pitt, a stationer at the White Hart in Little Britaine" vom 3. Juni 1663 in „A collection of letters illustrative of the progress of science in England etc. ed. J. O. Halliwell, London pr. for the historical society of science" 1841 p. 103, vgl. p. 97 und einen Brief Oldenburg's an Boyle vom 19. Sept. 1676 in Boyle's Works V. 396. Pitt war also in dem Bekanntenkreise Milton's kein Fremder und es ist ohne Zweifel derselbe, welcher zwei Jahre nach dem Tode des Dichters erklärte, er habe „einige seiner Papiere gekauft" und eine gestohlene und unvollkommene Ausgabe der Milton'schen Staatsbriefe veröffentlichte; s. Hamilton 30, 36 (hier heisst er: „Mr. Pitts, bookseller in Paul's Churchyard"). — Neuerdings hat J. P. Collier behauptet, ein in seinem Besitz befindliches Exemplar von Cooper's „Thesaurus linguae Romanae et Britannicae 1573" enthalte Notizen von Milton's Hand, sowie seinen Namen (Athenaeum 1875, 23. Okt., p. 540). Der Herausgeber von Milton's Commonplacebook (p. VIII) scheint indessen die Handschrift nicht für die Milton's zu halten.
[2]) Accedence | Commenc't | Grammar, | Supply'd with sufficient | Ru-

Seite

les, For the use of such (Younger or Elder) as are desirous, with- | out more trouble than needs to attain the Latin Tongue | The Elder sort especially, with | little Teaching, and their | own Industry. By John Milton. | London, Printed for S. S. and are | to be sold by John Starkey at the Miter in Fleet- | street, near Temple-bar. 1669. 8. 65 S., am Schluss ein Druckfehlerverzeichnis. Br. M. 624. a. 34, W. VI. 431—488. Fast alle Biographen, offenbar einer dem anderen blindlings folgend, setzen diese Schrift fälschlich in das Jahr 1661.

132 [1]) The | History | Of | Britain | That part especially now call'd | England. | From the first Traditional Beginning, continu'd to the | Norman Conquest | Collected out of the antientest and best Authours | thereof by | John Milton. | London, | Printed by | J. M. for James Allestry, at the Rose | and Crown in St. Paul's Church-Yard, | MDCLXX. | 4°. 308. S., danach „An Index of all the Chief Persons & material passages" etc. auf 27 Bl. und auf Bl. 28 „Errata". Vor dem Titel Milton's Bild, rechts und links in der Ecke „Gul. Faithorne ad Vivum Delin. et sculpsit", darunter „Joannis Miltoni Effigies Aetat. 62. 1670". Br. M. 598. e. 1. W. V. 1—302.

133 [1]) Dies tritt z. B. hervor in „Englands proper and onely way to an establishment in honour, freedome, peace and happinesse or the Norman yoke once more uncased . . by the author of Antinormanisme . . . 1648" (die Vorrede unterzeichnet: Jo. Hare), Derselbe Gedankengang findet sich in H. Vane's „healing question" (Forster 343).

136 [1]) „Seeing that oftimes relations heretefore accounted fabulous have been after found to contain in them many footsteps and reliques of something true . . . I have therefore determined to bestow the telling over even of these reputed tales; be it for nothing else but in favour of our English poets and rhetoricians, who by their art will know how to use them judiciously". (In der Einleitung.) Wenn Milton auch von Wunderzeichen spricht, so folgt er nur seinen Quellen und lässt (z. B. S. 293) keinen Zweifel daran aufkommen, wie er über s. g. Vorzeichen in Gestalt von Kometen etc. denkt.

137 [1]) Ep. fam. 23. Ill. Domino Henrico de Brass Idib. Quintil. 1657 (W. VII. 401—403), s. o. III. 185.

139 [1]) S. die betreffenden Stellen S. 190, 267, 167, 158, 86.

140 [1]) Mr. John Miltons | Character | Of the | Long Parliament | And | Assembly of Divines. | In MDCXLI. | Omitted in his other Works, and never before Printed, | And very seasonable for these times. | London: | Printed for Henry Bromeat, the Gun at the West- | end of St. Pauls. 1681. 11 S. 8°. Br. M. 8122. d. Im Vorwort heisst es, die Stelle sei unterdrückt worden, „out of tenderness to a party, whom neither this nor much more lenity has had the luck to

Seite

oblige". Es ist auffallend, dass diese Veröffentlichung E. Phillips und Toland entgangen zu sein scheint. Nach Toland wären auch noch einige andere Stellen in Milton's Buche unterdrückt worden, „wherin he expos'd the superstition, pride and cunning of the popish monks in the Saxon times, apply'd by the sagacious licensers to Charles the second bishops", woferne hier keine Verwechselung vorliegt. S. über den Grafen von Anglesey (1614—1686) Burnet (Ed. 1833) I. 177 und Wood.

145 [1]) S. allgemeine Urtheile über Milton's englische Geschichte bei Wachler: Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. 847—849: Lappenberg: Geschichte von England I. p. LXXII, LXXIII (vgl. daselbst p. LX), Pauli: Aufsätze zur englischen Geschichte 365. Den harten Bemerkungen von Keightley 378 ist im Text entgegengetreten.

146 [1]) Joannis Miltoni | Angli, | Artis Logicae | Plenior Institutio, | Ad | Petri Rami | Methodum concinnata, | Adjecta est Praxis Annalytica (sic) & Petri | Rami vita. Libris duobus | Londini, Impensis Spencer Hickman, So- | cietatis Regalis Typographi, ad | insigne Rosae in Coemeterio | D. Pauli. 1672 | 12°. 223 S. Br. M. 1134. a. 5. W. VII. 1—185. Vor dem Titel Milton's Bild, darunter „W. Dolle sculpsit" und „Joannis Miltoni Effigies aetat. 63. 1671". Es ist eine Kopie des Bildes von Faithorne; s. F. Marsh l. c. No. 28. Ich weiss nicht, wie Geffroy S. 241 dazu kommt, das Leben des Ramus als eine besondere Schrift mit dem Datum 1674 anzuführen.

149 [1]) Ich habe zusammengefasst, was sich mir aus Aubrey, Wood, Toland, Hamilton, der Vorrede zur englischen Uebersetzung des Milton'schen Traktats (Prose-Works, Ed. St. John 1861. IV), Sotheby 155—166, dem Report of the R. Commission on Hist. Mss. IV. P. 1 p. 227 und vor allem der eigenen Einsicht in das Original Ms. im Record-Office ergeben hat. In den Korrekturen des Ms. glaube ich neben D. Skinner's Hand zwei weitere Hände zu erkennen (z. B. S. 513 und 531 am Rande). Mit Todd 299 bin ich der Ansicht, dass die Hand, welche das Stück von S. 197 an geschrieben hat, die gleiche ist, welche im Cambridge Ms. in dem Sonett: „Methought I saw" etc. auftritt, ohne dass es mir möglich wäre, diese Hand zu identificiren; vgl. auch P. W. II. 305—307. — Für die Citate benutze ich nicht die lateinische Ausgabe: Joannis Miltoni Angli de doctrina christiana libri duo posthumi ed. C. R. Sumner Cambridge 1825, sondern die zugänglichere Uebersetzung in der Ed. St. John 1861, 68. Vol. IV. V.

155 [1]) V. 57. Im verlorenen Paradies sind allerdings Stellen enthalten, in welchen der Jargon der Astrologie angewendet wird, namentlich X. 658 ff., aber es wäre doch bedenklich, daraus Schlüsse auf die wirkliche Meinung Milton's zu ziehn. Anderer Meinung ist Keightley 219.

Seite

156 [1]) Worthington's Diary und Correspondence I. 360 ff. II. 1, 6 ff. Boyle's Works IV. 347; vgl. im Register „Angels".

157 [1]) Hanbury III. 533 ff. Confessions of faith and other documents illustrative of the history of the Baptist churches of England ed. for the Hanserd-Knollys-Society by E. B. Underhill 1854.

158 [1]) Kampschulte: Calvin I. 265.

[2]) Von anderen Stellen des P. l. kommen besonders in Betracht: III. 171 ff. V. 235 ff. 524 ff. VIII. 635 ff. IX. 350 ff. 1171 ff. X. 45.

159 [1]) S. die Zusammenstellung von Todd I. 313 und Sumner W. l. c. IV. p. XXX. Doch scheint mir die Stelle aus „The ready and easy way" nicht entscheidend zu sein.

[2]) De Foe: Political history of the devil (Works Ed. 1840, X. 68).

160 [1]) Todd I. 315 nach Saggio di critica sul paradiso perduto etc. Vita di Milton, scritta da Alessandro Pepoli. Eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Frage bezüglichen Stellen aus P. l. von Sumner l. c. IV. p. XXIX.; vgl. die Bemerkungen P. W. III. 197.

161 [1]) Ueber einen bisher unbeachtet gebliebenen Brief Spinoza's, von dem Oldenburg seinem Freunde Boyle eine Mittheilung macht, habe ich in den „Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" 1872 S. 523—537 gehandelt. Vielleicht sollte es daselbst statt „profecto" heissen „pro ficto".

162 [1]) Freilich zeigt die „Ungewissheit" Milton's, ob nicht doch eine „Zerstörung der Substanz" anzunehmen sei, dass er früher Gesagtes vergessen hatte.

163 [1]) IV. 188, 189, 270, 279; vgl. Paradise lost X. 790 ff.

164 [1]) „De me, libris tantummodo sacris adhaeresco, haeresin aliam, sectam aliam sequor nullam" (Widmung). Ueber die Doctrina christiana haben u. a. ausführlicher gehandelt: Sumner in der Einleitung, Todd I. 293—364, Keightley 159—214, Mitford: W. I. p. CXL—CLIV, Lelièvre und E. de Guerle in der Revue chrétienne 1863, 1869, Weingarten 80—82 (ich weiss nicht, wieso dieser dazu kommt, das Autograph der D. c. in Cambridge gefunden sein zu lassen), Liebert 276—284, dem ich hier, wie schon früher in meinem Aufsatze: John Milton und der Calvinismus, Jahrbücher für deutsche Theologie XVII, mehrfach wörtlich gefolgt bin.

165 [1]) Works Ed. St. John IV. 430; vgl. Toland (Ed. 1761) p. 140. Todd I. 268.

Sechstes Kapitel.

169 [1]) Of | True Religion, | Haeresie, | Schism, | Toleration, | And what best means may be us'd against the growth of | Popery | The Author J.

Seite

M. | London | Printed in the Year, 1673. 16 S. 4. Br. M. E. 1958. W. V. 406—420.

174 [1]) S. die Aussage von Titus Oates, abgedruckt in Milton's Works ed. St. John IV. p. XXVII.

175 [1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um nachzuholen, dass Buch 2 Kapitel 5 die Vorgänge in Maryland neben denen von Neu-England noch eine Erwähnung verdient hätten.

176 [1]) Ueber Parker s. Wood Ed Bliss IV. 225. Seine Schrift: „A reproof to the rehearsal transpos'd in a discourse to its author, London 1673", in den Stationers' Registers eingetragen unter dem 15 März 1673, befindet sich nach Wood IV. 230 in der Bodleiana A. 41 Linc. Das andere, an Angriffen auf Milton reiche Pamphlet „The transproser rehears'd or the fifth act of Mr. Bayes's Play. Oxford 1673", ist mir im Br. M. bekannt geworden. Dies Pamphlet stammt nach Wood l. c. von „Rich. Leigh sometime commoner of Queen's college" (s. über ihn Wood IV. 534). Marvell hält Parker für den Autor auch dieser Schrift, wie sich aus seinen Worten im zweiten Theile seines „Rehearsal transprosed" ergiebt. Beide Theile dieses Werkes (1672 und 1673), dessen Titel sich aus Buckingham's Rehearsal erklärt, sind neuerdings musterhaft herausgegeben von A. B. Grosart in Marvell's Works III.; daselbst 498—500 die auf Milton bezügliche Stelle.

177 [1]) „He had, as I remember, prepared for the press an answer to some little scribing quack in London [freilich war „the transposer rehears'd" in Oxford erschienen], who had written a scurrilous libel against him; but whether by the diswasion of friends, as thinking him a fellew not worth his notice, or for what other cause I know not this answer was never publisht". E. Phillips.

[2]) A Brief | History | Of | Moscovia | And | Of other less known Coun | tries lying eastward of Russia as | far as Cathay. | Gather'd from the Writings of se- | veral Eye-witnesses. | By John Milton. | London, | Printed by M. Flesher, for Brabazon Ayl- | mer, at the Three Pigeons against the | Royal Exchange. 1682. | 12. 109 S., vorher auf 3 Bl. „The Authors Preface" und „Advertisement". Br. M. 1049. c. 2. W. VIII. 469—519, hier fehlt indess das „Advertisement". Es geht zu weit, wenn Wachler: Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. 847, das Werk „eine jugendliche Compilation" nennt.

178 [1]) Hartlib's Interesse an ähnlichen Arbeiten ersieht man z. B. aus Worthington's Correspondence I. 147. I. 139. Hier werden erwähnt: „The travels and voyages of Olearius and Mandeslo into Muscavia, Persia and the dominions of the great Mogul, much augmented and translated by Mons. Viqueford into French". Eine

Seite

englische Uebersetzung von John Davies, die Milton leicht bekannt werden mochte, erschien London 1662.

179 [1]) A | Declaration, | Or | Letters Patents of the Election | of this present | King of Poland | John the Third, | Elected on the 22d of May last past, | Anno Dom. 1674. | Containing the Reason of this Election, the | great Vertues and Merits of the said Se- | rene Elect, His eminent Services in War, e- | specially in his last great Victory against the Turks and Tartars, whereof many Particulars are here related, not published before. | Now faithfully translated from the Latin Copy. (Darunter mit Tinte: „By John Milton".) London, Printed for Brabazon Aylmer, at the three Pigeons in | Cornhil, 1674. | 4°. 12 S. Br. M. $\frac{\text{E. 1959}}{3}$. W. VIII. 458—468; über die Frage der Aechtheit der Milton'schen Uebersetzung s Todd I. 216, 217.

[2]) Poems, etc. | Upon | Several Occasions. | By | Mr. John Milton: | Both English and Latin, etc. | Composed at several times. | With a small Tractate of | Education | To Mr. Hartlib. | London, | Printed for Tho. Dring at the White Lion | next Chancery Lane End, in | Fleetstreet. 1673. Br. M. 684. d. 34. 8°. Nach S. 165 ein neuer Titel: Joannis Miltoni | Londinensis | Poemata. | Quorum pleraque intra Annum | aetatis Vigesimum Conscripsit. Nunc primum Edita. | Londini, | Excudebat W. R. Anno 1673; danach 117 S. Ueber die Abweichungen der ersten und der zweiten Ausgabe der Gedichte s. P. W. II. 173.

180 [1]) Joannis Miltonii Angli, | Epistolarum Familiarium | Liber Unus: | Quibus | Accesserunt, Ejusdem, jam olim in Col- | legio Adolescentis, | Prolusiones | Quaedam | Oratoriae, | Londini, | Impensis Brabazoni Aylmeri sub Signo | Trium Columbarum Via vulgo | Cornhill dicta, | An. Dom. 1674. 155 S. 12°. Der Eintrag in den Stationers' Registers lautet: „1. July 1674 Mr. Brabazon Aylmer Entred then for his Copy (under the hands of Mr. Roger L'estrange and Mr. Warden Mearne A Book or Copy intituled Joannis Miltonii Angli Epistolarum familiarium Liber unus quibus accesserunt ejusdem jam olim in Collegio Adolescentis Prolusiones quaedam oratoriae." Ueber B. Aylmer s. P. W. I. 17. 18.

[2]) Ueber die Ergänzung der Staatsbriefe durch W. D. Hamilton nach dem im Record-Office befindlichen Ms. s. o. Anm. 2 zu III. 28. Nicht zu verwechseln mit den Staatsbriefen sind die „Original" letters and papers of state addressed to Oliver Cromwell, concerning the affairs of Great Britain . . found among the political collections of John Milton . . published by John Nickolls, London 1743. Diese Sammlung von interessanten Aktenstücken soll sich nach den Bemerkungen des Herausgebers p. IV. im Nachlass Th. Ellwood's befunden haben.

Seite

Innere Gründe dafür, dass sie einst in den Händen Milton's gewesen seien, liegen nicht vor.

182 [1]) Edward Phillips: Theatrum poetarum, 1675. Br. M. 1088. d. 7; vgl. Godwin 158 ff.

[2]) Paradise Lost. | A | Poem | In | Twelve Books. | The Author | John Milton. | The Second Edition | Revised and Augmented by the | same Author. | London, | Printed by S. Simmons next door to the | Golden Lion in Aldersgate-street, 1674. 333 S. Br. M. 1076. f. 20. 12°. Marvell's und Barrow's Verse in P. W. I. 127—129. In einigen Exemplaren der zweiten Ausgabe findet sich Milton's Bild mit der Unterschrift: „W. Dolle sculpsit: Johannis Miltoni effigies aetat. 63, 1671". Facsimile der Quittung vom 26. April 1669, deren Unterschrift möglicher Weise von der Hand der Frau Milton's stammt, bei Sotheby Pl. XVIII.; vgl. P. W. I. 12.

183 [1]) Richardson CXX. Hat man vielleicht die Verse in Marvell's Gedicht On paradise lost: „Their Fancies like our Bushy-points appear | The Poets tag them, we for fashion wear" mit Milton's Worten: „he would give him leave to tagge his verses" (s. Aubrey) in Verbindung zu bringen?

184 [1]) Aubrey, Richardson CXX. The dramatick works of Dryden IV. (1735), daselbst das Gedicht von N. Lee: „To Mr. Dryden on his poem of paradise", von Interesse wegen der Geringschätzung des Milton'schen Epos; s. auch Dryden's Verse unter dem Bilde Milton's in Tonson's Folio-Ausgabe des verlorenen Paradieses 1688 (Dryden: Poetical Works 1874 p. 652).

185 [1]) Mehr wird man aus den Worten bei Richardson nicht entnehmen dürfen, am wenigsten passt der Ausdruck „termagant" auf eine Frau, die Aubrey nach eigener Bekanntschaft als „a gentle person, a peacefull and agreeable humour" schildert. Ich weiss nicht, wieso Todd I, 287, Keightley 93 dazu kommen, auf Phillips Autorität hin von der dritten Frau Milton's zu behaupten: „she persecuted his children in his lifetime and cheated them at his death".

186 [1]) Phillips. Richardson nach mündlichen Berichten.

187 [1]) Dass Milton nicht mehr als etwa 900 £ hinterlassen hat, ist daraus zu schliessen, dass die Wittwe, gezwungen, den Töchtern ein Drittel herauszugeben, jeder 100 £ überliess; s. Todd I. 290. P. W. I. 70. Phillips' Notiz: „He is said to have dyed 1500 £ in money . . besides household goods", wird damit hinfällig; vgl. Marsh 13.

188 [1]) Toland, der einzelne Nachrichten, die sich sonst nicht vorfinden, von Bekannten Milton's, welche er befragte, erhalten konnte.

189 [1]) Aubrey, Wood, Phillips, Toland. Die Akten des Processes der drei Töchter gegen ihre Stiefmutter, zuerst herausgegeben von Warton, sind abgedruckt bei Todd I. 263—290, Keightley

Seite

138—149; vgl. Marsh. Der Eintrag in dem Pfarr-Register von St. Giles, Cripplegate „L. John Melton, gentleman Consumption. Chancell. 12. Nov. 1674" bei Todd I. 217 („Melton" später verändert in „Milton"). Ueber das Schicksal des Grabes ebenda 218—220. Im Jahre 1793 wurde eine Marmorbüste Milton's in der Kirche aufgestellt, nachdem schon 1737 eine solche im Poetenwinkel der Westminster-Abtei einen Platz gefunden hatte.

190 [1]) Heath: Chronicle of the civil wars; s. Godwin 173.

[2]) S. Aubrey. Toland i. f. bemerkt, er erwarte noch Miltoniana „from James Tyrrel, who has the manuscripts copies in his hand, and, I dare affirm, will not envy such a blessing to the nation".

191 [1]) S. die Zusammenstellung P. W. I. 69—74 und bei Keightley, den Stammbaum in W. Band I.; über Christoph Milton daselbst I. p. CLXXXIV. und Macaulay, H. of E. Register, über die Phillips s. Godwin.

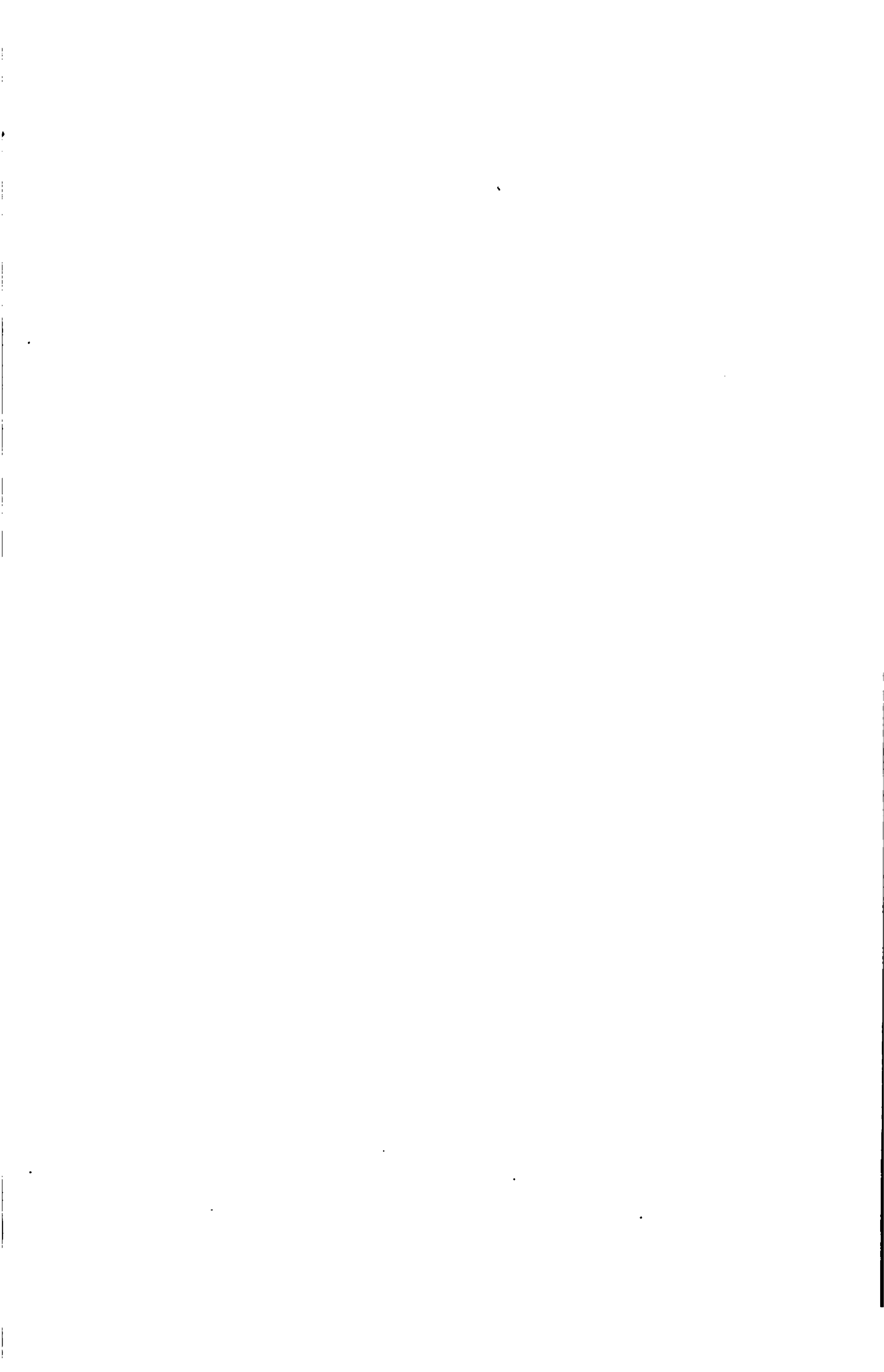
Druckfehler und Berichtigungen.

S. 54 Z. 8 v. u. lies erschöpft statt errschöpft.
S. 56 Z. 12 lies versucht gefühlt haben statt versucht h.
S. 189 Z. 20 fehlt hinter Volkes das Anmerkungszeichen [1]).
S. 189 Z. 4 v. u. lies Er statt Es.

Personenregister.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.




52583
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



